MDCXL

Mr. Joseph E. Stewart
1906 Chet Atkins Blvd.
Nashville TN 37212-2123

VOM GESCHICHTLICHEN WERDEN

UMRISSE EINER ZUKÜNFTIGEN GESCHICHTSLEHRE

VON KURT BREYSIG

DRITTER BAND

DER WEG DER MENSCHHEIT

1 · 9 · 2 · 8

J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOLGER
STUTTGART UND BERLIN

DER WEG DER MENSCHHEIT

VON

KURT BREYSIG

PROFESSOR
AN DER UNIVERSITÄT BERLIN

1 · 9 · 2 · 8

J. G. COTTA'SCHE BUCHHANDLUNG NACHFOLGER
STUTTGART UND BERLIN

ALLE RECHTE VORBEHALTEN

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

VORWORT

Ich darf von den drei Reihen dieser Untersuchungen, von denen so viele erst die Gestalt von Versuchen an sich tragen, die letzte nicht in die Welt gehen lassen, ohne ausdrücklich darauf zu verweisen, daß sie in dem Bereich der Wissenschaft, der sie dienen möchten, der Geschichtslehre, ganze weite Bezirke völlig unbetreten lassen. Es war für mich, schon als ich, im Jahre 1912, diese Blätter niederzuschreiben begann, eine ausgemachte Sache, daß ich an den großen Fragenzusammenhang der geschichtlichen Gesetze jetzt noch nicht würde rühren dürfen. Aus dem sehr schlichten Grunde, weil der Vorrat an sicher geborgenen, d. h. begriffsmäßig eingeordneten Einzeltatsachen, der mir damals wie auch heute zur Verfügung steht, noch bei weitem nicht ausreicht, um endgültig — ich meine für mein Können endgültig — von diesen letzten Summierungen alles geschichtlichen Geschehens zu sprechen. Ich habe, als ich meinen Lauf durch die Bezirke einer vergleichenden Menschheitsgeschichte begann, in der Programmschrift von 1905 (Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte), die ich, im Grundstock nur leise verändert, im Oberbau wesentlich erweitert, vor wenigen Monaten von neuem vorgelegt habe, wohl gewagt, eine Anzahl der Regeln aufzubauen, die mir damals als die gesichertsten erschienen, um sie als Probestücke dieser Sehweise hinzustellen. Aber schon damals war es mein Vornehmen, diese Gesetze erst dann in erneuter Gestalt wieder aufzurichten und auf ihre an sich selbstverständlich viel größere Gesamtzahl zu bringen, wenn ich die Grundlage eines ganz breiten und für mein begrenztes Vermögen vollständigen Erfahrungs-Unterbaues geben könne. Von einer solchen Möglichkeit aber trennt mich auch heute noch eine weite Wegstrecke.

Die Gesetze aber, wie sie mir jetzt wie damals als letztes Ziel des besonderen Teils einer Geschichtslehre vorschweben, können nur als dessen Krönung gelten; zu ihnen muß ein staffelreicher Schichtenbau von immer neuen erfahrungswissenschaftlichen Zusammenfassungen und begriffsmäßigen Durcharbeitungen emporführen. Alle Forschungen dieser Höhenlage, die aufsteigend von dem Stoff, den eine vergleichende Menschheitsgeschichte bereitgestellt hat, recht eigentlich erst die Grundveste einer Geschichtslehre herzustellen haben, sind, wie meinen Lesern bekannt ist,

von diesem Werk, das um dessentwillen nur die Teilaufschrift Vom geschichtlichen Werden erhielt, grundsätzlich ausgeschlossen. Es gehört vielmehr gänzlich der Hälfte der Geschichtslehre an, die ich als ihren allgemeinen Teil ansehe.

In einem etwas bedingteren Sinne möchte ich die Ergebnisse, die die nun zu Ende geführten drei Bände für die allgemeine Geschichtslehre vorgelegt haben, als vorläufige angesehen wissen. Einige von ihnen, wie die Lehre von der Entsendung und dem Fortstrahlen der Kraft aus dem Ich des schöpferischen Einzelnen und ihre Überleitung in den Entwicklungsgedanken (1912), oder die andere von dem lediglich objektiven, im eigentlichen Sinn des Wortes gemachten, nicht aber schöpferischen Wesen des Zeitgeistes und der Art seiner Zusammensetzung (1926) legen bestimmte Erkenntnisse vom Wesen des geschichtlichen Vorgangs so fest, daß sie auch später nicht leicht zu erschüttern sein werden; aber sie sind noch nicht zu einem vollen Lehrbau, zu einer eingehenden oder gar vollständigen Formenlehre dieses Geschehens ausgestaltet. Für solchen Ausbau der Lehre vom Verhältnis zwischen Persönlichkeit und Entwicklung würde mir etwa an kunst- oder an verfassungsgeschichtlichen Zusammenhängen mancherlei Stoff bereit liegen; da ich nicht daran denken kann, ihn zu einem vollkommen ausgegliederten Lehrgebäude auszubilden, so möge man doch nicht, wie wohl geschehen ist, annehmen, ich sähe die Notwendigkeit aller solcher Zukunftsarbeit nicht.

Andere Teile meiner Ausführungen, wie die Marx (1918, 1925) und Hegel (1917, 1925) gewidmeten, sind ihrer eigenen Absicht nach mehr prüfender, beurteilender Art; doch wollen auch sie zukünftigem Bauen nutzen, insofern sie von den Werken früherer und wahrlich großer Meister nachweisen, daß und warum die von ihnen errichteten Grundvesten nicht etwa heutiger oder späterer Arbeit zur sicheren Unterlage dienen können.

Eine letzte Gruppe der Untersuchungen, aus denen sich die hier vorgelegte Reihe zusammensetzt, ist freilich an sich ganz positiver, ganz bauender, aber ganz gewiß nicht endgültiger Art, so wie (in Band II Buch V und VI) die über das sachgeschichtliche Geschehen der Verkettungen, die auf Zielbilder und Vorbilder hinweisen oder als Wachstümer und Zielstrebigkeiten das Gepräge innerer Entwicklungseinheit tragen (1925, 1926), so wie vor allem die über das Wesen und den Weg der geschichtlichen Entwicklung, die den heute vorgelegten dritten Band ausmachen, und die in ihrem Urbestand (Buch I—III) aus den Jahren 1912 und 1913 stammen, deren Oberbau (Buch IV—VI) aber erst jüngst (1927) hinzugefügt worden ist. Diese Ausführungen halte

ich für erste Würfe eines Grund- und Aufrisses der Menschheitsgeschichte, deren letzte Ziele und deren Grundlinien, wie ich hoffe, lange Zeit Bestand haben werden, deren Einzelheiten aber ich noch selbst vielfach zu vervollständigen und zu verbessern gedenke, je nach dem Fortschritt meiner Forschungen, wie sie vollends von den Arbeitern, die in Zukunft sich diesem Wissenschaftswerk widmen werden, auf das mannigfachste — das fürchte ich nicht, sondern das wünsche ich — werden umgestoßen und verändert werden.

So liegt denn das Werk, dessen Schlußteil ich jetzt hinausgehen lasse, vor mir wie ein weiter Bau, von dem ich hier und da, wie ich hoffe, Grundmauern habe legen können, von dem ich hier und da einzelne Teile habe höher hinaufführen können, den ich aber nirgends vollenden konnte oder wollte.

An diesen Baukern sollen sich weitere Einzelarbeiten anschließen, von denen die erste, einer Seelenkunde der Weltgeschichte gewidmete, in der Handschrift nahezu vollendet ist. —

Man wolle mir nicht als unnütze Pedanterie verübeln, daß ich in diesen Zeilen die Entstehungsjahre der einzelnen Werkteile verzeichnet habe. Eben weil die Arbeit über so lange Jahre sich verteilt hat, ist für den Verfasser notwendig, für den Leser vielleicht orientierend, festzulegen, wann die eine und die andere der Untersuchungsreihen angestellt worden ist. Nicht immer haben die Beurteiler meinem Buch in dieser Hinsicht die rechte Beleuchtung widerfahren lassen: so wenn ein sonst wohlwollender Richter mich darüber belehrt, daß ich mich doch seit meinen kollektivistischen Anfängen recht sehr geändert hätte. Das ist schon recht und von mir selbst (Band I, S. 116 ff.) dargelegt worden; aber ganz unmöglich ist es, wenn der gleiche Beurteiler behauptet, dies habe ich dem Vorgang eines viel gelobten Autors zu verdanken: denn dessen erstes Buch erschien 1917, so daß ich mir seine Erträge wirklich für die, wie ich schon in Band I (S. XI) angab, 1912 niedergeschriebene Lehre von Persönlichkeit und Entwicklung (Band I, Buch I und II) nicht habe zunutze machen können. —

Nicht alle Teile des heut vorgelegten Bandes sind unter das vorherrschende Vergleichsbild des Bahnengewindes gestellt: große Strecken von Buch I und die Bücher III, IV und V ganz haben nichts mit ihm zu schaffen. Für den Rest des Bandes aber muß ich einem eigens fühlenden Verstehen das geometrische Gleichnisbild empfehlen, zu dem ich als zu einer letzten, summierenden Formel meine Anschauung von der Bahnrichtung des bisher von der Menschheit zurückgelegten Weges zusammengedrängt habe. Sie kann und will dem als Gleichnis verwandten

an sich in vielem Betracht anders gearteten, vor allem aber sehr viel einfacher gebauten Tatbestand nur einige seiner Eigenschaften entnehmen; welche, habe ich mit denkbarer Bestimmtheit angegeben. Auch für sie aber ist die Geltendmachung von Einschränkungen und Bedingtheiten vonnöten, die ebenfalls in möglichster Vollständigkeit aufgezählt sind. Der verstehende Leser wird mir deshalb nicht die Behauptung von weiteren Vergleichspunkten zu Unrecht aufbürden, die ich gerade ausgeschlossen sehen wollte.

Die Wahl des Bahnengewindes ergab sich mir aus den inneren Gründen, die ich dargelegt habe. Selbst der an sich allzu einfache und eben deshalb nicht ganz genügende Gleichnisgedanke des Kreislaufs, der kyklischen Wiederholung, hat mir nicht zum Ausgangspunkt gedient. Vico hat ihn wohl verwandt, aber als ich zuerst auf die Vorstellung geriet, daß vielleicht auch eine Reiteration, eine Wiederholung oder Halbwiederholung der Entwicklungsbahnen in Betracht gezogen werden müsse (vgl. Stufenbau von 1905, S. 119), war mir diese Reihe seiner Darlegungen gänzlich unbekannt.

Wohl aber habe ich halb wie eine Unterstützung, halb wie eine Genugtuung empfunden, als ich noch in den letzten Wochen, dicht vor Abschluß des heute vorgelegten Druckes, fand, daß Goethe zweimal dies selbe hier frei gewählte Gleichnis angewandt hat. Er hat in einem Brief an Zelter von dem Dichten und Trachten der Menschen als dem beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdetreiben gesprochen. Und er hat in der Einleitung zu dem Historischen Teil der Farbenlehre gesagt: „der Kreis, den die Menschheit auszulaufen hat, ist bestimmt genug, und ungeachtet des großen Stillstandes, den die Barbarei machte, hat sie ihre Laufbahn schon mehr als einmal zurückgelegt. Will man ihr auch eine Spiralbewegung zuschreiben, so kehrt sie doch immer wieder in jene Gegend, wo sie schon einmal durchgegangen."

Man bemerkt, wie hier auch der sehr viel allgemeinere Gedanke der Bahnbestimmtheit auftaucht, die der Wegewahl der Menschheit als einer zwangsläufigen zugrunde liegt und von der die Ausführungen des heute vorgelegten Bandes so sehr beherrscht sind, daß ich ihm ursprünglich die Aufschrift: Die Bahnbestimmtheit der Geschichte geben wollte. Man wird gewiß nicht so gelegentliche Äußerungen großer Vergangener als feste Stütze für heutige in ganz anderer Absicht unternommene Lehren benutzen dürfen. Aber wer wollte nicht Worte aus diesem Munde, die die eigene Meinung bestätigen, wie eine segnende Bekräftigung durch den höchsten deutschen Menschen empfinden. —

Die allgemeine Geschichtswissenschaft, der der Hauptstock meines Werkes ebenso wie die später sich anschließenden Einzeluntersuchungen dienen wollen, ist außer von manchen anderen Bemängelungen auch von dem Einwand bedroht, daß man ihre Erzeugnisse eben um ihrer weiten Zusammenfassungen willen mit den Büchern verwechselt, die heute in zunehmender Anzahl unternommen werden, um mehr noch der literarischen, richtiger gesagt der literatischen Wirkung, als einer wissenschaftlich völlig verantwortungslosenBelehrung wegen von Geschichte zu handeln. Wer meine Forschung mit einem Mindestmaß von Unbefangenheit mustert, wird finden, daß sie mit derlei Absichten nicht das mindeste zu schaffen hat. Ja, er wird zugeben müssen, daß keine wissenschaftliche Bemühung schwerer durch diese Bücher geschädigt wird als die einer allgemeinen Geschichtslehre oder einer vergleichenden Universalgeschichte. Denn ein scheinbar gleiches Ziel verführt zu dem Gedanken, als sei hier Gleiches versucht. Worauf es aber ankommt, das ist das Wie und der Weg, und die von mir gewählten sind denkbar von jenen verschieden. Ich habe nie etwas Anderes erstrebt als Erkenntnis und Wahrheit, auf dem Grunde der Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit und in Ausbildung und Ausnutzung von Forschungsweisen, die sich ein Höchstmaß von begrifflicher Strenge und folgerichtiger Anwendung der immer gleichen Regeln zur Pflicht machen.

Nur in jenen Anfängen meines Werkes, das sich erst langsam aus dem Zusammenhang mit einem früheren, nur dem Leben zugewandten Buch (Von Gegenwart und von Zukunft des deutschen Menschen, 1911) loslöste, ist die Form der Darstellung lockerer, nicht die Beweisführung, auf die sie sich stützt; seitdem, spätestens von den Anfängen von Band II ab und vollends in dem heute vorgelegten III. Bande, ist die reine Untersuchung an ihren Platz getreten.

Und jeder gerecht Urteilende wird nicht verkennen können, daß der Sinn meiner Unternehmungen recht eigentlich in der Ablehnung eines Mühens um literarische Wirkung besteht; wäre er gar wohlwollend und im weiteren, geistigen Sinn verstehend, so würde er finden, daß hier meine bestandenen Versuchungen liegen.

Mir ist so wenig an Durchsetzung von Meinungen und Auffassungen gelegen, die der wissenschaftlichen Prüfung nicht Stand halten, daß ich selbst am meisten wünschen würde, die Ergebnisse meiner Forschung würden so nachdrücklich wie möglich von solchen Bestandteilen befreit. Wird, wie ich hoffe, der Grundstock meiner Geschichtslehre als fest befunden, so würde ich dies als den höchsten mir erreichbaren Erfolg betrachten;

und der Gedanke, daß in den Einzelheiten bei jedem Fortschritt der gründenden Forschung, der Einzelforschung, auch an dem Oberbau der Geschichtslehre beständig Verbesserungen und Veränderungen vorgenommen werden müssen, ist dabei die selbstverständliche Voraussetzung. Sollte aber auch der Kernbestand sich, was ich nicht hoffe, als unhaltbar herausstellen, so muß auch er fallen, und bessere oder stärkere Arbeiter müssen — wie ich annehme, auch dann noch durch diesen ersten Versuch gefördert — das Werk von Neuem beginnen.

Als zuständig zu solchem Urteil kann ich freilich nur den anerkennen, dem es selbst um allgemeine Geschichtserkenntnis zu tun ist, nicht aber den, der, weil einer meiner Einzelbausteine anders geformt ist als die von ihm verwendeten oder gebilligten, ungeduldig über das ganze Unternehmen abspricht, oder der die Untersuchungen allgemeiner Geschichtswissenschaft von vornherein als essayistische und im Grunde verantwortungslose Gelegenheitsäußerungen ansieht.

Woran mir liegt, ist nur dies, daß ein Spezialfach der vergleichenden Universalgeschichte und der Geschichtslehre ausgebildet wird, sei es von mir, sei es von späteren, glücklicheren Forschern. Ist dies erst geschehen, dann wird auch die Lage dieser jungen Teilwissenschaft besser und gesünder werden, als sie heute noch ist. Sie wird nicht mehr, wie heute noch, um ihr Recht auf Dasein zu kämpfen haben. Man wird allmählich zu der Einsicht gelangen, daß sie nicht laxere Forschungsweisen als die gründende Geschichtsforschung zu befolgen hat, sondern eher noch strengere. Denn da sie an deren Ergebnisse, wie selbstverständlich ist, gebunden bleibt, wird sie auch deren Regeln als für sich bindend anerkennen müssen; dazu aber wird sie die ihr eigentümlichen Forderungen strengerer Begrifflichkeit und festerer, schärferer Ordnungsregeln fügen müssen, an die die Einzelforschung ihrem Wesen nach sehr oft gar nicht zu denken braucht.

Nur aus dem Zusammenwirken beider Forschungsgattungen, der streng an die Einzelheit und Einzigkeit des bestimmten Sondergeschehens gebundenen ersten Bezwingung der Tatsachen hier und ihrer allgemeinen und immer allgemeineren Ordnung, Fruchtbarmachung und Sinndeutung dort, wird erreicht werden, was unser aller gemeinsames Ziel ist: die Erkenntnis des Werdeganges der Menschheit.

Rehbrücke bei Berlin, den 14. Februar 1928

KURT BREYSIG

INHALTSVERZEICHNIS

DRITTER TEIL
DER WEG DER GESCHICHTLICHEN BEWEGUNG

Erstes Buch
Einheit und Teilung des Gesamtverlaufs der Geschichte

Erster Abschnitt: Entwicklungseinheiten .. .. 1—12

Erstes Stück: Das Wie des geschichtlichen Werdens .. 1—6

Vergleichende Allgemeingeschichte nur die Vorbereitung für die Geschichtslehre 1 — Aufsuchung der längsten oder der kürzesten Entwicklungsreihen? 3 — Gründe gegen die Aufsuchung der kürzesten Entwicklungsreihen: räumliche Unselbständigkeit der einzelnen Volksentwicklungen 4 — Zeitliche Begrenztheit der Entwicklungsreihen 5

Zweites Stück: Die kürzesten und die längsten Entwicklungsreihen .. .. 6—12

Bedenken gegen die Aufsuchung der weitesten Entwicklungsreihen: ihr Was noch kein Wie des Werdens 6— Zurückgehen auf die Aufsuchung nicht der mittleren, sondern der kürzesten Entwicklungsreihen 7 — Gründe für einen solchen Versuch: Seelenkunde als Mechanik der seelischen Einzelvorgänge 8 — Seine grundsätzliche Möglichkeit; dennoch Bevorzugung der längsten Entwicklungsreihen: gemäß dem Wesen der Geschichte 9 — Urbestandteile des geschichtlichen Geschehens: Bewegtwerden, Anderswerden 10 — Richtung als Summe aller geschichtlichen Sondergehalte; Beispiel: die Aufrichtung des Kaisertums durch Napoleon 11

Zweiter Abschnitt: Entwicklungsrichtung und Bahnbestimmung .. .. 12—24

Erstes Stück: Bahnabschnitte .. .. 12—20

Entwicklungslinien auch da, wo ein Einzelgeschehen überwiegt 12 — In der Wirkensgeschichte: große Staatslenker, Beispiel: Napoleon 13 — Große Dichter: Goethe; Voraussetzung die Umdeutung der Reihe der Werke in eine Reihe von Wirkenszuständen 14 — Gleichnisbeschaffenheit der Begriffe Bewegtwerden, Richtung 15 — Die bessere Bestimm-

barkeit der Bahnrichtung durch längere als durch die kürzesten Bahnabschnitte; Beispiel: die Entwicklung der obersten Finanzbehörde in Brandenburg-Preußen 1604 bis 1723 16 — Keine endgültige Erklärung des neuen Bahnverlaufs aus der zurückgelegten Bahn; die schöpferischen Einzelnen als Bahnbestimmer; fünf Fällegruppen der Richtungswahl 17 — Für die Zukunft bestenfalls nur Bahnbestimmungen von geminderter Sicherheit möglich 18 — Möglichkeit einer Bahnbestimmung aus den weitesten Entwicklungsgängen, aus dem Bahnenbau des Insgesamt der Menschheitsgeschichte 19 — Das Wie des Werdens 20

Zweites Stück: Gesamtverlauf .. .. 20—24

Richtungsregeln im Gesamtverlauf der Geschichte 20 — Möglichkeit eines völlig unregelmäßigen Bahnverlaufs, Fortschritt zur Gesetzhaftigkeit 21 — Ferne von anorganischen, größere Nähe zu biologischen Seitenstücken 22 — Der Grundsinn des geometrischen Gleichnisbildes Spirale: Weg, Kreislauf 23 — Gleichgültige und nur unter bestimmten Voraussetzungen zu verwertende Nebeneigenschaften 24

Dritter Abschnitt: Die Verflechtung der Entwicklungsreihen .. .. 25—45

Erstes Stück: Das Wegegeflecht der Geschichte .. .. .. 25—30

Forscherliches Recht auf die Vorwegnahme eines solchen Gesamtbildes vor dem Vorhandensein einer es tragenden Gesamtgeschichte der Menschheit 25 — Bild und Beschreibung des Bahnengewindes 26 — Neueuropäische Entwicklungsbahn als Grundbau, Abtragung der außer- und alteuropäischen Entwicklungsbahnen auf ihr 27 — Bauähnlichkeit der neu- und der alteuropäischen Entwicklungsbahnen 28

Zweites Stück: Die Abtragung der außereuropäischen Entwicklungsbahnen auf das Bahnengewinde .. .. 30—37

Die außergermanischen Volksentwicklungen; die außereuropäischen Volksentwicklungen: Urzeitvölker 30 — Drei Gruppen der Urzeitvölker 31 — Altertumsreiche, Mittelaltervölker 32 — Bahnabweichungen 33 — Mittelbildungen, Gleichläufigkeit der Entwicklungen 34 — Einzigkeit des Verlaufs der Neuesten Zeit der neueuropäischen Entwicklung 35 — Gesetzhafte Gültigkeit der Haupt-Baubeschaffenheit des Bahnenzuges 36 — Geschichtsgesetze und Naturgesetze 37

Drittes Stück: Das Geflecht der Wirkungsreihen im Bahnengewinde .. .. 37—45

Die Besonderheit der Einzelwege innerhalb der Gesamtbahn 37 — Wachsende Entfaltung von Sonderreihen auch innerhalb der einzelnen Volksentwicklungen 38 — Die unterste Einheit innerhalb der Reihen: der Einzelmensch 39 — Auch der Einzelne eine Wirkungsreihe 40 — Der Ein-

zelne Erreger und Inhaber aller Entwicklung 41 — Volksentwicklungen und Sachentwicklungen 42 — Vielgliedrigkeit des Bahnengewindes; Vergleich mit einem Sternsystem 43 — Hindrängen aller Völker zur spätesten Entwicklungsstufe 44

Vierter Abschnitt: Die Wirkungsbahnen der Einzelnen .. .. 45—59

Erstes Stück: Die Eigenbahnen der geschichtlichen Einzelnen .. .. 45—51

Abweichen der Wirkungsbahnen der Einzelnen von der Richtung der Gesamtbewegung: Böcklin, Nietzsche 45 — Das Verhältnis zwischen Einzelnem und Gesamtströmung: Delacroix, Delaroche 46 — Die Einordnung der größten Einzelnen in das Bahnengewinde: Buddha, Jesus, Muhammed 47 — Der Ort des Auftretens der großen Religionsstifter im Bahnengewinde 48 — Die großen Tatmenschen und der Gesamtverlauf der Geschichte: Alexander, Caesar, Napoleon 49 — Übereinstimmung des Bahnpunktes ihres Auftretens 50

Zweites Stück: Beweger und Bewegungen .. .. 51—59

Der Einfluß des Bahnverlaufs auf das Wirken der großen Einzelnen: Goethe und der Rousseau-Realismus, Goethe und der Klassizismus 51 — Goethe und die Romantik 52 — Das Verhältnis von Bewirktheit und Kraft der Persönlichkeit in jedem der drei Fälle 53 — Der Einfluß des Bahnverlaufs auf das Werk der großen Glaubensstifter: Hellenisierung und Romanisierung des jüdischen Christentums 54 — Das Christentum und die Germanen 55 — Christentum und Forschung, Christentum und Sozialismus 56 — Überwiegen der von seinem Urheber ausgehenden Grundkraft des Christentums über alle späteren Einströme; der Einzelne und die Entwicklung 57 — Die Einzelnen als Fortführer oder Abweicher von der Gesamtbahn 58

Fünfter Abschnitt: Entwicklungsgeschwindigkeiten .. .. 59—78

Erstes Stück: Begriff und Bedeutung .. .. 59—67

Verschiedenheit der Geschwindigkeit der Entwicklung der Völker 59 — Beispiel: Entwicklung der Hundertschaft in Deutschland, Schweden und Norwegen 60 — Anwendungen des Begriffs Entwicklungsgeschwindigkeit 61 — Keine Anwendung des Begriffs zu Vergleichungen im Längsschnitt 62 — Bestandteile und Gegenstand des Begriffs Entwicklungsgeschwindigkeit 63 — Entwicklungsalter kein Zeitmaß, sondern eine bestimmte Folge von Handlungsweisen 65 — Ausnahmefälle überschneller Entwicklung 66 — Entwicklungsalter gleich Wegleistung, Entwicklungsgeschwindigkeit gleich Zeitmaß der Wegleistung 67

Zweites Stück: Schätzungen und Vergleiche .. .. 67—78

Die Geschichte der neueuropäischen Völkergruppe als Wegmaß anderer Entwicklungen 68 — Germanenjahrhunderte 69 — Entwicklungsgeschwindigkeiten der alteuropäischen und der altägyptischen Stufenalter 70 — Babylonische, chinesische, russische, türkische, japanische Entwicklungsgeschwindigkeiten 71 — Vergleich der Entwicklungsgeschwindigkeiten mehrerer Abschnitte einer Entwicklungsreihe 72 — Die germanische Entwicklung hier kein geeigneter Maßstab 73 — Änderungen im Nacheinander ihres Auftretens als Maßstab 74 — Schwierigkeiten der Durchführung 75—Änderung der Entwicklungsgeschwindigkeit im zweiten Lebensalter der chinesischen, babylonischen, ägyptischen Entwicklung 76 — Die überraschen Entwicklungen: nach langem Verweilen, nach Staatsumwälzungen, durch starke Herrscher 77 — Nicht nur die Schnelligkeit, sondern auch die Kraftleistung der Entwicklung Gegenstand des Vergleichs 78

Zweites Buch

Das Bahnengewinde der Geschichte

Erster Abschnitt: Die Kreisbahnen der verfassungsgeschichtlichen Reihe .. .. 79—94

Erstes Stück: Von der Urzeit bis zu dem Ende der Neuzeit .. .. 79—84

Das Bahnengewinde als Gleichnis der mehrmaligen Teilwiederholung, der ungefähren Gleichläufigkeit der Entwicklung 79 — Keine Umkehrung des Bahnverlaufs (Pendelschlag), kein buchstäblich zu verstehender Kreislauf 80 — Zwei Formen der Übergänge von einer Halbbahn in die nächste; jäher Umschlag; ungefähre Gleichläufigkeit in der Entwicklung der inneren Staatsgeschichte: Ausgangspunkt in der Urzeit 81 — Altertums-Halbbahn, zweiter Kreislauf 82 — Überwiegen des Staatsmachtgedankens in der Neueren Zeit 83

Zweites Stück: Die Neueste Zeit .. .. 84—94

Volksherrschaft in der ersten Halbbahn der Neuesten Zeit, Vorstoß des Caesarismus 84 — Verflochtenheit der demokratischen mit der imperialistischen Strömung 85 — Mögliche Lösung 86 — Das demokratische Zeitalter der Neuesten Zeit 87 — Das imperialistische Zeitalter; Überleitungen von den Zeiten Wilhelms I. zu denen Wilhelms II. 88 — Anstreben von See- und Siedlungsmacht 89 — Imperialistische Bewegung außerhalb Deutschlands 90 — Die Entwicklung seit 1899:91 — Kriegsentspannung, Angriffsgeist in Fascismus, Kommunismus 92 — Demokratisch-sozialer Charakter zwischenstaatlicher Einungen und innerer Staatsentwicklung; alt- und neueuropäische Neueste Zeit 93

Zweiter Abschnitt: Der erste Kreislauf .. .. 94—103

Erstes Stück: Die Urzeit .. .. 94—101

Seelische Gesamtbewegung als Ursache der Einzelentwicklungen 94 — Gesamtverlauf und Abweichungen; Zeitalter des Persönlichkeitsdranges und Zeitalter des Gemeinschaftstriebes 95 — Gemeinschaftsdrang im Verfassungsleben der Urzeit 96 — In Wirtschaft, Familienverfassung, Glauben 97 — Allseelenglaube 98 — Tiergeister-, Heilbringerglaube 99 — Urzeitkunst, Sprache 100

Zweites Stück: Das Altertum .. .. 101—103

Königtum als Auswirkung der starken Persönlichkeit 101 — Die Persönlichkeit in Staat, Glaube, Kunst 102 — Germanisch-neueuropäisches Altertum: Persönlichkeit in Klassen- und Wirtschaftsentwicklung 103

Dritter Abschnitt: Der zweite Kreislauf .. .. .. 103—114

Erstes Stück: Das Mittelalter .. .. 103—109

Altertumsreste von Ichbetonung im Mittelalter 104 — Einzelne Ichbetontheiten in der Kunst; Gotik 105 — Höchstes Überwiegen der Ichhingabe in der Mystik 106 — Verwandtschaft zwischen der Scholastik und der Gotik, Abhängigkeit vom antiken Denken 107 — Abkehr vom ichmäßigen (platonischen) Denken 108

Zweites Stück: Neuere Zeit .. .. 109—114

Staatsmacht und Persönlichkeitsdrang 109 — Aristokratischer Persönlichkeitsdrang; Kapitalismus 110 — Michelangelo; Rückbiegungen zur Ichhingabe 111 — Rousseau-Realismus; beschreibende Forschung; bauende Forschung; Reformation 112 — Auflehnung des Verstandes, Luthers Persönlichkeitskraft, die Aufklärung 113

Vierter Abschnitt: Der dritte Kreislauf: Die Neueste Zeit .. .. 114—129

Erstes Stück: Vom Ausgang des achtzehnten bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts .. .. 114—121

Wachsen des Genossenschaftsgedankens mit zwergindividualistischen Bestandteilen 114 — Individualaristokratische Einflüsse, Anwachsen des Individualismus in der Wirtschaft; Sozialismus 115 — Beginnender wirtschaftlicher Imperialismus; Caesarismus Napoleons 116 — Der Klassizismus; Gedankenbauten der Forschung Hegels 117 — Einlenken von Kunst und Forschung in die Grundströmung; neue Ausnahmen 118 — Nachahmende Baukunst, geschichtliche Glaubenskritik 119 — Schwäche des Glaubens und der Glaubensverneinung 120

Zweites Stück: Die jüngste Vergangenheit .. .. 121—129

Triebverflochtenheit, Kommunismus und Fascismus 121 — Anarchismus 122 — Individualaristokratische Gesellschaftsziele 123 — Sozialistisch-demokratische Ordnung 124 — Zukunft des Imperialismus 125 — Ichmäßigkeit: der neuen Kunst 126 — Der neuen Forschung 127 — Versagen des Glaubens 128 — Verbreiterte Wirkung des geistigen Werks 129

Drittes Buch

Regelhaftigkeit und Abwandlung im Zuge der Geschichte

Erster Abschnitt: Regelhaftigkeit im Bahnengewinde .. .. 130—150

Erstes Stück: Pendelschlag und Drei-Bahnen-Gleichläufigkeit .. .. 130—135

Gefahren der Ausdeutung der Geschichte als Gesamtverlauf 130 — Pendelschlag; regelmäßige Gegenwendlichkeit in der Grundrichtung zweier sich folgender Zeitalter 131 — Die voneinander abweichenden Hauptrichtungen der Zeitalter 132 — Die Gleichläufigkeit der einzelnen Sachentwicklungen in den Kreisbahnen 133 — Drei-Bahnen-Ähnlichkeiten: im Glauben, in der Wirtschaft 134 — In Kunst und Forschung 135

Zweites Stück: Die Regelhaftigkeit und die Einheit des Bahnverlaufs .. .. 135—138

Vorbereitung des Richtungswechsels gegen Ende der Halbbahn 135 — Besonderheiten im Bau der Geschichte: Vergleiche mit andern Geschehensreichen 136 — Regelhaftigkeit des Gesamtverlaufs 137 — Notwendigkeit der Aufsuchung der längsten Geschehnisfolgen zur Erkenntnis des Weges der Geschichte 138

Drittes Stück: Begriffliche Bemängelungen und naturgeschichtliche Vergleiche .. .. 139—150

Die Forderung mechanischer Gesetzmäßigkeit 139 — Gültigkeitsbereich der statischen und dynamischen Gesetze in der Naturforschung 140 — Physikalische und seelenkundliche Gesetze 141 — Die Entwicklungsbahnen der Werdegänge der Fixsterne 142 — Vergleich mit der Menschheitsgeschichte in bezug auf ihren Grad der Gesetzmäßigkeit; seitliche Bewirkungen 144 — Regelhaftigkeit und Unregelmäßigkeit vielgliedriger Verläufe 145 — Fixsternbewegungen 146 — Der Bahnenzug der Geschichte und der Bahnenzug der Gestirne 148 — Entwicklungsbahnen unter dem Bilde von Bewegungsbahnen 149

Zweiter Abschnitt: Die Regel der Unregelmäßigkeiten .. .. 150—161

Erstes Stück: Formenlehre .. .. 150—153

Regel und Richtung: Regeln höheren Ranges 150 — Die Unregelhaftigkeit der Besonderheit 151 — Zeitmerkmale und Persönlichkeitseigenschaften 152 — Abweichungen der Bahnenverläufe voneinander: das Bild der Spirale 152

Zweites Stück: Einzelvergleiche .. .. 153—158

Die körperschaftlich gerichteten Halbbahnen: Vergleichung der Kopfzahl 153 — Entwicklung der Dichtigkeit der Verbindungen 154 — Ergebnis des Vergleichs 155 — Die Gegenbahnen: Königtum und Untertanenschaft; Zusammenfassung beider Reihen 156 — Volkswirtschaftsreihen; zunehmende Einfügung des Einzelnen, Ausbildung von Führertum 157

Drittes Stück: Fortschreitende Reihen und Zielzustände 158—161

Fortschreitende Angleichung der Halbbahn-Gegensätze in den früheren Zeiten 158 — Weitere Einebnungen in den späteren Zeiten 159 — Bild der kegelförmigen Spirale 160

Dritter Abschnitt: Die Lebensalter der Menschheit 161—169

Erstes Stück: Die Urzeit als Kindheit der Menschheit 161—164

Ermüden der Gesamtbewegung? 161 — Menschenkindheit und Menschheitskindheit: Überwiegen der Phantasie, mangelnder Sinn für Geschichte 162 — Seelische Ähnlichkeiten zwischen Kindheit und Urzeit 163 — Rückbleibsel im Leiblichen und Geistigen 164

Zweites Stück: Die späteren Entwicklungsalter der Menschheit und die Lebensalter des Einzelnen .. .. .. 165—169

Vergleich späterer Alter 165 — Greisenalter und Tod der Völker? 166 — Das Beispiel des alteuropäischen Weltalters 167 — Stärkere Kraft der nördlichen Völker 168 — Rückbildungen 169

Viertes Buch

Quer- und Längsschnitte des Bahnengewindes

Erster Abschnitt: Die Bahnenbündelung im Querschnitt .. .. 170—194

Erstes Stück: Die Einheitlichkeit des Bahnenbündels .. 170—176

Allgemeinste Baueigenschaften: Einheitlichkeit des Geschichtsbildes 170 — Beschreibende Weltgeschichte: Ranke 171 — Hegels Einheitswille 172 — Hegels Konservativismus 173 — Anordnung der orientalischen Völkergeschichten im

Nebeneinander 174 — Hegel und die Urzeit; Überlieferung und Geschichtsfähigkeit 175 — Berechtigung der neuen Anordnung der Geschichte 176

Zweites Stück: Die geschichtliche Gegebenheit der Bündelung .. .. 177—182

Weltgeschichtsschreibung des neunzehnten Jahrhunderts 177 — Ein Gewinst der alten, ein Mißstand der neuen Ordnung 178 — Ungerechtfertigte Beschränkung des Gebiets der Geschichte 180 — Die Menschheitsgeschichte eine biologische Einheit 181

Drittes Stück: Fehlende Entwicklungsglieder und gegenseitige Ergänzung .. .. 182—187

Aufeinander folgende Entwicklungszustände; Tlinkit und Irokesen: Geschlechterverfassung 182 — Abwandlung 183 — Ergänzung, Heiratsverbote 184 — Häuptlingsamt 185 — Stammesausgliederung 186 — Ergebnis 187

Viertes Stück: Entwicklungsähnlichkeiten und Entwicklungsgabelungen .. .. 187—194

Entwicklungsverwandtschaften: Entstehung der Schrift 187 — Walam Olum und Genesis 188 — Entwicklung der Glaubensformen und der Geschlechterstaatsordnungen auf der Erde 189 — Notwendigkeit der Bahnenbündelung; Gegenprobe; Gabelung des Werdegangs 190 — Siedlerschaft und Geschlechterstaat 191 — Spartanische und athenische Verfassungsgeschichte 192 — Übergänge und Gabelungen; Gabelung bei gleicher und bei sich abspaltender Entwicklungsrichtung 193 — Vorbereitung der folgenden Halbbahn durch Entwicklungsgabelung 194

Zweiter Abschnitt: Entwicklungseinheiten im Längsschnitt .. .. 194—218

Erstes Stück: Die Bahnabschnitte und die Sicherung ihrer Grenzen .. .. 194—198

Bestimmung der Bahngrenze von ihrem Scheitelpunkt her 194 — Auszackungen der Entwicklung: der deutsche Bauernkrieg 196 — Bahnscheitelpunkt und Ganzheit des Bahnabschnitts 197 — Bahnabschnittsformeln allgemeiner und besonderer Ebene 197

Zweites Stück: Die Bahnabschnitte und ihre entwicklungsgeschichtliche Eigenbedeutung .. .. 198—206

Stufennamen und ihre Sachgehalte 198 — Geschichtliche Wachstumsgesetze 199 — Selbstverständlichkeit aller Gegebenheit in Sein und Geschehen 200 — Empirische Gesetze 201 — Unmöglichkeit eines *a priori* der Geschichte 202 — Gesetz und Fällezahl 203 — Abnehmende Fällezahl und wachsende Differenziertheit 204 — Geschichtsfremder Individualismus und Gesetzhaftigkeit der Geschichte 206

Drittes Stück: Die Gesetzhaftigkeit des geschichtlichen Gesamtverlaufs .. .. 206—212

Geschichtslehre und Geschichtsphilosophie 206 — Die Abfolge von Entwicklungsaltern ein Geschichtsgesetz? 207 — Der Gesamtverlauf der Geschichte weder Wachstum noch evolutive Entwicklung 208 — Antibiologische Eigenschaften des Bahnengewindes 209 — Der geschichtliche Gesamtverlauf keine kumulative Entwicklung 210 — Dennoch gesetzhafte Zwangsläufigkeit des Gesamtwerdegangs wahrscheinlich 211 — Einheitlichkeit des Gesamtwerdegangs der Geschichte 212

Viertes Stück: Geschehensverkettungen und Entwicklungsreihen .. .. 212—218

Kürzeste, zweigliedrige Entwicklungsfolgen 212 — Begriffsumgrenzung 213 — Entwicklungseinheit: Begriffsumgrenzung 214 — Zwischenformen 215 — Entwicklungsreihen: Begriffsumgrenzung 216 — Längenverschiedenheit der Entwicklungsfolgen; Macht auch ganz kurzer Entwicklungsfolgen 217 — Längste Entwicklungsfolgen; ihre Endlichkeit 218

Dritter Abschnitt: Die Bahnabschnitte als Entwicklungseinheiten .. .. 219—238

Erstes Stück: Die auf- und absteigende Kurve der Urzeit 219—226

Ebenmäßigkeit der Gliederung des geschichtlichen Gesamtverlaufs 219 — Nur am Einzelfall Beginn, Scheitelpunkt und Ausgang eines Abschnittes bestimmbar 220 — Irokesische Geschichte als artvertretend für die Verfassungsentwicklung der Urzeit; Restbesitz an Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen 221 — Staatsgründung als Gipfel der Bahn 222 — Entwicklung zur Ehe 223 — Stellung der Frau; Wirtschafts- und Glaubensentwicklung 224 — Der Teilabschnitt der sinkenden Urzeit bei den Irokesen 225

Zweites Stück: Die mittleren Bahnabschnitte: Altertum und Mittelalter .. .. 226—233

Schwierigkeit der Auffindung artvertretender Beispiele eines Altertumsverlaufs 226 — Das fränkische Altertum als Stufenbeispiel 228 — Störung der Entwicklung von Glauben, Sprache und bildender Kunst 229 — Keine Wissenschaftsentwicklung; Vollreife staatlicher Entwicklung 230 — Die Kurve der Altertumsentwicklung in Staat und Tat 231 — Die Entwicklung des Mittelalters in Frankreich 232

Drittes Stück: Die späteren Bahnabschnitte: Neuere und Neueste Zeit .. .. 233—238

Einheitlicher Charakter des Mittelalters, aber auch der Neueren Zeit 233 — Die Kurve der neuzeitlichen Entwicklung in Frankreich 234 — Mittelalterreste in Kunst und Forschung 235 — Die Kurve der Neuesten Zeit in Frankreich 236 — Der letzte Teilabschnitt des neunzehnten Jahrhunderts 237

Fünftes Buch

Die Wegleistung der Völker

Erster Abschnitt: Die Verteilung der Völker über die Bahnabschnitte des Gesamtweges .. .. 239—281

Erstes Stück: Die einzelnen Gruppen der Urzeitvölker 239—245

Regelhaftigkeit der Verteilung der Völker über die Bahnabschnitte? 239 — Zahl der lebenden Urzeitvölker 240 — Gruppen der Urzeitvölker 241 — Hervorgehen aller höheren Entwicklungsabschnitte aus der Gruppe des Geschlechterstaats 242 — Verkümmerung der Siedlerschafts- gegenüber der Geschlechterstaatsgruppe 243 — Ursache dieses Versagens 244 — Zurückbleiben auch der geistigen Entwicklung 245

Zweites Stück: Der Anteil der Urzeit an der geschichtlichen Vorwärtsbewegung .. .. 245—256

Widerstand der Völkerkunde gegen die Einordnung ihrer Forschung in die Geschichte 245 — Vorzüge und Gefahren völkerkundlicher Sammlungen 247 — Der Gedanke der Kulturkreise 248 — Kulturkreis- und entwicklungsgeschichtliche Forschung 249 — Empirische Grundlage des Bastianschen Völkergedankens; Ablehnung naturwissenschaftlicher Denkweisen durch die Völkerkunde 250 — Wissenschaftsmechanische Ursache 251 — Einzelgründe der Ablehnung und ihre Widerlegung 252 — Angriffe gegen die vergleichende Geschichtsforschung 253 — Erwiderungen 254 — Streitfragen innerhalb der Völkerkunde 255 — Vergleichende Menschheitsgeschichte und Völkerkunde 256

Drittes Stück: Die Heersäule der Altertumsvölker .. .. 257—264

Bewertung von Schaffen und Werden; Leistung, die nicht Wegleistung ist 257 — Werdenshaft unwirksame Neuerungen: übermäßige Formenbildung 258 — Auf Erhaltung eines Zustandes gerichtete Leistung 259 — Unreife und mittlere Altertumsvölker 260 — Zeitweilige Gabelung der Entwicklung: mongolische Reitervölker 261 — Vorderasiatische und altamerikanische Altertumsvölker 262 — Hinterasiatische höchste Altertumsvölker 263

Viertes Stück: Die Völker der Mittelalterstrecke .. .. .. 264—269

Bemessung der Wegleistung nach den Hauptentwicklungsreihen 264 — Abweichung von Teilentwicklungen vom Stande der Hauptentwicklung 265 — Staats- und Verfassungsentwicklung ausschlaggebend 266 — Abweichen der geistigen Wegleistung von der gesellschaftlichen in Japan 267 — Schwerpunkt der Entwicklung bei den Arabern im Altertum, bei Japanern, Indern, Polynesiern im Mittelalter

268 — Überspringen der Altertumsstufe bei Karthagern, gallischen Kelten, Maori 269

Fünftes Stück: Alt- und außereuropäische Wegleistungen 269—276

Gleichläufigkeit des Bahnenbündels der neueuropäischen Geschichtseinheiten 269 — Dadurch Machtverstärkung des Gliederganzen 270 — Seitenstück: Geschichte Griechenlands 271 — Gleichläufigkeiten und Abweichungen der griechischen und der römischen Entwicklung 272 — Gruppe von Geschichtseinheiten, nicht eine Geschichtseinheit 273 — Endlicher Zusammenschluß beider Entwicklungsreihen 274 — Die frühen Bahnabschnitte der alteuropäischen Völkergruppe; planetarische Züge der Urzeitentwicklung 275 — Die Leistungen der alteuropäischen und der asiatischen Völker auf den frühen Bahnabschnitten 276

Sechstes Stück: Neu- und außereuropäische Wegleistungen .. .. 276—281

Gleichläufigkeiten der Urzeitentwicklungen 276 — Überlieferungen meist nur von der höchsten Urzeitstufe höher gedrungener Völker 277 — Fortlebende Reste früherer Strekken 278 — Überlegenheit der Weg-, Zurückbleiben der Werkleistung der neueuropäischen gegenüber den außereuropäischen Altertumsvölkern 279 — Verschmelzung des Wortes Mittelalter mit dem Begriff des germanisch-romanischen Mittelalters 280 — Ebenbürtige und überlegene Werkleistungen außereuropäischer Mittelalter 281

Zweiter Abschnitt: Innereuropäische Vergleiche 281—309

Erstes Stück: Neu- und alteuropäische Wegleistungen in Staat und Wirtschaft .. .. 281—288

Grundtatsache der Gleichläufigkeit 281 — Höchstzahl der gleichläufigen Wegkehren 282 — Starke aber nicht Wegkehren veranlassende Einwirkung der alteuropäischen auf die neueuropäischen Völker 283 — Staatsbildende Kraft der Alten 284 — Innere Staatsentwicklung 285 — Gabelung bei Teilübereinstimmungen; erster Ansatz grundsätzlichen Auseinandergehens der Bahnen in der Neuesten Zeit 286 — Intensitätsunterschied der Wirtschaftsentwicklungen 287 — Entwicklung des vierten Standes 288

Zweites Stück: Neu- und alteuropäische Wegleistungen: Glaubensgeschichte .. .. 288—295

Beeinflussung der germanischen Geistesentwicklung durch die griechische; das Christentum 289 — Schwäche der griechischen Glaubensentwicklung in der Neueren und Neuesten Zeit, verglichen mit der germanischen 290 — Bevorzugung anderer Formen geistiger Auswirkung 291 — Abfließen der glaubenbildenden Kräfte in die Philosophie 292 — Platons Ideenlehre und Plotins Philosophie verweltlichter Glaube 293 — Einfluß griechischen Geistes in das paulinisch-johanneische Christentum 294

Drittes Stück: Alt- und neueuropäische Wegleistungen: Glauben, Kunst, Forschung .. .. 295—301

Überlegenheit germanischer Glaubensleistungen 295 — Grundneigung der Griechen zu metaphysischem Denken 296 — Götterhimmel und Heiligendienst; Seelentiefe des germanischen Glaubens 297 — Menschheitsgeschichtliche Sicht auf die Kunst 298 — Griechische und germanische Baukunst 299 — Drang des griechischen Geistes zur höchsten Regelsetzung 300 — Phidias und Platon; der Drang zum Werden und der Drang zum Sein 301

Viertes Stück: Die Lebenskraft der alt- und der neueuropäischen Völker .. .. 302—309

Zusammenhänge zwischen Gipfelleistungen und Beginn des Versiegens einer Volkskraft 302 — Werdenskraft und Werdenswille der neueuropäischen Völker 303 — Ansätze zu kanonisierender Festlegung und ihre Überwindung in der neueuropäischen Kunst 304 — Die Erkenntnis des Werdens durch die neueuropäische Erfahrungswissenschaft 305 — Überlegene Lebenskraft der Germanen 306 — Kein Rückschluß von dem Ende der antiken Kultur auf das der heutigen 307 — Frühe Verfallszeichen der alten, keine der heutigen Welt 308

Dritter Abschnitt: Die Verschiedenheit der Wegleistung aus inneren Gründen .. .. 309—346

Erstes Stück: Der Zeitpunkt des Anfangs der Wegleistung 309—317

Wertmaßstäbe der geschichtlichen Rangordnung 309 — Anfangs- und Endzeitpunkt der geschichtlichen Leistung, Länge des zurückgelegten Weges 310 — Unvollständigkeit des Urzeitbildes; entscheidend der Zeitpunkt des Anbruchs des Altertums 311 — Früheste Altertumsreiche: Ägypten, Babylonien, China 312 — Folge der vorchristlichen Altertumsreiche 313 — Folge der nachchristlichen Altertumsreiche 314 — Zeitpunkt des Eintritts der germanischen und der slavischen Völker in ihr Altertum 315 — Auswertungen 316

Zweites Stück: Zwischenziele, Tod und Lebensdauer der Völker .. .. 317—324

Dauer des Altertumsabschnittes 317 — Das Verlassen des Altertumsabschnittes 318 — Überlange Altertumsdauer bei den frühesten Altertumsvölkern, bei Russen und Türken 319 — Staatentod, Völkertod 320 — Erlöschen der Volkspersönlichkeit nach Verlust der staatlichen Selbständigkeit 321 — Grenzfälle und Mischformen 322 — Nicht der Umfang der Staaten entscheidend 323 — Tod durch äußere Überwältigung oder durch inneres Kraftversagen 324

Drittes Stück: Die Lebensdauer der Völker als Leistung 324—333

Frage nach der Lebensdauer 324 — Lebensdauer im Sinn des Bestehens geschichtlichen Lebens 325 — Lange Lebens-

dauer der frühesten Altertumsreiche 326 — Lebensstärke Chinas 327 — Umfang der frühesten Altertumsvölker 328 — Kurzlebigkeit der vorderasiatischen Altertumsreiche 329 — Karthago; Wiederaufleben der persischen Geschichte unter den Sassaniden 330 — Der Ausnahmefall der Juden 331 — Unterbrochene Geschichtseinheiten: Inder, Araber 332 — Staatliche Bedeutung des geistigen Lebens 333

Viertes Stück: Die Lebensdauer der alt- und der neueuropäischen Völker .. .. 333—340

Zahlenmäßige Dauer der alteuropäischen Völker 333 — Staatentod der Griechen und Römer 335 — Der Staatentod der Alten Lebensbedingung der neueuropäischen Völker 336 — Gleiche Verlaufslänge der neueuropäischen Völkergeschichten; Unterbrechungen 337 — Wiederaufrichtungen 338 — Lebensdauer als Wertmaßstab 339

Fünftes Stück: Äußere und innere Ursachen der Verschiedenheit von Lebensdauer und Wegleistung der Völker .. .. 340—346

Lebensdauer und Wegleistung 340 — Durchkreuzungen 341 — Innere Ursachen der Staatentode 342 — Beeinflussungen 343 — Innere Beschaffenheiten der Völker 344 — Einfluß von Land und Blut 345 — Norden und Süden 346

Vierter Abschnitt: Sachleistung und Wegleistung 347—372

Erstes Stück: Freies und zielstrebiges Werden .. .. .. 347—354

Einzel- und Gesamt-Wegrichtung innerhalb einer Entwicklung 347 — Delacroix und Delaroche 348 — Überlegenheit des Erfolgs von Delaroche 350 — Übereinstimmung mit der Zeitrichtung; Entwicklungswert und Werkwert 351 — Millet und Courbet 352 — Gegensatz Millets auch zur eigenen Zeit 353

Zweites Stück: Die stärksten Einzelnen und die Wegleistung .. .. 354—360

Eigen- oder Entwicklungswert ganzer Völker 354 — Die Wegleistung der Völker und der schöpferische Einzelne 355 — Heraufführer des Altertums 357 — Führergestalten der Urzeit: Huronen, Irokesen, Ottawa, Delawaren 358

Drittes Stück: Schöpferische Einzelne und revolutionäre Völker als Bahnbestimmer .. .. 360—368

Die Herrscher des Übergangs zur Neueren Zeit 360 — Der Gipfel der Kurve 361 — Herrscheradel 362 — Führerphalanx der griechischen und der römischen Neueren Zeit 363 — Die Bahnbestimmer der Neuesten Zeiten: Napoleon, Caesar, Alexander 364 — Generationen als Herbeiführer von Wegkehren 365 — Geniale Völker: Die französische Revolution 366 — Die russische Revolution, der Fascismus, die chinesische Revolution 367

Viertes Stück: Die Größten im Geist als Bahnbestimmer 368—372

Die Religionsstifter 368 — Die Künstler 369 — Große von geschichtlicher Wirkungsmacht 370 — Wirkung über das eigene Volk hinaus 371

Sechstes Buch

Wandel und Stetigkeit der Gesamtbewegung

Erster Abschnitt: Richtungswechsel .. .. 373—409

Erstes Hauptstück: Gegenwendlichkeit .. .. 373—403

Erstes Stück: Die Gegensätze der frühen Bahnabschnitte 373—379

Sondereigenschaften der geschichtlichen Bewegung, im Bilde der Spirale ausgedrückt 373 — Gegenwendlichkeit, Gleichläufigkeit, Ebenenwechsel 374 — Widerstand von Teilentwicklungen gegen die Gesamtbewegung 375 — Volle Gegenwendlichkeit zwischen Urzeit und Altertum: in der Staatsgesinnung 376 — In der Wirtschaft 377 — Im Geist; Gegensatz der Grundtriebe 378

Zweites Stück: Altertum und Mittelalter, Mittelalter und Neuere Zeit .. .. 379—386

Weniger scharfe Wendung zwischen Altertum und Mittelalter 379 — Fortbestehen alter, Einsetzen neuer, gegenwendlicher Strömungen 380 — Romanische und gotische Baukunst 381 — Verflechtung alter und neuer Bewegungen 382 — Staatsgesinnung und Staatsgewalt der Neueren Zeit 383 — Anfänge von Unternehmertum und Großbetrieb 384 — Gegensatz zum Mittelalter in Glauben und Kunst 385 — Mittelalterliche und neuzeitliche Forschung 386

Drittes Stück: Die Wegkehren der Neuesten Zeit .. .. 386—395

Doppelströmung der Neuesten Zeit 386 — Die Wegkehre der Revolution und das erste Kaiserreich 388 — Imperialismus und Demokratismus in Staat und Wirtschaft 389 — Machtsteigerung der Wirtschaftseinheiten 390 — Verdinglichung alles Strebens, auch im Sozialismus 391 — Versachlichung der Volkswirtschaft 392 — Wegkehren der Kunst 393 — Wissenschaftsbewegungen 394 — Einleitende und abschließende Wegkehren des neunzehnten Jahrhunderts 395

Viertes Stück: Wesen und Grenzen der Gegenwendlichkeit 395—403

Geringere Beweglichkeit einzelner Entwicklungen 395 — Zwischeneinschnitte 397 — Der Begriff der Sättigung 398 — Beispiele: das Königtum der Neueren, die Volksherrschaft der Neuesten Zeit 399 — Notwendigkeit einer Verbindung begrifflicher und nachfühlender Forschungsweise 400 — Das Geschehen Sättigung; Anteil der Führenden 401 — Anteil

der Gemeinschaft; Einzelwirkungen 402 — Anteil der Übelstände des voraufgehenden Zustands 403

Zweites Hauptstück: Gleichläufigkeit und Ebenenwechsel 404—409

Wiederholung und Abweichung 404 — Urzeitliche, mittelalterliche und neuzeitliche Genossenschaften 405 — Verfassungsgeschichtliche Gegenreihe 406 — Dreimaliges Auftreten einer Mystik 407 — Die Realismen 408 — Einschränkung der Anwendbarkeit des Gleichnisbildes 409

Zweiter Abschnitt: Fortschritt und Beharrung 410—450

Erstes Stück: Bewegung und Stillstand .. .. 410—417

Das nicht-neuernde Geschehen in der Geschichte 410 — Kein Stillstand, wohl aber langsamste Bewegung 411 — Werdensschwäche 412 — Geschichtslähmung, Niedergang 413 — Verlangsamung durch Schaffen von Werk-, nicht Entwicklungswerten 414 — Werk- und Entwicklungswert der geschichtlichen Leistungen der Völker: der australische Geschlechterstaat 415 — Entwicklungshemmende Leistungen 416 — Einzelbildungen als Entwicklungshemmnis 417

Zweites Stück: Geschichtliches Sein und geschichtliches Werden .. .. 418—425

Entwicklungshemmender Einfluß der schöpferischen Einzelnen 418 — Stillstand durch Nachahmung 419 — Führer und Gemeinschaft, Werden und Sein 420 — Erstrebte Seinsdauer 421 — Ansprüche auf Unumstößlichkeit in Glauben und Forschung 422 — Ausschließendes Geltungsverlangen jeder Kunst 423 — Gradunterschiede; Endgültigkeit und Form 424

Drittes Stück: Das Wachstum des Erbganges .. .. 425—430

Das Wirken der schöpferischen Einzelnen eine Querschnittserscheinung? 425 — Geschichtliche Entwicklung 426 — Drang nach Überlieferung und Beharrung innerhalb von Entwicklung 427 — Steigende Zunahme der Dasselbigkeit des Geschehens; Vorformen 428 — Anwachsen der übernommenen Erbmasse in den Wegkehren 429 — Übergangsverklammerungen 430

Viertes Stück: Endgültigkeiten .. .. 431—436

Aufrechterhaltung eines Grundstocks von überkommener Erbmasse: die Sonderfamilie 431 — Eigentum, Rechtsstrafe, Staat 432 — Die Sprache 433 — Höchstes Übergewicht der Urzeit in Bezug auf die Sprachgestaltung 434 — Geringe Zahl von Neubildungen in allen späteren Altern 435 — Urzeitüberlebsel in Glauben, Kunst, Wissenschaft 436

Fünftes Stück: Das Streben zum Sein als einem Endziel 436—441

Unbewußtes Streben zum Sein 436 — Inder 437 — Verwandtschaft von Staatssinn und Geschichtssinn 438 — Bewußt zum Sein strebende Völker: Irokesen 339 — Chinesen 440

Sechstes Stück: Der Drang zum Werden und der Drang zum Sein als Gegenmächte .. .. 441—450

Seinsgerichtetheit der Griechen 441 — Abneigung gegen Geschichte 442 — Platons Ideenlehre 443 — Streben zur Klassik in der griechischen Kunst 444 — Griechen und Germanen in ihrem Verhältnis zu Sein und Werden 445 — Endgültigkeitsgepräge der Rousseauschen Tatlosungen; des russischen Kommunismus 446 — Des Glaubens: Göttergestalten, Totenreiche 447 — Der Mystik 448 — Möglichkeit einer Abnahme der Gegensätzlichkeit im zukünftigen Geschichtsverlauf 449 — Entwicklung des Tatlebens zum Sein, Beharren des Geistlebens im Werden 450

ERSTES BUCH

EINHEIT UND TEILUNG DES GESAMTVERLAUFS DER GESCHICHTE

Erster Abschnitt

Entwicklungseinheiten

Erstes Stück

Das Wie des geschichtlichen Werdens

Es scheint nichts schwieriger zu sein, als den Weg zu der letzten Frage, die die Geschichte dem Forscher aufgibt, freizulegen, obwohl diese letzte Frage zugleich die erste ist, die sie ihm entgegenhält. Es ist die Frage nach dem Wie des Werdens der menschlichen Dinge, die die andere nach dem Warum dieses Werdens und allenfalls auch die nach dem Woher und Wohin in sich einschließen mag. Wenn von der besonderen Erfahrung eines Einzelnen hier ausgegangen werden darf, so war für eine Geschichtsforschung, die sich von der reinen oder halben Beschreibung abwandte, um an ihre Stelle die entwickelnde Betrachtung zu setzen, zwar von vornherein gewiß, daß dies geschehen müsse, um »den Geheimnissen der Tiefe nachzuspüren«, d. h. der »unterhalb der Oberfläche« des Einzelgeschehens und seines »weit mannigfaltigeren Spiels« ziehenden »großen Strömungen«[1], und daß die »Auffindung des Werdegangs alles Geschehens das Ziel sein müsse.« Es war auch von vornherein erkannt, daß zu diesem Ziel am ehesten die Schau über sehr lange Geschehenszusammen-

1) Die soziale Entwicklung der führenden Völker Europas in der neueren und neuesten Zeit: Schmollers Jahrb. f. Gesetzgeb. XX (1896) 1092. Ich setze in die obige Darstellung mit Absicht den Wortlaut der zu Beginn meiner Arbeiten zur vergleichenden europäischen und Menschheitsgeschichte ausgesprochenen Endabsichten, um auf solche Weise zu zeigen, daß diese von Anfang an zwar noch nicht die letzten Ziele, wohl aber die Richtung vor Augen hatten, die die heute und hier vorgelegte Entwicklungslehre in Umrissen verfolgt.

hänge und der Vergleich von ähnlichen und gleichläufigen Entwicklungsreihen etwa bei verschiedenen Völkern eines oder gar zweier Weltalter der europäischen Geschichte führen werde.[1] Als Mittel für die Zusammenfassung der langen Entwicklungsreihen im Längsschnitt wie für ihren Vergleich im Querschnitt wurde die Aufstellung von Begriffen der einzelnen Formen des Handelns und Schauens und der von ihnen erzeugten Gebilde erkannt und gehandhabt.[2] Wenn später die Vergleichung gleichläufiger Volksentwicklungen auch auf die außereuropäischen Völkergruppen und Weltalter ausgedehnt wurde, wenn dabei dem Begriff der Stufe, als einer zu Beginn und zu Ende abzugrenzenden Bahnstrecke dieser Entwicklungsläufe, eine wirklich allgemeine Geltung zugewiesen wurde,[3] wenn neben der bräuchlichen Vergleichung der Gebilde des Lebens — etwa der Staatsverfassungen, etwa der Glaubenssatzungen — auch die der Persönlichkeitsformen — etwa des Königs, etwa des Künstlers einer Zeit — gefordert wurde,[4] wenn zunächst für die unterste Stufe endgültiger geschichtlicher Darstellung, die Urzeit, jene Hilfsbegriffe, die Grundbegriffe der benachbarten bauenden Wissenschaften, schärfer ausgeformt wurden,[5] so hieß das doch alles nur: die Folgerungen aus jenen zuerst gefundenen obersten Grundsätzen ziehen, d. h. nicht viel anderes, als wie etwa schon bei dem zweiten Schritt auf dieser Bahn ein Mangel des ersten ausgeglichen und bei Verfolgung der einzelnen Fäden des gesellschaftlichen Lebens der europäischen Völker neben die Wirtschafts- und Klassen-, Verfassungs- und Verwaltungs-, Rechts- und Sittengeschichte eine Geschichte des auswärtigen Verhaltens der Staaten, nicht als Ereignis-, sondern als Zustandsge-

1) Soziale Entwicklung: Schmollers Jahrb. XX 1092; Über Entwicklungsgeschichte: Zeitschr. f. Geschichtswiss. I 210; Kulturgeschichte der Neuzeit I (1900) S. XIII.

2) Ein Versuch vergleichender Geschichtsschreibung (Schmollers Jahrb. XXV [1901] 729).

3) Die Formen der Weltgeschichtsschreibung (Zukunft 12. Dezember 1903). Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte (1905) 8 ff., (²1927) 9 ff.

4) Einzigkeit und Wiederholung geschichtlicher Tatsachen (Schmollers Jahrb. XXVIII [1904] 28).

5) Geschichte der Menschheit I (1907) 516 ff.: Anhang, Hilfsbegriffe 1. Folge: Familie, Rasse, Staat, Klasse, Wirtschaft, Sitte, Recht.

schichte gestellt worden war. So mußte denn bei einer Rückschau auf den zurückgelegten, einer Ausschau auf den noch zurückzulegenden Teil des Weges eingeräumt werden, daß das Geheimnis des Werdens nicht einmal berührt, geschweige denn gelöst sei.[1]

Nicht ein Eingeständnis, daß nun eigentlich nichts erreicht sei, war damit beabsichtigt, wohl aber ein sehr deutlicher Hinweis darauf, wie weit all dieses Bemühen, das vielleicht die rechte Richtung einschlug — ganz gleich mit wie viel oder wie wenig Erfolg der Durchführung[2] — davon entfernt blieb, der letzten möglichen Fragestellung in dieser selben Richtung auch nur ins Auge zu sehen und wie unmöglich es ihm war, der Endfragestellung auch nur im kleinsten Teil eine Antwort zu geben. Der Kern aller geschichtlichen Erkenntnis ist bestenfalls eingekreist.

Oder war vielleicht doch der Weg verfehlt oder wenigstens nicht der kürzeste? Von den Möglichkeiten, auf anderer Bahn sich dem gleichen Ziele zu nähern, soll hier nur eine erörtert werden, nicht so sehr, weil sie sich dem Empfinden des heutigen Forschergeschlechts an sich mehr als jede andere, insbesondere auch als die hier umschriebene empfehlen würde, als weil sie wirklich wie eine beunruhigend starke Nebenbuhlerin erscheinen kann; vor allem aber, weil ihre Erwägung dem Ausgangspunkt der heutigen Untersuchung näherführt.

Was ist das Wie des Werdens im geschichtlichen Sinn? Doch wohl die Verkettung der Handlungen der Einzelmenschen und der von ihnen geschlossenen Gemeinschaften in ihrer zeitlichen Folge, wobei im voraus an die Stelle von Handlung auch Handlungsweise, d. h. eine Gruppe zeitlich und sachlich zusammengehöriger Handlungen als gesetzt gelten und unter Handlung ebensowohl werktätiges wie geistiges Vollbringen verstanden werden soll. Der Lösung dieser Frage trachtet die auf diesen Blättern umschriebene Untersuchungsfolge sich zu nähern durch

1) Die Entwicklung der europäischen Völkergesellschaft (Zeitschr. f. Kulturgesch. VI [1899] 411 ff.); Geschichtslehre (Festschrift f. Schmoller 1908) 40.

2) Nur dagegen, daß alle diese Bemühungen um vergleichende und allgemeine Geschichte gleich wie nicht vorhanden übergangen wurden, wie in der programmatischen Äußerung Lamprechts (Zur universalgeschichtl. Methodenbildung: Abh. d. Sächs. Gesellsch d. Wiss. Philos.-hist. Kl. XXVII. [1909] 35 ff.) mußte ich Einspruch einlegen.

die Überblickung und Vergleichung möglichst vieler und möglichst langer, d. h. möglichst weit zurückreichender Entwicklungsreihen. Unter Entwicklungsreihe sei hier, wie später begründet werden soll, der Teil der Entwicklung einer geschichtlichen Menschengemeinschaft verstanden, der sich auf eine begrifflich und lebensmäßig zusammenhängende Gruppe von Handlungen und Handlungsweisen bezieht. Aber, so möchte man einwenden, ist diese Form sich weit ausdehnender Forschung nicht zu widerraten? umso mehr, da der Stand der heutigen Wissenschaft bei dem Überwiegen der Einzelforschung und dem Brachliegen allgemeiner und vergleichender Geschichte sie so ungemein erschwert? Würde der gleiche letzte Zweck nicht auch bei Beschränkung auf einen engen, für eine Menschenkraft noch allenfalls bis auf die unterste Überlieferungsschicht zu durchdringenden Bezirk, also auf dem Wege räumlich und zeitlich beschränkter, aber tief eindringender Geschichtsforschung zu erreichen sein? Wäre solche intensive Arbeitsweise nicht jener extensiven Forschungsweise vorzuziehen, weil sie den letzten Zweck — die Beantwortung der Frage, warum folgt die Handlung B auf die Handlung A — ebensowohl erreichen kann wie jene, und dabei mit viel zuverlässigeren Mitteln. Würde also nicht ein Forscher, der sich vorgesetzt hätte, ein Jahrhundert deutscher Geschichte zu erforschen, auch diesem letzten Zweck aller Geschichtswissenschaft noch besser dienen als einer, der mit schwachem Arm die ungeheure Weltkugel aller Menschheitsgeschichte zu umklaftern versucht und dabei doch im besten Falle nur einen Bruchteil der tausend Reihenbündel ihres Gesamtverlaufes halbwegs in ihrer vollen Wesenheit zu erfassen vermöchte.

Und dennoch stößt diese Meinung schon bei der ersten Erwägung auf Bedenken. Es sind die folgenden: die Geschichte eines Volkes vermag, und sei sie noch so tief in die Gründe getrieben und nähme sie, was ebenso wichtig ist, die Durchführung des Leitgedankens entwickelnder Geschichtsforschung noch so ernst, nicht die in dem Zeitalter selbst, aber in anderen Völkern gelegenen Ursachen und Ursachengruppen zu erfassen. Ein Beispiel: die stärkste Biegung in der Linie von Goethes Wirken, die um 1786 von der fessellosen starken Stoffkunst seiner Jugend

fort zu dem Klassizismus seiner mittleren Jahre leitet, bleibt unerklärt ohne die Kenntnis der großen klassizistischen Bewegung, die damals in Europa in der bildenden Kunst schon seit Jahren im Gange ist und die ihn erfaßt, wie ihn in seiner Jugend die ebenso von außen gegen Deutschland andrängende Welle des Rousseau-Realismus erfaßt hatte. Findet sich nun aber, und niemand wird dies bestreiten, daß die deutsche Entwicklung wie in diesem, so in jedem anderen ihrer Stufenalter so folgenreiche Anstöße von außerhalb erhält, so ergibt sich, daß weder die Geschichte eines Jahrhunderts der deutschen Geschichte, noch, was ebenfalls in Betracht kommen könnte, die deutsche Gesamtgeschichte einen völlig selbständigen Verlauf ausmachen und daß deshalb derjenige, dem es um die Mechanik des geschichtlichen Geschehens, um das Wie des geschichtlichen Werdens zu tun ist, hierbei sich von grundsätzlichen Unvollständigkeiten, die nur allzu leicht Unzulänglichkeiten sein können, bedroht sieht.

Das gleiche Bedenken gilt wie der räumlichen, so auch der zeitlichen Beschränktheit des angegebenen Stoffgebietes. Selbst eine Erweiterung seiner Grenzen zur europäischen Geschichte eines Jahrhunderts oder, immer weiter gegriffen, der deutschen Gesamtgeschichte zur neueuropäischen Geschichte, würde von vornherein als Bruchstück dastehen, da ja alle die auf es prallenden und in ihm wirksamen Stoßkräfte in ihm unerörtert blieben, die vom alteuropäischen Weltalter und über dieses hinaus von der Geschichte des vorderen Orients, der Juden, Babylonier, Perser, dann der Inder ausgehen und an deren Betätigung schon die Stichworte Römisches Kaisertum deutscher Nation, Renaissance, Christentum hinlänglich erinnern. Die soeben berührte Wendung in Goethes Werkesrichtung, um einen Einzelfall, und zwar den gleichen anzufügen, ist ohne die weite Sicht auf das Griechentum ebensowenig zu erklären.

Es ergibt sich hier also folgender Mangel: von allen Wirkungsverkettungen, als deren Fortsetzungen vom Standpunkt der entwickelnden Geschichtsforschung aus gesehen sich die vorwärtsleitenden Geschehensreihen eines Zeitalters darstellen, können bei solcher Abgrenzung des Beobachtungsgebietes je nach dem Fall nur die letzten Strecken oder nur ein Teil in Betracht ge-

zogen werden. Gewiß, jedes Zeitalter eines Volkes und gar erst jedes Volk erzeugt neue, in ihm selbst aufspringende Kräfte, aber sie müssen sich mit den alten Stoßreihen, die in anderen Völkern und Zeiten ihren Ausgangspunkt haben, verbinden, und erst aus der Verbindung und Auseinandersetzung beider entsteht das Gesamtgeschehen dieser Zeit, dieses Volkes. So würde eine geschichtliche Mechanik, die von einem so begrenzten Erfahrungsfeld ausgehen wollte, fort und fort die ursprünglichen Kräfte und Kraftauswirkungen in einer für sie nicht trennbaren Verschmelzung mit den fremden, von weither einwirkenden Ausstrahlungen als eine Einheit zu behandeln haben, obwohl sie von dem doppelten Ursprung beider Bestandteile grundsätzlich unterrichtet ist.

Von den Vorteilen einer Vergleichung mehrerer oder gar aller Entwicklungsreihen war in dieser Abwägung noch gar nicht die Rede. Mit Absicht: denn es soll hier nur vom Werden an sich gesprochen werden, und dieses wird schließlich, so oft es auch von einer Volks-, einer Sachreihe auf die andere überspringt, als eine Abfolge, eine Linie, eine Längseinheit gedacht werden können.

Zweites Stück

Die kürzesten und die längsten Entwicklungsreihen

Leidet mithin der eine der beiden hier verglichenen Wege, der der begrenzten Entwicklungsreihen, an schweren Beschränktheiten und also Unzulänglichkeiten und läßt daher rätlich erscheinen, die andere Bahn, die der denkbar ausgedehntesten Entwicklungsreihen, einzuschlagen, so fehlt es doch auch auf ihr an Irrungen und Zweifeln nicht. Immer von neuem nämlich überfällt den auf ihr Vordringenden die Sorge, ob denn, was hier allenfalls erkannt werde, nicht eigentlich nur wieder Beschreibung der geschichtlichen Verläufe, nicht aber Aufdeckung des diese Verläufe bestimmenden Triebwerkes der geschichtlichen Kräfte sei. Gewiß ist die so gewonnene Übersicht über das Erleben der Menschheit nicht Beschreibung im eigentlichen Sinne, sondern das durch vielfache Umordnung und Durchsiebung hindurchgegangene Ergebnis eines begrifflichen Verfahrens, aber

diese Umsetzungen dürfen nicht über den Sachverhalt täuschen, daß hier zuletzt doch immer nur in möglichster Vereinfachung die Geschichte, d. h. die Abläufe der Geschehnisketten selbst wiedergegeben wird. Insbesondere darf an dieser Erkenntnis auch die gesetzhafte Formel, die für einige Entwicklungszusammenhänge sich heut anstreben, wenn auch vielleicht noch nicht endgültig prägen läßt, nicht irre machen. Die Umgießung in die Form eines Gesetzes, d. h. in die Behauptung, daß innerhalb einer Entwicklungsreihe zwei Entwicklungsstrecken aufeinanderfolgen müssen, daß, wo immer die eine gegeben ist, auch die zweite sich anfügen muß, vorausgesetzt, daß die Lebenskraft der geschichtlichen Gemeinschaft ausreicht und daß äußere Hemmungen nicht eintreten, diese Umgießung bedeutet doch nichts anderes, als daß es möglich ist, alle bisher festgestellten Beobachtungen des hier vorliegenden Entwicklungspaares unter diese Einheit zusammenzuschließen. Mit anderen Worten, die Unterstellung der Abfolge zweier geschichtlicher Zustände unter den Gesetzeszwang heißt nur: diese Abfolge ist bisher immer beobachtet worden und keine andere. Diese Einschränkung trifft in dem vorläufigen Versuch, der in dieser Richtung angestellt wurde, wenigstens die Regeln, die dort als Gesetze erster Ordnung bezeichnet wurden.[1] Und indem diese Abfolgen dem zu tiefst spürenden Drange solcher Gestalt als nicht tief genug in das Wirkungsgetriebe der Geschichte einführend gelten, erscheint auch jeder etwa auf ihnen zu errichtende Oberbau[2] minder wertvoll für die letzte Erkenntnis, für die grundsätzliche Frage nach dem Wie des geschichtlichen Werdens.[3] Sie alle könnten sich als völlig taugliche Mittel zur denkhaften Bezwingung des Gewirrs der geschehenen Dinge darstellen, aber als undienlich für die Erkenntnis der innersten Triebfedern des Geschehens.

In der Seelenkunde des forscherlichen Tuns liegt es tief begründet, wenn ein Weg sich als nicht sogleich zum Ziele führend erweist, ihn zunächst nicht weiter zu verfolgen, sondern versuchsweise im Gegenteil ihn völlig zu verlassen und die entgegenge-

1) Stufenbau (1905) 107—111, (²1927) 159 ff.
2) Ebenda (1905) 118—121, (²1927) 182 ff.
3) Scharf hervorgehoben ebenda (1905) S. 121, (²1927) 182 f.

setzte Richtung einzuschlagen. So wird einem Suchen nach dem Kern des Werdens naheliegen, dann, wenn ihm die Aufsuchung der langen Linien des Geschehens, der Entwicklungsreihen, nicht förderlich genug erscheint, diesen weiten Sichten nicht allein zu vertrauen und ihrem äußersten Gegensatz, der Betrachtung der kürzesten Geschehensfolgen, sich zuzuwenden. Und zu diesem Schwankendwerden in Hinsicht auf den einen Weg gesellt sich eine Hoffnung in Hinsicht auf den anderen. Der Gedanke stellt sich ein: es möchte ein Primäres, Elementhaftes, Ursprünglichstes eben der ersten und einfachsten Verkettung menschlichen Tuns, der von zwei dicht aufeinanderfolgenden Handlungen, innewohnen, das zu ergründen ist und, ergründet, näher an das Innerste des Geschehens führt.

Man sieht sogleich, daß hier im Grunde das soeben erwogene und zuletzt abgelehnte Bedenken, ob es nicht richtiger sei, das Wie des geschichtlichen Werdens innerhalb eines begrenzten Erfahrungsfeldes zu erforschen, hier von neuem, nur in weit grundsätzlicherer, in wesentlich zugespitzter Form wieder aufgenommen wird. Vorher war nur die Rede von den kürzeren Entwicklungsreihen, wie sie sich der werktätigen entwicklungsgeschichtlichen Forschung als naturgegeben entgegendrängen, wie sie aber an sich noch immer gliederreich genug sein können; von Reihen, die sich durch ein Jahrzehnt, ein Menschenalter, ein Jahrhundert und mehr hindurch fortsetzen können: jetzt aber wird die Frage aufgeworfen, ob es nicht möglich sei, in der nächsten und unmittelbarsten Abfolge von Handlungen, die denkbar ist, nämlich der von zwei oder ganz wenigen, dies innere Triebwerk des geschichtlichen Wirkungszusammenhangs zu erlauschen. Die Geschichte der Menschheit allein läßt die längsten Entwicklungsreihen, die Geschichte eines Volkes in einem Jahrhundert läßt nur Bruchstücke dieser Reihen erkennen, eine letzte Möglichkeit ist, die kürzesten Reihen aufzusuchen: die von einer zur anderen Handlung führen. Zuletzt läßt sich doch alle Geschichte dahin auflösen, daß auf die Handlung A die Handlung B folgt. Die Bruchstücke von Reihen, sagen wir um der Einfachheit willen von mittlerer Länge, erwiesen sich als unzulänglich, weil ihre Vorverläufe im Ungewissen bleiben. Aber eine Anschauung

ist denkbar, die zwar gewiß nicht die Aufsuchung der vollen Reihen der Menschheitsgeschichte grundsätzlich und für immer aufgibt, aber die vermeint, lange vor ihrer Erledigung doch zuerst im Beobachten des einfachsten, also elementhaften Nacheinanders den Kern der letzten Fragen zu berühren.

Es gibt mehr als einen Blickpunkt, von dem aus eine solche Erwägung naheliegen würde. So der der Seelenkunde, die ihrer Grundrichtung, mindestens der heut überwiegenden nach nur das Tun des Einzelnen in Betracht zieht und so als eine andere Physik nur das in den kurzen Stößen von Mensch zu Mensch sich vollziehende Geschehen beobachtet. Ingleichen würde eine Übertragung der Sehweise der Mechanik auf das menschliche Handeln eine ähnliche Wirkung haben: aus der Richtung einer Handlung, die immer als das Bewirken — also als das Stoßen — eines oder mehrerer anderer Menschen angesehen werden kann, alle Schlüsse zu ziehen. Und es könnte hier die Hoffnung erwachsen, aus einer letzten Steigerung der Zahl der beobachteten Fälle zu einer Formenlehre dieses Urgeschehens und endlich zu einer Auffindung des letzten Gesetzes des geschichtlichen Geschehens vorwärtszudringen.

Daß dergleichen in Zukunft noch gelingen könnte, soll keineswegs geleugnet werden. Und dennoch hat vielerlei Bedenken und Erproben beider Wegmöglichkeiten, der Beobachtung der kürzesten oder der längsten Entwicklungsreihen, zu dem Ergebnis geführt, daß, wenn auch der Seelenkunde der erste Weg, die Erkundung der kürzesten Wirkungsfolgen, gemäß sein mag, die Geschichtsforschung ihrem innersten Wesen nach auf die Einschlagung des zweiten verwiesen ist, auf die Umspannung und Untersuchung der Gesamtlinien, der längsten Fäden, in die sich das Tun des geschichtlichen Geschehens zerlegen läßt.

Ihrem innersten Wesen nach: denn Geschichte ist — jeder der ihr dient, er mag das kleinste oder das weiteste Unternehmen planen, erfährt es am eigenen Leibe — die Wissenschaft des Nach-, des Auseinanders, und in dieser Eigenschaft liegt das im Grunde erst an den Grenzen der Erkennens-Möglichkeit haltmachende Streben begründet, zu jedem Geschehen sein Vorgeschehen, dann wieder dessen Vorgeschehen und so fort aufzu-

suchen, bis Neigung oder Forschungsmittel oder gar erst Lebenskraft und Lebenszeit oder endlich die Erkennbarkeit des Geschehens selbst versagen. Jede Wissenschaft wird Vorteil davon haben, solchen in ihrer Eigentümlichkeit liegenden Antrieben zu folgen.

Aber man kann mehr sagen: die weitesten Bahnen der sich folgenden, sich erzeugenden Ereignisse und Ereignisreihen werden auch diejenigen sein, aus denen sich von jedem Schnittpunkt ab für jede beliebig weite, kurze oder lange Strecke der dann folgenden Entwicklungsreihe am ehesten einiges über ihre weitere Richtung aussagen läßt. Und eben das ist es ja, worauf schließlich alles ankommt, sobald man die Fragestellung nach dem Wie des Geschehens überhaupt billigt. Das Wie des Werdens ergründen wollen, heißt nichts anderes, als nach der Richtung fragen, die das Geschehen nehmen muß, wenn der Träger vorausgesetzt ist. Denn: alles Sichereignen setzt sich, im rohesten Unterschied, aus zwei Grundbestandteilen zusammen. Der Kernbestandteil ist: daß etwas geschieht. Man könnte ihn das Bewegtwerden im Geschehen nennen, das noch nicht irgendwelche Form, irgendwelchen Ausdruck angenommen hat. Wobei dann wohlverstanden Bewegtwerden hier nicht in dem besonderen fachmäßig begrenzten Sinn von Bewegung gemeint sein soll, wie es auf diesen Blättern festgesetzt wurde[1] und immer festgehalten werden soll, nicht in dem Sinn also der Entwicklung des Tuns von Einzelnen oder Gemeinschaften, das eine Neuerung bedeutet, sondern nur in dem viel schlichteren, viel elementareren, dem naturwissenschaftlichen Sinn, wie ihn die Körperlehre, die Physik versteht als Ortsveränderung, hier also Tun, Geschehen schlechthin.[2]

Diesen Kernbestandteil findet die Geschichte bei allen ihren Forschungen als Voraussetzung vor. Zum zweiten aber erhält

1) Vgl. Bd. I 172 Abschnitt IV 2: Einzelbewegung und Gesamtverhalten.

2) Daß die Bewegung der Körperlehre, der Physik, die ja nur Ortsveränderung eines Körpers bedeuten will, nicht mit dem oben gemeinten geschichtlichen Bewegtwerden eines Zustandes gleichgesetzt werden kann, braucht kaum ausdrücklich gesagt zu werden. Die — recht schwierige — Festlegung des Unterschiedes beider Geschehensformen soll an einem anderen Ort dieses Lehrgebäudes versucht werden.

jedes Geschehen Gestalt durch die Fülle seiner besonderen Eigenschaften, die alle man unter dem einen etwas groben, aber für die Zwecke dieser geschichtlichen Mechanik ausreichenden Begriff Richtung zusammenfassen kann. Nicht Eigenschaften dieser Gestalt, sondern jenes Kernes der Bewegung sind Stärke und Geschwindigkeit des Geschehens, die hier außer Betracht bleiben. Selbstverständlich ist keine Bewegung ohne Richtung zu denken, ebenso wie es kein Ding gibt, das nur Gehalt, nicht Form hätte.

Ein Beispiel zur Auslegung des Gesagten wird nützlich sein. Daß Napoleon am 18. Mai 1804 sich zum Kaiser der Franzosen erklären ließ, ist im Kern ein Anderswerden, Andersmachen schlechthin, und insofern ein Geschehen wie jede andere, auch die kleinste geschichtliche Handlung. Daß es stark und mit einer den Vorgang schnell zum Abschluß bringenden Geschwindigkeit geschah, diese beiden Aussagen geben die innere Macht und Wucht der in diesem Tun entfesselten Wirkung an. Aber daß eine Diktatorenlaufbahn ihren Abschluß in der Wiederherstellung der erblichen Einzelherrschaft fand, daß dem Freistaat ein Ende gesetzt wurde, daß die neue Würde, die eines Kaisers, im Zuge der französischen, ja der gesamten neueuropäischen Geschichte eine völlige Neuerung war, insofern durch sie der Caesarismus der lezten Stufe der römischen Geschichte zum erstenmal ein Seitenstück erhielt, d. h. eine ganz eigentümlich aus selbstherrlichen, tyrannishaften, demokratischen und endlich erbmonarchischen Bestandteilen zusammengesetzte Mischform, das bedeutete eine Bewegung im strengsten Sinne der auf diesen Blättern vertretenen Geschichtslehre, d. h. also ein schöpferisches Handeln, eine grundsätzlich neue Geschehensform, die sehr weit abweicht von der Entwicklungsbahn, die alle Geschichte des französischen, ja aller neueuropäischen Staaten bisher durchlaufen hatte. Denn die angebliche Wiederaufnahme des karolingischen Kaisertums, mit der Napoleon selbst wohl in seinen Gedanken und Verkündungen spielte, war lediglich eine begreifliche Romantik seiner Einbildungskraft und zugleich ein bequemes Werkzeug verführender und überredender Wirkung auf die staatliche Vorstellungskraft seines Volkes. Gegenständlich-geschichtlichen Wert hat sie nicht.

Diese drei, vier Einzelbedeutungen, die das Ereignis von 1804 hat, machen zusammen mit einigen geringeren Nebengewichten des Geschehens, die hier unerörtert beiseite bleiben sollen, in ihrer Summe das aus, was hier unter Richtung verstanden werden soll. Und dieser Fall bietet um deswillen ein schulmäßig klares Beispielbild dar, weil alle die Bedeutungen, die jenes Insgesamt des Geschehens in seinen Urbestandteilen umfaßt, jede für sich und alle zusammen, erst vollends Richtungswechsel bedeuten; d. h. sie waren alle nicht Fortführungen der Teillinien in deren alter Richtung, sondern Abbiegungen. Denn, um auch dies zum Überfluß eindeutig auszusprechen, der Begriff Richtung an sich muß ganz gegenständlich-unentschieden, objektiv-indifferent verstanden werden, muß beide Möglichkeiten umfassen: Fortführung in der alten und Einschlagung einer neuen Richtung.

Zweiter Abschnitt
Entwicklungsrichtung und Bahnbestimmung

Erstes Stück
Bahnabschnitte

Für alle die Darlegungen über das Verhalten der Entwicklungsabschnitte zueinander bedarf es noch einer Schlußerörterung, die hier vorläufig ein Hindernis beseitigen soll, das sich vielleicht in Gestalt eines grundsätzlichen Einwandes einstellt. Es könnte nämlich erklärt werden, daß sich zwar das geschichtliche Geschehen in denjenigen seiner Bezirke, in denen die gesamtgeschichtliche Form überwiegend von den Gemeinschaften oder weiterhin von Sachzusammenhängen bestimmt ist, also in Wirtschafts- und Rechts-, auch noch in Verwaltungs- und Verfassungsgeschichte, leicht in Entwicklungsreihen, wie sie hier vorausgesetzt sind, ordnen läßt, daß aber dort, wo das Einzelgeschehen[1] durchaus überwiegt oder wo es wenigstens

1) Zur leichteren Handhabung dieser Begriffe seien die Stellen dieses Werkes genannt, die für ihre hier beabsichtigte Umgrenzung vorzugsweise in Betracht kommen: Allgemeine Begriffsumgrenzungen I 82 f. Anm., Einzelgeschehen I 122 ff., 173, II 585 ff., Gesamtgeschehen I 122 ff., 176 ff., 253 ff., II 580 ff., 610.

der heutigen Behandlungsweise nach weit in den Vordergrund tritt, wie etwa in der Geschichte der auswärtigen Staatskunst oder in der Dichtung, eine solche Anordnung des geschichtlichen Geschehens in der Welt der Tatsachen nicht vorausgesetzt und also in der geschichtlichen Erforschung nicht hergestellt werden könne.

Es ließe sich aber ganz im Gegensatz zu diesem Einwand erweisen, daß es solche Ausnahmen nicht gibt. Denn eben der von der hier vertretenen Lehre verfolgte Zielgedanke der Verpersönlichung des Entwicklungsgedankens hat als Ergänzung die andere Forderung zur Voraussetzung: daß auch alles persönliche Tun der Starken und noch der Stärksten sich immerdar als Entwicklung darstellen lassen muß, da es immerdar zwar wohl die Kraft hat, Richtungswechsel in einem seiner Wirkungsteile hervorzubringen, in anderen dieser Wirkungsteile nur ältere Entwicklungsreihen fortsetzt, endlich selbst in seinem neuernden Handeln wieder Entwicklungsreihen bildet, da es ja die eigene neue Richtung folgerichtig zum mindesten eine Zeitlang festhalten muß, wenn anders es sie überhaupt zur Geltung bringen will.

Nur dies ist für solche Ausnützung des einzelgeschichtlichen Geschehens die Voraussetzung: daß die forscherliche Behandlung des Stoffes sich hinlänglich weit über die Einzeltatsachen als solche zu erheben vermag. Ist sie dazu aber imstande, so werden sich auch die eigentümlichsten Handlungen der Staatslenker, die ursprünglichsten und schöpferischsten, aber auch die willkürlichsten, ja launischsten Wendungen eines dichterischen Ingeniums in richtungsstetige Bahnabschnitte einordnen lassen. Von so ungeheuerlicher Gewalttätigkeit, Plötzlichkeit und mäandrischer Wechselhaftigkeit die Reihe der von Napoleon gegen das alte Europa unternommenen Eroberungskriege auch sein mag, eine Zusammenfassung aller ihrer Einzelvorstöße im Längsschnitt wird durch Aufstellung einer begrifflich geordneten Formenlehre dieser Staatskunst Längsschnitte herstellen, die erstlich beständige, durch die ganze Abfolge dieser Kriege hindurchleitende Gesamtmerkmale, zum zweiten Veränderungen, Abbiegungen, Wendungen und Windungen der Gesamtlinie nachweisen, die zwar nur Teile von ihr angehen und also Teil-

abschnitte von ihr erst erkennen lassen, selbst aber doch auch wieder zusammenfassende Teillängsschnitte sind.

Und Goethes Wirkenslinie! Sie läßt sich, wie sogleich unter einem anderen Gesichtswinkel nachgewiesen werden soll, in die drei Hauptabschnitte zerlegen, die durch die Einschnitte von 1786 und 1815 getrennt sind und durch die Bezeichnungen Rousseau-Realismus, Klassizismus, Romantik ganz ebenso hinlänglich, wenngleich auch ähnlich weitmaschig gekennzeichnet werden, wie die ihnen entsprechenden Abschnitte der allgemeinen Dichtungsgeschichte Deutschlands. Jeder dieser drei großen Bahnabschnitte hat seine Grundrichtung, die sich unbeirrbar durchsetzt, wenngleich die beiden späteren von ihnen, vornehmlich der mittlere, durch mancherlei Abweichungen verwirrt erscheinen, die auf den ersten Blick ihre Einheitlichkeit völlig in Frage stellen. Gewahrt man aber, daß die beiden bedeutendsten Konturzacken, die so beirrend einwirken, der Erste Faust und die Lehrjahre, im wesentlichen aus der Erbmasse des ersten Entwicklungsalters, aus der Zeit des Rousseau-Realismus stammen, so wird das Bild auch der Wirkenslinie des klassizistischen Zeitabschnittes weit stetiger. Die Einzelstücke aber, in die diese großen Bahnteile unzweifelhaft einzuteilen sind und die mancherlei zum Teil sehr entschiedene Einzelwendungen und Windungen aufweisen, bleiben Entwicklungsabschnitte. Nur ist für diese Anschauung die selbstverständliche Voraussetzung, daß der Blick des Beobachters nie an dem einzelnen Werk als solchem haften bleiben, nie etwa die Reihe der Werke als die Entwicklungslinie selbst ansehen darf, sondern immer die einzelnen Zustände dichterischer Gestimmtheit, künstlerischer Gespanntheit, aus denen heraus die einzelnen Werke geschaffen sind, als den hier in Betracht kommenden Träger der einzelnen Glieder in der Kette anzusehen hat. Auf einen solchen Zustand aber muß sich jede, auch die eigentümlichste Hervorbringung zurückführen lassen. Wenn ein Gleichnis erlaubt ist: nicht die einzelnen Blitze — die Werke — sondern die wechselnden elektromagnetischen — die künstlerisch-seelischen — Spannungen, aus denen sie herausfahren, bilden diese Reihen.

Und — um zu dem hier ursprünglich verfolgten Gedankengang

zurückzukehren — diese Sammelbegriffe: Bewegtwerden, Richtung, sind Gleichnisse und tun dem wahren Sachverhalt Zwang an. Aber solchen Zwang kann man allen Begriffen, auch den nicht gleichnismäßigen, zur Schuld rechnen. Die hier gewählten haben den Vorzug, daß sie die in Wahrheit eigentümlichste Eigenschaft des Stoffes der Geschichte, des Geschehens ins Auge fassen, allerdings einseitig genug, aber dies ist so die Art der Begriffe, der stärksten am meisten. Es ist die Veränderung, die sie als hauptsächlichsten Gegenstand der Geschichte heraustreiben und unter dem räumlichen Bild des Weiterschreitens, der Ortsveränderung wiedergeben. In Wahrheit hat kein geschichtlicher Vorgang — außer einigen wenigen Ausnahmen, den Wanderungen der Völker und den Heerzügen der Feldherren — irgend das mindeste zu schaffen mit Ortsveränderung, Weiterschreiten und also Richtung dieses Weiterschreitens, und dennoch hat man seit geraumer Zeit — es sei dahingestellt, wieviel Vorgänger Montesquieus feingewählter Ausdruck *l'allure principale* hat — immer wieder die Gleichnisbegriffe Fortschritt, Gang, Verlauf, Weg, Bahn der Geschichte und so fort angewandt, bis heute der andere Gleichnisbegriff Entwicklung ihnen den Rang streitig gemacht hat. Die an sich gewiß lebensmäßige, wenn man will künstlerische Freude an dem Bild von Reise und langer weiter Wanderfahrt mag eher zu dieser Anschauung geführt haben, als eine Schlußfolgerung. Man hatte dabei nebenher noch den Vorteil, daß man den Weg, d. h. die Menge von Zuständen, die ein Werdegang — dies die unübertrefflich beste Form, die das Begriffsbild gewonnen hat — zu durchmessen hat, abgesondert von der Zeit gewann, so daß die Zeit, die der Gleichnisvorgang der Ortsveränderung ebenso erfordert, wie der durch ihn abzuspiegelnde wirkliche Hergang geschichtlicher Ereignisse, ohne Veränderung — auch ohne neues Gleichnis — für beide Seiten des Vergleiches festgehalten werden konnte.

So mag es denn möglich sein, unter dem Teilbildbegriff Richtung, der wieder von dem Gesamtbildbegriff Werdegang, Entwicklungsbahn — der beide Bestandteile mischt — abgeleitet ist, die unendliche Fülle alles dessen zu begreifen, durch das ein geschichtlicher Vorgang Farbe, Form, Gestalt gewinnt, so weit

und locker gespannt schließlich dieser Vergleich scheinen mag. Soll nun aber in diesem Sinn die Richtung eines geschichtlichen Verlaufes erklärt werden, d. h. soll eine Ereignisfolge vom Punkt *p* bis *q* ihrer Bahn als durch die früheren Strecken *a* bis *p* dieser Bahn bedingt erklärt werden —wobei alle von außenandringenden Störungen, als nicht vorhanden, oder als ermittelt und bereits in Abzug gebracht, außer acht gelassen, auch der wagemutigste Grenzfall, daß *p* heut erreicht und die Strecke *p* bis *q* also für die Zukunft zu weissagen wäre, unberücksichtigt bleiben mögen — so leuchtet ein, daß die Strecke *m* bis *p* eine bessere Gewähr für die Bahnerklärung — wenn man will Bahnbestimmung — gibt, als wenn nur die Strecke *o* bis *p* in Rechnung gezogen wäre.

Ein Beispiel: die Entwicklungsreihe ist die Geschichte des Aufbaues und der Wirkungsformen des preußischen Generaldirektoriums, Punkt *p* sei 1723. Da leuchtet ein, daß, wenn es darauf ankommt, die Richtung, die diese Entwicklungslinie von 1723 ab einschlug, zu erklären, sich eine breitere Grundlage dieser Erklärung gibt, falls man nicht allein die letzte Vorstrecke *o* bis *p*, in diesem Fall die Entwicklung des Generalkriegskommissariats und des Generalfinanzdirektoriums von 1713 ab in Betracht zieht, sondern dazu auch die Vorgeschichte dieser Behörden von 1660 und 1689 ab, weiter rückwärts die Geschichte des brandenburgischen Geheimen Rats als der Mutterbildung dieser Tochtergebilde, weiter rückwärts die Ansätze zu einer obersten Behörde in Brandenburg vor 1604 und von da ausstrahlend die früher gleichgeordneten Verwaltungsgebilde im Reich, ferner alle auswärtigen Entwicklungen, die irgend einen lebendigen Einfluß auf die brandenburgisch-preußische Reihe gehabt haben, eingerechnet die Nachhälle aus der römischen und der kirchlichen Ämterbildung und von da endlich auch noch die Gebilde des vorderen Orients, die auf Rom Einfluß gehabt haben. Sie erst möchten das *a* dieser Reihe bilden, bei deren Bahnberechnung noch alle von den Nebenreihen ausgehenden Beeinflussungen und Störungen nur für den vorliegenden Zweck eines Beispiels beiseitegesetzt bleiben mögen, sonst freilich berücksichtigt werden müßten.

Zum Schluß sei hervorgehoben, daß nicht etwa von vornherein angenommen wird, daß aus den früheren Bahnabschnitten, und wären gleich alle in Betracht kommenden und auch alle nachbarlichen Bahnbeeinflussungen und Bahnstörungen berücksichtigt, eine endgültige Erklärung des neuen Bahnverlaufs abgeleitet werden kann. Denn die etwa zu dessen Zeit, wie bei jedem früheren Richtungswechsel, neu aufspringenden Bewirkungen schöpferischer Leiter des Werks bilden jedesmal ein neu hinzutretendes Bahnelement, von dem nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden darf, daß es seine Erklärung in der Vergangenheit findet.

Das Grundverhältnis alles geschichtlichen Geschehens kommt hier von neuem in Betracht, das zwischen dem schaffenden, schöpferischen Einzelnen, dem Neuerer und der Gemeinschaft, die alle nachahmende Entwicklung trägt. Überwiegt diese bei Fortführung einer Geschehensreihe, so geht die Entwicklung in derselben Richtung wie im letzten Bahnabschnitt fort, im Sinne des hier benutzten geometrischen Gleichnisbildes also in gerader Linie: da keine Neuerung sich durchsetzte, tritt auch kein Richtungswechsel ein. Dieselbe Geschehensform wird in beständiger Wiederholung festgehalten. Oder aber ein Starker, Schöpferischer tritt auf, und indem er die Entwicklung ändert, biegt er die Linie und wird Bahnbestimmer — was er übrigens in dem Sonderfall, daß ein Mächtiger mehrere Entwicklungsreihen beherrscht und einzelne von ihnen mit Absicht ungestört fortgehen läßt, auch im umgekehrten Sinne, in dem der gradlinigen ungeänderten Fortsetzung, also im unentschiedenen, indifferenten Sinn des Wortes sein kann: man denke, in wieviel Entwicklungsreihen des innerdeutschen Staatslebens Bismarck seine Losung *Quieta non movere* hat walten lassen. Weiter aber ist noch eine Kurvenform der Linie möglich: d. h. die Entwicklungsrichtung wird zwar, selbstverständlich auch von starken Einzelnen, in Bahnbestimmung abgeändert, aber in dem gleichen Winkel, besser gesagt in der gleichen Bogenfortsetzung wie in dem dicht voraufgehenden Bahnabschnitt. Ein solcher Richtungswechsel minderen Grades entspricht dem hier gewählten Beispiel aus der Geschichte der brandenburgisch-preußi-

schen Behördenordnung oder auch jenen Entwicklungsstammverbänden des urzeitlichen Geschlechterstaats, oder der kirchlichen Baukunst, die hier als Wachstumserscheinungen und Zielstrebigkeiten gekennzeichnet wurden.[1] Endlich sind noch Fälle matter, ja schlechthin verneinender, ermattend-sterbender Art möglich: eine Entwicklung kann krebsgängig werden — man denke an die Geschichte des Kunstgeistes oder auch der Wirtschaftsformen der spätrömischen Kaiserzeit — und sie kann völlig erstarren, selbst zur gradlinigen Nachahmung zu schwach werden, wofür das Ende der alteuropäischen Geschichte so viele trübselige Beispiele liefert.

Nun aber ist offensichtlich denkmäßig nicht zulässig, eine dieser fünf Fälleformen auszuscheiden für den Bahnabschnitt *p* bis *q*, wenn auch *m* bis *n*, *n* bis *o*, *o* bis *p* und vielleicht noch frühere in einer ganz bestimmten Richtungskurve — etwa wie in dem hier benutzten Beispiel — verlaufen sind. Und diese Erwägung stellt gegen jedes Wagnis einer in die Zukunft reichenden Bahnberechnung die grundsätzliche Schranke dar, die sie, auch wenn sie wirklich der Vergangenheit ganz Herr werden würde, nicht zu überwinden vermöchte. Es braucht ja nur der Fall angenommen zu werden, daß eine äußerst zackige, scheinbar willkürliche Abweichung der Bahnrichtung eintritt, die dreißig, fünfzig oder hundert Jahre später, d. h. drei, vier, fünf Bahnabschnitte weiter, als eine allgemeine, und also von hier ab regelhafte Bahnbiegung sich darstellt. Daß aber Bahnbestimmungen für die Zukunft auch dann ein hohes Maß von Bedeutung erlangen würden, wenn es nicht gelänge, diese Fehlerquelle zu verstopfen, wenn sie also von geminderter Sicherheit wären, wird man zugestehen müssen. Ein wesentlich höherer Grad von Wichtigkeit muß den Bahnbestimmungen, genauer Bahnerklärungen zukommen, die für einen schon geschichtlich gewordenen Reihenabschnitt durchgeführt werden, da sie ja das eigene bahnbestimmende Element dieses Abschnitts von den weiter fortdauernden, aus den früheren Reihenabschnitten übernommenen Wirkungsfolgen zu sondern vermögen, mithin

1) Vom geschichtlichen Werden II (1926) 449 ff., 478 ff.

noch viel genauer feststellen können, was Fortsetzung, Auswirkung alter Geschehensverkettungen und was neu aufschießendes, weit abweichendes Geschehen ist, was also in der Richtung des neuen Reihenabschnittes von der vorstoßenden Kraft des früheren Bahnlaufes abhängig und was neue Wendung ist.

Völlig offengelassen muß allerdings die Frage werden — und es ist möglich, daß sie sich noch günstiger entscheidet — ob nicht für die umfassenderen, die sehr langen Entwicklungsreihen doch allgemeine Grundsätze der Bahnrichtung aufgestellt werden können. Es sei nur angedeutet, daß eine Grenzmöglichkeit die ist, daß die Richtung aller Teilabschnitte, aller Entwicklungsreihen in der Geschichte der Menschheit als aus der Gesamtbahn der Menschheitsentwicklung ableitbar erkannt wird. In diesem Falle würden alle vermeintlich neu aufspringenden Bewegungen sich doch dem Bilde der Gesamtbahn als ihr zugehörig und folgerichtig aus ihr erfließend einordnen lassen. Es leuchtet ein, daß jede Geschichtslehre, die überhaupt von der Überzeugung durchdrungen ist, daß alles Menschheitsgeschehen durch die eisernen Verkettungen von Wirkungsfolgen zusammengehalten wird, ihr Absehen darauf wird richten müssen, zu prüfen, ob nicht diese letzte Möglichkeit der Erklärung der Geschichte zu verwirklichen ist. Das Bedürfnis des menschlichen Geistes nach Einheit des Bildes der Welt würde damit in dieser Richtung ganz gestillt sein. Ein Antrieb mehr, nicht mit Anwendung irgend welcher und sei es auch der leisesten Gewalt die Spiegelung des wirklichen Geschehens in der Wissenschaft nach diesem Bedürfnis zurechtzurücken, wohl aber mit aller Spannung der Kraft danach zu forschen, ob nicht das Wesen der Geschichte diesem Zielbild des Geistes entspricht.

Ein Einwand, der naheliegt, möge zum Schluß im voraus beseitigt werden. Man könnte sagen: ist Geschichtslehre wirklich eine Mechanik, eine Kinetik der Bahnläufe menschlichen Geschehens, so müßte auch aus dem kleinen Teilausschnitt einer Bahn ihr weiterer Verlauf errechnet werden können. Diese Behauptung könnte begrifflich zugestanden werden, ohne daß man ihr doch die mindeste werktätige Folge zu geben braucht. Denn Geschichte darf wohl einem Kern ihres Geschehens nach mit

physikalischem Geschehen verglichen werden, nicht aber, was die Präzision ihrer Beobachtungen angeht. Das geschichtliche Geschehen ist so viel zusammengesetzter als das physikalische Geschehen, es widersteht vorläufig unseren Versuchen es zu messen und zu zählen so hartnäckig, daß fürs erste sicherlich nicht an die Lösung so schwieriger Aufgaben zu denken ist, wie diese Forderung sie stellt. Einer Sternenbahn mag dergleichen Schlußfolgerung auch im kürzesten Abschnitt zu entlocken sein,— den Bahnläufen der Geschichte ihre Richtung abzulauschen, wird kaum dem gelingen, der das volle Gewirr aller ihrer Wege übersieht.

Wäre nun aber, bei Verfolgung dieser Untersuchungsrichtung, die Frage wirklich zu beantworten, von der diese Betrachtung ausgeht: die Frage nach dem Wie des Geschehens? Immer von neuem meldet sich dieses Bedenken, wie ein Gewissensbiß des Verstandes. Vielleicht wird zu sagen sein: ja, eine beschränkte Antwort läßt sich so finden, wenn auch nicht die Antwort, die endgültige und vollkommene Antwort. Wenn das Wie des geschichtlichen Werdens nichts anderes ist als die Richtung seiner Bahn, so heißt es Antwort geben auf die Frage nach diesem Werden, wenn es gelingt, die Bahnen, sei es des Gesamtverlaufes der Geschichte, sei es der Einzelverläufe, wenn nicht aller, so doch vieler, als innere Einheiten nachzuweisen, deren Gesamtweg jeden einzelnen Abschnitt seiner selbst bedingt und bestimmt. Diese Aufgabe zu lösen könnte nur Sache einer Geschichte der Menschheit sein. Hier sollen nur einige vorläufige allgemeine Bemerkungen gemacht und einige noch weniger endgültige leise versuchende Linien ihres Bahnenbaues gezogen werden.

Zweites Stück

Gesamtverlauf

Die nächste Aufgabe also ist, zu versuchen, ob es nicht gelingt, die Bahnen des Gesamtverlaufes oder von Einzelverläufen der Geschichte der Menschheit als innere Einheiten nachzuweisen, deren Gesamtweg jedem einzelnen seiner Teilabschnitte den Lauf bestimmt oder überwiegend bestimmt. Damit ist als Möglichkeit angenommen, daß die vorwärtsschießende Wucht des

auf seiner Gesamtbahn daherrollenden Gesamtverlaufes so stark sei, daß zwar nicht jedes Bruchstück der Bahn, wohl aber ihre Hauptrichtung vorgezeichnet ist durch diese Wucht, und daß die bisher von ihm eingehaltene Richtung also hinlänglich herzuleiten ist aus der Gesamtform der Bahn. Die Wucht des Geschehens zu messen, steht kein Mittel zur Verfügung, auch wenn es, wie hier versucht wurde, als Wirken einer Gesamtkraft, d. h. der zur Einheit geschlossenen Summe aller von schöpferischen Einzelmenschen entsandten und fort und fort von Mensch zu Mensch wirkenden Kräfte angesehen wird. So ist eine Möglichkeit, die über die Zeiten hinreichende Einheit dieses Gesamtverlaufes zu erweisen, nur insofern gegeben, als an der Bahn dieses Gesamtverlaufs Richtungseigenschaften nachgewiesen werden, die das Ganze dieser Bahn als einheitlichen Richtungsregeln unterworfen aufzeigen. Hierbei wird unter dem Ganzen des Gesamtverlaufs und seiner Bahn, wie immer im folgenden, der bisher vollendete Teil dieses Verlaufs, der bisher durchmessene Teil seiner Bahn verstanden werden.

Ein Wort der Begründung. Würde die Bahn der Menschheit sich nur darstellen wie ein weiter und weiter verlaufender, einmal hierhin, einmal dorthin abbiegender, sich regellos schlängelnder Weg, so wäre damit zwar im mindesten nichts gegen den Gedanken dieser Folgeeinheit bezeugt — er könnte auch bei dieser Formgebung bestehen; aber — und nur das soll hier gesagt sein — wird im Gegensatz hierzu erwiesen, daß der Gesamtverlauf der Geschichte Regelmäßigkeiten seiner Bahn aufweist, so ist damit diese Folgeeinheit erwiesen. Erwiesen allerdings nur im Sinne unseres Denkens — ob tatsächlich erwiesen oder erweisbar, sei ganz dahingestellt — erwiesen vielleicht nur für eines unserer Vorurteile. Aber so viel ist sicher, daß ein solches Ergebnis diese Schlußfolgerung an die Hand gibt. Dem Sternkundigen erscheint der Lauf einer Planetenordnung um seinen Sonnenstern deswegen als gesetzlich, weil er fest umschriebene, nachrechenbare Bahnen in Wiederholungen oder wenigstens in nachrechenbar sich verändernden Teilwiederholungen verfolgt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Wissen um das Wesen der Geschichte zu der Stufe einer sicheren Gesetzlichkeit sich hin-

bewegt, wenn an ihrem Bahnverlauf Regelmäßigkeiten nachgewiesen werden. Zu der Stufe einer sichereren Gesetzlichkeit noch als der, die erreicht ist, wenn Folgeregeln für kürzere und längere Teilstrecken dieses Gesamtverlaufes oder vielmehr der ihn zusammensetzenden Entwicklungsreihen gefunden werden: Gesetze erster Ordnung. Erst die Gesetze zweiter Ordnung, die sich als Gesetze der Gesetze, d. h. als Regeln für das Gesamtgefüge jener einzelnen Bahnregeln darstellen,[1] dringen zum Kern des Geschehens, und zwar nicht nur jenes allgemeinen Bahnenbaues, sondern auch des einzelnsten Einzelgeschehens. Daß in der *n*-ten Reihe des Gesamtverlaufes die Linie *p* bis *q* sich in diesem Winkel an die Linie *o* bis *p* ansetzt, ist zu erklären nur aus jenen höheren Gesetzen des Gesamtverlaufes. Mit anderen Worten: erst durch die Regelhaftigkeit des Bahnenzuges der Gesamtgeschichte wird auch der eigentliche Grund für die kleineren Regeln der kurzen Einzelstrecken, aus denen sich jene zusammensetzt, offenbar.

Den an Sterngruppen und Sternhaufen beobachteten Bahnregelmäßigkeiten werden die am Verlauf der Geschichte allenfalls zu beobachtenden Regelmäßigkeiten nur von fern gleichen. Da es sich nicht um mechanische, sondern um Lebensvorgänge handelt, und im Grunde auch nicht um Lebens-, d. h. Wachstumsvorgänge, sondern um Lebensumbildungs-, d. h. Entwicklungsvorgänge, so ist nicht verwunderlich, daß weder mathematisch genaue Wiederholungen, wie im mechanischen Geschehen, etwa der Sternläufe, noch artähnliche Wiederholungen, wie im biologischen Wachstum etwa des Einzelwesens einer Art, das in seinem Verlauf ungefähr dem der Genossen seiner Art gleicht, sich hier zeigen, sondern nur vielfach abweichende Wiederholungen, für die sich im Naturgeschehen etwa in den einzelnen Stufenaltern der Erdgeschichte bei Bildung der Festländer und Meere oder in der Geschichte der Artenentstehung bei Bildung neuer Artengruppen und sonstwo mancherlei Seitenstücke finden mögen.

Es scheint das Schicksal aller grundsätzlichen Anschauungen

1) Die Darlegung knüpft hier da an, wo die frühere Untersuchung (Stufenbau (1905) 121, (²1927) 182 ff., Geschichtslehre, in der Festschrift für Schmoller S. 28 f.) etwa abbrach.

von geschichtlichem Geschehen zu sein, daß sie nur im Bild räumlichen Geschehens greifbar vorzustellen sind. Der Gedanke, daß die Entwicklungslinien der Völker in ungefähr gleichsinnige Strecken zu zerlegen sind, ließ sich recht anschaulich nur unter dem Bilde des Stufenbaues darlegen: wobei die Gesamtheit der Geschichte als Pyramide, die Zeitalter als stufenförmig aufsteigende Schichten dieser Pyramide gedacht werden.[1] Der Gedanke, daß der Gesamtzug der Geschichte Regelmäßigkeiten aufweist, die seine Einheit als die einer einzigen großen Bewegung erkennen lassen, kann deutlich nur durch das Bild der Spirale gemacht werden.

Man nehme nicht Anstoß an dem Gleichnis, das zunächst wie ein bizarrer Einfall wirken mag: es ist es nicht, sondern er ist begrifflich nützlich, ja notwendig aus dem Wesen des zu begreifenden Vorganges zu folgern. Man zerlege nur den geometrischen Begriff Spirale in seine Urbestandteile, d. h. in seine Richtungseigenschaften. Zunächst ist Spirale Bahn, Weg, also eben das, was die längst bräuchlichen Bildbegriffe für Geschichte Werdegang, Fortschritt, Verlauf ohne weiteres wie ein schon Selbstverständliches fordern. Wollte man etwa aus wissenschaftlicher Vorsicht einen Bildbegriff wie diesen ablehnen, so müßte man auch die Verwendung jener längst üblichen untersagen. Das Bild des Stufenbaues aber kann hier, da es sich um Wandel und Weg handelt, nicht beibehalten werden, da es —anderen Zwecken zuliebe — die Schichten der Geschichte wie ein Ruhendes, Starres darstellt.

Zum zweiten ist das Auszeichnende der Spirale der Kreislauf ihrer Bahn. Auch die kyklische Auffassung geschichtlicher Verläufe ist alt genug, sie ist von den Weltjahren der Babylonier an über Herakleitos bis zu heutiger immer neuer, wenngleich mehr gelegentlicher Anwendung nie außer Gebrauch gekommen. Zu ihr zu greifen ist dort nicht nur nützlich, nein auch notwendig, wo angenommen wird, daß bestimmte Entwicklungsabschnitte mit einem Zustand enden, der dem anfänglichen wenn nicht gleich, so doch ähnlich ist.

1) In letzter Ausprägung: Geschichte der Menschheit I 66, 79.

Zum dritten ist der Spiralbewegung eigentümlich, daß sie aus der ursprünglichen Ebene ihrer Bahn aufsteigt und so sich windet, daß Beginn wie Verlauf ihrer zweiten Kreisbahn gleichläufig — parallel — mit der ersten sich lagern. Es ist der geometrische Ausdruck für Ähnlichkeit, nicht Gleichheit zweier auf- und nacheinander folgenden Entwicklungen. Im Grunde ist ihre Anwendung als Begriffsbild schon gegeben durch die des Kreislaufes: denn die Wiederholung eines Kreislaufes in der gleichen Ebene würde ja Wiederholung schlechthin bedeuten. Und eine solche, so oft sie im Vergleich der nebeneinander verlaufenden Entwicklungslinien etwa der Völker, etwa der geistigen Tätigkeiten — der Wissenschaft, der Künste — etwa der staatlichen Körperschaften — der Volksvertretungen, Behörden — etwa der Wirtschaftsformen sich in der Geschichte beobachten läßt, wird im Längszug der gleichen Entwicklungslinie wie der Menschheit selbst nicht nachzuweisen sein. Handelt es sich aber um eine Teilwiederholung, d. h. um die Wiederholung einzelner Grunderscheinungen bei abweichender Gestaltung anderer Grunderscheinungen, so stellt sich die Spiralbahn wie selbstverständlich als die schicklichste Form eines Vergleichsbildes dar.

Die Einzelheiten des geometrischen Bildes dürfen nicht als beschwerliche Fesseln festgehalten werden: weder die genaue Gleichläufigkeit, noch die genaue Kreisform. Die Ellipse hätte aus gewissen Gründen mehr für sich als der Kreis: in Wahrheit aber soll mit der Verwendung des Begriffs Kreis nur eine wieder ungefähr zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehrende Bahnlinie bezeichnet sein. Andere Eigenschaften der Spirale lassen sich vielleicht zur Kennzeichnung der in der Folge der einzelnen Gewinde auftretenden Unterschiede brauchen: so etwa der Durchmesser der Bahnebene, dessen fortschreitende Verringerung die Verringerung der Gegensätze zwischen der her- und der hinschwingenden Längskurve der Ellipse, im ganzen mithin eine Annäherung an ein Zeitalter des Ausgleichs der Gegensätze, falls dies Bedürfnis entstehen sollte, bedeuten könnte, d. h. es würde dann an die Stelle einer zylindrischen eine konische Spirale, an die Stelle also eines röhren- ein kegelförmig aufsteigendes Bahnengewinde treten.

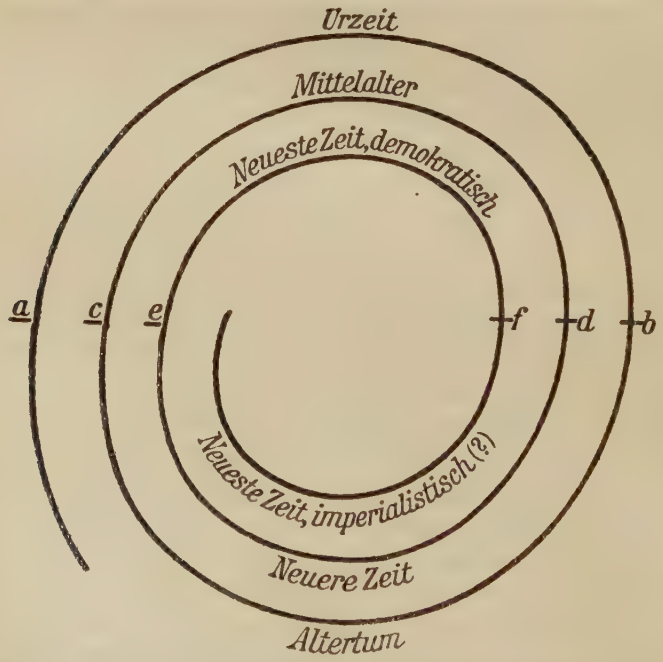
Dritter Abschnitt
Die Verflechtung der Entwicklungsreihen

Erstes Stück
Das Wegegeflecht der Geschichte

Wenn in dem folgenden ein leiser Versuch gemacht werden soll, die angedeutete Bahnbestimmung der Menschheitsgeschichte mit erfahrungsmäßigen Belegen zu stützen, so sei ein kurzer, aber sehr nachdrücklicher Vorbehalt vorangeschickt. Eine Aufstellung, wie sie hier gegeben werden soll, dürfte — das kann niemandem sicherer bewußt sein, als dem, der sie wagt — vom Blickpunkt nicht allein erfahrungswissenschaftlicher, nein auch von unten her bauender, induktiver Forschung gesehen, erst unternommen werden nach Vollendung einer Geschichte der Menschheit. Eine irgendwie endgültige Gestalt — wobei selbstverständlich nur an eine für ihren Urheber endgültige Gestalt gedacht ist — würde ihr erst dann zu geben sein. Und dennoch rechtfertigt nicht nur ein undeutliches und eben darum vielleicht umso bedeutenderes, ein unverstandesmäßiges und eben deswegen vielleicht sehr zweckdienliches Drängen den, der noch bei den Grundmauern eines Gebäudes beschäftigt ist und sich dennoch schon mit Sorgen um die Ausgestaltung des Daches trägt, sondern auch ein nachweisbarer Vorteil, den sein Einzelmühen dadurch erfährt, daß ihm noch beizeiten die Ziele, und gerade die fernsten zuerst, gesteckt werden. Aber, und dies ist der notwendige Vorbehalt, um den es sich hier handelt, die Vorläufigkeit und Verbesserbarkeit eines solchen Versuches, ja die Wahrscheinlichkeit, daß er den mannigfachsten Veränderungen bis zu seiner endgültigen Herstellung wird unterworfen werden müssen, sei auf das deutlichste ausgesprochen. Für seinen eigenen Zweck aber, die Erörterung einer möglichen Bahnbestimmung, wird es nicht so sehr auf die Einzelfehler, die der Berechnung etwa unterlaufen mögen, als auf die grundsätzliche Haltbarkeit einer solchen Aufstellung ankommen. Diese aber mag sich auch heute schon allenfalls verbürgen lassen.

Ein spiralenförmiges Gewinde sei angenommen, dessen erster Kreislauf (*a* bis *c* auf der beigegebenen Zeichnung,[1] die als Projektion einer von oben gesehenen, nach oben sich verjüngenden Spirale, also eines konischen Gewindes, gelten soll) das Nacheinander der Urzeit und Altertum genannten Entwicklungsstrecken bedeute. Jeder der beiden Entwicklungsstrecken sei eine Halbbahn zugewiesen, der Urzeit *a* bis *b*, der Altertumsstrecke *b* bis *c*. Der nächsthöhere zweite Kreislauf sei in der ersten Halbbahn (*c* bis *d*) dem Mittelalter, in der zweiten (*d* bis *e*) der Neueren Zeit überwiesen. Die letzte vielleicht noch im Lauf befindliche Halbbahn des dritten, höchsten Umlaufes soll die Neueste Zeit (*e* bis *f*) bezeichnen, inmitten deren die Völker des neueuropäischen Weltalters noch stehen. Zur Vorsicht sei vermerkt, daß die Verjüngung auf der beigegebenen Zeichnung zunächst

1) Das hier vorschwebende geometrische Gleichnisbild ist dieses:



Über die Bedingtheit der Abgrenzung der letzten Halbbahn vgl. unten S. 88 ff., 92 ff., 121 ff.

noch keinerlei sachliche Symbolbedeutung haben soll, sondern für jetzt nur um der besseren Darstellbarkeit willen gewählt ist. Auf dieses Bahnengewinde sollen die Ergebnisse der früheren Übersichten über die Geschichte der Menschheit, die ihrerseits so häufig unter dem Bilde des Stufenbaues vorgestellt wurden, eingetragen sein. Unter der Bahn sei die Entwicklung des neueuropäischen Weltalters, d. h. der es tragenden germanisch-romanischen Völker verstanden; nach dem leitenden Gedanken des Stufenbaues sollen — unter Hintansetzung aller Einzelabweichungen – die Bahnengewinde der alt- und der außereuropäischen, sowie der außergermanischen europäischen Völker- und Völkergruppen-Entwicklungen als gleichsinnig angenommen werden, woraus des weiteren die Möglichkeit abgeleitet wird, alle diese ungefähr gleichläufigen Entwicklungsbahnen bei verkürzter Darlegung zuweilen beiseitezulassen, ohne damit doch auf den Anspruch ungefährer Allgemeingültigkeit für alle, also außer- und alt-, ebenso wie für neueuropäische Entwicklung zu verzichten. Nur der Anfang der ersten Halbbahn sei aus der Urzeit der noch heut auf dieser Entwicklungsstrecke sich bewegenden jüngsten — d. h. kindhaft gebliebenen — Völker vervollständigt. Die Überleitung von deren Bahnen in die der Germanen, deren Urzeit nur den letzten Wegabschnitt einer vollen — d. h. der uns bekannten — Urzeit darstellt, wird als erweislich angenommen; die Linien der Familien-, Staats-, Sitten-, Rechts-, Glaubensentwicklung berechtigen alle gleichmäßig zu einer solchen Verbindung.

Als das eigentliche Grundbild, als den Archetypus jeglicher geschichtlichen Entwicklung gilt also, um dies zur äußersten Deutlichkeit zu sagen, die Abfolge der Entwicklungsabschnitte der germanischen Völker, wie sie in früheren Darlegungen umschrieben und — unter möglichster Schonung überlieferter Namen — bezeichnet worden sind. Sie reichen in der Geschichte des germanisch-romanischen Völkerkreises über folgende Zeitstrecken: Urzeit bis 410, Altertum bis 910, frühes Mittelalter bis 1444, spätes Mittelalter bis 1494, Neuere Zeit bis 1789, Neueste Zeit seit 1789. Die eben angedeutete Rückverlängerung der Urzeit mit Hilfe der lebenden Urzeitvölker ergänzt das Bild zum Insgesamt.

Auf dieses Grundbild[1] lassen sich die entsprechenden Entwicklungsabschnitte der griechischen und der römischen Geschichte völlig entsprechend eintragen, so genau entsprechend, daß sogar die Untereinschnitte[2], durch die frühes und spätes

1) Es wurde zuerst festgestellt durch die Darlegung sowie den ihr angepaßten Aufbau der Aufsatzreihe: Die soziale Entwicklung der führenden Völker Europas (Schmollers Jahrb. f. Gesetzgeb. XX [1896] 1091 ff.) und das Werk: Kulturgeschichte der Neuzeit (II 1 [1900] 19—26, II 2 [1901] 687—703), wo insbesondere an den hier angeführten Stellen der Sinn und der Umfang dieser Gleichläufigkeit dargelegt worden ist.

2) Ich verweise zur näheren Begründung hier ein für allemal auf die Schrift (den Jahren 1901, 1903 bis 1904 entstammend, in denen ihre einzelnen Abschnitte als Zeitschriftenaufsätze veröffentlicht wurden, 1905 herausgegeben): Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte.

Hier sei zur dauernden Benutzung auch für die späteren Abschnitte zumeist nach der früheren Gestalt (Der Stufenbau 65, Anm. 1, [2]88 Anm. 1), doch mit einigen Verbesserungen die Zeitentafel mitgeteilt, die als Rahmengefüge der hier angenommenen Zeitalterteilung gelten soll, soweit die europäische Geschichte in Betracht kommt.

Entwicklungsalter	Griechenland, Athen	Rom	Germanisch-romanische Völker
Urzeit	bis um 1800	—	—410
Altertum	um 1800 bis um 1000	—	410— 911
Frühes Mittelalter . .	um 1000 bis um 750	753—510	911—1144
Spätes Mittelalter . .	um 750 bis 510	510—330	1144—1494
Neuere Zeit	510—404	330—133	1494—1789
Neueste Zeit: Demokratismus	404—338	133—31	1789—1899 (?)
Neueste Zeit: Imperialismus	338—27	31—476	1899 (?) —

Erläuterung. Griechenland, Athen: Die Zeit um 1800 ist hier in annähernder Schätzung als Anfang des Zeitalters der mykenischen Staatsbildung und Gründung und damit als Beginn des Zeitalters sehr starker Königsherrschaft angesetzt; um 1000 noch unverbindlicher als Beginn des Mittelalters und der Adelsherrschaft (1066 angeblich des Kodros, Königs von Athen, Opfertod). Das Späte Mittelalter, anschließend an die Zeit der Entstehung der Ilias (um 950 bis um 750, 682 Einsetzung der Archonten in Athen) also auch nur ungefähr umgrenzt. Die Neuere Zeit, eingerahmt vom Ende der athenischen Tyrannis (510) und dem Ende des großen innergriechischen Krieges (404). Das Ende des demokratischen Zeitalters der Neuesten Zeit ist durch die Schlacht von Chäronea gekennzeichnet. Das Ende des imperialistischen Zeitalters und damit der Neuesten Zeit, wie aller autonomen Geschichte Griechenlands, ergibt die endgültige Einverleibung Griechenlands in das Gebiet der römischen Republik als Provinz Achaja (27).

Mittelalter, das demokratische Eingangsjahrhundert und die caesaristisch-imperialistische Hauptstrecke der Neuesten Zeit, sich in annähernd gleicher Verteilung wiederfinden. Nur die eben genannte caesaristisch-imperialistische Hauptstrecke, die für die griechische — hellenistisch-mazedonische — und die römische Neueste Zeit als über Jahrhunderte hin sich ausdehnend nachzuweisen ist, ist in unserem Weltalter, d. h. also in unserer eigenen Gegenwart, noch keineswegs sicher als bereits — etwa von 1899 ab, vorbereitet seit 1866, d. h. seit Disraelis erstem grundsätzlich imperialistischem Ministerium — begonnen zu er-

---

Rom: Das Jahr 753 (urbs condita) ist hier als Anfang des frühen, noch königlichen Mittelalters angesetzt; die archaische Königszeit bis 753 ist durch Etrurien und andere Staaten für Italien sichergestellt. Mit der Vertreibung des letzten Königs (510) endet das frühe, beginnt das späte, durch die reine Adelsherrschaft der Patrizier gekennzeichnete Mittelalter. Sein Ende wird durch das Ende der Ständekämpfe (330) bezeichnet. Die Neuere Zeit reicht bis an das demokratisch-revolutionäre Übergangsjahrhundert und mit ihm, mit der gracchischen Bewegung, beginnt die Neueste Zeit (133). Der zweite imperialistisch-caesaristische Teilabschnitt der Neuesten Zeit setzt mit dem Beginn der Herrschaft des Augustus ein (31) und reicht ebenso wie die autonome römische (weströmische) Herrschaft bis zur Absetzung des letzten der weströmischen Caesaren durch Odovakar (476).

Germanisch-romanische Völker (neueuropäisches Weltalter). Das Ende der Urzeit ist mit der Eroberung Roms durch Alarich (410) das Ende der Altertumsstufe mit dem Tode Ludwigs des Kindes und dem Aussterben der Karolinger in Deutschland (911) angesetzt. Das Jahr der Weihe des hohen Chors der Pfarrkirche von Saint-Denis, d. h. das Jahr der Geburt der Gotik ist als Ausgangs-, das Jahr des Einfalles von Karl VIII. in Neapel und damit des deutlichen Anfanges der Auswirkungen der nunmehr konstituierten Staatengesellschaft von West- und Mitteleuropa (1494) als Endpunkt des späten Mittelalters angenommen. Die Neuere Zeit, mit 1789 endend, wird getrennt in drei Entwicklungsabschnitte durch die Jahre 1555 (Augsburger Religionsfriede; Ende des Zeitalters der Renaissance und Reformation); 1715 (Tod Ludwigs XIV., Ende des Zeitalters des Barock); 1754 (Ende des Zeitalters des Rokoko und, als Erscheinungsjahr der Abhandlung Sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes der Anfang des Zeitalters des Rousseau-Realismus); 1899 als Jahr der ersten Haager Friedenskonferenz könnte das Ende des liberal-demokratisch-sozialistischen Anfangsjahrhunderts und der Anfang des imperialistisch-caesaristischen Hauptabschnittes der Neuesten Zeit sein, ist aber vielleicht nur der Anfang einer von 1899 bis 1918 reichenden Zwischenperiode dieses Gepräges, ein weiterer Fortgang der demokratisch-sozialistischen Hauptbewegung mit der Hinneigung zur synkretistisch-synthetischen Ausgleichung der Gegensätze und zur Herbeiführung eines endgültigen Mischzustandes, mit etwa auch individualaristokratischen Urbestandteilen.

kennen. Sondern es ist, wie späterhin des genaueren darzulegen sein wird, noch unsicher, ob die imperialistisch-caesaristische Welle, die wir allerdings erlebt haben, nicht nur eine vorüberrauschende ist, und ob nicht der Verlauf der Neuesten Zeit in unserem Weltalter erstmalig eine Abweichung aufweist. An der großen Grundtatsache der bis an Wundergleiches grenzenden ungefähren Bauähnlichkeit der neueuropäischen Entwicklung mit den beiden — an sich weit zu trennenden — Volksentwicklungen des alteuropäischen Weltalters wird dadurch nichts geändert.

Zweites Stück

Die Abtragung der außereuropäischen Entwicklungsbahnen auf das Bahnengewinde

Auf dem dergestalt doppelt, ja dreifach gefestigten Urbild des Bahnengewindes der Geschichte lassen sich sodann die außergermanischen Volksentwicklungen Europas mit Sicherheit abtragen: die Kelten zum Teil nur bis zu den Ausgängen der Urzeit, zum Teil doch auch schon in die Anfänge des Bahnabschnitts des Altertums hineinreichend, die Südslawen und Tschechen noch weiter in die Altertumsstufe hineinschreitend, die Russen bis zu ihrer ersten Revolution von 1905/06, soweit das Rückgrat der Staatsverfassung in Betracht kommt, doch nicht über die Entwicklungsstrecke des archaischen Despotismus hinausgelangend, die Polen, die höchstentwickelten Slawen, bis zur Zertrümmerung ihres Staates am Ende des achtzehnten Jahrhunderts doch nicht über Mittelalterwachstum hinausgediehen.

Alle außereuropäischen Völker und Volksteile können mit der gleichen Ungezwungenheit in das Bahnengewinde und seine einzelnen Kreisläufe und Halbbahnen eingetragen werden. Die Anzahl derjenigen Stämmefamilien, die innerhalb der Menschheit aus eigener Kraft nie über den Bahnabschnitt der Urzeit herausgekommen sind, ist sehr groß. Sie umfassen die Rote Rasse zum allergrößten Teil, die festländischen und melanesischen Australier ganz, von den Mongolen alle zurückgebliebenen Gruppen, insonderheit die Nordasiaten, mit Tataren und in ihrem europäischen ural-altaischen Uralzweige mit Finnen, Kareliern

und Lappen weit nach Europa hereinreichend, wenig minder Malaien und Neger, die Urrassen von zurückgebliebenem Völkerbau und mancherlei einzelne Sprengstücke aller Rassen, selbst arische Kaukasier: die Zigeuner. Das von ihnen bis nach 1800 unabhängig, später unter Oberherrschaft der Europäer besiedelte Gebiet umfaßte noch in Menschengedenken an Flächenraum bei weitem den größten Teil der Erde: ganz Australien und Melanesien, fast ganz Amerika, den größeren Teil Asiens, auch in Afrika und Europa verhältnismäßig kleinere, doch immerhin der Geviertmeilenzahl nach recht ansehnliche Landflächen. Nur die Kopfzahl aller dieser Stämmefamilien und Völkerkreise ist nicht allzu bedeutend und reicht nirgends an die großen Ziffern, die schon die zum Teil sehr dicht bevölkerten Altertumsreiche der Mongolen, der arischen, semitischen und hamitischen Kaukasier, aber auch schon der Neger erreicht haben.

Die Urzeitvölker lassen sich den Merkmalen ihrer staatlich-gesellschaftlichen Gesittung nach in drei Gruppen zerlegen, die an sich zwar vom Entwicklungsstammbaum der Menschheit, ihren Arten und Spielarten, ihren Rassen und Völkern her gesehen nebeneinander stehen, die aber dem Maß der geleisteten Staats- und Gesellschaftsbildung nach aufeinander folgen. Die erste Gruppe, die keim- und kindhafteste der Menschen, die Urrassen der Zwergmenschen umfassend, hier und da noch die Gesellschaftsform der Horde aufweisend, oft auch schon zur Siedlerschaft und zur Sonderfamilie übergegangen, bildet die *queue* am Schluß des Heerzuges der Völker. Über sie hinausgedrungen sind die Stämmefamilien der Siedlerschaftsverfassung, d. h. eines staatlichen Verbandes, der, entsprechend der alten Horde, eine Anzahl von meist 20 bis 200 Köpfen umfaßt, innerhalb seines Rahmens aber nur Sonderfamilien und keinerlei größere oder über den Siedlerschaftsanfang hinausreichende Blutsverbände enthält. Endlich die Gruppe der Stämmefamilien mit Geschlechterverfassung, d. h. mit Siedlerschaften und im günstigsten Falle auch Völkerschaften und Stämmen als staatlichen Verbänden und dem gliederreichen Bau einer weit über die Siedlerschaften, zuweilen selbst über die Völkerschaften hinausreichenden Geschlechterordnung.

Die nächste Halbbahn, die der Altertumsreiche, haben, verglichen mit der unendlich breiten Schlachtordnung der Völker, die auch mit ihren höchsten Spitzen — Herero, Tlinkit, Irokesen — die erste Halbbahn, die der Urzeit, nicht hinter sich gelassen haben, doch nur sehr viel weniger zahlreiche Völker erreicht. Immer noch eine stattliche Heersäule, aber doch schon eine Auslese, ein Adel unter den Völkern. Übersieht man sie vom Ende des Zuges, d. h. von den mindest weit auf der Bahn Vorgeschrittenen aus, so fällt der Blick zuerst auf die große Schar der Königreiche der Bantu-Stämmefamilie, die den großen südlichen Block von Afrika und noch die Mitte dieses Erdteils innehaben. Sicher die größte Schar der Glieder dieses Heerkörpers, der ein von den sehr zahlreichen Dorfkönigtümern über kleine und mittlere Königsstaaten bis aufwärts zu den sehr umfangreichen Staatsgebilden des Barotse-Landes und des Lundareiches oder den ganz durchgeordneten und eigens ausgegliederten Staaten der Zulu und Waganda. Die auch noch zahlreichen und wohlausgebildeten Reiche der Karaiben auf den mittelamerikanischen Inseln, der malaischen Siedlung auf afrikanischem Boden — der Howa auf Madagaskar —, die kleinen Priesterkönigtümer der Maya von Alt-Yukatan, die im Sinne gesellschaftlicher Durchbildung sehr barbarischen, doch etwas stärkeren Nahua-Staaten von Alt-Mexiko, das gewaltige Reich Tabuantinsuyu der Inka von Alt-Peru schließen sich an und leiten ein großes Stück vorwärts. Die malaiisch-mongolische Gruppe von Ost- und Südostasien gipfelt in der überlegenen Staatsbildung der Chinesen. Die kaukasisch-arischen, kaukasisch-semitischen, kaukasisch-hamitischen Reiche der Meder, Perser, Assyrer, Babylonier, Ägypter machen als eine durch Gleichzeitigkeit und räumliche Zusammengehörigkeit verbundene Gruppe von begrenzter Lebensdauer den Beschluß.

Die letzte Heersäule, die der Mittelaltervölker aber verjüngt sich zu einer noch schmaleren Schlachtordnung. An ihr nimmt wirklich nur noch die Auslese aus dem Adel der außereuropäischen Völker teil. Nicht eigentlich als Keimform, aber nur in unsicheren Umrissen, nur in verschwimmenden Farben stellen sich die Entwicklungsbilder der Insularaustralier, d. h. einiger poly-

nesischer Völker und der Maori dar, die nicht zur Altertumsstufe nur, nein noch in den Bahnabschnitt des Mittelalters gelangt sind, so daß es den Eindruck macht, als hätten diese vielleicht sehr entwicklungsfähigen, aber ein wenig schwachen Völker ihre höheren Lebensalter nur wie *dissolving views*, wie verhauchende Traumbilder durchlebt. Ein wenig Ähnlichkeit mit dieser Unstärke des Erlebens haben die falschen Mittelalter, die die Führervölker des hamitischen Kaukasierzweiges und der mongolischen Rasse, die Ägypter und Chinesen, aufzuweisen haben: Mittelalter, aus denen sie, wenigstens was ihre Staatsbildung anlangt, wieder in den Zustand der Altertumshalbbahn zurückfielen oder die sie, wie die Chinesen ihre Malerei, fast wie ein Unwirkliches erlebten. Hierher gehört auch die ganz teil- und traumhafte Mittelalterlichkeit der chinesischen und der spätjüdischen Mystik.

Die eigentliche Kernschar der außereuropäischen Mittelaltervölker aber bilden: Inder, Araber und Japaner — diese, wenn man sie nur in ihrer eigenwüchsigen, nicht in der europäischem Vorbild nachgeahmten Entwicklung in Betracht zieht, durch die sie seit sechzig Jahren dem größeren Heer der europäischen Völker höchster Entwicklungsgeschwindigkeit und stärkster Wegleistung nachgeeilt sind, wie nach ihnen aus der voraufgehenden Heersäule der Altertumsstrecke die Türken und, mit weniger Glück und ohne staatlichen Fortschritt, Abessinier und Siamesen getan haben.

Unter Gleichläufigkeit soll hier nur eine ungefähre Übereinstimmung der Grundrichtung der Entwicklungswege verstanden sein. Darüber hinaus muß erklärt werden, daß Bahnabweichungen zwischen den außer- und den neueuropäischen, den alt- und den neueuropäischen Entwicklungen bestehen, die es verbieten, von einer durchgängigen, innegehaltenen Gleichläufigkeit dieser Entwicklungen auch nur in einem so beschränkten Sinne zu sprechen: insbesondere zeigt in bestimmten Fällen die geistige Entwicklung, etwa die der Kunst und des Glaubens, die Neigung, sich schneller vorwärts zu bewegen als die staatliche, so daß. z. B. in China,[1]

1) Stufenbau (1905) 60, ([2]1927) 81 f.

Mischgebilde entstehen. Die Berliner Ausstellung von 1908/09, die zum erstenmal chinesische Malerei in Deutschland zeigte, wenngleich überwiegend in späteren Nachbildungen, erwies, daß die Kunst hier zu einer ganz feinen Abschattung des Empfindens der Miene und der Gebärde, endlich der Farbe, emporstieg, die in der neueuropäischen Entwicklung erst mittelalterlichem, wenn nicht nachmittelalterlichem Fortschreiten entspricht; so auch ist die Volkswirtschaft hier zur Anhäufung sehr großer Handels- und Gewerbsstädte gediehen, während die Linie der chinesischen, ähnlich wie die der ägyptischen Staatsbildung[1] immer wieder zur Altertumsstufe herabsinkt. Babylonien, Ägypten, Indien[2] bieten Seitenstücke.

Aber alle diese Mittelbildungen können den in tausendfach häufigerer Wiederholung bestätigten Gesamteindruck nicht verwischen, daß die Entwicklungsbahnen der Völker über die Erde hin eine ungefähr gleiche Richtung verfolgen. Jeder Schritt vorwärts auf der Bahn vergleichender Geschichtsforschung bringt neue Bestätigungen dieser Auffassung. Wenn sich die Schilderungen der Spielsucht einzelner Völkerschaften an der nordamerikanischen Nordwestküste[3] ausnehmen wie ein Abschnitt aus des Tacitus Germania, wenn die Bauformen des Geschlechterstaats, ja selbst die Entwicklungslinien seines Zerfalls sich als für alle starken Urzeitvölker und für die Urzeiten aller höher gestiegenen Völker gültig nachweisen ließen[4], wenn ganz absonderliche Fortbildungen, wie die der regelmäßigen Zwei-Bruderschaftsform des Geschlechterstaats zur Drei-Bruderschaftsform, unter Anschoppung eines dritten geringeren Gliedes in Sparta, Rom und Japan auftreten,[5] wenn die Verörtlichung des Geschlechts als letztes Erzeugnis der Auflösung des Geschlechterstaats gleichmäßig in Australien und Schott-

1) Stufenbau (1905) 55 f., (²1927) 75 f.
2) Ebenda (1905) 47, (²1927) 64.
3) Die Geschichte der Menschheit I 123.
4) Über einige Filiationen aus dem Stammbaum der Bauformen des Geschlechterstaats (Vortrag, gehalten auf dem Internationalen Kongreß für historische Wissenschaften zu Berlin. Schmollers Jahrb. f. Gesetzgeb. XXII [1908] 1403 ff., 1407 ff.).
5) Ebenda 1413 f., 1415 f.

land auftritt, wenn das private wie das öffentliche Recht des Babyloniens unter Hammurapi mit dem des Frankenreichs der Merowinger, beide der Altertumsstufe angehörig, bis in die schärfsten Einzelkonturen hinein als ähnlich erkannt worden sind,[1] wenn nach Abstreifung der Geschlechterordnung auch noch in der Form des Vatergeschlechts in dem Norwegen der Altertumsstufe sich ganz ähnlich weitgehende Eheverbote nach Verwandtschaftsgraden finden wie in dem nachurzeitlichen Samoa, wenn der Zustand der heutigen Ewe[2] den Übergang aus dem Geschlechterstaat der Urzeit in den Königsstaat des beginnenden Altertums aufzeigt, den man ohne Zwang als etwa dem der germanischen Frühkönigszeit vorgelagerten entsprechend annehmen könnte, wenn die Ständeteilung eines schon auf den Adelsstaat zugehenden Königsstaats auf Madagaskar bis in Einzelheiten hinein den gleichgeordneten deutschen Bildungen der karolingischen und frühmittelalterlichen Zeiten entspricht und wenn die Reihe dieser Ähnlichkeiten sich mühelos verhundertfachen läßt, so wird man die allgemeine Voraussetzung, daß sich die Entwicklung der Völker zwar mit sehr verschiedener Entwicklungsgeschwindigkeit, aber in ungefähr gleicher Richtung vorwärtsbewegt, als eine im ganzen und großen berechtigte ansehen dürfen. Hinweise darauf, daß etwa der Adel des japanischen Mittelalters bis in die Einzelheiten des Rechts und der Sitte dem Lehnswesen des germanischen Mittelalters verwandt gewesen sei, vertiefen diese Sicht, ebenso die Vergleiche zwischen homerischen und germanischen oder zwischen arabischen und germanischen Adelszuständen, zwischen Hesiods symbolischen Götterstammbäumen und denen der Maori.

Unzweifelhaft wird erst eine endgültig vergleichende Darstellung der Geschichte der Völker diese Stufen und Übergänge in feste Linien bannen; für den hier zu verfolgenden Zweck mag als sicher angenommen werden, daß ein wie angegeben für die Urzeit vervollständigtes Gewinde der Bahnen der neueuropäischen Völker als ein bis zu gewissen Grenzen artvertretender Fall der Menschheitsentwicklung gelten darf. Die über diese

1) Fehr, Hammurapi und das Salische Recht (1910) 123 ff.
2) Spieth, Die Ewe-Stämme in Deutsch-Togo (1906) 98 ff.

Grenzen hinausgehende Einzigkeit des Verlaufes der neueuropäischen Geschichte ist zunächst erkennbar in ihrer letzten Halbbahn, die alle Anzeichen starker Bewegung, keines der baldigen Totenstarre aufweist, die die alteuropäische Entwicklung in diesem Abschnitt als bald ihrem Ende verfallen kennzeichnet.[1] Damit aber ist auch im Sinne der Entwicklungszeitrechnung dieser letzte Rival aus der Bahn verschwunden, nachdem die weitestgediehenen außereuropäischen Völker, wie Inder und Araber, schon längst überholt worden und ausgeschieden waren, während andere von ihnen, die fähigsten, wie Japaner, Chinesen — ebenso wie schon zuvor die slawischen Europäer — zwar lange zurückgeblieben waren, schließlich aber in die übermächtige neueuropäische Bewegung hineingerissen worden sind.[2] Nach Einverleibung dieser fremden Entwicklungen, der in irgendwelchem Sinne, sei es durch Unterwerfung, sei es durch Europäisierung vermutlich in absehbarer Zeit der gesamte Rest der außereuropäischen Welt folgen wird, stellt sich der Bahnlauf der neueuropäischen Völkergesellschaft ohnehin als der für die zukünftige Gesamtmenschheit bestimmende heraus.

Auf die inneren Verschiedenheiten, die die neueuropäische Entwicklung hin und wieder von den anderen außergermanisch-, alt- und außereuropäischen Entwicklungen trennen, ist unnütz des Besonderen zu verweisen. Sie bleiben bei der hier festgehaltenen Begrenzung des Bahnbegriffes, als eines reinen Verlaufs- und Richtungsbegriffes, ohnehin von dem Vergleich ausgeschlossen. Wo diese Verschiedenheiten den Rang von Bahn- und Richtungsabweichungen annehmen, soll auf sie hingewiesen werden.

Daß aber diese wichtigste Baubeschaffenheit im Bahnenzuge

1) Man vergleiche die Ausführungen in dem Aufsatz: Imperialismus unserer und alter Zeiten (Der Lotse, Jahrg. I Nr. 1 und 2 [1900] 12 ff., 43 ff., 51 ff.), neu verteidigt gegen die in dieser Richtung eigens weit in die Irre gehenden Behauptungen Spenglers in dem Aufsatz: Der Prophet des Unterganges (Velhagen und Klasings Monatshefte XXXV 2 [1921] 261 ff.), 268 f.

2) Alle Einzelheiten der Bahnlängen, die sich aus der Kennzeichnung des erreichten Stufenalters und aus der Anfangs- und Endzeit des Bahnlaufes ergeben, sollen hier aus älteren Darlegungen (Stufenalter: Stufenbau 89 ff., 94 ff., [2] 146 ff.; Anfang der Bahnläufe: Geschichte der Menschheit I 67) nicht wiederholt werden.

der Menschheitsgeschichte, soweit der bisher vollzogene Verlauf, d. h. also aller von Anbeginn bis jetzt in Betracht kommende Erfahrungsstoff dies erkennen läßt, von gesetzhafter Gültigkeit für das geschichtliche Geschehen an sich überhaupt ist, daran ist kein Zweifel zulässig. Die stärkste Einwendung, die hier zu machen ist, ist die allgemeinste und zugleich ungegründetste: daß die Naturgesetze von einer Unbedingtheit und einer Schärfe der Umgrenztheit seien, die es unmöglich mache, die Gesetze der Geschichte mit ihnen zu vergleichen. Sie wird später des Einzelnen zu widerlegen sein.

Drittes Stück

Das Geflecht der Wirkungsreihen im Bahnengewinde

Auf eine Baueigenschaft aber ist allerdings einzugehen, da sie nicht allein in Betracht kommt für die gleichläufigen selbständigen, wenn auch unvollständigen Bahnengewinde außer der neueuropäischen Entwicklung, sondern ebensosehr für den inneren Bau dieses Bahnengefüges selbst. Die neueuropäische, d. h. die germanisch-romanische Entwicklung mitsamt den nach und nach von ihr aufgesogenen oder unterworfenen, jedenfalls einverleibten iberischen, keltischen, slavischen, zuletzt auch einigen in Asien und Afrika adoptierten Volksentwicklungen und den von ihr entsandten amerikanischen, australischen und afrikanischen Tochterentwicklungen, ist als die Geschichte einer Völkergesellschaft an sich schon ein unendlich zusammengesetztes Gebilde. Es kann — wenigstens solange das hier gewählte geometrische Bild festgehalten wird — nicht anders angesehen werden als ein Geflecht von Einzelbahnen. Jede der zwanzig bis dreißig, zuweilen auch wohl vierzig bis fünfzig Volks- und Volksteilentwicklungen, aus denen sich dieses Geflecht zusammensetzt, bildet an sich eine eigene Bahn. Die Besonderheit dieser Einzelwege setzt sich innerhalb der Gesamtheit schon dadurch sehr deutlich ab, daß in den ersten beiden Kreisumläufen ihre Richtung, ihr Verlauf sich zwar durchaus dem Gesamtbild einfügt, die Entwicklungsgeschwindigkeit aber, mit der die Völker auf ihnen vorschreiten, eine sehr verschiedene ist. Die skandinavisch-nordgermanische

Geschichte ist bis in Einzelheiten der inneren und äußeren Staatsentwicklung hinein als etwa bis drei oder vier, selbst fünf Jahrhunderte hinter der südgermanischen, friesisch-deutschen Geschichte zurückbleibend nachzuweisen.[1] Es stellt sich mithin innerhalb dieser hier als Einheit aufgefaßten Gruppe ein Maß von Verschiedenheit des Entwicklungsbildes, ebenso groß, ja größer heraus, als es die alteuropäische Entwicklung aufzeigt, die in ihrem griechischen und ihrem römischen Bestandteil so offensichtlich in Hinsicht auf die Entwicklungsgeschwindigkeit zumeist in einer Spannung von einem Vierteljahrtausend auseinanderklafft.[2] Es ist die gleiche Verschiedenheit, wie sie in nur noch viel größeren Spannungen bis zu Jahrtausenden[3] die großen Geschichtsgruppen der außereuropäischen Menschheit mindestens ebensoweit auseinanderhält, wie ihre Rassen- und Raumgetrenntheit.

Und weiter: die gleiche Vielfachheit, die das Gesamtgeflecht der neueuropäischen Völkergesellschaft aufweist, zeigt auch jede der Einzelbahnen der Sondervolksentwicklungen. Denn jede von ihnen setzt sich wiederum aus einer Anzahl von Entwicklungsreihen zusammen, die auch ihrerseits bis zu einem gewissen Grade selbständige Wege verfolgen. In den verschiedenen Zeitstrecken in verschiedenem Maße voneinander getrennt — auf der Halbbahn von Urzeit und Altertum noch am engsten zusammenhängend — falten sich diese Entwicklungsreihen auf ihren Bahnen immer weiter auseinander, und dies bedeutet, daß sie mehr und mehr voneinander unabhängig werden. Innere und äußere Staatskunst, Wirtschaft, Recht, Sitte formen sich im gesellschaftlichen, Glaube, Kunst, Forschung im geistigen Leben jedes einzelnen Volkes zu Entwicklungsreihen, die in tausendfacher Abschattung und Bemessung, manche von ihnen sich noch mehrfach spaltend, ein eigenes Leben, d. h. eine durch ihre Eigenbewegung bestimmte Bahnrichtung erhalten. Sie alle sind zu einer Querschnitteinheit, der Volksentwicklung, unverbrüch-

1) Kulturgeschichte der Neuzeit II 2 S.

2) Vgl. die Tabelle oben S. 29, aber auch unten S. 59—61.

3) Übersicht: Geschichte der Menschheit I 67, weit eingehender unten S. 70—72.

lich zusammengebunden, da sie ja allesamt nur Lebensäußerungen einer und derselben Menschengruppe sind. Hierdurch schon, noch mehr aber durch eine — ebenfalls sehr verschieden starke — Verflechtung und gegenseitige Beeinflussung ihrer Eigenbewegung wird jene weitere Einheit der Volksentwicklung zwar sichergestellt, aber ebenso unzweifelhaft ist die begrenzte Selbständigkeit dieser Sonderreihen. Sie wird am sinnfälligsten dadurch erwiesen, daß die gleichgeordneten Entwicklungsreihen innerhalb der verschiedenen Volksentwicklungen sich zuweilen stärker beeinflussen als die anderen Reihen ihrer Volksentwicklung. Ein deutscher und ein französischer Calvinist waren sich 1600 viel näher als ihren beiderseitigen katholischen Volksgenossen. Solche Selbständigkeit aber kann, im Sinne der Geschichte als Lehre vom Werden, nicht anders erklärt werden, als durch die Längseinheit dieser Reihen, durch die bis zu einem gewissen Grade selbständige Folgeverkettung dieser Glieder.

Und endlich — und erst damit ist die letzte Grenze des Reichtums alles geschichtlichen Lebens erreicht —: auch diese Reihen, selbst noch in ihren feinsten Spaltungen, setzen sich aus Teilen zusammen, Teilen, die erst die wirklich unteilbaren untersten Einheiten darstellen, aus den Einzelmenschen. Auch sie freilich nach den Zeitstrecken in verschiedenem Grade den Entwicklungsreihen von Staat, Glauben und so fort zugeteilt: da in den frühen Altern die gleichen Einzelnen den einzelnen Reihen mit gleicher, später doch immerhin ungleicher Betontheit angehören.

Hier ist zunächst die Frage zu beantworten, inwiefern überhaupt die Einzelmenschen mit den überpersönlichen Einheiten der Volks-, der Sachreihen, von denen bisher die Rede war, in eine Linie gestellt werden dürfen. Ein erster Einwand, der dagegen erhoben werden könnte, ist leicht zu beseitigen. Es könnte erklärt werden: Volksentwicklungen wie Entwicklungsreihen der angegebenen Art sind Sachentwicklungen, der Einzelne aber ein einzelner Mensch. Allein darauf ist zu sagen: beide haben zu Trägern eine Gemeinschaft, also einen Verband von Menschen, und sind insofern dem Einzelnen wesensverwandt. Ein zweiter Unterschied bleibt dennoch: jene reichen mit ihrem Rahmen über die Grenzen des Einzelnen hinaus, auch durch ihre Dauer.

Sie sind nicht nur Gemeinschaften im Sinne einer Vereinigung von im gleichen Zeitpunkt miteinander lebenden Menschen, sondern sie sind geschichtliche, Zeitfolgegemeinschaften. Und man wird an diesen Unterschied einen Einwand knüpfen, der den ersten von neuem wieder aufleben läßt: sterben in jenen Gemeinschaften die Einzelnen generationsweise ab, so sind hier die Inhaber der Entwicklung doch nicht eigentlich sie, die Einzelmenschen, sondern die Sachen: die Einrichtungen, die Verfassungen, die Wirtschaftsformen, die Stile, die Glaubensgesetze, die Forschungsweisen, kurz die Gedanken, richtiger die Handlungs-, die Anschauungsweisen. Andererseits aber, so wird man fortfahren, endet das Dasein des Einzelnen schnell, und so darf es nicht mit jenen langlebigen Sachwirkungsreihen in eine Linie gestellt werden.

Aber auch diese Bedenken sind zu zerstreuen: eben aus der früheren Erörterung über das Wesen der Entwicklung als Gesamtkraft ergibt sich zum ersten, daß die Wirkungsreihen, die in der Regel als Sachentwicklungen angesehen werden, Ausstrahlungen der lebendigen Kraft, die immer nur im Einzelnen wohnt, oder vielmehr ganze Strahlenbündel solcher Kraft sind, die von Mensch zu Mensch überspringend stets sich wandeln und dennoch einen Teil der ursprünglich ihnen vom ersten Urheber mitgegebenen Kraft bewahren. So also sind die angeblichen Sachentwicklungen durchaus und ausschließlich Auswirkungen von Einzelnen zu Einzelnen.

Zum zweiten aber ist es aus demselben Grund unmöglich, den Einzelnen als einen Teil der Entwicklung anzusehen, dessen Grenzen durch die Kürze seiner Lebensdauer bestimmt sind. Ist der Einzelne in der Tat ein Wirkender, d. h. übt er Wirkungen stärkeren Maßes, weiteren Weges aus, die beträchtlich spürbar und eine längere Wegstrecke noch spürbar sind, — und nur dann kommt er für die Geschichtsforschung in Betracht, nur dann ist er ein geschichtlicher Einzelner — so bedeutet er für den Werdegang der Geschichte eine Wirkungsreihe, die wesentlich länger als seine Lebenszeit ist, wesentlich länger auch — was hier im Grunde allein zu beachten ist — als der Wegabschnitt, den sein persönliches, lebendiges Wirken auf die Ent-

wicklungsbahn seines Volkes und seiner engeren Sachgemeinschaft abträgt. Denn alle jene von ihm ausstrahlenden Kräfte, die nach dem Ende seiner Lebenszeit fortwirken, sind dem durch ihn bewirkten Teil der Gesamtbewegung zuzurechnen.

Der Einzelne wird in jedem Falle, er sei noch so schwach geboren oder machtlos gestellt, dergleichen Wirkung ausüben: jeder Einzelne. Aber da die Kraft der Schwachen weder an sich beträchtlich, noch weithin wirksam ist, so wird die Geschichtsforschung sie zumeist übersehen dürfen. Der schwache Einzelne ist nicht geschichtlicher Einzelner; er wird zumeist nur als Fortleiter der Kraft Größerer, und auch das nur in Menge, als Masse auftretend in Betracht kommen: er ist Christ, er ist Lutheraner, er ist Preuße, er ist Bauer, er ist als Forscher etwa Kantianer, Rankefolger, als Maler Monetschüler und so fort. Der starke Einzelne aber ist geschichtlich: insofern er weit über das Ende seines Lebens, in hohen Fällen auf Jahrzehnte, Jahrhunderte, in den höchsten Fällen, etwa dem von Buddha oder von Jesus, auf Jahrtausende nachwirkt und also Geschichte macht, d. h. der Bewegung einer Gruppe, eines Volkes oder gar der ganzen Menschheit und der Bahn ihrer Bewegung Richtung gibt. Auch Völker, wieviel mehr Sachgemeinschaften können sterben, können freilich auch — man gedenke des erlauchtesten Falles, der Griechen — nach ihrem Tode noch wirken.

Somit fällt jede Schranke zwischen den Wirkungsbahnen, die Völker, Sachgemeinschaften hier, Einzelne dort laufen oder ihren Nachkommen, Nachfolgern vorschreiben, fort. Bewegende Sachen oder Ideen gibt es nicht als selbständig über den Menschen schwebende Gewalten. Von Menschen geht alle Bewegung aus und wirkt noch weit über ihre Lebens-, Wirkensdauer fort. Nicht also die Gemeinschaften sind die überlegenen, auch die geschichtlichen Gemeinschaften nicht, denn sie werden von den Einzelnen gebildet, während die Einzelnen, wo sie von den Gemeinschaften in ihrem Laufe bestimmt werden, nicht eigentlich von ihnen als Krafterzeugern, sondern nur als Kraftleitern, als Fortpflanzern der Kraft älterer Einzelner Einwirkung empfangen. In Wahrheit also sind die Kraftauswirkungen der Einzelnen das Primäre mitsamt den von ihnen ausgehenden Kraftausstrahlungen. Der

Einzelne mit seiner Nachwirkung ist auch für die Baulehre von den Bewegungen und Bewegungsrichtungen die Grundeinheit. Die Bewegungen der Gemeinschaften sind Sammelerzeugnisse aus ihnen — umso weniger also herabgesetzt, wenn sie mit jenen zusammengestellt werden. Der geschichtliche Einzelne ist als Erreger aller, aber auch aller Bewegung noch mehr als die geschichtliche Gemeinschaft der Inhaber aller Entwicklung. Man dürfte die Völker, die Sachgemeinschaften ohne Irrtum als eine Summe von geschichtlichen Einzelnen mit ihrer Millionengefolgschaft von ungeschichtlichen Einzelnen ansehen.

Für den Aufbau der Reihenwege innerhalb des Gesamtgewindes der Bahnen kommt noch dies in Betracht, daß Völker — auch zu einem gewissen Teil unabhängige Volksteile, Stämme, Landschaften, Städte und so fort — in einem anderen Sinne geschichtliche Gemeinschaften sind, als die Träger der Sachentwicklungen, von Verfassung, Wirtschaft, Glauben, Forschung und ihren Abspaltungen. Eine Volksentwicklung wird getragen durch eine geschichtliche Gemeinschaft von klarer staatlicher Abgrenzung, und Träger sind alle Glieder der Volksgenossenschaft. Träger der Sachentwicklungen sind nicht eigentlich besondere Gemeinschaften von Menschen, sondern im Grundsatz zunächst wieder die gesamte Volksgenossenschaft. Der Glaube ist eine Angelegenheit zunächst Aller im Volk, die Verfassung, das Wissen desgleichen, und für die Urzeit läßt sich, sicher vor Entstehung des Häuptlings-, des Sehertums, zu einem Teil aber auch noch nachher, sagen, daß eine ungefähr gleiche Beteiligung Aller an diesen Gesamtangelegenheiten stattfindet. Je weiter fort aber die Arbeitsteilung und Ausgliederung von Berufen und Ständen schreitet, desto mehr stellt sich hier ein Verhältnis heraus, nach dem zwar im weitesten Sinne Träger der Sachentwicklungen — also eben der Verfassungs-, der Glaubensentwicklung — alle Genossen der Volksgemeinschaft sind, nach dem aber mehr oder minder enge Genossenschaften von Berufsgenossen — also etwa der Beamten, des Politikertums oder der Priesterschaft eines Volkes — Träger dieser Sachentwicklungen werden. Und zwischen beiden Grenzen schwankt die Inhaberschaft der Entwicklung.

Hält man inne und übersieht das Gesamtgefüge dessen, was hier das Bahnengewinde der Geschichte genannt wurde, so ergibt sich bei Festhaltung des obschwebenden geometrischen Vergleichs ein Bild von kaum durchschaubarer Mannigfaltigkeit, Vielgliedrigkeit und Widersprüchlichkeit seiner Teile. Von einer Bahn, einer Straße wird man hier nur etwa in dem gleichen Sinne reden können, wie man von dem umfänglichsten Teil der Ordnung unseres nach heutiger Ansicht eine Milliarde Sonnen zählenden Sternhaufen als von einer Milchstraße redet. Heut schon mehr Einheiten als diese Sternen-Völkergesellschaft zählend, bewegt sich die Völkergesellschaft der neueuropäischen und der ihr angegliederten Menschheit, in Europa über vierhundert Millionen, auf der Welt vielleicht schon mit allen Unterworfenen über eine Milliarde von Menschen umfassend, wohl insgesamt auf der einen Bahn vorwärts, aber indem jede Volksgemeinschaft und jede von ihren nach Hunderten zählenden Teilgemeinschaften und ebenso jede Sachgemeinschaft und ihre vielleicht noch zahlreicheren Teilgruppen eigene Bahnläufe verfolgt, innerhalb deren schließlich die starken, die geschichtlichen Einzelnen auch Sonderwege gehen, so mag noch die Milchstraße, wäre sie wirklich erforscht, ein viel einfacheres Beispiel des In- und Durcheinanders von Sonderbewegungen innerhalb eines zuletzt doch einheitlichen Bahnengewindes darstellen. Vor allem soll mit diesem Vergleich angedeutet werden, daß die Richtungen aller dieser Einzelwege innerhalb des Körpers der Gesamtbahn weit von deren Richtung abweichen, ja ihr zeitweise entgegenlaufen können. Die Einzelnen aber sind die Sterne, die, wie an unserem Himmel so oft geschieht, noch Jahrhunderte scheinen, auch wenn sie längst zu flammen aufgehört haben.

Das neue Gleichnis soll indes nur für einige Stücke dienlich sein: daß ein Bahnengewinde von großer körperhafter Ausdehnung — in die Tiefe und in die Breite — vorgestellt werden soll, in Form eines ungeheuren Schlauches von gewaltigem Durchmesser, in dessen Innerem doch Hunderte und Hunderte von Sterngruppen und von Sternen eigens sich windende Bahnen beschreiben, anzusehen vielleicht wirklich wie der Spiralnebel in

der Andromeda oder ein verwandtes Milchstraßensystem von ähnlicher Gestalt. Noch bis zu der Stufenleiter der verschiedenen Leuchtkraft der Gestirne reicht das Gleichnis. Buddha, Jesus, Muhammed, Alexander, Caesar, Napoleon, Michelangelo, Shakespeare, Goethe sind vom Sirius abwärts die Sterne erster Größe. Ja, es darf festgehalten werden, daß, da die Menschheit dieses Bahnengewinde in sehr langem Zuge, d. h. mit sehr verschiedener Geschwindigkeit dahingezogen ist, auch heute noch — oder noch in jüngster Vergangenheit — über alle Strecken dieses Spiralgewindes die Sterngruppen von Völkern und Völkersplittern verteilt waren, so daß der Gesamtanblick heute im Bilde noch dem eines Spiralgewindes gleichen mag. Noch heute gibt es zahlreiche Volksteile, die auf dem Urzeitwege begriffen sind, einige auf der Altertumsstrecke, noch 1850 gab es zum mindesten ein Mittelaltervolk. Der Kreishalblauf der Neueren Zeit blieb freilich unbesetzt und, um im Gleichnis zu bleiben, dunkel, seit unsere Völkergemeinschaft ihn verlassen hat.

Aber in absehbarer Zeit werden alle zurückgebliebenen Gruppen vorwärtsgerissen sein zu der von den eiligsten Völkern erreichten Strecke der Neuesten Zeit, sei es als ebenbürtige Glieder, sei es als unterworfene, aber alles Eigenlebens beraubte. Fälle beider Art spielen sich vor den Augen der jetzt lebenden Generation ab: die Japaner, vor 1867 noch auf der Mittelalterstrecke befindlich, sind zuerst uns nachgerannt, Türken, Chinesen, Perser, Inder, Siamesen, bisher allesamt noch weiter zurück auf der Altertumshalbbahn, eifern ihnen nach: indem sie wie jene die langen, sie von uns trennenden Bahnstrecken in atemlosem Lauf zu durchmessen trachten. Manche unserer Kolonialvölker aber werden vor unseren Augen nicht allein um ihr Eigenleben gebracht, sondern auch in eine Form dauernder Dienerschaft gebracht, von der man nicht sagen kann, daß sie noch eine Erhaltung ihres Urzeitzustandes in sich schlösse, sondern die ebenfalls eine halbe Hineinzwingung in unseren Bahnabschnitt bedeutet.

Dann aber, wenn dieser Verlauf der Einverleibung abgeschlossen ist, werden nicht mehr die auf den unteren Windungen verharrenden Völker der Urzeit, des Altertums, die dauernd

leuchtenden Spuren unseres eigenen alten Weges darstellen, sondern Dunkel wird überall sein auf den unteren Kreisen, wie heut schon die Mittelalter-, die Neuzeitstrecke dunkel ist. Alle Menschheit wird vielmehr zu einer Gruppe versammelt sein. Und dem Bahnengewinde der Geschichte wird, da das Gleichnis des Spiralnebels erloschen ist, nur noch die Sehkraft des Gedankens folgen können, allein gestützt auf die Gedächtnisbilder, die die geschichtliche Überlieferung von den alten Anblicken aufbewahrt hat.

Vierter Abschnitt
Die Wirkungsbahnen der Einzelnen

Erstes Stück
Die Eigenbahnen der geschichtlichen Einzelnen

Zwei Punkte seien im Rahmen des Bildes vom Bahnenzug der Geschichte erörtert, weil sie an dem Gleichnis teilhaben, von ihm ein wenig heller beleuchtet werden. Zunächst die Stellung der geschichtlichen Einzelnen oder vielmehr ihrer Wirkungsbahnen. Eben an den stärksten unter ihnen wird man nachweisen können, daß ihre Sonderbahnen, der hier aufgestellten Regel gemäß, dem Hauptzuge der Gesamtbewegung durchaus zuwiderlaufen. Ein Beispiel: Nietzsche unter den Gesellschaftslehrern, besser Gesellschaftserziehern, Böcklin, Puvis de Chavannes und — in einem gewissen Abstande — Watts unter den Künstlern, sind Kämpfer wider ihre Zeit, Schwimmer wider den Strom. Nietzsche hat in einer Zeit, in der Demokratismus und Sozialismus überwogen, den härtesten Persönlichkeitsglauben verkündet, der je ausgesprochen wurde, Böcklin, sein französischer und sein englischer Weggenosse, haben gegen den in ihren Jahrzehnten auf der Höhe seiner Flut befindlichen Realismus und Naturalismus den Felsen ihrer Phantasie- und Stilkunst aufgerichtet. Nietzsche, wie die drei großen Künstler, sind Anwälte einer Ichbetonung, die dem übermächtigen Gemeinschaftsdrang ihres Zeitalters vollkommen entgegengesetzt war. Aber gerade an ihnen erweist sich auch, was man als allgemeine Regel anzunehmen versucht ist, was aber als solche der vorsichtigsten Begrenzungen und Be-

dingnisse bedarf: daß nicht die allgemeine Bahnbewegung, sondern ihre besondere, Sieger in dem Zwist zwischen beiden bleibt. Wenn nicht alle Zeichen trügen, hat von um 1899 ab — freilich erst nach dem Tode der Großen — eine dauernde, vielleicht durch das Jahrhundert dauernde Gegenbewegung eingesetzt.

Doch ist dies nur das Schicksal der Stärksten. Schon in der zweiten Reihe ist nicht immer der Sieg bei den Stärkeren. Für die Frage nach dem Verhältnis zwischen der Gesamtströmung und dem geschichtlichen Einzelnen ist eine der nachdenklichsten Antworten, die das Geschehen auf sie gegeben hat: die Nachwirkung, die Delacroix und Delaroche in der Malerei der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gehabt haben. Der eine, Delacroix, zwar schon der Aufgeregtheit der Zeit und ihren Forderungen nach Stoff- und Umweltschilderungen nachgebend, hat doch in seinem Bild von der Revolution ein gewaltiges Maß von phantasiestarker Eigenkraft bewahrt, während Delaroche die schon verbürgerlichte Romantik Walter Scotts noch weiter verbürgerlichte und banalisierte, die Geschichte zum schneiderhaft sorgfältigen Kostümbild erniederte und mit einer der Eierfibel entnommenen Seelenkunde kläglich ausputzte. Man könnte Delacroix keine schlimmere Schande antun, als ihn neben Delaroche stellen. Und dennoch: die Nachwirkung Delaroches war in den nächsten Jahrzehnten unstreitig die stärkere: die schon sich senkende Linie der französischen oder gar der von ihr abhängigen belgischen Malerei neigte sich noch tiefer der Niederung der die Wirklichkeit abschreibenden Stoffkunst zu, und selbst die an sich Delaroche weit überlegenen Vorkämpfer des kommenden Naturalismus, Courbet und Millet, haben zum mindesten von Delacroix' stolzer, eigenwilliger Traumkunst nichts übrig behalten. Man wird sagen dürfen, daß, wo die Bahnrichtung mit stärkerer Kraft — auch sie gewiß nicht von den Gemeinschaften ausgehend, den Mengen der Mittelmäßigen, die so oft als Träger des Geistes der Zeit ausgerufen wurden, sondern von jenen geschichtlichen Einzelnen, die der Bewegung mit dem Befehl ihres Willens den Weg weisen — vorwärts treibt, da reißt sie auch die etwa abweichende Nachwirkung der Stärkeren der zweiten Reihe mit in ihre Strömung.

Um so sinnfälliger ist die Einordnung der sehr großen geschichtlichen Einzelnen in das Gebäude des Bahnengewindes, der Spirale, als die man sich den Bahnenbau der Zeiten mit seinen —kyklischen —Wiederholungen und doch immer weiteren Abweichungen der Kreisläufe voneinander am besten wird vorstellen können. Es soll hier noch von keiner Regel gesprochen werden: würde sie auch einst sich aufstellen lassen, so würde sie vermutlich mit so vielen einschränkenden Bedingnissen belastet werden müssen, daß ihre Spannweite nicht eben bedeutend bleiben würde. Aber es sei auf einige Regelhaftigkeiten aufmerksam gemacht, die zu stark in das Auge fallen, als daß von ihnen geschwiegen werden dürfte, wenn ein erstes Mal auf die Regelmäßigkeiten des Bahnenbaues der Menschheitsgeschichte der Blick gelenkt werden soll. Zuerst eine, die freilich nicht mit der Einteilung des Gesamtgewindes der Völkerwege in Zusammenhang gebracht werden darf, die aber deswegen auffällt, weil sie die drei stärksten, dauerhaftesten und breitesten Wirkungsbahnen Einzelner, von denen die Geschichte überhaupt weiß, umfaßt. Am Kopf der Entwicklungsbahnen der drei Weltglaubensformen steht je eine Gestalt des letzten Ausmaßes von Kraft und Wirkung: Gotamo der Buddha, Jesus der Christus, Muhammed der Prophet. Es bedarf der stärksten Betonung, daß im Gesamtzug der Menschheitsbahnen keinem Einzelnen auch nur annähernd so viele Anhänger, d. h. von ihnen im tiefsten Bewirkte gefolgt sind, als diesen drei, daß die Wirkung der gewaltigsten Herrscher der Völker klein und blaß erscheint neben ihnen, deren Wort sich ein Fünftel, ein Drittel und ein Sechstel der heut lebenden Menschheit unterwirft und denen insgesamt seit Anbeginn ihrer Wirkung nicht eine Milliarde Gleichzeitiger, wie heut, sondern im Laufe der Geschlechter zwanzig oder dreißig oder mehr Milliarden gefolgt sein müssen. Und von diesen Heerscharen jeder, wirklich jeder Einzelne in einem ganz nahen persönlichen Verhältnis zu dem Einen, in einem Verhältnis, dem er sein Leben bestimmende Folgen gibt — welch ein Gedanke! Da man uns heute, jeder leisesten Spur von geschichtlichem Sinn zum Hohn, zuweilen davon unterhält, daß einer von diesen drei Gewaltigsten der Erde auch allenfalls gar nicht gelebt haben könne — was

etwa ebenso überzeugend und ebenso tief ist wie der Beweis sein würde, daß eigentlich die Sonne gar nicht vorhanden sei — so ist umso wichtiger, an diesen Milliardenzug von Folgern zu erinnern. Sehr wohl wird man diesen seltsamsten Auslegern, die die Geschichte je gefunden hat, zugeben können, daß der Glaube diejenige Form menschlichen Dichtens und Trachtens ist, die den Menschen am ehesten zu gemeinschaftlichem, genossenschaftlichem Zusammentun führt, daß also die Wirkung der Einzelnen gegenüber der gläubigen Gemeinde am ehesten zurücktreten mag, aber gerade darum ist umso wichtiger, diese Gemeinschaften als Gefolgschaften von Einzelnen zu erkennen. Die drei größten geschichtlichen Gemeinschaften der Menschheit — jede nach Milliarden zählend, jedes, auch das größte Einzelvolk durch alle Folgen seiner Generationen gezählt, an Seelenzahl um ein Mehrfaches übertreffend — sind sklavisch gehorsam dem Gebot eines Einzelnen gefolgt: dies ist die elementarste Tatsache, die die Geschichte über das Verhältnis der Masse zum Einzelnen weiß. Und wem solche ellenmäßige Abschätzung allzu grob erscheint, der möge sich der Unbedingtheit erinnern, mit der sich noch heute ein großer Teil dieser zwei Drittel der Menschheit, die wahrhaft Gläubigen von ihnen, dem Gebot der drei Glaubensschöpfer unterordnet, und von wieviel Hekatomben von geopferten Menschenmillionen die Glaubensgeschichte erzählt. Er möge auch erwägen, daß diese lockeren und, abgesehen von den ersten Zeiten des Muhammedanertums, höchstens halbstaatlich zusammengefaßten Gemeinschaften sich in Kampf und Leid so zäh und hingebend verhalten haben, wie nur irgend ein staatlich geordnetes Volk. Und er möge endlich sich entsinnen, ein wie großer und tiefer Teil aller geistigen Bemühungen der Menschheit in der Bewegung um die drei Glaubensformen aufgegangen ist. Wer aber wollte behaupten, daß das Ende dieser Wirkungsfolgen, die unter denen von hohem Rang nicht allein die breitesten und tiefsten, nein auch die längsten sind, heut irgend abzusehen ist.

Jenen drei Gestalten, die mehr Kraft ausgesandt haben als irgendwelche andere, und seien es die höchsten Sterblichen, kann über die Breite, Tiefe, Länge ihrer Wirkungsbahn hinaus für die

Regelmäßigkeit des Gesamtlaufs der Geschichte nichts abgelauscht werden. Der Ort ihres Auftretens im Bahnengewinde ist von großer Verschiedenheit: Muhammed ist der Führer seines Volkes in der Entwicklungsstrecke des großen Altertumsgottes — wie des großen Altertumskönigtums —, Buddha ist ein ganz mittelalterlicher Nachfolger der schon ganz mittelalterlichen Brahmanen, Jesus hat allerdings ohne allen Zusatz mittelalterlicher Mystik den Bau des jüdischen Volkes an der höchsten und stärksten Gottesgestalt der Altertumsentwicklung fortgeführt und gekrönt, aber er war nicht nur Jude, nein auch Angehöriger des römischen Macht-, des hellenistischen Bildungsbereichs, und so gehört seine Glaubensverkündigung auch der Neuesten Zeit an: sein Aufruf für die Niederen und Schwachen, mag er auch ganz aus der Tiefe seiner Seele gestiegen sein, ordnet seine Verkündigung diesem Entwicklungsabschnitt zu; sie hat nicht das mindeste zu schaffen mit der Rücksichtslosigkeit, mit der wahrer Altertumsglaube wohl für den Gott eiferte, nicht aber für die Geringsten der Menschen, allein sie ist verwandt mit den Regungen von Kommunismus und Sozialismus, zu denen die späten Völker des Westens im alteuropäischen Weltalter doch wenigstens zuweilen gelangten. Völlig erweist hier sein — ganz unnationales und also vollends unjüdisches — Weltbürgertum Jesus' Zugehörigkeit zu dem herrschenden Weltreich und dem von den Römern erreichten Entwicklungsalter. Aus dem allen ergibt sich nur eines, daß allen drei Halbbahnen des Wegegewindes der Geschichte möglich war, einen Glaubensformer dieser letzten Stärke hervorzubringen.

In ganz anderem Verhältnis zum Gesamtverlauf der Geschichte stehen die drei größten Tatmenschen, von denen wenigstens die alt- und neueuropäische Geschichte weiß, wobei übrigens die Bezeichnung »Größte« mit allem Vorbehalt gegeben sei, da sie nicht auf einen Vergleich der Kräfte gegründet ist, sondern nach einem sehr vorläufigen Anschlage auf das Ausmaß der Wirkung. Alexander, Caesar, Napoleon stehen alle drei ungefähr an der gleichen Stelle des Bahnenlaufs der griechischen, der römischen und der neueuropäischen Geschichte: immer an den Anfängen des Entwicklungsabschnittes der Neuesten Zeit. Heraufführer

der besonderen Form einer nach außen sehr weit ausgreifenden, im Innern doch mit mancherlei staatlicher und gesellschaftlicher Freiheit verträglichen Einzelherrschaft sind alle drei: die Reiche Alexanders und seiner Folger mit einer deutlichen Tönung von reinem Altertumskönigtum — bedingt durch den auf diesem Entwicklungsabschnitt zurückgebliebenen Zustand des Mazedoniens vor Alexander und durch den asiatischen Einschlag in seine Regierungsweise, in seine Persönlichkeit — aber sich doch der ganz modernen hellenistischen Gesellschaft überbauend; Caesar und Napoleon, ein sehr ähnliches Maß von Mischung von unbedingtem Herrschertum und immer es maskierender Viertelsvolksherrschaft durchsetzend. Caesar steht etwas später, vom Standpunkt der entwicklungsgeschichtlichen Zeitrechnung, als Napoleon: die Römer hatten ein Jahrhundert, die Franzosen erst ein Jahrzehnt revolutionärer Zuckungen hinter sich beim Auftreten des Gewaltherrschers, und wer Alexander ganz in den Zug der griechischen Geschichte stellt, muß ihn wie Caesar als ebenfalls erst auftretend nach einer Zwischenzeit schon moderner, schon demokratischer, aber noch nicht imperialistischer Strömungen erkennen. Plutokratie und Demokratie in äußerster Zuspitzung gegeneinander gestellt: das ist das Kennzeichen ebensowohl der Zeit von 404 bis 338 in Griechenland, wie der Zeit von 133 bis 48 in Rom, und auch den Vorversuchen der caesaristischen oder aristokratischen Tyrannis von Tiberius Gracchus über Sulla bis zu Pompejus fehlt es in der griechischen Entwicklung auf dieser unruhigen Zwischenstrecke von der Herrschaft der Dreißig, des Kritias bis zu den sizilischen Tyrannen nicht an Seitenstücken. Von allen weiteren Einzelbedingnissen und Einzelabweichungen der Wirkungsbahnen der drei Großen sei hier abgesehen.

Gleichviel, es bleibt die allgemeine Übereinstimmung des Bahnpunktes des Auftretens der Drei vollauf bestehen, d. h. es ergibt sich der Sachverhalt, daß Tatmenschen, Herrscher von gleichem höchsten Range ungefähr an der gleichen Stelle des Bahnenlaufs der griechischen, der römischen und der neueuropäischen Gesamtentwicklung aufstehen und ungefähr die gleiche Wirkung auf das staatliche Leben ihrer Völker und Völker-

gruppen ausüben: soweit vorläufiger Überblick reicht, die denkwürdigste Tatsache, die sich überhaupt im Bereich der Geschichte für das Verhältnis des Einzelnen, auch des stärksten Einzelnen zu dem Bahnenlauf der Gesamtentwicklung nachweisen läßt.

Zweites Stück
Beweger und Bewegungen

Andererseits muß wenigstens an einigen erlauchten Beispielen ins Auge gefaßt werden, daß das Wirken der lebendigen, wie das Nachwirken der im Fleisch verstorbenen, in der Wirklichkeit des Werdens aber unsterblichen Größten auch seinerseits von dem allgemeinen Bahnverlauf beeinflußt wird. Nur daß immer von neuem dabei im voraus dem Irrtum vorgebaut werde, als handle es sich dabei um die Masse oder irgend einen Geist der Zeit als Massenerzeugnis: sondern es ist das Heer der Geister, das freilich auch ungreifbar in den Lüften kämpft, in dessen Reihen aber keiner ist, der aus der Masse stammte, sondern in dem jeder eines Starken, sei es lebendigen oder toten, Bote ist.

Goethes Wirkenslinie sei das Beispiel. Sie ist zweimal umgebogen worden; Goethe trat auf im Schatten eines geringeren Künstlers, Rousseau, nach dem doch die Stoffkunst, die zwischen 1754 und 1780 in Europa Dichtung und Malerei beherrschte und die für den Realismus des neunzehnten Jahrhunderts Vorspiel und Vorläufer zugleich war, mit allem Recht den Namen — Rousseau-Realismus — führt. Er hat, von diesem Kraftstrom, auf dem er ein Jahrzehnt lang dahinfährt, getragen und zugleich ihn im tiefsten verstärkend, seine zwar gewiß nicht ehrgeizigsten, aber seine blutvollsten Werke geschaffen: die Straßburger Lieder, Götz, Werther, Urfaust und Urmeister.

Um 1780 aber ergriff ihn die neue Bewegung, die Malerei und Baukunst und Bildnerei überflutete, die von Hellas — eine andere, dünnere, verstandesmäßigere, wissenschaftlichere Renaissance — über die neueuropäischen Völker kam, dergestalt uralte Kräfte entfesselnd, die in den Lüften über den Germanen wohnen, Geister wohl eines gestorbenen Volkes und dennoch nie zur Ruhe gekommen, aber zu ihnen die neuen Davids und Carstens',

Vignons und Canovas, Houdons und Danneckers gesellend, wie zuvor schon die des Anregers Winckelmann und des Raphael Mengs und der Angelika Kauffmann. So wurde Goethe, der Rousseau-Realist, zu Goethe, dem Klassizisten, von keinem dieser Bildner geführt, wohl aber von dem Anhauch, der aus ihrem neuen Werk und der entfachten Begeisterung für das alte der Griechen strömte. Hier war kein Dichter, dessen Weise in ihn fließen konnte; aber seltsam, da er selber Führer war, hat er doch nicht all das starke Leben, all das rote Blut seiner jüngeren Jahre mehr in seine neue, höhere Kunst gießen können: nicht Iphigenie, nicht Tasso, noch selbst die Natürliche Tochter erreichen die Vollkraft seiner realistischen Jugend. Er gab dem Gold seiner neuen, größeren Pläne die leichten Formen älterer antikisierender Übereinkünfte, zur makellosen Schönheit nur in dem Werke ungebundener Rede, fesselfreierer Kunst, der Geschichte von Glück und Trauer der Wahlverwandten sich steigernd. Vielleicht, daß doch auch an dem Hohen sich rächte, was der Kunst dieses Alters so tiefen inneren Schaden tat: daß er wie sie das Größte wollte, aber mit erliehenen Mitteln, so daß Ziel und Weg nicht Eines waren. Er vermochte die Linie des Prometheus, der allein das groß Gewollte groß tat, nicht fortzuführen.

Aber noch einmal wendet sich der Weg des Vielgestaltigen. Die Romantik, will sagen die Romantiker ergreifen ihn, diesmal Dichter. Aber er vermag in die Fernen seines westöstlichen Zuges zu schweifen, der Farben Meister wie Delacroix, und er romantisiert in Helena die Hellenen — wie Schinkel taucht er in die Tiefe der deutschen Vergangenheit, tiefer noch als Arnim, und findet Urworte, Urbilder der Mystik, schwerer noch als Novalis, traumtiefer noch als Brentano. Ein schönes Wunder: der Romantikergreis ist dem jungen Realisten ebenbürtig, dem klassizistischen Mann überlegen, und doch in Wahrheit nicht Wunder, weil der zweite Faust dem Urfaust und dem Götz viel näher ist als dem Tasso, weil Gingo Biloba und Selige Sehnsucht dem Prometheus verwandter ist als der Iphigenie und dem Epimenides. Wieder waren Weg und Ziel gleich, wieder waren beide germanisch, nicht der eine fremd, das andere eigen.

Man sieht sogleich, daß hier dreimal ein Einstrom von Kräften

den Großen bewirkt und bestimmt hat, daß aber das Verhältnis, in dem seine Kraft von diesem Einstrom getragen wird und in dem sie zum neuen, sich mit dem alten verbindenden oder neu flutenden Flusse wurde, der Andere zu tragen stark genug war, jedesmal ein anderes war. Er gibt sich zuerst ganz hin an die flutende Strömung des Rousseau-Realismus und schafft doch erst die stärksten Werke, die diese Bewegung überhaupt erzeugt hat: die Geschichte Werthers ist der der Neuen Heloise durch die Kraft der Zusammenfassung und der Knappheit um vieles überlegen. Seine Linie wird zum zweiten von der klassizistischen Bewegung umgebogen, aber er ist hier als Dichter der erste und unvergleichlich reichste durch den ganzen klassizistischen Querschnitt des europäischen Schrifttums hindurch. Und er wird endlich von der schon als Dichtung ausgeformten Romantik zum zweitenmal zum Wechsel der Richtung bestimmt, wird aber in noch viel betonterem Sinne der bildungskräftigste Dichter der Romantik, zwar in nicht so unbedingtem Sinne wie eben noch der erste dichtende Klassizist, weil die Zahl und die Kraft der Nebenbuhler der zweiten Reihe viel größer war, aber der zweite Faust wird von keinem ihrer Werke überragt. Sucht man dies alles, das freilich hier nur in weitesten Umrißlinien angedeutet ist, da es doch in ausgeführten Einzelbildern dargestellt werden müßte, auf eine Formel zu bringen, so gelangt man zu dem Ergebnis, daß Goethe zuerst und zuletzt sich von einer schon bestehenden Dichtung bestimmen und mitführen ließ, während er in seinem klassizistischen Mittelalter freilich als Erster ein nur in der bildenden Kunst bestehendes und von dort ihm allerdings überliefertes Gebot zum Gesetz seiner Wandlung machte.

So war Goethe vielleicht nie der Schöpfer einer Kunstweise in dem Sinne, wie etwa der Baumeister von Saint-Denis der Schöpfer der gotischen Bauweise war, oder, höher gegriffen, wie Napoleon der Schöpfer einer neuen Staatsform war. Und dennoch sind es die sinnfälligsten Wirkungsreihen, die von Goethe als Kräfteherd über das neunzehnte, über unser Jahrhundert — und wer kann sagen über wie viele noch — ausgegangen sind, ausgehen und ausgehen werden.

Es würde unmöglich sein, von jenen drei größten Bewegern

der Glaubensgeschichte, von denen zuvor gesprochen wurde, zu behaupten, sie hätten dergleichen Biegungen ihrer Wirkenslinie erfahren wie Goethe. Jeder von ihnen hat allerdings ein großes Erbgut überkommen, der letzte von ihnen nicht allein der Zeit, nein auch der Stärke nach, Muhammed, das reichste: den geformten jüdisch-christlichen Eingottesglauben; keiner aber ist bei währendem Werke zu einem wesentlichen Richtungswechsel bestimmt worden. Selbst die tiefsten Einschnitte in Jesus' Bahn: die Ausdehnung seiner Botschaft von seinem Volk auf die Menschheit und die Übernahme des Messiasamtes sind freilich zu einem Teil an ihn herangetragen, die eine vermutlich durch die Umwelt des römischen Weltreiches, die andere sicher durch seine Folgerschaft. Aber sie stellen sich als folgerichtige Steigerungen seiner Verkündigung dar.

Allein, was von dem Wirken der Lebendigen nicht gilt, das muß dennoch von den Ausstrahlungen des Werkes nach dem Tode seiner Urheber ausgesagt werden. Es ist natürlich, daß dieses Strahlen sehr verschlungene Bahnen eingeschlagen hat; das aber will nichts anderes sagen, als daß die Wirkungsfolgen, die von Tun und Sein eines dieser Größten ausgingen, durchaus nicht dauernd die Richtung innehielten, die er ihnen selbst gegeben hatte. Wollte man die von Jesus ausgesandte Kraft auf ihren Wegen durch den vollen Lauf ihrer Nachgeschichte verfolgen, so würde man ihre Bahn vielfach gewunden finden, ja man darf sagen: sie hat vielleicht ebensoviele Windungen und Wendungen durchzumachen gehabt, wie die Entwicklung des Geistes und der Seele der von ihr erreichten Völker. Stellt man auch nur die augenfälligsten Staffeln dieser Bahn fest, so ergibt sich, daß nur in der ersten Empfängnis des von ihr ausgestreuten Samens durch die nächste Generation, die der jüdischen Urchristen, sein Werk in seinem Sinne, jedoch mit vielfältiger Steigerung seiner Gestalt und seines Wirkens in Göttlichkeit und Wunder hinein beibehalten worden ist. Beide Losungen, die des Himmelskönigs der Vision des Jüngsten Gerichts und die Jesus', des Geisterbeschwörers und Krankenheilers nach Weise eines Urzeitsehers, ziehen doch nur die Linien aus, die Jesus' eigene Verkündung vorbereitet hatte. Danach aber fließt in

die zutiefst greifende Durcharbeitung, die der Gottesgelehrte Paulus mit Jesus' Lehre vornahm, die aus der Fremde überkommene hellenistische Wissenschaftlichkeit ein. Das Kompromiß dieser Lehre, die in Jesus' Munde dem Staat und seinen Forderungen nicht mehr als ein geduldiges Nachgeben zugestanden hatte, mit dem römischen Reich wurde ebenfalls von Paulus geschlossen. In dem Verfasser des vierten Evangeliums gesellt sich den paulinischen Umdenkungen ein schöner Nachklang hellenistischer, im Kern aber heraklitisch-tiefer Metaphysik hinzu, die in ihrem Begriff vom Wort sich gar wie ein Erbe, gehoben aus dem Morgendämmer der Menschheit, darstellt, aus der Ururzeit, der das Wort selbst noch als Kraft, als Zauber galt. Und in den nun folgenden Jahrhunderten bedeutet die Arbeit der Väter eine Hellenisierung, die Entwicklung der Kirche eine Hierarchisierung und damit eine Romanisierung des jüdischen Christustums. Und vermöge solcher Umwandlung, die auch den Kern ergreift, wird dieser Glaube, der List und Gewalt wenigstens im Staate zuläßt, mit gleicher Inbrunst das Staatsbekenntnis des späten Kaiserreiches.

Die Germanen vergröbern sich dies wie jedes andere Erbgut, das sie von der griechisch-römischen Völkergesellschaft überkamen: Jesus wird zum Heliand, die Bischöfe reiten als die tapfersten Führer ihren Schlachthaufen in die feindlichen Reihen voran. Als die jungen Völker auf der Höhe des Mittelalters zu eigenem Glaubensleben erwachen, schaffen sie das Christentum in eine Mystik um, die der arisch-indischen viel näher verwandt ist als irgend einem Bestandteil des jüdischen Urchristentums, auch in Wahrheit auf dem Umweg über Ägypten und das Griechenland des Pseudo-Dionysius Areopagita vielfache Einströme von Indien, daneben auch wohl von arabischer und spätjüdischer Mystik her empfing. Die Reformation bedeutet dann wieder vorzüglich eine Renaissance des hellenistischen Christentums der Väter und also, der Mystik gegenüber, eine Entgermanisierung und Rationalisierung. Und wie stark sind die umbildenden Einwirkungen, die die Bahnen des Christentums von den geistigen Bewegungen auch noch der letzten Jahrhunderte erfahren haben. Zuweilen gehen diese Bewegungen von ganzen Schlachtreihen

von Forschern aus, zuweilen knüpfen sie sich an einzelne Namen, und dann ist es, als ob der Kräftestrom Voltaire oder der Kräftestrom Darwin oder Nietzsche auf den zweitausendjährigen Fluß des Jesustums aufprallte und ihn zwar nicht zu überwältigen, wohl aber zu einem Richtungswechsel zu bringen vermöchte. Zuletzt bleibt unbegreiflich, daß große Bewegungen, die bestimmten Urbestandteilen von Jesus' Verkündigung wahlverwandt erscheinen, wie der genossenschaftliche Massenindividualismus, der aller Demokratie und mehr noch allem Sozialismus zugrunde liegt, sich nicht mit dem Christentum vereinigen. Insbesondere dem Sozialismus würde dadurch zwar an Angriffskraft einiger Verlust, an Überredungskraft aber ein ungeheuerer Gewinn zuwachsen. Die Erklärung aber liegt darin, daß beide Bewegungen sich völlig mit anderen ihnen ursprünglich fremden verschmolzen haben: der Sozialismus mit dem Atheismus des Jahrhunderts, das Christentum aber mit dem Staatsgedanken. Indem das Christentum dessen notwendig auf Gewalt und List gestellte Wesensrichtung, die im Kriege ihren schärfsten aber auch reinsten Ausdruck findet, billigt, ja sanktioniert, widerspricht es dem tiefsten und stärksten Gebote der Sittenlehre seines Gründers. Dem Sozialismus aber, falls er ihm gläubig sich anschlösse, dürfte das Christentum wenig entgegenzusetzen haben: es ist nie ein wirksamerer Satz gegen den Besitz des Einzelnen ausgesprochen worden als das Wort vom Reichen, vom Kamel und vom Nadelöhr.

So läuft eine Betrachtung auch nur der weitesten Sichten im Bahnenlauf der von Jesus ausgehenden Wirkungsfolgen auf die Feststellung immer neuer Wendungen und Windungen hinaus, von denen manche weit von der Grundrichtung abweichen, einige ihr schlechthin entgegengesetzt erscheinen. Und dennoch, dennoch: niemals, auf keinem Abschnitt des Weges ist die Vorherrschaft der von dem ursprünglichen Urheber ausgehenden Strahlenmasse durch die neuen fremden, ihr sich einverleibenden Bestandteile oder durch die von außen bewirkten Bahnabweichungen in Frage gestellt worden. Gerade darum ist diese Eigenbahn der Auswirkung eines Einzelnen von so hohem, innerhalb der europäischen Geschichte unvergleichlichem Wert: der eine

einzige Mensch, von dem alles dieses Leuchten ausgeht, ist durch keinen der Folger vor den Augen seiner Anhänger verdunkelt, durch keine Wendung des Weges ihnen entzogen worden. Von den stärksten Förderern des Christenglaubens, von Paulus, von Augustinus, von Luther, ja selbst von Franziskus würde uns keinen Augenblick der Gedanke kommen, einer von ihnen hätte ein gleiches wie Jesus verrichten können. Milliarden mal Milliarden Gebete, Gesänge, Dienste, Feiern und noch unermeßlich viel mehr Gedanken haben ihm, ihm diesem so gelebt-habenden, so gepredigt-habenden Menschen über Tausende von Jahren, Tausende von Meilen gehört, sich vor ihm geneigt, ihn gefürchtet, geliebt, angefleht, ihn zum Lenker der eigensten Entschließungen des Lebens seiner Gläubigen, zum Heiland, zum Gott erhoben. Ein letzter Sieg des Einzelnen und seiner Kraft! —

Alle die Erwägungen, die zur Betrachtung der Eigenbahnen der Einzelwirkungen und ihres Verlaufes führen, richten sich gegen den Hintergedanken, der allerdings in den heutigen Geschichtsauffassungen und in den über sie entstandenen Streitigkeiten von beiden Parteien genährt worden ist: es bestehe zwischen dem Begriff der Entwicklung und dem Begriff der Persönlichkeit ein innerer und wohl gar ein unversöhnlicher Gegensatz. Aber, und hier braucht nur auf die frühere Beweisführung verwiesen zu werden: diese Annahme ist unmöglich. Zwischen dem Eigenanteil des Einzelnen, und sei es auch des Stärksten, des Größten an der Geschichte und der Entwicklung kann kein Gegensatz bestehen, sobald nur der Gedanke der Entwicklung richtig erkannt ist, als das, was er in Wahrheit bedeutet: zuerst die Erzeugung aller der Strahlen in den schöpferischen Einzelnen, dann die Zusammenfassung der Strahlenbündel, die von den geschichtlichen Einzelnen her ausgingen und, fortwirkend in den Einzelnen der geringeren Grade, sich wandelnd in den anderen geschichtlichen Einzelnen, immer weiter und weiter strahlen, bis ihre Kraft ermattet und ihr Wirken erlischt wie das Licht der fernsten Sternhaufen im Weltenraum. Nur ein Werk der Gemeinschaft ist hier: die Zusammenfassung der Strahlen zu Bündeln.

Der nun so leicht obschwebende Irrtum ist der, daß zwischen Entwicklung und Einzelnem ein Verhältnis bestehe, dem ähnlich,

das zwischen der Masse und dem Einzelnen besteht. Immer und immer hat man den Entwicklungsgedanken kollektivistisch gedeutet, d. h. ihn zum Massengedanken gestempelt. Ist dieser Irrtum aber, wie versucht wurde, beseitigt, ist erwiesen, daß zwar die Wirkungsbahnen der Einzelnen gesammelt werden müssen, daß aber die Massen, d. h. die Summen der niederen Einzelnen nur Bewegung weiterleiten oder auch — und das nicht selten — Bewegung hemmen, nicht aber selbst erzeugen, dann ist Entwicklung erkannt als das Aufspringen neuer Bewegung, als die Umwandlung älterer Bewegung in den geschichtlichen Einzelnen und als das Fortwirken beider in den geschichtlichen Gemeinschaften, und dann kann es zwischen dem Bahnverlauf der Gesamtbewegung und den Eigenbahnen der geschichtlichen Einzelnen keinen Gegensatz geben.

Ein doppeltes Verhalten der Eigenbahnen der geschichtlichen Einzelnen zu den Gesamtbahnen des allgemeinen Bewegungsverlaufes ist, grob gesprochen, möglich: entweder behält die von einem solchen ausgehende Kraft die von der augenblicklich überwiegenden Gesamtbewegung eingeschlagene Richtung bei, oder aber sie weicht von ihr ab in irgend einer neuen Richtung, im Grenzfalle auch die der allgemeinen schlechthin entgegengesetzte mit einbegriffen. Im ersteren Fall ist die Wirkung offenbar nur auf Fortsetzung und Verstärkung der bisherigen Bewegung gestellt, im letzteren beginnt das Kampfspiel der alten und der neuen Kräfte, und sein Ergebnis ist der weitere Verlauf der Gesamtbewegung. Der Schauplatz dieses Kampfes, das sei hier angemerkt, ist nicht zuerst und zuletzt die Öffentlichkeit: im geistigen, aber auch im handelnden Leben wird er sehr oft im Innern, in dem Haupte der führenden, der entscheidenden Menschen zu suchen sein. Eines aber ist gewiß: in keinem der beiden Fälle kann ein endlicher Gegensatz zwischen dem Einzelwirken und dem Gesamtverlauf des Bahnengewindes statthaben: mag die Sonderbahn der von dem Einzelnen ausgehenden Bewegung noch so weit von der Gesamtbewegung abweichen, ihr Endergebnis muß sich der Gesamtbewegung einverleiben. Die Formel, auf die das Verhältnis zurückzuführen ist, ist etwa diese: so weit die von dem Einzelnen ausstrahlende Kraft in die Ge-

samtbewegung einfließt, sei es sie verstärkend, sei es sie hindernd, sei es ihre Richtung abändernd, wird sie von ihr aufgesogen, wird sie Teil von ihr; so weit sie andererseits zwar von der Gesamtbewegung abweicht, sie aber nicht zu bewirken imstande ist, so weit ist sie ungeschichtlich und kommt nicht in Betracht: ihre Strahlen sind dann schon erloschen, ehe sie ein zu Bewegendes erreicht haben, oder zu matt, es zu bewirken.

Nicht immer wird es der Betrachtung des Geschichtsforschers gelingen, dies Kräftespiel zu ermitteln; aber, das erscheint seltsam und ist doch im Wesen der Dinge begründet, am wenigsten wird das Verhältnis zwischen der Eigenbahn der Einzelwirkung und dem Verlauf der Gesamtbewegung seinem Spüren zu schaffen geben, wo die Stärksten unter den geschichtlichen Einzelnen in Betracht kommen. Denn eben deren Wirken wird sich in einer ihm folgenden Wendung der Gesamtbahn am deutlichsten ausprägen: ein Beweis mehr, wie wenig der Unterschied zwischen Einzelnem und Entwicklung dem zwischen Einzelnem und Masse gleichzusetzen ist. Wäre Entwicklung wirklich nur oder überwiegend Massenentwicklung, so müßte der Gegensatz des Einzelnen zu ihr eben in den Fällen der größten Stärke am deutlichsten in das Auge fallen.

Fünfter Abschnitt
Entwicklungsgeschwindigkeiten

Erstes Stück
Begriff und Bedeutung

Ein zweiter Punkt ist zu erörtern, der ebenfalls am zweckdienlichsten in enger Unterordnung unter das hier obschwebende Bild des Bahnengewindes zu behandeln ist. Es ist die Lehre von den Entwicklungsgeschwindigkeiten. Sie geht ihrem Begriffe nach von demselben Gleichnis aus wie das Bild des Bahnengewindes: sie faßt Geschichte als Bewegung auf.

Der Begriff Entwicklungsgeschwindigkeit ist aus dem Bedürfnis der vergleichenden Entwicklungsgeschichte heraus geschaffen worden. Er hat zur Voraussetzung die Anschauung, daß die Entwicklungsrichtung der Völker, der Menschheit im Ganzen

und Ungefähren die gleiche sein könne, daß aber die Geschwindigkeit dieser Entwicklung eine verschiedene sein müsse. Die Einfügung der Einzelverläufe der außer- und alteuropäischen Völker und Völkergruppen in das Bahngewinde der neueuropäischen Geschichte war im Verlauf dieser Untersuchung nach solcher Anschauung vorausgesetzt worden. Die Hauptanwendung findet dieser Begriff überhaupt bei Zuordnung von Entwicklungsreihen, sei es ganzer Völker, sei es einzelner Sachgemeinschaften — Stände, Beamtentümer, Behörden und so fort — zu einander, die als in der Grundrichtung gleichläufig angenommen werden, die sich aber bei strengem Vergleich als durchaus nicht gleichzeitig fortschreitend herausstellen. Mit anderen Worten: eine Folge von Zuständen z^{11}, z^{12}, z^{13} stellt sich als mehrfach oder vielfach beobachtet heraus, aber während in der Reihe D z^{12} auf z^{11} nach 100 Jahren folgt, folgt in der Reihe S der Zustand z^{12} auf z^{11} erst nach 300 Jahren.

Ein Beispiel: die Hundertschaft, die vielleicht eine völlig gemeingermanische Einrichtung war, wird in dem Deutschland der Urzeit und etwas länger — vor 500 — als eine Teileinheit der staatlichen Gliederung angenommen, als Glied der Tausendschaft — des Gaus — oder der Völkerschaft, als eine Einheit, die aller Wahrscheinlichkeit nach unter einem Hundertschaftshäuptling stand, dem Hunno, dem eine lockere Halbselbständigkeit zugekommen sein mag. Dieser Zustand, der z^{11} genannt werde, findet sich in ungefähr gleicher Ordnung wieder in dem Schweden vor 850, dem Norwegen vor 872. Dem Hunno mag der Härodsdrott in Schweden, der Herse in Norwegen ungefähr entsprochen haben: die Hundertschaft wird auch hier von einer größeren Einheit überwölbt, in beiden Fällen Fylki genannt. In Franken-Deutschland wird dieser Zustand z^{11} um 500 abgelöst durch einen anderen der merowingisch-karolingischen Zeiten, der die Hundertschaft zwar fortbestehen läßt, aber als einen fest in den Gesamtbau des neuen Volksstaates eingegliederten Bezirksverband mit einem königlichen Hundertschaftsbeamten an der Spitze, dem Centenarius, ein Zustand — z^{12} — der sich in Schweden um 850, in Norwegen seit 872 ebenfalls einstellte; in Schweden wurde der Länsman, ein königlicher Beamter, Ver-

walter der Hundertschaft, in Norwegen seit König Harald Schönhaar der Landmadr. Nebenbei bemerkt führt die Folge wohl noch weiter zurück, doch ohne daß sie in allen drei Reichen gleichmäßig bezeugt wäre: in Norwegen waren vor 872 noch einzelne von den Hersen und Fylkikönigen völlig unabhängig, und in dem sehr nahen Verlauf der dänischen Entwicklung findet sich gar in der Zeit vor 900 noch eine völlig häuptlingslose volksherrschaftlich geleitete Hundertschaft.[1] Nicht unmöglich, daß sich frühere Zustände (z^{10} und z^{9}) dieser Folge auch in den anderen Reihen erschließen lassen. Für den hier allein ins Auge gefaßten Abschnitt der Folge aber ergibt sich, daß z^{12} auf z^{11} zwar ungefähr gleichmäßig in den Reihen D, S, N folgt, daß aber die Zeitspannung für den Übergang von z^{11} zu z^{12} zwischen Schweden und Deutschland etwa 350, zwischen Norwegen und Deutschland etwa 370 Jahre beträgt.

Es leuchtet ein, daß ein Begriff gefunden werden mußte, der dem hier beobachteten Sachverhalt gerecht wird. Die Abfolge der Zustände — richtiger nach dem stets festgehaltenen Gesichtspunkt der Geschichtslehre ausgedrückt: der Handlungsweisen — ist die gleiche, das dabei verzehrte Zeitmaß ein verschiedenes. Und es ergibt sich, daß der Begriff Entwicklungsgeschwindigkeit, der hier eingesetzt wurde, für die Vergleichung verschiedener gleichläufiger Entwicklungsreihen erst die Möglichkeit gerechteren Vergleiches schafft und ebenso erst die Herstellung angemessener Zeitalterteilungen erlaubt. Er führt auf die Notwendigkeit, zwischen eigentlicher Zeitrechnung, die nach Jahrhunderten und Jahrzehnten mißt, und Entwicklungszeitrechnung, die nach zurückgelegten Entwicklungsstrecken rechnet, zu unterscheiden. Er ermöglicht letztlich, eine sachgemäße Einteilung der Völkergeschichten neben und über die — alleingelassen irreführende — synchronistische, einzig nach der Jahrhundertzeitrechnung vorgehende Einteilung zu stellen.

Aber man sieht auch, daß mit dieser Anwendung des Begriffes seine Kraft nicht verbraucht, sein Inhalt noch eigentlich nicht

1) Kulturgeschichte der Neuzeit II, 2 (1901) 771 ff., 782, 1239, 1246, auf Grund von Schröder, Karl Lehmann, Nordenflycht und Hildebrand (Staatsförfattningens historiska utveckling [1896] 14 f., 42).

erschöpft zu sein braucht. Es stellt sich der Gedanke ein, daß dieser Begriff, ein im betonten Sinn geschichtlicher, d. h. das Werden angehender, auch, ja im Grunde mit noch größerem Rechte unabhängig erörtert und erkannt werden müßte, ohne alle Beziehung auf seine Ausnutzung für den Vergleich. Er sagt ja eine Eigenschaft vom Geschehen aus, auf die es — für den um das innerste Wesen von Geschichte Bemühten — mehr ankommt, als auf jede andere in der Form, nicht in der Sache beruhende Eigenschaft: die Schnelligkeit dieses Geschehens.

Ja seltsam, die alleinige Verwendung des Begriffes der Entwicklungsgeschwindigkeit für den Vergleich gleichläufiger Reihen überdeckt vielleicht die rechte Erkenntnis seines Wesens. Eine der festgestellten Entwicklungsgeschwindigkeiten wird zum Maß der anderen, und so verbirgt sich die Frage nach wirklichen Maßen und die zweite nach anderen Anwendungsmöglichkeiten dieses Grundbegriffes der Geschichtslehre. Und so wird, was zuerst auf die notwendige Sehweise führte, später ein Hindernis für ihre weitere Ausnutzung.

Die ganze Beschränktheit der im Querschnitt vergleichenden Anwendung auf mehrere gleichläufige Entwicklungsreihen wird offenbar, wenn man von dem Begriff fordert, daß er auch im Längsschnitt anzuwenden sei, d. h. daß er mehrere Abschnitte einer Entwicklungsreihe auf ihre Entwicklungsgeschwindigkeit zu prüfen erlaube. Man wird finden, daß er hier, so oft er auch schon für jenen ersten Zweck angewendet sein mag, versagt. Wohl wird auch diese Frage obenhin, wie noch manche andere der Geschichtslehre, mit einigen allgemeinen Redensarten gestreift: man spricht etwa von der fieberhaft raschen Entwicklung in Kolonialländern und so fort. Und man rührt dabei auch wohl schon an das richtige Verhältnis zwischen Zeit und Entwicklungsgeschwindigkeit, aber sobald man näher zufassen wollte, bleibt alles im Ungewissen.

Man muß, um dies recht zum Austrag zu bringen, den Bestandteilen und dem eigentlichen Gegenstand des Begriffes Entwicklungsgeschwindigkeit zu Leibe gehen. Wessen Geschwindigkeit wird hier gemessen und auf welcher Bahn läuft sie, mit welchen Wegemaßen soll sie gemessen werden.

Es liegt nahe, von der Gegenüberstellung von reiner Zeitrechnung und Entwicklungszeitrechnung auszugehen. Und etwa zu sagen: man nennt Neuere Zeit einen Entwicklungsabschnitt und mißt mit ihm die nach der reinen Zeitrechnung verbrauchten Jahrhunderte, die ein Volk, eine Völkergruppe durchlebt hat, um jenes Entwicklungsalter zurückzulegen. Man findet dann aber, daß für den Entwicklungsabschnitt Neuere Zeit die neueuropäischen Völker fast vier, die Römer zwei Jahrhunderte, die Griechen gar nur eines verbraucht haben. Und so gerät man zu der Schwierigkeit, ein Zeitmaß mit einem anderen Zeitmaß zu messen: soll man hier etwa eine Zahlenrelation finden? Und wieder drängt sich die Frage auf: ist denn nicht hier die reine Zeitrechnung der Jahrzehnte und Jahrhunderte die einzige, die wirkliche Zeitmaße hergibt? ist aber nicht anderseits ein Entwicklungsalter unzweifelhaft ein Zeitbegriff? Ist es nicht demnach möglich, den einen am anderen abzutragen? Und um das Wirrsal vollzumachen, drängt sich die weitere beunruhigende Frage auf: gilt es hier Zeit an Zeit zu messen, so wird doch wohl die Sicherheit des durchweg angewandten Gleichnisses von Bewegung und Bahn für Geschichte erschüttert? Oder ist es vielleicht ganz unmöglich, Entwicklungszeit und Zeitverlauf aneinander abzutragen?

Es gibt dennoch einen Ariadnefaden, der aus diesem Labyrinth führt. Es muß nur unzweideutig festgestellt werden, ob Entwicklung richtiger an Zeit oder Raum gemessen wird. Kein Zweifel, die Zeit bleibt dem wirklichen Vorgang näher. Ein Volk entwickelt sich von der Urzeit über die Altertumsstufe zum Mittelalter und verbraucht für das Zwischenalter zwischen Urzeit und Mittelalter, für das Altertum also, wirklich einige Jahrhunderte, die Germanen z. B. fünf. Irgend ein Raum aber wird doch in all dieser Zeit gar nicht abgeschritten: also wäre ein Zeitmaß wirklich dem Geschehen näher als ein Wegemaß, das nur im Gleichnis angewandt werden kann.

Und in der Tat ist von einem Wegemaß hier nicht viel Vorteil zu erwarten. Man wird wohl etwa ein Stufenalter, wie es geschah, mit einer Halbbahn, einem halben Kreislauf des Bahnengewindes gleichsetzen können, aber dies Maß als solches hat keine

Bedeutung für den Zeitverbrauch. Ja, es würde hier sofort Schaden angerichtet werden durch Beibehaltung des Gewindegleichnisses. Es würde nämlich dabei unvermerkt die auf keine Weise bewiesene und ganz gewiß auch kaum beweisbare Anschauung entstehen, als seien diese Halbbahnen einander an Länge gleich. Das trifft aber zum ersten gar nicht für den Verbrauch an wirklicher Zeit zu: das Altertum der Germanen umfaßt fünf Jahrhunderte, der Urzeit aber wird man nach den Ergebnissen der paläontologischen und der Erdgeschichtsforschung vermutlich Jahrtausende zu geben haben. Das Mittelalter umfaßt fünf, die Neuere Zeit drei Jahrhunderte. Das spricht — alle weiteren Ausdeutungen vorbehalten — nicht eben für gleiches Maß. Ebenso unmöglich aber möchte es auch, nach nur roher und vorläufiger Schätzung, sein, nach dem einen Maß der Entwicklungsgeschwindigkeit diese Halbbahnen gleichzustellen. So verführerisch es also auch wäre, zu sagen, in diesem Fall für die Germanen fünf, die Römer zwei, die Griechen ein Jahrhundert, so wird dies nicht geschehen dürfen. Dem Bilde des Bahnengewindes würde hier eine Last von Verantwortung aufgebürdet, die es nicht zu tragen imstande ist.

So ergibt sich unzweifelhaft, daß es unrichtig ist, die Maße der Entwicklungsgeschwindigkeit dem Bahn- und Raumgleichnis zu entnehmen. Gleichnisse sollen Diener, nicht Herren sein; sie nutzen nur dann, wenn man sie je nach Bedarf herbeiwinken oder ihnen den Abschied geben darf. Ohne solche Elastizität in der Anwendung schaden sie mehr als sie nutzen.

An sich würde das Bild des Bahnengewindes ja dadurch nicht für seine übrigen Anwendungen erschüttert. Im Gegenteil, bei näherem Zusehen findet sich, daß es selbst hier festgehalten werden muß, nur nicht für Feststellung von Maßen, sondern für die im reinen Zeitmaß zu leistende Arbeit. Mit anderen Worten: die Bahnlänge dürfte schon deswegen nicht für die Bemessung der Entwicklungsgeschwindigkeit verwandt werden, weil sie auch in diesem Zusammenhang notwendig gebraucht wird, um den Inhalt, die Leistung der Entwicklung zu kennzeichnen, also ganz in dem auch sonst auf diesen Blättern angewandten Sinne.

Was ist Entwicklung? Das Nacheinander von Handlungen

und Handlungsweisen von geschichtlichen Einzelnen und geschichtlichen Gemeinschaften, das zurückzulegen sie ein gewisses Maß von Zeit durchleben müssen. Mithin ist ein Entwicklungsalter überhaupt nicht eigentlich ein Zeitmaß, sondern ein Wieviel von aufeinander folgenden verschiedenen Handlungen und Handlungsweisen. Dies Wieviel hat man zuerst beobachtet am Leben, und zwar am leiblichen Leben des Einzelmenschen: und man hat hier in begreiflicher Läßlichkeit mit dem Wieviel von Entwicklungszuständen, richtiger Entwicklungswandlungen, also Entwicklungsgeschehnissen, das man etwa mit dem Wort Kindheit, etwa mit dem Worte Jugend, Mannheit, Greisentum kennzeichnen wollte, unlöslich den Begriff der dazu aufgewandten Zeit verbunden. Man ist sich dabei übrigens bewußt geblieben, daß beides nicht eines und dasselbe ist. Man unterscheidet dort, wo die Anzeichen der Grenzüberschreitung sehr deutlich hervortreten, wie bei Erreichung der Grenze zwischen Kindheit und Jugend, bei Erlangung der Mannbarkeit, auch ganz deutlich zwischen dem reinen und dem Entwicklungszeitmaß und erklärt nicht, daß eine Anzahl von Jahren, sondern das Auftreten der grenzbildenden Wachstumserscheinungen über den Beginn des neuen Zustandes entscheide. In gleichem Sinne muß nun der Begriff des Entwicklungsalters auf die Völker übertragen werden — weil sie ähnlichen Abstufungen ihres Lebens regelhaft unterworfen scheinen: trotz der Zeitbezeichnung will deshalb Mittelalter so wenig wie Jünglingszeit eine Zeitsumme bedeuten, sondern diese so und so bestimmte Folge von regelhaft nacheinander eintretenden Handlungsweisen der Völker, für deren Betätigung allerdings eine Anzahl von Jahrhunderten oder Jahrzehnten in der Regel verbraucht wird.

In der Regel: dies zu betonen ist wichtig, da allerdings nur bei natürlichem Verlauf Zeit verbraucht wird; in dem Fall, daß ein starker Zwang angewandt wird oder daß ein nachahmbares Vorbild vor Augen steht, bestätigen Ausnahmen die Regel: so der Fall Mazedoniens unter Philipp und Alexander, in dem ein Volk durch zwei starke Herrscher von der Stufe des Altertumskönigtums in die sehr viel höhere, aber verwandte des Imperialismus der Neuesten Zeit wie mit einem Hub emporgetragen wurde, so

der Fall Japans, das nach der Umwälzung von 1867 bis 1869 noch schneller vom Mittelalter zur Neuesten Zeit emporstieg, als es einst durch die Taikwa-Gesetzgebung von 645, einen ähnlich willkürlich-absichtlichen Vorstoß, aus der Urzeit in das Altertum gedrungen war; so der Fall Rußlands, das bis zur Revolution von 1906 trotz allen geistigen und auch staatlich-gesellschaftlichen Europäisierungen im gesellschaftlich-staatlichen Grundstock der Entwicklung auf der Altertumsstufe verharrt war, seither in eine halb demokratische, dann in eine sozialistische Neueste Zeit eingetreten ist; so die Türkei, so Persien, die jenen ersten Vorstoß versuchen; so zuletzt China mit der Revolution von 1912, das diesen Versuch unter den schwersten Zuckungen unternimmt.

Von Bedeutung ist innerhalb dieser Reihe von Fällen überschneller, wenn man will zeitloser Entwicklungsreife, daß die eine Gruppe — die des an fremdem, durchweg neueuropäischem Vorbild, dem der germanisch-romanischen Völker sich emporrankenden Aufwärtswachsens — durch alle die hier aufgeführten Fälle vertreten ist, mit Ausnahme des ersten, des mazedonischen, der allein die andere Gruppe vertritt — d. h. die eines gewaltsam schnellen Emporrückens in eine sehr viel höhere Stufe und unter Überspringung dazwischen liegender Entwicklungsalter, die gar nicht durchlebt werden, aber nicht wie in der ersten Gruppe durch Nachahmung eines fremden Beispiels, sondern in autogener, eigenwüchsiger Entwicklung aus eigener Kraft. Immerhin vermischt sich auch hier die eigenwüchsige Entwicklung mit der Beeinflussung durch fremdes Beispiel: ohne Einfluß des eigentlichen Griechenlands wäre es diesen dem Blut nach griechischen, der Gesittung nach barbarischen Bastarden der Griechen nicht gelungen, einen so ungeheuren Entwicklungssprung zu machen — Einflüsse freilich, die als demokratische ihnen nur halbwegs vorwärtshelfen konnten.

Aber diese Ausnahmen bestätigen die Regel: der als allgemein und regelhaft erkannte Verlauf besteht im Leben des Einzelnen und seines Leibes wie im Leben der Völker aus einer Anzahl von Zustandsänderungen und Entwicklungsaltern; es sind bestimmte Längsteile, es sind Abschnitte des Nacheinanders dieser Zustände

— richtiger Wachstumserscheinungen, noch richtiger Handlungsweisen — denen man in den Worten, die sie bezeichnen, nur den an sich ihrem Kern nicht anhaftenden Zeitbegriff allzustark aufgeprägt hat. Weil zur Zurücklegung aller dieser Abschnitte des Nacheinanders von Handlungsweisen Zeit notwendig verbraucht wird, so sind sie selbst noch nicht Zeitabschnitte. Und so ist es nicht ein Widerspruch, wenn von einem Volke ausgesagt wird, es hat diesen Entwicklungsabschnitt in drei Jahrhunderten zurückgelegt, während ein anderes für den gleichen Entwicklungsabschnitt nur zwei Jahrhunderte seiner Geschichte verbraucht hat. So wenig wie es ein Widerspruch ist zu sagen, dieses Mädchen hat mit zwölf, dieses mit siebzehn Jahren seine Mädchenzeit beschlossen und ist in das Jungfrauenalter übergetreten. Und nach wie vor bleibt es richtig, die Summe der geschichtlichen Veränderungen bildlich als Bewegung im Raum zu fassen und ihre Teile auf einem Wege abzutragen: die Entwicklungsalter aber bedeuten nicht die Zeit, die von den Völkern verbraucht wird, um diesen Weg zurückzulegen, sondern sie sind dieser Weg selbst.

Der Schluß also ist: Entwicklungsgeschwindigkeit bemißt sich nicht nach Entwicklungsaltern, sondern nach reinen Zeitmaßen. Mit diesen aber wird gemessen die Zeit, die ein Volk verbraucht, um eine bestimmte Summe von regelhaft aufeinander folgenden Entwicklungszuständen — Handlungsweisen — durchzumachen. Mithin ist Entwicklungsalter gleich Wegleistung, Entwicklungsgeschwindigkeit aber das Zeitmaß, in dem das Entwicklungsalter durchlebt, die Wegleistung vollbracht wird.

Zweites Stück

Schätzungen und Vergleiche

Mit dem so gesicherten Begriff seien von neuem seine Anwendungsmöglichkeiten und seine Anwendungsformen überprüft. Zuerst für die einfachere Gruppe: für den Vergleich gleichläufiger Entwicklungsreihen. Es ist einleuchtend, wenn man erklärt: für die Neuere Zeit haben die neueuropäischen Völker drei, die Römer zwei Jahrhunderte verbraucht, die Griechen eines. Doch ist die

Formel nicht übersichtlich, man strebt nach einer Verkürzung, nach der Einsetzung eines Maßes. Als Maß kann nur eine der zur Verfügung stehenden Entwicklungsreihen und das in ihr verbrauchte Zeitmaß benutzt werden. Nebenher sei bemerkt: jedes Zeitmaß ist bisher so zustande gekommen, daß man einen Vorgang eines Geschehens zum zeit-, zum maßgebenden gemacht hat, so den scheinbaren Lauf der Sonne, des Mondes und so fort für Tag, Monat, Jahr. Ein Naturgeschehen hier zu verwenden, verbietet sich. Es ist keinerlei Beziehung zwischen einem solchen und dem Menschheitsgeschehen: die ähnlichsten, die Zeitalter der Erdgeschichte, sind von viel zu langer Ausdehnung, als daß sie brauchbar wären, ihre Unterabschnitte, die vielleicht da sind und in der Zukunft auch etwa entdeckt werden könnten, sind heut unbekannt. Auch sie aber würden vermutlich unverwendbar sein, aus Mangel an inneren Beziehungen.

So also kann nur ein Zeitgeschehen der Menschheitsgeschichte selbst zum Maßstab erhoben werden. Dazu würde sich am ehesten die Geschichte der neueuropäischen Völkergruppe, d. h. der Germanen mit ihren romanischen, keltischen, slavischen und heute schließlich auch außereuropäischen Angliederungen eignen. Ohne jedes Werturteil würde sich diese Entwicklungsreihe empfehlen, als die wie schon dargetan längste und als diejenige, die in ihrem Schlußabschnitt die gesamtmenschheitliche werden wird. Der Mangel, der sich bei der früher besprochenen Anwendung hinderlich erwies, die nicht allzu weit rückwärts reichende Urzeit, kommt hier nicht in Betracht, da, wie ein kurzes Bedenken des Sachverhaltes lehrt, auf die Urzeit bei Feststellung von Entwicklungsgeschwindigkeiten ohnehin verzichtet werden muß. Denn ein Zeitalter, dessen Anfänge sich im Morgendämmer der Zeiten verlieren, kann hierfür nicht in Betracht gezogen werden.

So wäre die folgende Maßsetzung möglich, die hier angedeutet werden soll, weniger um ihrer Vorzüge für die werktätige Geschichtsforschung willen, die heute auch für den ungeduldigsten Wanderer zu den letzten Zielen noch nicht hinlänglich mit den nötigen erfahrungsmäßigen Übersichten für so weite Aufgaben ausgerüstet erscheint, als um die begriffliche Möglichkeit solcher Maßstäbe zu beweisen. Es sei die Zahl der Jahrhunderte,

die die germanisch-neueuropäische Entwicklung für die Zurücklegung der einzelnen Entwicklungsalter, d. h. Bahnabschnitte gebraucht hat, unter der Bezeichnung Germanenjahrhunderte zugrunde gelegt. Dabei mag von neuem daran erinnert werden, daß damit auch Germanenjahrhundert als Wegmaß, nicht als Zeitmaß benutzt wird. Man würde genau Germanenjahrhundert-Weg sagen müssen.

Da aber über das Verhältnis der Entwicklungsgeschwindigkeiten der germanisch-neueuropäischen Völkergruppen in ihren verschiedenen Entwicklungsaltern nichts Eindeutiges ausgesagt werden kann, z. B. ob ihre Entwicklungsgeschwindigkeit in der Neuen Zeit der im Mittelalter oder der im Altertum entsprochen hat, so muß von der Einsetzung eines Germanenjahrhunderts als einheitlichen Durchschnittsmaßes abgesehen werden, es kann vielmehr nur von Germanenjahrhunderten der Altertumsstufe, des Mittelalters, der Neueren Zeit gesprochen werden — die Neueste Zeit, als in unserer Reihe noch nicht beendet, muß aus dem umgekehrten Grunde wie die Urzeit außer Betracht bleiben. Dabei kann vorbehalten bleiben, daß für die Summe aller drei Entwicklungsalter ein durchschnittliches Germanenjahrhundert angesetzt wird und dieses mit dem Zeitverbrauch der dann zum Vergleich allein noch in Betracht kommenden alteuropäischen Reihen zu besonderem Zweck verglichen wird.

Es ergäbe sich dann etwa folgende Formel. Die Griechen haben vielleicht für die Zurücklegung des Altertums, — d. h. von fünf Germanenjahrhunderten — die Zeit von 1800 bis 1000 verbraucht, also eine etwas geringere Entwicklungsgeschwindigkeit gehabt. Ihr Zeitverbrauch für sechs Germanenjahrhunderte des Mittelalters (910 bis 1494) betrug fünf Jahrhunderte (1000 bis 510), ihre Entwicklungsgeschwindigkeit also war etwas größer als die der Germanen, im Verhältnis wie 6 : 5, während für drei Germanenjahrhunderte der Neueren Zeit (1494 bis 1789) ihr Zeitverbrauch eines (510 bis 404) war, ihre Entwicklungsgeschwindigkeit also wesentlich größer, im Verhältnis wie 3 : 1 war. Für die Römer, deren Altertum sich in so dichtes Dunkel verliert, daß für sie nicht einmal eine annähernde Schätzung wie die für die Griechen dieser Stufe gewagt werden darf, beträgt der Zeitver-

brauch für das Mittelalter und seine sechs Germanenjahrhunderte etwa vier Jahrhunderte (753 bis 330), für die Neuere Zeit und ihre drei Germanenjahrhunderte zwei Jahrhunderte (330 bis 133), die Entwicklungsgeschwindigkeiten verhielten sich also zu dem germanischen Mittelalter wie 4 : 6, in der Neuen Zeit wie 2 : 3.

Da in diesem Verhältnis auf beiden Seiten Zahlen stehen, so werden sie sich ohne Schaden auf eine zurückführen lassen. Es müßte ein Quotient der Entwicklungsgeschwindigkeit eingeführt werden dürfen, der somit für die Griechen im Altertum 0,62, im Mittelalter 1,2 und der Neueren Zeit 3 betragen würde, bei den Römern für Mittelalter wie Neuere Zeit 1,5.

Damit ersichtlich werde, wie einheitlich sich trotz so beträchtlicher Unterschiede in der Entwicklungsgeschwindigkeit die europäische Geschichte als Gesamtheit des griechisch-römischen und des germanisch-romanischen Weltalters verhalte, sei hier im Vorübergehen darauf aufmerksam gemacht, daß einige außereuropäische Entwicklungen, die man allenfalls — unter Zuhilfenahme sehr schätzungshafter Zeitgrenzen — heranziehen kann, von diesen Maßen weit und wesentlich abweichen. So müßte eine Übersicht über die altägyptische Geschichte, die annähernd ihren Anfang als Reichsgeschichte und damit den Anfang ihrer Altertumsstufe auf 3300 setzt, für diese ihre Altertumsstrecke, bis zum dauernden Ende der staatlichen Selbständigkeit des Landes, d. h. bis zu seiner Eroberung durch die Römer im Jahre 30 — denn alle Anläufe zu mittelalterlichen Zuständen blieben vorübergehende —33 Jahrhunderte auf fünf gleichgeordnete Germanenjahrhunderte berechnen, und somit einen Entwicklungsgeschwindigkeits-Quotienten von 0,15 ermitteln. Das will sagen: die Entwicklungsgeschwindigkeit der germanischen Völker war auf dieser Stufe die mehr als sechsfache derjenigen des ägyptischen Volkes; ein Ergebnis, das noch insofern hinter der Wirklichkeit zurückbleibt, als der ägyptischen Entwicklung zuletzt durch Gewalt ein Ende gesetzt wurde, während nur sein autogenes Auslaufen in mittelalterliche Bildung einen vollkommen richtigen Schluß auf das natürliche Zeitmaß dieses Entwicklungsalters zulassen würde.

Ähnlich würde die babylonische Geschichte von 3100 bis zur

persischen Eroberung im Jahre 538 auf 26 Jahrhunderte, mithin auf einen Geschwindigkeitsquotienten von annähernd 0,20 (genau 0,19) zu berechnen sein, also auf etwa fünfmal so langsam als die germanische Entwicklung; die chinesische gar bei einer Veranschlagung ihrer Anfänge auf 2200 vor Beginn unserer Zeitrechnung auf 41 Jahrhunderte mit einem Geschwindigkeitsquotienten von 0,12, also auf etwa achtmal so langsam als die germanische zu veranschlagen sein — wobei für die babylonische Geschichte allerdings der gleiche Vorbehalt des gewaltsamen Endes gemacht werden müßte wie für die ägyptische, nicht aber für die chinesische. Niemand vermag zu sagen, wie viele Jahrhunderte die babylonische oder die ägyptische Geschichte auf der einmal erreichten, der Altertumsstufe, fortgedauert hätte, ohne daß ihnen beiden durch das Schwert der Perser ein Ziel gesetzt worden wäre. Ganz wertlos sind die Zeitangaben und ebenso auch die Schätzungen der Entwicklungsgeschwindigkeit dennoch nicht, insofern sie ein Mindestmaß angeben. Sie besagen: selbst bei gewaltsamer Beendigung durch von außen her andrängende Gewalttat hat dieser Entwicklungsabschnitt bei Babyloniern und Ägyptern diese und diese Zahl von Jahrhunderten gedauert. Rußland würde bei Ansetzung der Reichsanfänge auf 862 eine Altertumsstufe von 10 Jahrhunderten, einen Geschwindigkeitsquotienten von immerhin nur 0,5 aufzuweisen haben; die Türkei hat von 1225, d. h. seit dem Auftreten des Emir Suleiman I. bis zur Revolution fast sieben Jahrhunderte Altertum mit einem Geschwindigkeitsquotienten von 0,7 durchlebt. Nur die japanische Entwicklung gleicht an Geschwindigkeit europäischen Gewohnheiten. Ihr Altertum, das sicher von 645 bis 932 reicht, dem man aber eine Vorstufe von etwa zwei Jahrhunderten zurechnen muß, in der ein Geschlechterstaat mit königlicher Spitze anzunehmen ist, zählt also vielleicht fünf Jahrhunderte auf fünf Germanenjahrhunderte, mit einem Geschwindigkeitsquotienten also von 1, ihr Mittelalter, bis 1867 reichend, zählt dagegen neuneinhalb Jahrhunderte mit einem Geschwindigkeitsquotienten von 0,5, dem gleichen also, auf den es sein europäischer Gegner Rußland für die nächstältere Stufe gebracht hat.

Es sei noch einmal mit allem Nachdruck wiederholt, daß diesen Berechnungen in keinem Sinn endgültige Bedeutung beigelegt wird. Es wird noch mancher Durchprüfung der hier zugrunde gelegten vorläufigen Anschläge bedürfen, ehe das geschehen kann. Aber vielleicht ist die begriffliche Richtigkeit einer Nachforschung nach der Entwicklungsgeschwindigkeit mit diesem Versuch schon erwiesen und zugleich zeigt er, zu wie kurzer und deshalb anschaulicher Zusammenfassung auf diese Weise allgemeine und etwas schwankende Erkenntnisse, wie die von der Langsamkeit der chinesischen oder ägyptischen Entwicklung, gebracht werden können, wie insbesondere aber die für die Auffassung der Gesamtgeschichte der Menschheit so wichtige Einordnung der unvollendeten Bahnengewinde in das längere, noch heute immer höher steigende der germanisch-neueuropäischen Völkerentwicklung des genaueren vorzunehmen ist.

Nur gegen ein Bedenken sei diese mehr bild- als forschungsmäßige Abschilderung in Zahlen geschützt, indem es von vornherein zugegeben wird: gar nicht liegt ihr die Meinung zugrunde, als könnten Entwicklungen von so weitverzweigten Gliederungen und mit so unsicheren breiten Grenz- und Übergangsstreifen wirklich in so genaue Zeitmaße eingeschlossen werden. Für den wirklichen Vorgang würde damit eine Präzision vorgetäuscht, die ihm nicht innewohnt. Alle diese Berechnungen wollen nur annähernde Symbole geben.

Noch ist die zweite Frage zu berühren: die nach der Möglichkeit des Vergleichs der Entwicklungsgeschwindigkeiten mehrerer Abschnitte einer Entwicklungsreihe. Daß an ihrer bejahenden Beantwortung sehr viel gelegen wäre, ist ersichtlich. Es wäre durchaus wertvoll, das Mehr oder Minder der Geschwindigkeit, das Schneller oder Langsamer der Entwicklung eines Volkes, einer Völkergruppe zu ermitteln. Vielleicht hieße das den Pulsschlag des Lebens der Menschheit und ihrer Teile überhaupt kennen lernen, den letzten Maßstab für Wert und Leistung eines Entwicklungsalters überhaupt gewinnen. Aber das Maß der Germanenjahrhunderte kann hier nichts nützen, da es wohl für die übrigen Reihen vergleichsweise gebraucht werden könnte, aber ohne alle Verwendbarkeit für das Verhältnis der einzelnen

Bahnabschnitte, der Entwicklungsalter unter sich sein würde. Wohl wäre es verlockend, etwa die Geschwindigkeit der einzelnen Entwicklungsalter der griechischen Geschichte durch die hier ermittelten Geschwindigkeitsziffern 0,62, 1,2, 3 für Altertum, Mittelalter, Neue Zeit auszudrücken und sie als eine Reihe aufzufassen, sie also als ein Zeugnis erst langsamer, dann rasch wachsender Entwicklungsgeschwindigkeit zu deuten. Aber die germanische Entwicklung darf in Hinsicht auf das Verhältnis der Geschwindigkeiten der einzelnen Bahnabschnitte zueinander auf keine Weise als die Regel angesehen werden. Denn daß sie ihrerseits ein Sonderfall ist, der durch eigentümliche Voraussetzungen etwa des Landes oder des Klimas von der durchschnittlichen Linie abgelenkt wird, läßt sich nachweisen. Die Germanen haben vermutlich neunzehn Jahrhunderte mehr gebraucht als die Griechen, um aus der Urzeit in das Altertum zu treten. Für Ägypter und Chinesen ist die Spannung noch viel größer, und später als die Germanen sind von den höheren Völkern nur Araber und Altamerikaner zu diesem Bahnabschnitt gelangt, und auch diese nur in viel kürzer gespannten Abständen — fünf Jahrhunderte für die Araber, siebeneinhalb für die Altmexikaner, achteinhalb für die Altperuaner. So erscheint es unrätlich, die Germanenlinie zum Maßstab auch in diesem Betracht zu erheben. Überdies würde man, auch wenn dies geschähe, keinerlei Maßstab für den Maßstab haben; irgend welche Rhythmus- oder Tempo-, also Schrittmaß- oder Geschwindigkeitsveränderungen innerhalb der germanisch-neueuropäischen Reihe würden unbemerkt bleiben.

Ein anderer Ausweg läßt sich begrifflich wohl finden, aber er ist für die Ausführung kaum gangbar. Ist nämlich, was gemessen werden soll, nicht Zeit noch Alter, sondern ein Nacheinander von Zuständen geistiger Handlungsweisen der Völker und der übrigen geschichtlichen Sachgemeinschaften, so wäre denkbar, etwa die Änderungen, die in diesem Nacheinander auftreten, zu zählen. Man müßte hier vorgehen, wie man das Alter einer Fichte nach den am Stamm entstandenen Astkränzen, den im Stamm angesetzten Jahresringen zählt.

Allein, kaum daß dieser Gedanke ausgesprochen ist, so stellt sich

das Bedenken ein, ob es möglich, ja ob es erlaubt sei, ihn durchzuführen. Alles käme hierbei an auf die Abgrenzung des Begriffs »Änderung«. Da, wo klar umrissene Einrichtungen den Fortschritt des Geschehens erkennen lassen, wie etwa in der Verfassungs-, oder in der Verwaltungsgeschichte, auch in der Wirtschafts- und Rechtsgeschichte, ja schon in der an sich schwankend erscheinenden, für die Urzeit so wichtigen Geschichte der Familie und ihrer Bauformen, wäre eine solche Berechnung möglich, weil hier nur etwa der Begriff der Änderung nach der Wichtigkeit hin abzugrenzen wäre. Es wäre eine Fragestellung ähnlich der, auf die bei der Forschung nach der Entstehung der Arten so viel ankommt: was ist eine Art? Es wird hier wie dort vermutlich am besten erklärt werden: wo auch nur ein Merkmal sich ändert, ist ein Fortschritt gegeben. Schwierigkeiten würden auch hier entstehen: Änderungen, die wieder vergehen, würden ausgeschlossen werden müssen — auch hier nicht ohne biologisches Seitenstück: die Bastardierungen —, Wertabschätzungen müßten eingeführt werden: denn es gibt vorzüglich in der Neueren Zeit, am meisten in unserer Gegenwart, eine Form schnellfertiger Gesetzgebung, die nicht eben dazu einladet, sie mit den Vorstößen eines langsamen und gesunden Wachsens für ebenbürtig anzusehen. Und vor allem: die sehr gewaltigen, viel-, oder gar allseitigen Umwälzungen — etwa die große französische Revolution. Sie müßte nicht nur als ein ganzes Bündel von Änderungen aufgefaßt werden, weil sie ja in so viele Entwicklungsreihen ändernd eingegriffen hat, sondern sie müßte auch als ein Entwicklungsumschlag von außerordentlich viel größerer Intensität eingeschätzt werden, weil die meisten der von ihr herbeigeführten Änderungen grundstürzende und also viel tiefer greifende waren als durchschnittliche Entwicklungseinschnitte.

Noch weit mehr Hindernisse aber würden einer solchen Schätzung die Fortschritte der geistigen Bewegung bereiten. Wohl würden auch hier nur die Änderungen des Wie des Schaffens, der Kunstweisen, der Forschungsweisen in Betracht kommen, aber es leuchtet ein, wie viele Bedenken entstehen würden durch das Nebeneinander von gleichläufigen Entwicklungsreihen etwa innerhalb einer Kunst, oder in ganz abweichen-

der Richtung durch das Auftreten von sehr vielen Änderungen zu ungefähr einem Zeitpunkt — etwa durch einen einzelnen großen Schöpferischen. Die gleichen Schwierigkeiten würden für die Geschichte der Persönlichkeitsform entstehen. Auch nur die Möglichkeit eines werktätigen Versuches wird sich erst dann eröffnen, wenn für einzelne Völker und Entwicklungsalter sehr viel mehr vergleichbarer Nachrichtenstoff vorliegt als heute. Vergleichbar: auf dieser Eigenschaft liegt der Ton. Man wird des Anfängertums der vergleichenden Entwicklungsgeschichte nie mehr inne, als wenn Aufgaben erwogen werden, die zu lösen wohl erst einer späteren Zeit möglich sein wird. Sehr häufig tritt der Fall ein, daß zwar eine Fülle von guter, ja ausgezeichneter Beschreibung oder wohl gar von entwickelnder Bearbeitung für eine Geschehensreihe vorliegt, daß aber abweichende Behandlungsweise durchaus keine oder nur unzureichende Vergleichung mit gleichläufigen Reihen zuläßt. Die Anwendung anderer Begriffe oder Begriffsabgrenzungen läßt selbst dann, wenn alle für die Vergleichung erwünschten Nachrichten herangezogen sind, die Möglichkeit solcher Vergleichung nicht zu.

Ebenso oft aber ermangeln auch die exaktesten Einzelbearbeitungen der Nachrichten, die sich etwa in der nächstbenachbarten Reihe in größter Vollständigkeit und Sicherheit finden, weil bei der strengen Scheidung der Einzelgebiete der Forschung die Fragestellungen andere sind. Dies alles freilich sind ebenso viel Beweise für die Notwendigkeit vergleichender Forschung, vergleichend ebenso sehr im Sinne des Nach- wie des Nebeneinander.

Am schwersten zugänglich aber wird sich für Schätzungen dieser Art diejenige Entwicklungsreihe erweisen, auf die es doch letztlich am meisten ankommt: die Geschichte des Menschen selbst, d. h. die Entwicklung der Persönlichkeit, der Persönlichkeitsformen. Für sie ist durch die werktätige Geschichtsforschung noch so gut wie keine Grundlage geschaffen; aber selbst wer hier Anfänge und Anläufe einbezieht, wird auch eingestehen müssen, daß eben in dieser Entwicklungsreihe, die recht eigentlich Mitte und Rückgrat allen menschlichen Werdegangs ist, am schwersten Einschnitte vorzunehmen sind. Denn gerade die Eigenschaft, die diese Geschehenskette dem

fühlenden Beobachter von Menschheitsgeschichte, die doch immer aus Menschengeschichten besteht, eigens teuer macht — daß in ihr das weichere Mark der Seele und des Lebens der Seele bei weitem die harten, steifen Umrisse der zu Einrichtungen und feststehenden Handlungsweisen gefesteten und verhärteten Bestandteile des Menschentuns an Bedeutung übertrifft — sie ist es auch, die solche Teilungen der Entwicklungsbahn eigens schwer macht. Die Geschichte der Persönlichkeitsform, die zuerst und zuletzt Geschichte der Seele ist, ist auch in dem Wesen ihrer Werdegänge weicher, unbestimmter, wachstumsartiger als alles Sachgeschehen zwischen Menschen. Wachstum aber hat leise und verschwimmende Übergänge, nicht schroffe, leicht zur Ziehung von Grenzen zu verwertende.

So wird es denn hier vorläufig noch lange mehr auf Vorbereitung und Fragestellung als auf Erledigung und Beantwortung ankommen. Immerhin sei noch an einigen Fällen nachgewiesen, wie durch ein freilich unsicheres Nachtasten doch schon heute sich ein Auf und Ab der Entwicklungsgeschwindigkeit verspüren läßt. So ist im Gesamtzuge der Menschheitsgeschichte eine Gruppe von Erscheinungen dieser Art höchst auffällig, es ist die eigentümliche Zwiespältigkeit, die die Entwicklung gerade der ältesten der höheren Völker kennzeichnet. Chinesen, Babylonier, Ägypter sind die unstreitig ersterschienenen Wettkämpfer auf der Rennbahn der Völker, d. h. sie sind die frühest reifen, die ihre Urzeit mit der größten Entwicklungsgeschwindigkeit durcheilt haben. Aber eben sie weisen auch die weiteste Hindehnung ihres Altertums durch die Zeiten, bis zu 26, 33 und gar 41 Jahrhunderten, in diesem ihrem zweiten Lebensalter also gerade die langsamste Entwicklung, die geringste Geschwindigkeit auf. Welch ein befremdlicher Gegensatz. Und er erschüttert einigermaßen die Erklärung — dies sei die Weise, die Norm des Orients — mit der man sich sonst abzufinden gewohnt ist.

Zum zweiten: jene sprunghaften Entwicklungsgänge, von denen die Rede war, können angesehen werden, nicht nur, wie dort geschah, als eine Durchbrechung der Regel von der Folge der Entwicklungsalter, sondern auch als äußerste Grenzfälle höchster

Entwicklungsgeschwindigkeit. Wenn die Japaner sich mit einem Schwunge vom Mittelalter zur neuesten Zeit fortzubewegen vermochten, wie einst die Mazedonier und heute wieder Russen, Türken, Perser, Chinesen von der Altertumsstufe zur Neuesten Zeit zu gelangen trachten, so beweist dies immerhin die Fähigkeit, eine lange Versäumnis mit einem Stoße auszugleichen. Es wäre nicht unmöglich, diese Kraft schon in den langen Zeiten sehr langsamer oder völlig erstarrender Entwicklung bei den voraufgehenden Zeiträumen verborgen lauernd, Kraft aufspeichernd anzunehmen, wodurch dann wieder der hier noch eben aufgeworfenen Frage zum Teil die Antwort gefunden wäre.

Zum dritten: in den gesellschaftlichen, den staatlichen wie den wirtschaftlichen Entwicklungsreihen des neueuropäischen Weltalters fehlt es nicht an Abschnitten besonders gesteigerter Entwicklungsgeschwindigkeit. Die Grenzpfähle stellen die Staatsumwälzungen dar: durch sie erfahren zuweilen selbst entlegene Sonderreihen der staatlichen Entwicklung ein Maß von Beschleunigung, das der von Jahrhunderten der vorhergehenden ruhigen Bewegung entspricht. So hat die französische Revolution von 1789 in eine größere Anzahl verwaltungstechnischer Entwicklungen, z. B. der Steuern, des Heeres, in diesem Sinn plötzlich beschleunigend eingegriffen. Ungefähr gleich hohe Steigerung der Entwicklungsgeschwindigkeit einer ganzen Volksgeschichte und der Sondergeschichte vieler Einzelreihen bewirkt das Eingreifen eines sehr starken Herrschers. Die französische Geschichte läßt auf den Schulfall der einen Form das gewaltigste Beispiel der anderen auf dem Fuße folgen. Napoleon hat etwa der Straf-, der bürgerlichen, der Prozeßrechtsentwicklung Anstöße gegeben, die sie in wenig Jahren weitere Bahnabschnitte zurücklegen ließen, als sie seit den großen spätmittelalterlichen Rechtskrisen durchmessen hatten.

Zum vierten: ein Bedenken gegen die immer gleiche Wertung der gleichen Zahl von Neuerungen. Man wird nicht jede Zahl noch jede Spannweite von Neuerungen allen an Zahl oder an Spannungskraft gleichen Fällen ohne weiteres an die Seite stellen dürfen. Es wird ein sehr beträchtlicher Unterschied gemacht werden müssen zwischen den Schöpfungen, die eine Entwicklung

aus sich hervorbringt, und den anderen, die sie lediglich in Nachahmung fremder Völker ins Leben zu rufen vermag. Es ist ein anderes, wenn in der Entwicklungsreihe staatssozialistischer Einrichtungen, die seit 1880 in Deutschland, später in Europa überhaupt geschaffen wurden, Deutschland zuerst eine Unfallversicherung für die Arbeiter des Großgewerbes schuf, und ein anderes wenn England etwa drei Jahrzehnte später ein ähnliches Gesetz erläßt. Es ist ersichtlich, daß eben von dem, was letzten Endes gemessen werden soll, von der Kraft, die die Entwicklung treibt, in dem Fall der nachahmenden Wiederholung weniger aufgewandt ist, als in dem ursprünglichen Schaffens. Alle jene Beispiele plötzlich-sprunghaften Vorwärtsrückens, wie das Japans, haben zu einem Teil Wertminderungen dieser Art zu erleiden, sie sind alle undenkbar ohne die Anlehnung an schon längst bestehende Vorbilder. Desgleichen wird allen Entwicklungen an Siedlungen und Tochtervölkern bei weitem nicht das volle Maß ihres so oft beobachteten raschen Vorwärtseilens gutzuschreiben sein: sie nähren sich von Kraft und Vorbild der Muttervölker.

Aber gerade dann, wenn das Maß, nach dem hier gesucht werden soll, erkannt wird als eines, das nicht nur der Schnelligkeit des Fortschreitens auf der Bahn der Geschichte gilt, sondern auch der Kraft, werden Verschwommenheiten dieser Art vermieden werden können. Auch dann, wenn, wie es hier geschah, nur Andeutungen und Möglichkeiten, nicht aber in irgend einem Sinne sichere Ausführungen gegeben werden.

ZWEITES BUCH

DAS BAHNENGEWINDE DER GESCHICHTE

Erster Abschnitt

Die Kreisbahnen der verfassungsgeschichtlichen Reihe

Erstes Stück

Von der Urzeit bis zu dem Ende der Neuzeit

Nach allen Vorbereitungen sei das Bild vom Bahnengewinde, das hier benutzt werden soll, von neuem aufgesucht und nunmehr im einzelnen aufgerichtet. Nur, daß von Anfang an auf das Nachdrücklichste betont werde, welchem besonderen Zweck dieses Gleichnis dienen soll. Es soll stärker, als es einer jeden anderen bildhaften oder rein begrifflichen Vorstellungsweise möglich wäre, den Kreislauf der geschichtlichen Entwicklung vor Augen stellen. Das aber will nichts anderes sagen, als daß die Linie dieser Entwicklung in bestimmten Zeitabständen sich zu der Richtung auf ihre Anfangsabschnitte zurückwendet und sie von neuem verfolgt, und das nicht nur einmal, sondern mehrere Male. Dies und nicht mehr. Daß das Bild eines spiralenförmig aufsteigenden Bahnengewindes diesem Erfordernis auch deshalb besonders gut gerecht wird, weil es seine Linie die Ebene der Kreisläufe wechseln läßt, wurde schon bemerkt. Daraus geht zur Offensichtlichkeit hervor, daß die Bahnen nicht wirklich zu ihren Anfangsabschnitten, sondern nur in der Richtung auf sie zurückkehren, daß für sie mithin nicht wirkliche Wiederholung, sondern nur Teilwiederholung, ungefähre Gleichläufigkeit, annähernder Parallelismus, behauptet werden soll, — auch hier, wie ein für allemal bei diesen Begriffsumgrenzungen vorausgesetzt werden möge, nur im Sinne ungefährer Ähnlichkeit. Bestimmte Eigenschaften des geometrischen Bildes, wie etwa die wirkliche Kreisförmigkeit der Bahnen oder die Regelmäßigkeit der Bahnsteigung in einem Gewinde, sollen, soweit sie über eine solche annähernde Ähnlich-

keit hinaus etwas aussagen, rücksichtslos beiseite gelassen werden.

Vermieden wird mit aller Absicht das Gleichnis des Pendelschlags. Denn dieser würde erstlich wie das Bild des rein kyklischen Verlaufs, der reinen Kreisbahn, eine beständige und genaue Wiederholung des Rücklaufgeschehens in sich begreifen, und sodann würde er, im Unterschiede zu dem Kreislaufvergleich, eine auch Wegstück für Wegstück angehende Umkehrung des Bahnverlaufs zu fordern haben, ähnlich also der Reversibilität, der Umkehrbarkeit, der die Physiker sogar von dem Bereich des anorganischen, also als eigens mechanisch geltenden Geschehens nur bestimmte, sehr scharf begrenzte Einzelbezirke zuweisen wollen. Eine solche Umkehr im genauen und betonten Sinn des Wortes wird durch das Gleichnis von Kreislauf und Bahngewinde ganz ausgeschlossen. Von ihr, der Umkehrbarkeit von Verläufen im strengen Sinn der Physik zu reden, wird im Bereich der Menschheitsgeschichte vermutlich nie möglich sein, obwohl sich Abläufe — Entwicklungen in sinkender Bahnrichtung — vorfinden, die wenigstens im Grundzug der Umkehrung der ihnen entsprechenden Anfangsentwicklung in steigender Bahnrichtung seltsam nahe kommen. Man entsinne sich etwa der Entwicklung der Bildnerei im Zeitalter des nachdiokletianischen Roms: für sie gilt die umgekehrte Beobachtung wie für alle junge, reifende Kunst: je vereinfachter und grobzügiger die Einzelausführung wird, desto später sind die Werke anzusetzen.

Aber selbst dieses Bild der Kreisbahn darf noch in seinem Kernsinn nicht irgendwie gepreßt oder nur buchstäblich verstanden werden, etwa so, als müsse die Entwicklungsrichtung der ersten Halbbahn durchweg derjenigen der zweiten Halbbahn entgegengesetzt sein. Dieser Urbestandteil darf dem Gleichnisbegriff durchaus nicht beigemessen werden: denn erstlich muß ein für alle Mal in dieses Bild die Möglichkeit beständiger Einzelab- und -umwege einbegriffen werden, wie ausgesprochener Teilrückläufe — man denke an alle Reaktionen etwa im Staatswesen, die oft genug ganz vorübergehend und alles andere als grundsätzlich und dauerhaft sind. Sodann aber kommt sehr häufig die Verlaufsform vor, daß die erste Halbbahn sich gegen ihr Ende

dem entgegengesetzten Grundzug der zweiten Halbbahn zuneigt, sehr oft aber auch, daß die Grundrichtung der ersten Halbbahn sich in ihrem Endverlauf eigens folgerichtig ihrem an sich gegebenen Endziel, ihrer äußersten Ausprägung zuwendet. Und es liegt auf der Hand, daß die zweite Grundform von Verläufen sich in das hier im allgemeinen obschwebende Gleichnisbild des Kreislaufs nicht nur nicht einfügen läßt, sondern ihm geradezu widerstreitet. Über einen solchen Baumangel des Bahnengewindebildes wird man also nachsichtig hinwegsehen müssen.

Überhaupt bleibt bemerkenswert, daß sich hier für den Mechanismus der Gelenke, der Übergänge von einer Halbbahn in die nächste zwei einander ganz entgegengesetzte Umschlagsweisen als Pole der zwei voneinander entferntesten Möglichkeiten darbieten: eine nämlich, die ein langsames Sichhineinverwandeln aus der Handlungsweise des alten in die des neuen Zeitalters in sich begreift, eine andere, die bei äußerster Hinaustreibung des bis dahin gültigen Grundzuges das Geschehen auf einen Punkt der letztmöglichen Hochspannung steigert, die sich dann in einem völligen Umschlag auslöst. Zwischen beiden Polen aber erstreckt sich eine sehr staffelreiche Stufenleiter von Zwischen- und Mischungsmöglichkeiten. Eine solche Gelenklehre der Übergänge soll hier nicht entfaltet werden; Stoff wird sich für sie aus dem Überblick über das Bahnengewinde der wirklichen Geschichte zur Genüge finden.

Es sei zuerst dargetan, daß jene Annahme einer ungefähren Gleichläufigkeit allenfalls erlaubt ist. Und zwar zunächst nicht aus einer Gesamtbetrachtung der Entwicklung, sondern aus der Beobachtung einer Teilbahn, einer Sachentwicklung: der inneren Staats- oder Verfassungsgeschichte. Wenn der erste Kreislauf aus den Halbbahnen Urzeit und Altertum zusammengesetzt angenommen wird, so ergibt sich als der Ausgangspunkt der Urzeit ein Zustand von Urvolksherrschaft, der die Gesamtheit der im Grundsatz gleichen Staatsgenossen als den Träger der Herrschaft erkennen läßt. Daß hinter dem Geschlechter- und Siedlerschaftsstaat der Urzeit ein Zeitalter der Horde ähnlichen Gepräges, hinter diesem aber in leisen Restspuren ein Zeitalter des Einzelnen zu vermuten ist, sei angemerkt. Wollte man eine

Andeutung von diesen frühest erkennbaren Bahnläufen auf die hier gegebene Zeichnung eintragen, so müßte man vor *a* noch eine unsicher aufspringende Linie von der Länge etwa des Viertels einer Halbbahn eintragen, die aus der entgegengesetzten Richtung von *a* bis *b* herkommt und mit *c* bis *b* gleichläufig ginge. Die Entwicklung bewegt sich in den Halbbahnen der Urzeit im weiten gesehen auf das Emporkommen der Einzelherrschaft zu, wenn es auch an reiferer Ausbildung einer wirklichen Volksherrschaft — wenigstens in der außereuropäischen Urzeit, etwa der Irokesen — nicht fehlt, so daß schon hier Belegfälle von wünschenswerter Deutlichkeit für die beiden Übergangsmöglichkeiten sich darbieten, wie sie soeben beschrieben wurden. Die Halbbahn des Altertums führt diese Entwicklung mit raschen Schritten über Siedlerschafts-, Gau-, Stammeskönigtum bis zum Volks- und Großstaat zum Ziel einer äußersten Entfaltung der Königsmacht. Aber schon beginnt der vom Königtum ausgebildete Adel der Einzelherrschaft Eintrag zu tun, die von ihr gegründeten Großstaaten aufzulösen.

Der zweite Kreislauf, aus den Halbbahnen Mittelalter und Neuere Zeit bestehend, verfolgt in seiner ersten, der mittelalterlichen Halbbahn, im Endziel die Richtung auf Adelsherrschaft im Staat. Diese betätigt sich zuerst zwar in dem Vordringen einzelner Landherren — was in Deutschland, Spanien, Italien, vorübergehend in Frankreich, zu der Herstellung eines Teilfürstentums führt — in der Folgezeit aber zunehmend in der Ausbildung eines ganz körperschaftlichen Ständetums, zu dem es auch in den Städten an einem Seitenstück nicht fehlt, zuerst in der Gestalt eines körperschaftlichen Stadtadels, demnächst in der Form einer Vorherrschaft des Mittelstands. Man sieht sogleich, daß die Gleichläufigkeit dieser mittelalterlichen mit der Urzeit-Halbbahn eine bedingte ist: weder wird die zahllose Fülle kleinster Kleinstaaten wiederhergestellt, die das Merkmal der Urzeit darstellen, noch umfaßt das körperschaftliche Gleichgewicht — als welches man Volksherrschaft im Sinne einer Mechanik der Gesellschaftslehre ausdeuten könnte — wirklich die Gesamtheit der Staatsgenossen. Aber der körperschaftliche und Gleichgewichtsgedanke kommt in den Abstimmungen und Mehr-

heitsbildungen der ständischen Reichs- und Landtage, in den engen und weiten Räten des Stadtadels beschränkt und in den Volksversammlungen der Städte voll zum Ausdruck. Die Ähnlichkeit ist nicht zu verkennen.

Zuweilen kommt es selbst im einzelnen zu Einrichtungen, die sich wie ein Wiederaufwachen der Urzeit ausnehmen: das uns so fremdartig anmutende *Liberum Veto* des polnischen — bis zu seinem Ende völlig mittelalterlichen — Reichstages erweist sich als das Seitenstück der im einzelnen freilich ganz eigentümlich gestalteten, auf zahlreiche zweigliedrige Kurien verteilten Abstimmungsweise in dem irokesischen Stammesrat.[1]

Schon gegen das Ende des Mittelalters vorbereitet — in den Signorien der italienischen Stadtstaaten, in der wachsenden Königsmacht Frankreichs, Englands, spanischer und deutscher Einzelstaaten — ist die Halbbahn der Neueren Zeit in vollem Zuge auf die Verstärkung der Einzelherrschaft gerichtet. Diese wird in immer neuen Vorstößen des Ständetums Herr, oft bis zu seiner völligen Beseitigung und zur Herstellung einer ganz unumschränkten Königsmacht. Wo, wie in einigen Freistaaten, dem adligen Venedig, den großbürgerlichen Niederlanden, kein Königtum entsteht oder wo es an Macht zurückbleibt, wie in dem adligständischen England, da überschattet doch der Staatsgedanke so sehr alles Dichten und Trachten der Staatslenker, ja der Staatsgenossen, daß das Entwicklungsbild sich nicht allzu weit verschiebt. Im gleichen Sinn darf deshalb die alteuropäische Entwicklung, so augenfällig sie — was hier ausdrücklich vermerkt sein soll — in den Formen der Staatsverfassung abweicht, dennoch dem neueuropäischen Bahnengewinde eingeschrieben gedacht werden: weder der Amtsadel Roms von 330 bis 133, noch die Adels- und Volksherrschaft Athens im fünften Jahrhundert hat der Staatsentwicklung eine wesentlich andere Richtung gegeben: unbedingtes Überwiegen des Staatsgedankens im Innern, schroffe, kriegerische Geltendmachung der Staatsmacht nach außen ist hier wie dort die Losung.

Die ausgeprägteste Ausformung dieses Entwicklungsalters der

1) Die Entstehung des Staates aus der Geschlechterverfassung bei Tlinkit und Irokesen (Schmollers Jahrb. f. Gesetzgeb. XXVIII [1904] 59).

Verfassungsgeschichte bleibt der unumschränkte Königsstaat der meisten neueuropäischen Völker, und er hat eine noch unverkennbarere Richtungsähnlichkeit mit dem Großkönigtum der stärksten Altertumsstaaten, als der mittelalterliche mit dem Urzeitstaat. Die Heraustreibung des Grundsatzes der Einzelherrschaft ist gleich folgerichtig, in Einzelzügen der Hobbesschen Staatslehre oder der werktätigen Staatskunst des Roi Soleil durchaus an die Vergöttlichung der Großkönige des Altertums rührend.

Zweites Stück

Die Neueste Zeit

Aber der Gegenschlag bleibt nicht aus: die erste Halbbahn der Neuesten Zeit setzt ein mit einem Vorstoß in der entgegengesetzten Richtung zur erklärten Volksherrschaft: die große französische Staatsumwälzung, der Verfassungsstaat, der Liberalismus, der Demokratismus, der Sozialismus, und mit gewissen Vorbehalten der Anarchismus, sind die immer neuen, immer stärkeren Stöße in dieser Richtung. Sie sind vorbereitet schon im letzten Bahnabschnitt der Neueren Zeit, seit 1754, d. h. seit dem Auftreten Rousseaus, sehr sichtbar durch die geistige Heraufführung der Bewegung, tiefer durch die Rationalisierung der Staatsverwaltung und den werktätigen, im Sinne der Volksherrschaft verwandten Massenindividualismus ihrer Wirtschaftsleitung. Der Sozialismus, der an sich hier fremd erscheint, gehört dennoch als eine Verwirtschaftlichung des demokratischen Gedankens mit den mannigfachsten rein staatlichen Folgerungen in diese Reihe.

Aber — und das ist wichtig nicht nur für die Bauform dieser Einzelbahn, nein auch für die der Gesamtheit des Entwicklungsalters — diese Bewegung schwingt nicht ungestört von Anfang an aus, sondern wird sogleich unterbrochen durch den Vorstoß einer neuen Einzelherrschaft: des imperialistischen Caesarismus. Dieser ist nicht im mindesten, wie man zunächst denken könnte, mit dem unumschränkten Königtum der voraufgegangenen Halbbahn, auch nicht mit der besonderen Form ihres letzten Abschnittes, der aufgeklärten Selbstherrschaft zu verwechseln,

zeichnet sich vielmehr sehr deutlich gegen sie ab, insofern er gewisser demokratischer Beimischungen nicht entbehrt, die freilich mehr die sichtbare Form als den Kern seines Wesens angehen. Die Verflechtung unumschränkter Einzelherrschaft mit revolutionär-demokratischen Bestandteilen in der napoleonischen Staatskunst, die so weit geht, daß der Kaiser sich den Testamentsvollstrecker der Revolution nennen konnte, ist bezeichnend. Doch allerdings, nach dem einen großen Vorstoß Napoleons bricht diese Bewegung jäh ab, um erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts matt in dem Nachspiel des zweiten Kaiserreichs, allmählich anschwellend seit dem Ministerium Disraeli, mit dem sie das parlamentarische England ergreift, stärker gegen 1900 einzusetzen, mehr die auswärtige als die innere Staatskunst beherrschend, mehr als Imperialismus der überlieferten Königsherrschaft der alten Staaten und deren weit ausgreifender Eroberungslust sich angliedernd, denn als Caesarismus im Innern auftretend, dabei doch auch die demokratisch regierten Freistaaten Frankreich und Nordamerika ergreifend und hier gewisser keimcaesaristischer Züge nicht ermangelnd. Eine Wiedergeburt aristokratischer Gedanken, nicht im Sinne des Erbadels, sondern im individualistischen, mag in die Zukunft führend eine neue Form, nicht caesaristischer, aber persönlichkeitsstarker Staatsgesinnung vorbereiten.

Wir Heutigen stehen noch innerhalb dieses Geschehens. Um über sie endgültig urteilen zu können, wird die weitere Vorwärtsbewegung erst die Handhabe gewähren. Zwei Möglichkeiten sind begrifflich gegeben: es hat seit 1789 ein Zeitalter angehoben, in dem der körperschaftliche Gleichgewichtsgedanke und die Kraft der Einzelherrschaft — jetzt in der neuen caesaristisch-imperialistischen Form — miteinander ringend, sich auf eine lange Bahnstrecke hin verflechten. Oder aber das neunzehnte Jahrhundert beschreibt als Zeitalter der Revolution und der Demokratie eine eigene Halbbahn und wird erst um 1900 durch ein anderes, ausgeprägt imperialistisches, in Anläufen auch caesaristisches Zeitalter abgelöst. In diesem Falle möchte in der griechischen Geschichte das Zeitalter von 404 bis 338, in Rom — in sehr weitgehender Ähnlichkeit, insofern sich in diesem Zeitabschnitt

zwischen den Gracchen und Augustus diktatorische Keime des Caesarismus mit demokratischen Anwandlungen mischen — die Zeit von 133 bis 31 dem neunzehnten Jahrhundert, der Zeit von 1789 bis 1899, dem Stufenjahr der Haager Friedenskonferenz, entsprechen.

Doch bleibe dies dahingestellt. Die demokratisch-sozialistische Bewegung hat innerlich heute schwerlich schon ihren Höhepunkt überschritten, und es ist möglich, daß sie sich, sei es in reiner Ausbildung, sei es in einer Mischform für lange durchsetzt. Wahrscheinlich ist der letztere Ausgang auch um deswillen, weil das Christentum — in einer seiner Auswirkungen der unvergleichlich viel tiefere und viel geistigere Vorläufer des neueuropäischen Sozialismus, dem Griechenland und Rom sonst nur einige kümmerliche und krüppelhafte Seitenstücke zur Seite zu stellen haben — doch auch nicht den römischen Staat, noch die hellenische Bildung zu überwältigen vermocht hat, vielmehr mit beiden eine Kompromißlegierung eingegangen ist, bei der es selbst sehr viel mehr von seinen Grundgedanken aufgegeben hat als jene. Nur das eine ist zu sagen, daß die beiden Entwicklungsmöglichkeiten, für die heute die größte Wahrscheinlichkeit spricht, in sich große Gefahren tragen: der radikal-kommunistische Sozialismus und noch mehr der starre und unfruchtbare Caesarismus und Imperialismus, wie in den späten Griechen- und den späten Römerzeiten. Die Völkerdämmerung, die mit ihnen über die alteuropäischen Reiche kam, ist ganz gewiß nicht durch sie allein verursacht worden, wohl aber müssen beide Formen des Staatsgeschehens als mit diesem Niedergang im engsten Zusammenhang stehend angesehen werden. Doch ist, wie schon hier geltend gemacht werden soll, mit einer Wiederholung des Niedergangs der alteuropäischen Völker in unserem Weltalter nicht im mindesten zu rechnen, dafür bürgen die unvergleichlich viel stärkeren Kräftespannungen, die in unseren Völkern heut allen Mißbildungen moderner Zivilisation zum Trotz nachweislich am Werke sind.

Wie immer sich dies alles auch verhalten mag: hier soll vorläufig, um nur eine, die wahrscheinlichere Lösung herauszuheben, der Entwicklungsabschnitt von 1789 bis 1899 als das erste Zeit-

alter der Neuesten Zeit, als das überwiegend demokratische Zeitalter angesehen werden. Es wird als solches gekennzeichnet außer durch alle anderen Merkmale auch durch den Nationalismus, der sich mit Liberalismus und Demokratismus so oft und innig verbunden hat und als eine auf Volkseinigung gerichtete Bewegung mit der Volksherrschaft zum mindesten in einer letzten Wurzel verwandt ist. Bis zu einem gewissen Grade weist er die gleiche Auswirkungsform auf. Die Gegenströmung, der Caesarismus und Imperialismus aber ist, nachdem die freilich für alle Zeit maßsetzende Gestalt Napoleons verschwunden ist, für die größte Strecke des Jahrhunderts kaum noch sichtbar. Sie blieb selbst zu den Zeiten Napoleons ohne Nachahmung bei den anderen Völkern, und so subaltern neben den übergewaltigen Abmessungen Napoleons der Imperialismus erscheinen mag, der gegen das Ende des Jahrhunderts einsetzte, — eine allgemeine Bewegung ist er doch erst von da ab.

Als das demokratische Zeitalter der Neuesten Zeit darf dieser Bahnabschnitt verglichen werden mit den seinem Weg gleichläufigen Halbbahnen des Mittelalters und der Urzeit, wobei an sich ja für die gröbsten Züge nicht in Betracht kommt, ob er sich noch verlängern wird oder nicht. Die Volksherrschaft dieses Zeitalters weist im Vergleich zu der der Urzeit sehr augenfällige Abweichungen auf, von denen noch eigens die Rede sein soll, aber sie teilt auch ebenso augenfällige Merkmale mit ihr. So vor allem den mechanischen Grundzug der Verteilung des Gleichgewichts über alle Glieder der staatlichen Genossenschaft hin — in der Sprache der heutigen Demokratie die Gleichheit — ferner auch die körperschaftliche Grundrichtung: nur ins Massenhafte, Automatisch-Mechanische gesteigert. Ferner steht die Demokratie dieses Bahnabschnittes dem staatlichen Genossenschaftswesen des Mittelalters: eben die Ausdehnung ihres Umfanges über die als unterschiedslos gleichberechtigt angesehene Gesamtheit aller Angehörigen der Staaten, und zwar sehr viel größerer Staaten, verändert ihr Gepräge im tiefsten. Dennoch bleiben die Grundsätze der Gleichgewichtsverteilung im öffentlichen Recht und der Körperschaftlichkeit als gemeinsame, die Gleichläufigkeit verbürgende Kennzeichen. Die Richtung der

Entwicklung läuft mit großer Entschiedenheit vorläufig auf die immer folgerichtigere, d. h. immer mechanischere Ausgestaltung des Körperschaftsgedankens zu: Ausdehnung des Wahlrechts auf alle Männer ohne Unterschied, ferner auf die Frauen, endlich in der Idee selbst auf die Noch-nicht-Mündigen, hier übrigens in sehr auffälligem Anklang an die bäuerlichen Freistaaten des Mittelalters, an Dithmarschen und Urschweizer, von denen jene — allerdings bei unvergleichlich viel strengerer Zucht des Einzelnen — den Jüngling mit 11 Jahren mündig, mit 14 wehrhaft, mit 18 staatlich vollberechtigt sprachen, diese ihm gar schon bei 14, später bei 16 Jahren die bürgerlichen Rechte verliehen.[1]

Die zweite Kurve der Neuesten Zeit, die caesaristisch-imperialistische in diese Betrachtung einzubeziehen, ist sehr bedenklich. Denn gerade, wenn man, wie hier mit allem Vorbehalt geschah, die beiden Strömungen des Zeitalters zeitlich auseinanderlegt und je nach dem Überwiegen der einen oder der anderen die Zeit von 1789 bis 1899 — 1899 als Jahr der ersten Haager Friedenskonferenz und damit der vorläufig höchsten Ausgipfelung der volksherrschaftlich-sozialistisch-internationalen Entwicklung — als demokratischen, die Zeit seit 1899 aber als imperialistischen Bahnabschnitt der Neuesten Zeit ansieht, so ist gewagt — auch *salvo errore in calculo*, wie es überhaupt nur möglich ist — nach so kurzem Lauf schon von der Richtung dieser Entwicklungsstrecke zu sprechen. Immerhin kommt die schon Jahrzehnte lange Vorbereitung dieses Bahnlaufs im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, mehr noch das hier eigens bereite Seitenstück der alteuropäischen Entwicklung zu Hilfe.[2]

Zuerst ein Wort über die Möglichkeit, diesen Zeitraum abzutrennen von der Hauptstrecke, oft selbst noch von den Ausgängen des neunzehnten Jahrhunderts. Das Kaisertum Wilhelms II. und das deutsche Königtum Wilhelms des Alten verkörperten den Zeitgenossen schon einen leisen Gegensatz, mehr noch vielleicht in der Gebärde als in der imperialistischen Staatskunst

1) Die soziale Entwicklung der führenden Völker Europas. Schmollers Jahrb. XXI (1896) 85, 87.

2) Vgl. Der Imperialismus unserer und alter Zeiten. (Der Lotse, herausgegeben von Mönckeberg, 6., 13. Oktober 1900) S. 8 ff., 43 ff.

des Nachfolgers, die so schroff von den Kämpfen und Strebungen der Bismarckzeit sich abhob. Diese galten wirklich nur der endlichen Wiedererringung des längst verlorenen Gutes der Reichseinheit, und es war keine Redensart, wenn die wilhelminisch-bismarckische Staatskunst sich immerfort nicht auf einen Eroberanspruch, sondern auf das Recht dieser staatlichen Einigung berief. Anders war der Sinn der neuen Zeit, der über See dem überflutenden Strom von Volks- und Wirtschaftskraft neue Reiche schaffen wollte. Nur daß freilich alle alten Entwicklungsreihen mit in den neuen Staatszweck übergeleitet wurden und seiner Erfüllung Farbe und Form gaben. Der Volksstaat — in der heutigen Schulsprache leider immer nur der Nationalstaat genannt — von 1871 war nicht durch die Bewegung errungen worden, die ihn als Ziel vor Augen hatte: durch die liberal-demokratische, sondern nur unter ihrem Antrieb mit den Mitteln des alten Preußens aus der Zeit des unumschränkten Königtums. Es war Bismarcks Unterwerfung unter diese Grundströmung des Zeitalters, daß er ihr das unbeschränkteste Wahlrecht von Europa ohne jeden Zwang zugestand, und es war sein freier Entschluß, dem Sozialismus durch eine staatssozialistische Gesetzgebung entgegenzugehen. So verbanden sich zuletzt alle Fäden der Entwicklung zu einem Gewebe, das trotz seiner Verflochtenheit als das Gesamterzeugnis noch des neunzehnten Jahrhunderts kenntlich ist.

Der rasche Übergang zur Erlangung von See- und Siedlungsmacht und die sichtlich wachsende Stärke dieser Antriebe waren das eigentlich Merkmal gebende Anzeichen der neuen imperialistischen Staatskunst. Welch ein Unterschied: im Jahre 1880 lehnte der Deutsche Reichstag es ab, die Anfänge einer deutschen Siedlungsgründung zu unterstützen — die katholische Mittelpartei, die entschiedenen und noch die Hälfte der gemäßigten Liberalen waren dagegen — im Herbst 1911 aber wäre um Südmarokkos willen mit Leichtigkeit in allen führenden Schichten des gesamten Volkes eine flammende Bewegung zu entfesseln gewesen, die einen europäischen Krieg an einen neuen Siedlungserwerb gesetzt hätte. Bismarck selbst hat diesen Angelegenheiten, die einem neuen Zeitalter, nicht seinem angehörten, nur laue

Teilnahme zugewandt: er hätte mit einigen entschlossenen Faustgriffen ein gewaltiges afrikanisches Reich für Deutschland gründen können und tat es doch nicht. Zugleich wird durch diesen Vorgang deutlich, daß auch in Deutschland der Imperialismus eine allgemeine, alle im Staat einflußreichen Klassen des Volkes ergreifende Grundströmung war, die keineswegs etwa von dem Lenker des Staates, vom Herrscher allein ausging. Wilhelm II. hat sich für sie zwar unbedingter eingesetzt als für irgend ein Tun der auswärtigen Staatskunst, aber er hat auch für keine seiner Neigungen so viel Zustimmung und Unterstützung bei den herrschenden Klassen gefunden, wie für diese. Sein Caesarismus hat sich auch gegen solche Zustimmung durchgesetzt: unter beständigem Schelten auf sein persönliches Regiment hat man sich ihm doch gefügt. Bei der sehr geringen Kraft des Herrschers blieb alles zwar nur ein Maskenspiel — Schein und Schaden genug hatte Deutschland von diesem Caesarentum, Nutzen nicht.

Die imperialistische Bewegung ist bei den anderen großen Völkern viel stärker und viel folgenreicher hervorgetreten. Während Deutschland nur zögernd ein Siedlungsreich mittleren Ranges zusammenbrachte, haben Japan, die Vereinigten Staaten, Frankreich, Italien mit viel rascherer Entschlossenheit gegen Ende des alten und zu Anfang des neuen Jahrhunderts um sich gegriffen. Rußland ist auf dem gleichen Wege nur durch einen Stärkeren aufgehalten worden. An den beiden Freistaaten unter diesen Völkern ist auffällig das leise Emporkommen auch caesaristischer Gebärden: der angelsächsische Typus Roosevelt ist nicht erfreulicher als der romanische Boulanger, aber auf dem Wege zur modern-demokratischen Tyrannis vermutlich viel erfolgreicher.

Die imperialistische Bewegung reicht in England allerdings fast über das ganze letzte Drittel des neunzehnten Jahrhunderts zurück: bis zum Auftreten des ersten Ministeriums Disraeli; aber sie setzt sich sehr sichtbar gegen die früheren Entwicklungsabschnitte ab, obwohl England das Siedlungsreich, das es sich in der Neueren Zeit gegründet und im Kampf gegen den ersten Imperialismus Napoleons beträchtlich vermehrt hatte, auch seitdem des weiteren langsam vergrößert hat. Aber von 1866

bis 1899 hat es ihn mehr als verdoppelt, seitdem ihn noch bis 1914 um drei Millionen Geviertkilometer, d. h. um weit mehr als den mühsam von Deutschland zusammengebrachten Bestand vermehrt. Begriff und Name des Imperialismus sind nicht von ungefähr in England geprägt worden: die Bewegung auf Festigung und Zusammenschluß des *empire*, das 1899 dreißig Millionen Geviertkilometer, d. h. mehr als ein Fünftel der Erdoberfläche umfaßte, seit dem Beutezug von Versailles neununddreißig Millionen, ist die bezeichnendste im heutigen England und geht vom Kreisrand der vier großen, staatskluger Weise unabhängig gemachten Siedlungsreiche in Nordamerika, Südafrika und Australien ebensosehr aus wie vom Mutterland. Sie ist so auch der ausgeprägteste und erfolgreichste Imperialismus auf dem Erdball, wenngleich ihr alle caesaristischen Begleiterscheinungen fehlen.

Was für die Zukunft zu erwarten ist, hängt vor allem von der Entscheidung darüber ab, ob wirklich von 1899 ab ein Zeitalter des erklärten Imperialismus —mit caesaristischen Einschlägen — angebrochen ist, oder ob sich weiter das demokratisch-sozialistische Zeitalter, von dem dann die Zeit von 1789 bis 1899 nur der erste Abschnitt gewesen wäre, noch auf lange hin fort- und durchsetzt, in welchem Falle die imperialistische Welle von 1899 bis 1918 nur Episode gewesen sein würde.

Überschaut man, was sich seit 1899 zugetragen hat, so läßt sich behaupten, daß eine klare Entscheidung hierüber gewiß noch nicht gefallen ist: denn beide Strömungen haben die stärksten Wirkungen hervorgebracht. Die erste Friedenskonferenz im Haag von 1899, deren Zustandekommen man an sich wie einen entscheidenden Beginn entschlossener Abkehr vom Imperialismus fort zu weltbürgerlich-friedensmäßiger Staatenvereinigung hätte ansehen können, scheiterte in ihren Hauptabsichten: der entschlossene Widerstand Wilhelms II. und des imperialistisch-militaristischen Deutschlands machte jede wirksame Verabredung von Schiedsgerichten und aufhaltenden Maßregeln bei ausbrechenden Streitigkeiten unmöglich. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die damals zuerst sich für die Sache des beständigen Staatenfriedens in Europa einsetzten, haben diesen Widerstand nicht zu überwinden vermocht. So wurde die

Friedenskonferenz nur der Beginn eines Zeitabschnittes von schwüler und gespannter Atmosphäre zwischen den Großstaaten.

Der große Krieg bedeutete nichts anderes als den endlichen Ausbruch der Spannungen, die das Nebeneinander von vier großen Imperien und zwei sehr großen Staatenbünden mit sich brachte und die ihn bei dem Mangel an allen inneren Umstimmungen und Abwiegelungen zur Folge haben mußten. Er war recht eigentlich das Endfazit aller imperialistischen Erregungen. Aber er führte doch auch zu einer sehr wesentlichen Entspannung: der durch Nordamerikas Anregung, nicht unter seiner Teilnahme zustande gekommene Völkerbund von 1919 hat sie äußerlich, die rasche Verständigung von Frankreich und England mit Deutschland hat sie innerlich herbeigeführt. Aber es fehlt nicht an Gegenzeichen: das ganz unerwartete Aufflammen des Caesarismus in der Gestalt Mussolinis und der von ihm geformten Bewegung des Faszismus und die, wenn auch schwache, Nachahmung dieses Vorbildes auf den anderen beiden Halbinseln Südeuropas sind nicht ganz ohne Bedeutung, ebensowenig die Tatsache, daß es nach Beendigung des großen Krieges in der Wetterecke Europas, auf der Balkanhalbinsel, und im Osten zu je einem Kriege und mehr als einmal zu kriegdrohenden Zusammenstößen der Staaten kam. Das innerlich bedeutsamste Geschehen in dieser Richtung aber ist, daß der in Rußland zum Sieg gelangte Kommunismus von völlig marxischer Rechtgläubigkeit nicht für den beständigen Staatenfrieden, wie man seiner innerstaatlich-gesellschaftlichen Grundrichtung nach hätte annehmen sollen, sondern für den rücksichtslosesten, unmaskiertesten Angriffs- und Eroberungskrieg eintrat. Es war, als müßte sich das Vorbild der großen französischen Staatsumwälzung in der größten russischen Gesellschaftsumwälzung auch in diesem Betracht wiederholen: aus ganz ähnlichen Ursachen bemächtigte sich des neuen Rußlands eine ähnliche Kreuzzugsstimmung gegen das alte, kapitalistische Europa wie einst des neuen Frankreichs gegen das alte, absolutistische Europa.

Kein Zweifel, bei aller Zwiespältigkeit zeigt das Bild der zwischenstaatlichen Entwicklung Europas und des ihm ange-

gliederten Weltkreises, der anderen weißen und der adoptierten Völker, das hier nur in den rohesten Zügen umrissen wurde, doch auch unter ihnen schon solche, die auf eine Einigung, eine Verbindung beider scheinbar so entgegengesetzter Strömungen hinzielen: das Rußland der Bolschewiki will den Angriffskrieg nur zum Zweck einer Einigung aller — inzwischen kommunistisch zu machenden — Völker Europas, und der Völkerbund kann, rein begrifflich gesehen, ebensowohl als eine äußerste Folgerung der Entwicklung des Imperialismus zu seinem letztmöglichen Ziel, zum Weltstaat, angesehen werden, wie als das, was er in Wahrheit ist, als ein erster Schritt zur Herstellung eines freigewachsenen überstaatlichen Staatsgebildes, der Vereinigten Staaten Europas, der Welt.

Für die innere Staatsentwicklung aber scheint das Übergewicht durchaus auf seiten der demokratisch-sozialistischen Fortbildung zu liegen. Der Zusammenbruch der Einzelherrschaft in beiden mitteleuropäischen Kaiserreichen, das ungeheure und fürs erste gelungene, wenn auch gewiß noch nicht ganz befestigte Wagnis der Durchsetzung eines kommunistischen Staats- und Gesellschaftszustandes in Rußland wiegen so schwer, daß dagegen die caesaristische Reaktion des italienischen Faszismus und einige Seitenbewegungen nicht den Grundzug des Bildes verändern können.

Aber liegt auch die größere Wahrscheinlichkeit bei einer Fortdauer des demokratisch-sozialistischen Zeitalters und seiner pazifistischen Umbiegung des Imperialismus, so bleibt das Gesamtbild noch immer den Vorverläufen der alteuropäischen Staatsentwicklung nahe genug. Wohl würde eine Durchsetzung der Volksherrschaft und eine auch nur halbe Durchführung der Gemeinwirtschaft für den inneren Zustand, eine Zusammenschließung der Völkergesellschaft zu einem festen Friedensbund im äußeren Verhalten der Staaten ein sehr augenfälliges Abweichen der neueuropäischen von der alteuropäischen Entwicklungsbahn bedeuten. Aber es bliebe doch auch dann noch ein sehr hohes Maß von Gleichartigkeit des Verlaufs. Caesarismus wie Imperialismus haben sich auch in unserem Weltalter auf das heftigste im gleichen Bahnabschnitt geltend gemacht; werden sie

überwunden, so kann dies nur bedeuten, daß unseren Völkern entweder ein viel langsameres Zeitmaß der Entwicklung eigen ist, oder daß ihre — an sich der griechisch-römischen weit überlegene — Kraft und Gesundheit sich diesen Weg als einen neuen, eigenen, vorher nicht durchmessenen bahnt.

So stellt sich das Bahnengewinde der neueuropäischen Verfassungsgeschichte — immer mit Rücksicht auf alt- und außereuropäische Entwicklungen — als ein immerhin regelmäßiges Gebilde insofern dar, als dreimal auf Volksherrschaft oder doch körperschaftliches Gleichgewicht starke Einzelherrschaft oder doch stark betonte Zusammenfassung der Staatsmacht gefolgt ist.

Zweiter Abschnitt
Der erste Kreislauf

Erstes Stück
Die Urzeit

Die Regelhaftigkeiten des verfassungsgeschichtlichen Verlaufs sind nicht vereinzelt; sie erscheinen bei weiterem Umblick als begleitet von ähnlich gerichteten Verläufen der anderen Sachentwicklungen, ja es ist möglich, sie als eine geschlossene Gesamtheit zu sehen und für sie eine Formel zu finden, die sie alle mit einer gesellschaftsseelischen, im Kern persönlichkeitsgeschichtlichen Grundbewegung in Beziehung setzt, in dem Sinn, daß alle Einzelentwicklungen des handelnden Lebens wie des geistigen Schauens sich darstellen als Trägerinnen einer höheren seelischen Gesamtbewegung, für die ihr Insgesamt die Zeugnisse und Urkunden darbietet. Es würde naheliegen, sie als die Ursache aller anderen Reihen anzusehen, doch soll über dies Grundverhältnis hier noch nichts ausgesagt werden. Beides sei, in eines gezogen, angedeutet; zunächst auf Grund älterer Darlegungen[1] und deshalb nur mit den weitesten Umrißlinien. Und weil nur sie gegeben werden sollen, sei noch einmal umso nachdrücklicher der Vorbehalt wiederholt: daß hier niemals die Absicht vorliegt, über den

1) Ich und Welt in der Geschichte. Schmollers Jahrb. f. Gesetzgebung XXVI (1912) 1361—1438.

allein hervorgehobenen Grundlinien das Gewirr der nur zu diesem besonderen Zweck übergangenen Nebenlinien vergessen zu machen. Der obschwebende Gedanke ist vielmehr der, daß auch dann, wenn alles Gewimmel dieser fort und fort auseinander, ja gegeneinander strebenden Einzelbahnen in das Gesamtbild aufgenommen würde, die Einheitlichkeit und die Regelhaftigkeit des Gesamtbaues des Bahnengewindes all dieses Wirrsal sieghaft beherrschen würde. Umso törichter wäre es, durch künstliches Verschieben oder absichtliches Verschweigen auch nur irgend einer Einzelheit die Sicherheit der Gesamtbeobachtung in Frage zu stellen. Deren Sinn ist eben, daß keine noch so widerhaarige und gegenwendliche Einzelbewegung den großen Zug des Bahnengewindes der Geschichte im Bilde dieser Auffassung stören kann, aus dem sehr naheliegenden Grunde, weil im wirklichen Verlauf der Geschichte ja auch durch solche Einzelbewegungen keine Änderung des Gesamtzuges herbeigeführt worden ist; denn entweder sie war stark genug, das zu bewirken, dann würde sich der Gesamtzug in der Wirklichkeit unter dieser Einwirkung geändert haben, oder sie war dazu zu schwach, dann gefährdet sie auch nicht im wissenschaftlichen Bilde des Vorganges die Einheitlichkeit des Ganzen. Eine eingängige Darstellung dieses Gesamtverlaufes wird sie ebenso gelassen dem Bilde einfügen, wie eine kurze sie übergehen können.

Die letzte Formel nun gesellschaftsseelischer Urbewegung, die zunächst mehr als Gesamtkennzeichen denn als Grundursache aller Einzelbewegungen angesehen werden soll, sei vorangestellt: Zeitalter vorherrschenden Persönlichkeitsdranges und Zeitalter vorherrschenden Gemeinschaftstriebes wechseln ab. Als Erreger sind in beiden Fällen — nicht etwa nur im ersten — die Starken angenommen, denen sich dann die Massen als Träger des Geschehens im ersten Falle unterwerfen, im zweiten anschließen. Diese Formel gilt zunächst für das handelnde Leben der Gesellschaft, sie erhält aber ihr Seitenstück für das geistige Schaffen, insofern hier Zeitalter der ichstarken Herrscherlichkeit der Glaubensformer, der Bildner, der Forscher gegenüber der Welt mit Zeitaltern ichschwacher Hingabe an die Welt abwechseln. Hier ist noch offensichtlicher, daß die Starken, d. h. die einzig

im Geiste Schöpferischen, die Erreger und Beweger sind. Beide Begriffspaare können als Ausformungen eines einzigen Gegensatzes angesehen werden: Ichbehauptung und Ichhingabe — vielleicht Ichstärke und Ichschwäche — sind die beiden Gewalten, die sich hier im Sein der Seele gegenüberstehen, in der Geschichte der Seele einander ablösen. Das Sein, das sich als ein Nebeneinander beider Seelengewalten darstellt, muß sonder Zweifel als das Grundverhältnis angesehen werden, insofern es auch im Verlauf des geschichtlichen Geschehens sich noch aufrecht erhält. Denn sehr viele Kennzeichen sprechen dafür, daß in allen Zeiten beide für das gesellschaftliche und das geistige Verhalten der Völker und der Einzelnen wirksam und wichtig sind, doch so, daß in jedem einzelnen Zeitalter eine von beiden Gewalten die Oberhand hat und die andere zurückdrängt.

Überschaut man das Gewinde der Verfassungsentwicklung, so ergibt sich, daß ihre Bahnabschnitte dieser Gesamtformelgebung sich völlig einpassen — im Hergang der Forschung kein Wunder, da eben von der verfassungsgeschichtlichen Sachreihe her der Weg zu dieser Formel gefunden wurde. Die Urzeit,[1] gleichviel, ob man in ihr den letzten, auch in die beleuchtete germanisch-neueuropäische Entwicklung hineinragenden Bahnabschnitt des Geschlechterstaates oder den hier nicht vertretenen, wohl aber bei den lebenden Urzeitvölkern vielfach beobachteten Nebenast des Siedlerschaftsstaates oder das nur zu vermutende, schon der Ururzeit zuzurechnende Zeitalter der Horde prüft, ergibt immer den gleichen Grundzug ihrer Staatsordnung: der Gemeinschaftsdrang beherrscht alle diese Hauptformen wie ihre Einzelarten. Nur aus der frühesten Ururzeit dämmern einige Umrisse, die allenfalls erlauben würden, ein Zeitalter des Einzelnen, ein Zeitalter wahren und allver-

1) Die nächstfolgenden Bemerkungen über die Urzeit, d. h. über das Entwicklungsalter, das dem Verfasser dieser Blätter bei weitem am besten, wenngleich gewiß durchaus noch nicht vollständig bekannt ist, enthalten mannigfache Schlußfolgerungen, die er aus seinen Einzelforschungen über die lebenden, zum Teil freilich schon sterbenden amerikanischen, australischen und einige afrikanische und asiatische Urzeitvölker als allgemeingültige ziehen zu können glaubt, ohne daß es doch möglich ist, in diesem weitesten Zusammenhang sie zu begründen oder auch nur zu belegen.

breiteten Persönlichkeitsdranges anzunehmen, das nicht als Teil, sondern als in der Richtung entgegengesetzter Vorläufer der Halbbahn der Urzeit zu gelten haben würde.

In ihr aber fügen sich alle benachbarten Sachentwicklungen in zweifelsfreier Klarheit zu dem gleichen Gesamtbilde zusammen. Die Wirtschaft beruht auf dem Genossenschaftsgedanken in tausendfachen Ausformungen, von dem wirklichen Urkommunismus des frühen und mittleren Urzeitstaates bis zu dem Gesamtbodenbesitz und schließlich zu dem Gesamterbrecht der Geschlechtsgenossen gegeneinander im höchstentwickelten Geschlechterstaat der Urzeit. Eine Bewegung auf die Einzelwirtschaft, die Abtrennung des Sondereigentums des Einzelnen und der Sonderfamilie hin ist unverkennbar — z. B. bei den Irokesen.

Selbst in der Familienverfassung ragen aus der Ururzeit, aus dem Zeitalter der Horde, in den frühen Geschlechterstaat noch deutliche Spuren eines dem Urkommunismus ähnlichen Gesamtgeschlechtsverkehrs von mehreren Männern mit mehreren Frauen hinein. Und die Horde selbst erscheint da, wo sie zu reicher Entwicklung gediehen ist — wie an der Nordwestküste von Nordamerika am deutlichsten in Restspuren offenbar wird — in Genossenschaften, in die Geheimbünde der Männer und der Frauen aufgeteilt. Auch hier ist die Bewegung auf die Absonderung der Einzelnen hin unverkennbar: obwohl die Sonderfamilie, die recht eigentlich der Ausdruck dieser Absonderung ist — wenngleich sicher mehr von den Frauen als von den Männern erstrebt — schon bei den entwicklungsfrühesten Völkern auftritt, streift sie erst auf den hohen Stufen der Urzeit alle Restspuren jener frühen Gemeinschaftsformen ab.

Im geistigen Schaffen ist der Glaube voll von Anzeichen einer äußersten Hingabe des Ichs an die Welt. Alles in ihr ist ihm gleich heilig, gleich bedeutend: so in der erkennbar frühesten Form der Entwicklung, dem Allseelenglauben, wenn er auf einer verhältnismäßig hohen Teilstufe des Entwicklungsalters, in der mittleren Urzeit, bei solchen Stämmefamilien beobachtet wird, die, wie etwa die Bewohner des arktischen Nordamerikas, zwar noch nicht zu einer götterähnlichen Ausbildung des Geisterglau-

bens, wohl aber zu einer vollen Reife des Allseelenglaubens gediehen sind. Bezeichnend ist, daß er alle Dinge: Stein, Pflanze und Tier, Fluß und Stern, See und Wolke als von Wesen bewohnt annimmt, die geheimnisvoll stark und insofern den Menschen überlegen, andererseits aber auch ihnen ähnlich sind, in besonders kennzeichnenden Fällen, wie bei den Eskimo, ebenso heißen wie die Menschen: *innuit*, Bewohner, Eigner, Gewalten ringsum, das ist die Losung. Und eben hierauf kommt es an: die Ichbehauptung und Ichhingabe, die sich im Glauben äußern, sind nicht zu verstehen als auf das Verhältnis zwischen dem Gläubigen und der von ihm geglaubten Gewalt bezogen, sondern der Glaube ist gedacht als das, was er ist, als geistiges Werk, und je stärker der ist, der es schafft, desto gewaltiger werden die Gestalten sein, in denen er wohl seine Verehrung, aber mehr noch — mit der außen demütigen, innerlich hochmütigen Gebärde des Priesters — die Macht seines Geistes ausformt, die diese Gestalten steigert, höht oder gar erst erschafft. Der Allseelenglaube der Urzeit aber ist brüderlich, setzt Ich, Geist und Welt einander gleich. Er ist eine Mystik, insofern er ein weich Verschwimmendes, Rätselvolles hier und hier und dort und dort überall in der Welt, die den Menschen umgibt, ahnt. Aber er ist eine kindhaft einfache und verhältnismäßig sicher formende Mystik: das Geheimnis der höheren Gewalten ist eingebannt in die klaren Gestalten aller Wesen und aller Dinge, nur die Erkenntnis ihres Waltens ist geheimnisvoll, und noch geheimnisvoller und schwieriger die Kunst, über diese Gewalten Gewalt zu erlangen — was freilich der ganz lebensmäßige Endzweck alles Urzeitglaubens ist.

Man wird also wirklich von dem hier sich offenbarenden Grundverhältnis zwischen dem gläubigen, richtiger dem Glauben formenden Ich und der Welt sagen können, daß das Ich in der Urzeit sich insofern der Welt ganz hingegeben erweist, als es die Summe der Gewalten, die es als mächtig und wirkend dem Geschehen ringsum unterstellt, nach Möglichkeit über die Welt verteilt. Oder, wiederum genauer gesprochen, das Ich empfindet diese Gewalten von vornherein verteilt, mutmaßt sie nicht in irgend einem Insgesamt des Weltgeschehens, das der Urzeit-

mensch noch nicht kennt, sondern in allen Einzelstücken, in allen Naturdingen seiner Umwelt.

Eine Bewegung ist auch hier zu beobachten: die irgend gesteigerten Formen des Urzeitglaubens, von denen der noch recht entwicklungsfrühen festländischen Australier ab, haben eine Gattung der Wesen über alle anderen hinaus, als die Verehrung besonders stark fordernd und lohnend, gehoben: das Tier. Tiergeister werden die bevorzugten Träger der übermenschlichen Gewalten. Und sie wachsen und wachsen: zuerst nur brüderlich nah als Helfer — denen man doch auch helfen kann: die Aranda vom Ara-, d. h. vom Känguruhgeschlecht beten nicht zu den Känguruh, sondern für sie, nach Strehlows schönen Forschungen — werden sie zu Schützern und hohen Schirmherren, nehmen Menschengestalt an, saugen vom Geschehen der Himmelskörper dieses und dieses in ihre Gestalt und ihre Sagen, und da es zuerst viele gab, reißt zuletzt einer alle Verehrung an sich, seine Taten und seine Segen spendende Kraft wachsen: er wird aus einem Tiergeist zum Heilbringer, d. h. zum Schöpfer der Menschen und mancher Teile der Welt, zum Stifter der Himmelslichter, zum Lehrer mancher Kunst und Handfertigkeit, zum Bringer des Feuers gleich Prometheus, zum unverwundbaren, jungfräulich geborenen Helden gleich Siegfried, gleich Jesus.[1] Er steigert sich dem Gott entgegen und wird wirklich bei den höchsten Urzeitvölkern, bei Irokesen, Urzeitperuanern, Urzeitindern, Urzeithellenen, Urzeitgermanen zum Gott: selbst der dereinst höchste, die Erde überschattende Gott der Juden war in seiner Jugend, in der Jugend der Urzeit seines Volkes als Jahwe nichts anderes als Heilbringer, und er gehört in diese Reihe von höchsten Göttern, die sich überall sonst freilich schnell genug mit mehreren anderen ihresgleichen zusammenfinden. Doch ist der rechte Urzeitgott ein Eingott, der nur ihm nachstehende Geister neben sich duldet: wie Hawenneyu bei den Irokesen, der nur Heno, den Donnerer, die zarte Dreieinigkeit der drei schönen Mädchen, Kornähre, Bohne und Melone, auch Henochonokeh, die Allheit

1) Sinn und Absicht der Schrift: Die Entstehung des Gottesgedankens und der Heilbringer (1905) ist, diese Entwicklung als über die Erde verbreitet und schließlich als herrschend darzutun.

der Geister und mehrere Tier- und Pflanzengeister, die offensichtlich den früheren Urzeitstufen entstammen, neben sich hat.

Hiermit aber ist schon die Grenze der Urzeitbahn, der Beginn des Altertums erreicht, die Ichhingabe zur Ichbehauptung umgewandelt, insofern das Glauben setzende, Glauben formende Ich sich getraut, nicht mehr nur den Heilbringer, den keimenden, sondern nunmehr schon den wirklichen Gott zu schaffen. In der Kunst ist der gleiche Grundzug bemerkbar: die Ichhingabe erweist sich hier in einer im Willen ganz wirklichkeitstreuen Abspiegelung der Umwelt, die wir Heutigen wohl als gesteigert, vereinfacht, als wählend, kurz als stilisiert empfinden, die es aber im Sinne ihrer Urheber nie sein sollte. Überall aus Zwecken des Glaubens, d. h. des Willens zur Beherrschung der höheren, heimlichen Gewalten heraus geboren — sei es, um durch die Bilder von Tieren auf einem Bootsboden ihre Geister zu Helfern der Fahrt zu gewinnen, sei es, um durch Aufrichtung eines Wappentierbaumes die gleichen Geister zu Schützern des Hauses zu machen oder wie sonst immer — will diese Kunst doch die wirklichen Tiere in das Bild bannen, sie also auch mit getreuer nachahmerischer Stoffkunst wiedergeben. Vielleicht, daß hier eine eingehende Forschung, die die einzelnen Bahnabschnitte der Urzeitentwicklung voneinander zu trennen versteht, noch nachweisen kann, daß eine Bewegung hier aufwärts führt zu wirklichkeitsfernerer, wählerischerer, stilstärkerer und also ichstärkerer Kunst. Doch darf dies heute noch nicht ausgesprochen werden.

Von allen übrigen Sachentwicklungen sei nur der Sprache noch gedacht: auch sie zeugt, wie etwa auch die Zahl, die Schrift, von einer langsamen Erhebung von wirklichkeitsnahen, gewachsenen — konkreten — Ausdrücken zu begrifflichen, die Wirklichkeit stärker meisternden Formen. Die Kunst der Rede ist noch Erzählung, der Tanz und das Spiel Abschilderung — etwa der Tiere — das Wissen selbst nichts als Beschreibung. Erst auf den Höhen der Urzeitbildung, etwa bei den Irokesen, finden sich Anfänge einer aus dem Allseelenglauben emporsteigenden Metaphysik. Das *orenda* der Irokesen, die Urkraft, die jedem lebenden Wesen, auch dem Menschen, noch außer der Lebenskraft, jedem Naturding an sich bis zum Stein, zum Stück Holz herab zuge-

schrieben wird, ist das Erzeugnis einer solchen ahnenden und durchaus unverächtlichen tiefen starken Daseinslehre. Die Entwicklung der Persönlichkeitsform endlich — wichtiger im Grunde als alle Sachreihen — schließt sich völlig verwandt an. Wohl haben sich Seher, Häuptlinge, große Erfinder aus der Menge gehoben. Zur Schärfe der Kontur gelangen doch erst in den Ausgängen der Urzeit starke Einzelne: so etwa die lange Reihe der großen Staats- und Kriegsmänner der Irokesen.

Zweites Stück
Das Altertum

So eint sich das Bild der Urzeitentwicklung zu einer Richtungssicherheit und Entschiedenheit, die es vor anderen Altern auszeichnet. Fast das gleiche läßt sich von der Halbbahn des Altertums aussagen. Das grenzsetzende Merkmal seiner Verfassungsgeschichte, die Heraufführung des im Innern gebietenden, zuletzt herrischen, die anderen Volksgenossen knechtenden, des nach außen erobernden Königtums, kann nicht anders gedeutet werden. Von seinen ersten Anfängen — den seltenen amerikanischen, den sehr häufigen afrikanischen Bildungen keimenden Königtums — an, bis aufwärts zu den Weltreichen des vorderen und des fernen Orients, der Inka und endlich — in der neueuropäischen Geschichte — bis zu der Schöpfung Karls: immer erscheint das Königtum als Ausdruck, als Erzeugnis, als Auswirkung der starken Persönlichkeit. Da es entsteht, können es nur die Stärksten heraufführen, später nur die Stärksten seine Macht ausweiten, steigern. Selbst wenn es zum Erbe wird, stellt es sich noch als ein Erzeugnis des Übergewichts dar, das dem Einzelnen zuerkannt wird: es ist dann Ansehen, Kraftnachwirkung und hilft zuletzt auch wieder zu Kraftauswirkung, selbst in der Hand von Schwächeren, Mittelmäßigen.

Im Glauben entspricht dort, wo nicht fremde Aufpfropfung, wie in der germanisch-neueuropäischen Geschichte, alle eigene Entwicklung hintangehalten hat, die Verfassung des Himmelreiches durchaus der der Erdenreiche. Die Eingottesgestalt, zu der die Urzeit als letztem, höchstem Erzeugnis hinleitet, wandelt

sich lediglich unter Einwirkung des staatlichen Geschehens in einen Vielgötterhimmel um: weil so viele Völkerschaften, von denen jede einen Einzelgott hatte, zu einem Reich vereinigt wurden, so entstand — wie in Babylonien, in Ägypten — ein gestaltenreicher Götterkreis. Denn die staatliche Einheit bestimmt auch den Glauben so weit, daß man das Bedürfnis empfindet, alle die angebeteten Götter zu einem Bunde zusammenzuschließen. Das Eingreifen der bildenden Kunst, das bei herrscherlicherem Willen zur Form jetzt imstande ist, diesen Gewalten menschliche oder bei lebhafter Erinnerung ihrer Tiergeistvergangenheit halb tier-, halb menschhafte Gestalt zu geben, fördert die plastisch-körperhafte Klarheit dieser frühen Göttergestalten. Der Drang zur Persönlichkeit bezieht sich im Glauben, wie sein Gegenspiel in der Urzeit, durchaus auf den Gegenstand der glaubenden Vorstellungskraft, nicht aber auf das Verhältnis des Gläubigen zur Gottheit: dies wird vielmehr immer demütiger, immer unterworfener, verglichen mit der königlichen Freiheit des Urzeitmenschen seinen Geistern und Göttern gegenüber. Der große Wurf, der hohe Schwung der Glaubensformer, die diese Gestalten schufen, höhten, steigerten, er ist es, der diesem Entwicklungsalter den Stempel aufprägt. Und er hält nicht immer bei Formung des Götterhimmels inne, er erwählt einen unter den Göttern, ihn zum höchsten zu machen: und nicht selten sind es die Großkönige selbst, die das unumschränkte Königtum eines höchsten Gottes im Himmelreiche einführen wollen: so haben die Pharaonen, so haben fast drei Jahrtausende später, aber im gleichen Entwicklungsalter die Inka getan. Aber auch da, wo nicht staatlicher Zusammenhalt, wohl aber die Einheit der geschlossenen Bildung eines Volksgeistes die Grundlage bildet, wie bei den Griechen, kommt es zu solchem Himmelskönigtum eines höchsten Gottes unter Göttern.

Die Kunst setzt sich im selben Sinn sehr deutlich gegen den Naturalismus der Urzeit als steigernde, wählende, stilstarke Formenkunst ab, die hohe Tempel, Pyramiden —in Alt-Yukatan und in Alt-Ägypten –, Grabmäleralleen — in Alt-China wie in Alt-Ägypten – die nicht allein die Standbilder der Götter, nein auch herrscherlich stilisierte Reliefs in Alt-Babylonien wie in

Alt-Mexiko hervorbringt, den Göttern wie den Königen die erhabensten Burgen baut. Wenigstens Gipfelleistungen, wie die der Babylonier und ihrer Welt und Menschheit umfassenden Gesamtwissenschaft, schaffen innerhalb der Forschung Seitenstücke.

Die germanisch-neueuropäische Geschichte ist auch hier durch die Aufpfropfung griechisch-römischen Gutes verkümmert. Aber wie für die staatliche, so ist sie auch für die klassen- und wirtschaftsgeschichtliche Entwicklung lehrreich genug. Das Königtum erzog sich hier, wie überall — bei Afrikanern, Malaien, im vorderen Orient, in Madagaskar, in Assyrien bis auf die Stufen ähnlich wie im merowingisch-karolingischen Franken — in einem Krieger- und Dienstadel Helfer, die noch nicht, wie später im mittelalterlichen Adelsstaat, sich zu Körperschaften, Ständetümern zusammengeschlossen finden, sondern von denen noch jeder Einzelne aus Amts- und ursprünglich persönlichem, nur lebenslänglichem Treuverhältnis seinen Mann stehen soll. Ingleichen fördert die wirtschaftliche Bewegung durchaus die Sache der starken Einzelnen, schwächt die der Genossenschaft: der Herrenhof und damit die ursprünglichste Form von Kapitalansammlung, die von Grundbesitz, entsteht, wächst, greift um sich. In einigen besonders regsamen Völkern, bei Babyloniern, Indern, Chinesen, kommt es auch schon zur Ansammlung bedeutender Handels- und Gewerbezentren, großen Städten und in ihnen, wie etwa Hammurapis Gesetzbuch zeigt, zur Ausbildung technisch hochstehender Handels- und Gewerbebetriebe, zu einem höheren Grad also auch der wirtschaftlichen Leistung.

Dritter Abschnitt

Der zweite Kreislauf

Erstes Stück

Das Mittelalter

In noch schnellerem Überblick soll das Gewinde der höheren Kreisbahnen verfolgt werden. Das Mittelalter läßt in der Sachreihe der Verfassungsgeschichte unter dem überwiegenden Hervortreten der Körperschaftsbildung, also des Gemeinschaftstriebes durchaus nicht alle Regungen des Persönlichkeitsdranges

verschwinden, hier so wenig wie etwa in der Klassen- und Wirtschaftsgeschichte. Weit über die Anfänge, über das frühe Mittelalter hin, bis tief in das späte Mittelalter reichen die Reihen starker Könige, sie zugleich Träger einer höheren Persönlichkeitsform. Es ist, als ob das Erbe des Altertums sich so lange erhielte, bis sich schon die Neuzeit gegen Ende des Mittelalters in einem neuen Aufschwung der Königsmacht und Herrscherkraft vorbereitet. Dennoch ist an dem Genossenschaftsgeist dieses Zeitalters nicht zu zweifeln: der Adel als Bevorzugung ist kein neues Erzeugnis, aber die jetzt sich durchsetzende Ausformung, die die schon zuvor entstandene Adelsmacht zusammenfaßt, das Ständetum, ist durchaus körperschaftlich. Diese neue Form von Adel, zentripetal, mittesuchend, sich zusammenschließend, trachtet sich durch die ständische, die Gewalt der Adelskörperschaften als höhere Gesamtheit oder in einzelnen kleineren Gemeinschaften zu steigern; die andere, mittefliehend, sich suchend, für jeden einzelnen ihr Angehörigen ein fürstengleiches oder fürstenähnliches Maß von halbstaatlicher Selbständigkeit anstrebend, die man die der Landherren — die dynastische — nennen möchte, ist zwar zu Anfang ebenso stark — der Hochadel gehört ihr außer in England und Skandinavien überall an, und er bleibt bis gegen das Ende des Zeitalters im gleichen Sinne rege — aber sein Gepräge erhält dieses durchaus von dem Genossenschaftsgeist, der im ständischen Adel und dann weiter ebenso im Bürgertum, von den Räten des Stadtadels bis zu den Zünften herab, und in den selbständigen Bauernschaften, in ihren staatlichen Landsgemeinden, in allen Bauernschaften, in der Markverfassung — wie jene ein Urzeitrest — überwiegt. Das wirtschaftliche Leben ist ganz ähnlich in den Anfängen wie in den Ausgängen von einer ichstärkeren Form des Sondereigentums, dort der alten Grundherrschaft des platten Landes, hier dem Aufkeimen des neuzeitlichen Kapitalismus in Großgewerbe und Handel überschattet; auf die längsten Strecken hin sind aber sogar Seehandel und Schiffahrt, wie vollends Handwerk und Krämerschaft tief eingebettet in genossenschaftliche Formen, sei es des Wirtschaftens selbst — man gedenke nur aller italienischen Handelsgesellschaften — sei es wenigstens der Erzeugungs- und Absatzregelung.

Auch das geistige Bild ist nicht so einheitlich wie etwa das der Urzeit. Und dennoch ist auch hier der überwiegende Zug der der Ichhingabe — an die zu schauende Welt im gesellschaftsseelischen Sinn des Geistes, nebenher auch an die Gemeinschaften: der Kirchen, der Orden, der Werkstätten, der klösterlichen Gelehrten- und Künstler-Einungen, also im eigentlichen, gesellschaftsseelischen Sinn, im Sinn der Ordnungen des handelnden Lebens. Am deutlichsten ist er der Bildnerei und Malerei aufgeprägt, die allen hohen Gehalten zum Trotz im Grunde wirklichkeitsnahe ist. Einige Gipfel ragen weit aus der Ebene dieses allgemeinen Bildes: so Giovanni Pisano und einige Bildner von Chartres und Bamberg, und so hebt sich Dante über eine Dichtung, die sonst ganz von dem Gedanken der treuesten Widerspiegelung des Stoffes beherrscht war. Die Baukunst der Gotik tut dies durchweg: naturalistische Anwandlungen hat sie nur gegen Ende des Mittelalters gehabt, der Ausgang von Hain und Baum und Zweig, auch Tier, ist in ihren höchsten Werken, an der Stirnseite des Münsters zu Reims erkennbar, aber ihn macht das äußerste Maß von herrischem Zwang zu gewollter Form vergessen, das christliche Baukunst je erreicht hat: diese Ausnahme ist umso weniger aus dem Bild der Zeit fortzuleugnen, als sie es mit ihren starken hohen Werken völlig überragt und am nachdrücklichsten abstempelt. Immerhin ist auch die Gotik ein Werk von Künstlereinungen, so sehr, daß kaum von ihren höchsten Gipfeln hier und hier ein Meistername leuchtet. Natürlich haben nicht die Gemeinschaften als solche diese Werke geschaffen, aber in den großen Einzelnen war der Genossenschaftsdrang so mächtig, daß sie sich hinter der Gemeinschaft verbargen.

Im Glauben prägt sich alles Wesen dieses Zeitalters deutlich aus. Seine Mystik, die einzige halbwegs selbständige Umformung, die die Germanen mit dem jüdisch-hellenistischen Christentum vorgenommen haben, bietet sich dar als das Gut großer Meister, und sie höht auch den Menschen, die Seele mit Gott und Welt zu einer fast ebenbürtigen Dreiheit vereinend. Dennoch ist diese Mystik als Werk des schaffenden Geistes ein Werk der Hingabe des schauenden Ichs an Welt und Wirklichkeit. Die Gestalten des alleinen Gottes und der Dreieinigkeit verblassen zugunsten des

höheren, nur mehr erahnten, nicht mehr gestalthaften Bildes der Gottheit. Und indem die Seele, jede Seele Gott und Welt in sich zieht, so zerstreut sich Schöpfer und Schöpfung ins Weite. Und wenn Meister Eckharts Grund aller Dinge, das Wesen, alles Sein in sich umspannt, Gottheit, Gott, Seele in sich begreifend, wenn er – hierin Buddha und seiner im tiefsten mittelalterlichen Mystik nahe — die Natur die erste Entäußerung des Wesens nennt, so lösen sich in dieser größten Einheit alle Gestalten und alle Dinge auf und sind einander ebenbürtig. Doch ist hier kein Allgottesgedanke geformt, keine Vergottung des Alls, sondern es ist in Wahrheit der letzte reine Gegensatz aller Allgottesvorstellung gegeben: die Verallung Gottes, da ja Gott das Wesen ist. Jeder wirkliche Allgottesglauben — Pantheismus — erscheint gröblich, allzu dinghaft neben diesem hohen Gedanken des Gottes, der sich zu einem Teil in der Welt materialisiert, und dennoch teilt dieser Gott-Allglauben mit dem Allgottesglauben die Eigenschaften, die ihn als eine Auflösung der plastischen persönlichkeitsgesättigten Gestalten der Altertumsbahn erkennen lassen. Wohl ist die Lehre im höchsten, im einseitigsten Maße spiritualistisch — vielleicht der letzte denkbare Gegensatz zu dem allzu naiven Glauben mancher einseitiger heutigen Materialismen – alles Ding erscheint wie die Ausformung des Geistes, aber ins Niedere, und dennoch: entgegen dem großen Königtum des Christengottes ist hier ein mittefliehendes, ein zentrifugales Verschwimmen des Gottesbegriffs in das All und die Dinge und die Seelen und sein Entweichen aus der plastischen Gestalt des All-Einen vor sich gegangen. Und dies darf nichts anderes heißen als die Hingabe des Ichs, das so den Glauben formt, an die tausendfältige Wirklichkeit, nicht mehr an die große einheitlich gewollte, gehöhte Gestalt des einzigen Gottes, die als Gestalt wie als Werk den höchsten Sieg der Persönlichkeit bedeutet hatte.

Daß daneben die Kirche und ihre mannigfachen Teilgebilde den Genossenschaftsgedanken in tausend Einungen ausformten, vervollständigt im Gröberen, Gesellschaftlichen das Bild, das auch dann, wenn alle abweichenden Abschattungen gewissenhaft vermerkt werden, an dem Überwiegen des einen Grundzuges nicht zweifeln läßt.

Die Wissenschaft bietet, hierin der Kunst ähnlich, ein mannigfach zerspaltenes Bild. Ihre eigentümlichste Hervorbringung, die Scholastik, ist insofern der gotischen Baukunst verwandt, als ihre ursprünglichste Leistung — die Form ihres Denkens, Schließens, Beweisens — ebenso herrscherlich ichmäßig ist wie die Formgebung in dieser. Dem ganz formhaften Zwang zu gewollter, absichtsvoller, beständig stilisierender Schönheit hier entspricht dort der ebenso formhafte Drang zu beständig sich vordrängender, absichtsvoll kunstmäßiger, ebenfalls fortwährend stilisierender Zergliederung, Zerspaltung und dann wieder Zusammenschließung aller Beweisführung. Und die Ähnlichkeit geht noch über diese allgemeinsten Züge hinaus: mit dem spitzfingrig feinen Satzbau, den etwa Abälard in seinen wunderreichen Briefen an die aus der Ferne und doch so heiß geliebte Heloïse geschrieben hat, hat die in den Teilen zergliederte, zerfaserte und doch immer wieder zu straff gefügten Einheiten zusammengefaßte Formensprache einer gotischen Kathedrale mit allen ihren Laibungen und Fialen, Strebebogen und Strebepfeilern, Wasserspeiern und Chimären die nächste Verwandtschaft. Die Schöpferkraft der Scholastik war um vieles geringer als die der Gotik: es war ja das tragische Schicksal des Germanentums gewesen, durch die eiserne Fügung der entwicklungsgeschichtlichen Zeitrechnung, die es zwar den gleichen Weg, aber zwei Jahrtausende später als die Griechen und die Römer zurücklegen ließ, um alle Möglichkeit einer wirklich ursprünglichen und eigenmächtigen Geistesentwicklung gebracht zu werden. In keinem Bezirk des geistigen Reiches war die Abhängigkeit von der griechischen Geistesbildung und ihrem sehr geringfügigen römischen Anhang bindender als in der Wissenschaft: welch jammervolles Schauspiel, daß so geistreiche Völker wie Deutsche, Franzosen, Italiener und Engländer, die später sehr nachdrücklich den Nachweis ihrer Befähigung für eigenes denkstarkes Forschertum erbrachten, in der ersten Hälfte des Mittelalters die platonische, in der zweiten die aristotelische Philosophie entlehnten. Bei dem Verhältnis ganz schülerhafter Unselbständigkeit, in das sie so gedrängt wurden, konnte vornehmlich dann, wenn ihre Daseins- und Gedankenlehre sich auf die Seite ichmäßig

bauender Forschungsweise neigte, von sehr starken Erfolgen solchen Mühens nicht die Rede sein. Am weitesten ist die Scholastik denn auch da gekommen, wo sie sich von derlei Versuchen, zu denen es ihr noch an denkerischer Kraft fehlte, abwandte und ihre ersten Annäherungen an Erfahrung und Wirklichkeit machte. Die nominalistischen Vorstöße, die weiter im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert unter der Führung der Engländer Duns Scotus, Roger Bacon und Wilhelm v. Occam in dieser Richtung gemacht wurden, bezeichnen die ersten Leistungen eigenen Denkens in der Philosophie des neueuropäischen Weltalters, so kindhaft sie auch noch ausfallen mochten. Völlig dem gesellschaftsseelischen Gesamtzug des Zeitalters entsprechend zeigte sich das ganz kindhafte Forschen da, wo es nicht durch antike Vorbilder weit über seine Stufe fortgehoben wurde, in den Bezirken der Einzelwissenschaften: so in der Geschichtschreibung, die niemals über die ganz elementare Form der Chronik hinaus gedieh, nie sich etwa zur Höhe der schon völlig bauenden Geschichtslehre des Arabers Ibn Chaldun erhob. In der Naturforschung sind nur einige große Vorahner weiter und zu höheren allgemeinen Erkenntnissen gekommen, wie der deutsche Kardinal Nikolaus von Cues, da er die Bewegtheit der Erde annahm, oder der Franzose Buridan, der als Physiker schon zur Auffindung des Kraftbegriffs und zur Vorwegnahme des Newtonschen Trägheitsgesetzes kam.

Wären diese an sich mehr erahnten als erwiesenen Entdeckungen vom Boden gegründeter Einzelwissenschaft, also einer gegründeten Physik, einer gegründeten Sternkunde aus gemacht worden, so wie des Kopernikus oder Newtons Funde, so müßten sie als Werke kühn wagender Neuerer der Wissenschaft, also als Zeugnisse starken forscherlichen Persönlichkeitsdranges gelten. Da sie aber nicht von derartig gefesteten Grundlagen, sondern von den von jeher schwankenden und willkürlichen Annahmen einer noch eigens unsicheren Daseins- und Erkenntnislehre ausgingen, so bedeuten sie im Gegenteil Beurkundungen einer Hingabe des schauenden Ichs an die Welt. Wie denn schon die langsam und schrittweise sich vollziehende Abkehr der Scholastik von dem zu Anfang herrschenden Realismus, von

Platons Denkbilderlehre zuerst zu den sehr gemäßigten Anschauungen des Aristoteles, zuletzt zum erklärten Nominalismus, d. h. zur völligen Aufgabe von Platons Ideen, als eine immer weiter fortschreitende Abkehr von der Willkür und Selbstherrlichkeit des schauenden Ichs zu der Hingabe dieses Ichs an die Welt angesehen werden muß.

Man sieht, trotz der Scholastik ist der Hingabetrieb in der Wissenschaft des neueuropäischen Mittelalters ebenso die vorherrschende Seelenmacht, wie trotz der Gotik in der Kunst, wie gemäß der Mystik im Glauben.

Zweites Stück

Neuere Zeit

Die Neuere Zeit bietet in der neueuropäischen Reihe, die hier nach wie vor in den Vordergrund gestellt werden soll, ein zwar gewiß nicht völlig einheitliches, in der Grundrichtung aber ebensowenig zu verkennendes Bild ihres Bahnverlaufs dar. Da Staatsmacht in der bei weitem größeren Mehrzahl der Fälle Königsmacht bedeutet, ist ihr Wachstum, ihre Befestigung nicht anders zu deuten denn als Auswirkung starken Persönlichkeitsdranges, anschwellend und noch im Kampfe begriffen mit dem genossenschaftlichen Ständetum bis etwa 1660, abschwellend von 1754 ab, wie dargelegt, zugunsten keimdemokratischer, richtiger gesagt massenindividualistischer Gedanken, auf der Höhe ihrer Wirkung von 1660 bis 1754, im Zeitalter Ludwigs XIV., Friedrich Wilhelms I. und in den Anfängen Friedrichs des Großen. Die Verwaltungs-, die Wirtschaftskunst des unumschränkten Königtums ist nicht nur persönlichkeitsstark, sondern auch genossenschaftsfeindlich gewesen: sie hat die Auflösung oder doch Beseitigung und Lösung nicht allein der staatlichen, insbesondere der Adelsgenossenschaften im Ständetum, sondern auch im städtischen, im wirtschaftlichen Leben des Bürgertums durchgeführt oder begonnen oder vorbereitet — so etwa der Stadtverwaltungskollegien durch ihnen vorgesetzte königliche Beamte oder der Zünfte durch Begünstigung individualistischer Wirtschaftsformen. Wo sie den Adel nicht allein staatlich mundtot

machte, sondern ihn zur Mitarbeit am Werk des Staates erzog, wie am folgerichtigsten in Preußen, da versetzte sie ihn doch auch im Offiziers- und Beamtentum aus der Gedankenwelt des genossenschaftlichen Standesbegriffs in den individualaristokratischen Gedanken eines Adels der persönlichen Leistung. Nur die Kollegialbildungen, die sehr häufig nicht dem Einzelbeamten weichen, nehmen sich wie ein Rest von ererbtem mittelalterlichen Genossenschaftsdrang aus. Wenn, wie in den entscheidenden Entwicklungsreihen der Behördenordnung in Frankreich und Preußen, so überall in dem Führertum der Heere der Gedanke des Einzelbeamtentums sich geltend macht, dann ist das Überwiegen des Persönlichkeitsdranges unverkennbar.

Ausnahmen sind vorhanden: die parlamentarische Staatsleitung Englands, die aristokratische der Niederlande oder Venedigs stellen sie dar. Aber sie sind Inseln im Meer: von den beiden stärksten Entwicklungsreihen ist die niederländische gar nicht selten durch Zeiten starker Einzelherrschaft, die englische vor 1688 immerfort durch die anschwellende Selbstherrlichkeit im Königtum durchbrochen, einmal sogar durch die caesaristische Tyrannis Cromwells.

In der Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens aber steht die Entfaltung des frühen Kapitalismus wie ein vollgültiges Seitenstück neben der der unumschränkten Königsherrschaft als Auswirkung starken Persönlichkeitsdranges. Nur daß sie sich, in weitverzweigte Gliederungen gespalten, insofern auf einer etwas niederen Ebene vollzieht, als sie sich erstlich in den Niederungen des nur der Wirtschaft und dem Nutzen gewidmeten Lebens abspielt und sodann eine sehr viel zahlreichere Menschenschicht, die des größeren Unternehmers, umfaßt. Durch diese letztere Eigenschaft steht der Frühkapitalismus dem hohen Beamten- und Heerführertum näher — wie diese ist er ein Träger des mehr aristokratischen, eine ganze Führerschicht ergreifenden Persönlichkeitsdranges.

Das geistige Schaffen zeigt dieselbe — im Vergleich zum Mittelalter größere — Einheitlichkeit der Bahnrichtung. Kaiser und Könige im Reiche des Geistes sind Michelangelo und seine Pairs unter den Führern der bildenden und der redenden Kunst, nur

daß sie mächtiger als viele staatliche Herrscher das Szepter ihrer Gewalt nicht über Völker nur, nein auch über Zeiten, über Jahrhunderte schwangen. Ihre Kunst will Stil, will Form, will wählende Schönheit. Und darin sind die bildenden Künste einander gleich: die Baukunst macht hier keine Ausnahme; die aufeinanderfolgenden Bauweisen der Renaissance, des Barock, des Rokoko und noch der Frühklassizismus der letzten Zeiten sind in diesem Kern einander gleich, wenn es auch an Rückbiegungen zur Natur nicht mangelt: so der Grottenstil des Barock, so die Ruinenhäuser und die Muschelsäle des Frühklassizismus. Naturalistische Inseln fehlen nicht: selbst bei Rembrandt überwiegt noch die Liebe zur unverkürzten Wiedergabe des Stoffes, der Farb- und Lichtumdeutung zum Trotz. Und alle großen Holländer neben ihm sind noch unbedingtere Anwälte und Spiegler der Wirklichkeit. Selbst die Stärksten dieser zweiten Reihe, selbst Vermeer van Delft und Frans Hals geben in dies Spiegelbild nur die Glut ihrer Lebenskraft hinein, nicht aber irgend einen Willen zu bewußter wählender Vereinfachung und Aufhöhung. An ähnlicher Stelle stehen in der Malerei noch die italienischen, die spanischen Naturalisten des siebzehnten Jahrhunderts: auch die große sachliche Ruhe des höchsten Realisten, Velazquez, gehört noch hierher, sowie die fast durch alle Völker sich hindurchziehende Cervantes- und Molièreschicht in der Dichtung, gipfelnd in Shakespeare, der trotz allen Stärken seiner Weltbezwingung zuletzt doch ebenso wie, ja mehr als Rembrandt sich zur Wirklichkeitskunst neigt. Denn die Leuchtkraft seiner Welt- und Menschheitsspiegelung hat bei ihm ihre Wurzeln in seinem vertausendfachten Lebensgefühl, nicht aber in einer Absicht auf ichmäßig-willkürliche Steigerung seines Weltbildes. Wie richtig diese Einordnung Shakespeares ist, wird offenbar durch die Feindseligkeit, die ihm Barock wie Rokoko entgegentrugen, durch den Kampf, mit dem erst dicht vor und vornehmlich nach 1754 ihm wieder Achtung und Ruhm verschafft werden konnte, zuerst durch Voltaire, später mit viel größerem Nachdruck durch Lessing, Wieland, Goethe, immer aber im Namen einer aufsteigenden Wirklichkeitskunst: des Rousseau-Realismus.

Eine Gesamtabweichung der bildenden wie der redenden

Kunst ist erst bemerkbar gegen Ende dieses Entwicklungsalters: der Bahnabschnitt, der von 1754 bis 1789 reicht, das kurze Zeitalter des Rousseau-Realismus, beendet eine bewußte und sehr entschiedene Abwendung von aller ichstarken Stilkunst der voraufgehenden Zeit zu völlig stofffroher Hingabe an die Welt[1].

Die Forschung der Neueren Zeit hat noch mehr naturalistische Inseln als die Kunst: Strecken einer sehr beschreibungslustigen, oft nichts als beschreibungslustigen Wissenschaft erfüllen das sechzehnte, das siebzehnte Jahrhundert in mehr als einer Fachreihe ganz. Die werktätige Geschichtsschreibung etwa ist trotz Pufendorf, Leibniz, Friedrich von Preußen nicht über eine treuherzig-chronistische Einzelschilderung hinausgekommen. Aber das Größte, was dieser Zeit an forscherlicher Widerspiegelung der Welt von Descartes bis Leibniz, von Newton bis Linné, von Vico bis Ferguson, von Montesquieu bis Möser, von Voltaire zu Winckelmann gelungen ist, das ist das Werk der weiten Würfe und der Vereinigung ichstarker Einbildungskraft und ebenso ichstarken Willens, die aller bauenden Forschung eigen ist.

Dem Glauben wird man in seinen beiden Hauptregungen, der Reformation und der Aufklärung, die gleiche gesellschaftsseelische Grundrichtung nachweisen können. Beide Bewegungen teilen den verneinenden Zug: die Reformation ist eine Hinleitung des Christentums auf das Verstandesmäßige, sie versagt einer Fülle von Glaubenssatzungen und von Formen des Glaubensdienstes, die die mittelalterliche Kirche geschaffen hatte, so fast aller Mystik, aller Heiligenverehrung die Folge, sie nimmt dem Dienste die Wärme und Weihe der alten Kirche, sie kehrt, und das ist nicht von ungefähr, bei ihrem Kampf wider die Überlieferung nicht etwa bis zu den Schöpfern des Neuen Testamentes zurück oder gar bis auf Jesus selbst, sondern bis zu den Vätern, d. h. bis zu den hellenistischen Rationalisatoren des Christentums. Welch ein Schicksal: der Protestantismus machte sich zum Schildhalter jener weitläufigen und verzwickten Glaubens-

1) Als Gesamtheit geschildert in dem Versuch: Die letzte Wiedergeburt der Antike (Neue deutsche Rundschau XIII [1902] S. 3—8) und von da aufgenommen in die für den Druck vorbereitete Schrift: Aufriß der europäischen Geschichte.

satzungen, die die byzantinischen Konzilien oft in der widerwärtigsten Augenblicksdiplomatie mit den Machthabern des sinkenden Caesarentums festgesetzt hatten. Und er verwirft die eigentlich germanischen Zutaten des Mittelalters zum Glauben: die der Mystik, der naiven Vielgötterei der Heiligenverehrung. Luther hielt gewiß einen sehr umfassenden Kern des Christentums aufrecht, aber — und das wurde entscheidend für die Folge — er hatte den Grundsatz der Verstandeskritik eingeführt in die Durchleuchtung der geschichtlichen Grundlagen des Glaubens, wie er den Kultus ernüchtert, das Dogma verstandesmäßig gemacht hatte. Ein starker, ein überstarker Persönlichkeitsdrang ist auch dabei in ihm lebendig geworden. Es ist der Beginn einer Bewegung, die sich gegen die Unterwerfung unter einen Glaubenssatz, nur weil er überliefert und von den Lenkern der Glaubensgemeinschaft aufrecht erhalten wird, aufbäumt, und mehr — es ist eine Kriegserklärung des Verstandes an das immerdar sich hingebende Gefühl, das bisher den Glauben vornehmlich leitete. Daneben kommt in Betracht, doch in diesem Zusammenhang gewiß nur in zweiter Reihe, daß in Luther der gleiche starke Persönlichkeitsdrang offenbar geworden ist in seiner Führerkraft, wie er sie am stärksten bewährte in dem Kampf, den er gegen das caesaristische Imperium der inter- und übernationalen Papstkirche recht eigentlich als ein germanischer Rebell gegen römisch-romanischen Zwang ausgefochten hat, aber auch, und vielleicht nicht minder, in seiner Glaubensherrschaft, durch die er Millionen und vielen Generationen von Millionen über die Jahrhunderte hin das Glaubensgesetz gab als ein Hoher Priester der neuen Kirche, der selbst mit unbedingtem Ansehen das Größte und das Kleinste regelte, und dessen Folger noch nach Abschaffung des einen römischen Papsttums in den Landeskirchen so oft neue Kleinpäpste wurden.

In der Aufklärung fehlt es trotz Voltaire an jeder überstarken Persönlichkeit: sie stellt sich — nach der Kraft des Willens noch mehr als des Geistes — als eine merklich schwächere Wiederholung jenes ersten Stoßes dar. Dennoch ist weder der Zusammenhang beider Bewegungen noch die Gemeinsamkeit wenigstens einer Grundrichtung zu verkennen. Jene Erhebung des Verstandes

gegen Gefühl und Willen setzt hier von neuem ein, jener Grundsatz, daß ein Glaubensgesetz auf seine Verstandesmäßigkeit zu prüfen sei, wird wieder geltend gemacht. Ein Führer bietet sich dar in Voltaire, aber weil der innerkirchliche Teil der Bewegung viel schwächer ist als der außerkirchliche, weil die geistigen Mittel, und noch mehr die persönlichen, viel geringer sind als ehedem, so vollzieht sich der Abfall viel oberflächlicher, viel minder leidenschaftlich. Aber man schreitet von einer ein wenig flachen Intellektualisierung der heiligen Überlieferung, von einer Einschränkung des Glaubens an Gott bis zu seiner Leugnung fort: und eben dies bedeutet doch eine im tiefsten ichstarke Regung.

Vierter Abschnitt

Dritter Kreislauf: die Neueste Zeit

Erstes Stück

Vom Ausgang des achtzehnten bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts

Die gesellschaftsseelische Grundrichtung des neunzehnten Jahrhunderts als des überwiegend demokratischen Zeitalters der Neuesten Zeit kann nicht in Zweifel gezogen werden. Die verfassungsgeschichtliche Entwicklung stellt in ihren Abstufungen: liberal, demokratisch, sozialistisch nur eine Folge von Steigerungen des Gemeinschaftstriebes dar, nur daß dabei nicht außer Augen bleibe, wie viele massen-, richtiger gesagt zwergindividualistische Bestandteile hier dem Genossenschaftsgedanken beigemengt erscheinen. Nicht die Gesamtheit Aller ist es, deren Heil vorschwebt, sondern vielmehr das Wohlergehen jedes, auch des schwächsten Einzelnen. Der Nationalismus, von dessen innerer Verwandtschaft mit der Demokratie schon die Rede war — Volksherrschaft will diese, Volksunabhängigkeit jener, eine Verdichtung, einen Zusammenschluß der Volkseinheit bewirken beide — unterscheidet sich hierin sehr wesentlich von der Demokratie: er will in der Tat die Gesamtheit mehr als den Einzelnen. Die Formen der staatlichen Entscheidungen, die Wahl- und Mehr-

heitsmechanismen, die das Staatsrecht dieser Zeit an der Oberfläche scheinbar entscheidend bestimmen, sind innerlich erfüllt von sehr viel tieferen und feineren Verwurzelungen und Gliederungen des Volkskörpers, sind namentlich durchdrungen von sehr vielen aristokratischen Beeinflussungen — das Wort im Sinn des Individualaristokratismus, des Leistungsadels verstanden — sind aber in der Hauptsache dennoch beherrscht von dem Geist der Genossenschaft.

Klassen- und Wirtschaftsentwicklung schlagen eine ebenfalls nicht völlig einheitliche, überwiegend vom Gemeinschaftsdrang bestimmte Richtung ein. Die Losungen des Physiokratismus, der jetzt sich zu verwirklichen beginnt, und der ihm wahlverwandten klassischen Volkswirtschaftslehre, die den Liberalismus des Jahrhunderts beherrscht hat, sind individualistisch genug; an sich sind sie zwar massenindividualistisch gemeint, aber da in dem unbeschränkt freien Wettbewerb, der nun gefordert wurde, der starke Einzelne bei weitem im Vorteil gegen den schwachen war, so waren die Folgen es noch mehr. Sie, d. h. ein außerordentliches Anwachsen des Großgewerbes und des Großhandels, stellen denn in der Tat auch eine von der Gesamtrichtung abweichende Gegenbewegung dar. Eine Fülle alter und überlieferter Genossenschaftsbildung wurde zerstört. Aber der Sozialismus, als Feind des Liberalismus und als folgerichtiger Ausdeuter des demokratischen Gedankens auch für die Volkswirtschaft, beseitigt innerhalb der Theorie dies Auseinanderklaffen völlig, und in das werktätige Leben führt er, wenigstens in der Leitung der Fürsorge des Staates, den Gemeinschaftsgedanken sehr nachdrücklich ein. Und der Staatssozialismus ist bereit, aus ihm noch sehr viel mehr und sehr viel weitergehende Folgerungen zu ziehen. Eine irgend nennenswerte Ausbildung wirklich genossenschaftlicher Wirtschaftskörper gelang dem Sozialismus nicht. Von ganz anderer Seite her, in Wiederbelebung altvergangener Bildungen, strebte die freilich viel minder mächtige geschichtlich erhaltende, reaktionäre Bewegung im Handwerk zur Genossenschaft zurück.

Einen schwerwiegenden Sieg über den Persönlichkeitsgedanken trug der Gemeinschaftstrieb gegen Ausgang des Jahrhunderts dort davon, wo der Gegner am stärksten war: alle Ring-, Syndi-

kats-, Trust-, Konzern- und Verschmelzungsvorgänge im Großgewerbe und Handel sind Umformungen von Einzelbetrieben zu Sammelbetrieben, sie zwingen bis dahin unabhängige Unternehmer zur Einfügung in eine Genossenschaft, eben für die wichtigsten Fragen der Preisfestsetzung und Erzeugungsbemessung. In einem gewissen Sinne aber ist sogar eine schlechthin entgegengesetzte, schon ältere Bewegung ganz anderen Sinnes zwar nicht dem Persönlichkeitsdrang an sich, wohl aber seiner Ausbreitung feindlich gewesen, es ist das Umsichgreifen der größeren und größten Unternehmer und Unternehmungen auf Kosten der großen und mittleren: es hat sehr viele bis dahin selbständige Einzelne abhängig gemacht. Zuweilen enden jene Genossenschaftsbildungen in dem endlichen Siege eines einzigen Riesenunternehmens, zuweilen ist, wie im Bankwesen, der Übergang zum Großbetrieb zugleich auch der Übergang zu genossenschaftlichen Leitungsformen: ein Kollegium tritt an die Stelle des Einzelleiters. Im Kern aber bereitet sich hier das neue Zeitalter vor: der wirtschaftliche Imperialismus übermächtiger Wirtschaftsleiter; der Stärkste siegt über den Starken.

Die Klassengeschichte zeigt so viel Abweichungen von der Grundrichtung auf Genossenschaft und Gemeinschaftstrieb nicht. Das Bürgertum, das die bisher herrschenden Stände, Adel und Beamtentum, zu verdrängen trachtet, tritt durchweg in dieser Form auf: der nachdrängende vierte Stand der Lohnarbeiter vervollkommnet sie noch mehr ins Automatisch-Mechanisch-Massenhafte und ordnet sich noch zu tausendfach zahlreicheren und größeren Verbänden zusammen. Der Verein, das Auftreten in Menge, wird überhaupt bis zur Erstickung jedes Einzeltuns die kennzeichnende Form des gesellschaftlichen, ja noch des geistigen Lebens.

Die eine gewaltige Ausnahmebewegung, die zu Ende des achtzehnten, zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, in Staat und Tat in einer übergewaltigen Persönlichkeit sich auswirkte: der imperialistische Caesarismus Napoleons, der in seinem Führer nicht nur, nein auch in vielen Ordnungen des Staats, die Ausformung größten Persönlichkeitsdranges darstellt, ist von der stärkeren Unterströmung schnell überwunden worden und hat den Zusam-

menbruch seines Urhebers nicht überlebt. Daß er aber auch tief von einem unteren Fließen des Zeitalters her bewegt war, das geht daraus hervor, daß er ein vollkommen wahlverwandtes Seitenstück in der geistigen Bewegung dieses ersten Bahnabschnittes des Jahrhunderts hat. Der Klassizismus, der alle bildenden, alle redenden Künste erfaßt, ist in jedem Sinne Zeugnis eines starken Anschwellens des Persönlichkeitsdranges: er ist ganz Stil, ganz Zwang zur Form, und er hebt sich in dieser seiner Eigenart umso deutlicher aus dem Zuge der Zeiten, als er dem Realismus der Rousseau-Jahrzehnte auf dem Fuße folgt. Es gibt nichts Gegensätzlicheres als die Stellung beider Kunstbewegungen zur Natur. Es war das Schicksal des Klassizismus, daß er sich durch allzu unselbständige Anlehnung an das fremde und ferne Vorbild der Antike um alle Kraft freier Bewegung brachte, aber seine Grundsätze herrscherlicher Bevorzugung und Wahl unter den Wirklichkeiten bleiben dadurch unangefochten. In der Forschung sind die kühnen Gedankenbauten Kants und Herders, Fichtes und des jungen Schelling Seitenstücke wahlverwandter Geistesrichtung. Hegel vollends steht schlechthin neben Napoleon als ein Kaiser der Welt, der Beherrscher eines von ihm erschaffenen Gedankenimperiums, das eine weit größere Welt umfaßte, als Napoleons kühnste Eroberträume je in sich begriffen haben. Der sechsunddreißigjährige Hegel sah, man erinnert sich, eben da er die letzten Blätter seines höchsten Werkes, des Buches mit dem ewig schönen Namen Phänomenologie des Geistes niederschrieb, den Imperator, vom Schlachtfeld seines größten Sieges kommend, über den Marktplatz von Jena reiten. Und er hat erklärt, ihm sei gewesen, als habe er in jener Stunde den Weltgeist selbst mit Augen erblickt. Von sich selbst aber hat er gegen das Ende seiner Bahn nicht gesagt, wohl aber zwischen den Zeilen auf das deutlichste zu erkennen gegeben, daß die Weltgeschichte, die dann ihren Gipfel erreicht habe, als der Weltgeist sich seiner ganz bewußt geworden sei, in ihm selbst, in dem Hegel, der das Werkzeug dieser Selbsterkenntnis geworden war, ihr Ziel erreicht habe.

Aber auch diese Welle ging vorüber. Man kann ihr Ende, ohne allzuviel zu irren, mit dem Ende des ersten Kaiserreichs zu-

sammenlegen, mag auch die Romantik weit genug in diese Zeitstrecke zurückgreifen. Und nun stellt sich das Überwiegen der Grundströmung des Jahrhunderts auch in Kunst und Forschung wieder her. Die Romantik wie die historische Schule, beide ursprünglich noch voll von künstlerischer und forscherlicher Ichbehauptung, leiten dennoch schnell zum Realismus hier, zum Empirismus dort. Und die auf sie folgenden entschlosseneren Bewegungen des Naturalismus der Kunst, des Deskriptivismus der Wissenschaft haben ein bis dahin nur etwa von dem gleichstufigen Alexandrinertum angestrebtes Maß von Ichhingabe an die Wirklichkeit erreicht. Die Wissenschaft wie die Kunst tragen auf diesem Wege außerordentliche Erfolge der Stofferoberung und der Sicherung des Sehens davon, aber die Wissenschaft verzichtet in der Gesamtheit des Verlaufs immer mehr auf die Willkür eigenen Bauens, die Kunst immer mehr auf die Freiheit eigenwilligen Formens. Immer neue Ausnahmen hier wie dort bestätigen die Regel, vermögen aber nicht die Grundbewegung zu ändern. Nur gegen Ende des Jahrhunderts sind Böcklin, Puvis, Watts in der Kunst, Nietzsche in der Forschung die Wegebereiter und Vorwegnehmer des sich ankündigenden Umschwunges. Am bezeichnendsten ist, daß auch die Forscher, die die durchgreifendsten Versuche aufbauender Wissenschaft unternommen haben, Darwin etwa und Häckel, doch nicht genug Kraft des Geistes aufzubringen wußten, um sich allzu weit über die Wirklichkeit zu erheben. So haben Darwin wie Häckel zwar den richtigen alten Grundgedanken der geschichtlichen Entstehung der Tierwelt gefaßt, aber Darwin ließ sich von der zerstreuenden Menge kleiner Wandlungen zu seiner allzu kleinen, und daß ich so sage, allzu wirklichkeitsnahen Lehre von der Fortbildung der Arten lediglich durch den Einfluß der geographischen Umwelt, von Boden und Himmel also, vom Kampf ums Dasein, von *mimicry* und von noch kleineren Ursachen verführen; Häckel aber wurde von dem allzu nahe liegenden Vorbild der Entwicklung des Einzelwesens zu seinem so schnell wieder zerstörten phylogenetischen Grundgesetz verleitet.

Bezeichnend verhalten sich auch Bau- und Zierkunst: sie können ihrer Natur nach nur selten sich zur Wirklichkeit selbst herab-

neigen, und dennoch sind sie auf den weitesten Strecken des Jahrhunderts die ichschwächsten Bezeugungen, die dies an sich auf Hingabe gestellte Zeitalter hervorgebracht hat. Sie versanken in einer völlig unzeugerischen Geschichtlichkeit: sie fanden den Begriff des Stils, des zum Zeichen, daß sie keinen hatten, und entlehnten nach- und durcheinander alle Baugattungen, alle Zierweisen der Vergangenheit. Ihre Werke bezeugen wie keine andere Hervorbringung des Zeitalters den Tiefstand von dessen Schaffenskraft: sie sind Urkunden, die nicht zu widerlegen, durch keine noch so gefällige, noch so schmeichlerische Geschichtsschreibung aus der Welt zu schaffen sind: in dem Berliner Dom und dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal hat sich die Kunst dieses Jahrhunderts noch an seinem Ende Riesendenkmale ihrer eigenen Lendenlahmheit gesetzt.

Der Glaube erlebt gleichzeitig mit der Romantik eine Erneuerung der Mystik: Görres, Creutzer, Baader, Rohmer, ein wenig auch Chateaubriand nehmen sie auf, doch geschah es nicht mit allzu großer Kraft. Das eigentliche Ereignis der Glaubensgeschichte des Zeitalters ist der von Baur und Strauß ausgehende Versuch, das Christentum einer wissenschaftlich-geschichtlichen Prüfung zu unterwerfen: d. h. die lebendige Überlieferung ihrer Macht, das bestehende Glaubensgesetz seiner Weihe und seines Schimmers zu berauben und an seine Stelle das Ergebnis einer geschichtlichen Kritik zu setzen. Sehr im Unterschied zur Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts verzichtet man auf jede eigenmächtig bauende Kritik, man ist bereit, hinzunehmen, was sich vor einer lediglich geschichtlichen Untersuchung als stichhaltig erweist. Ja, man macht auch auf dieser Bahn halben Weges Halt: man läßt jetzt zwar auch die Überlieferung der Väter und den vierten Evangelisten fallen, aber man greift Paulus, den Urheber einer hellenistischen Umformung des Urchristentums zur Gotteswissenschaft nicht an, so wenig wie man sich getraut, die Verfassung der Kirche etwa auf den Zustand urchristlicher Priesterlosigkeit zurückzuführen. Dies alles gilt nicht von einzelnen weitergehenden Bestrebungen, sondern von dem großen Hauptstoß der neuen protestantischen Glaubensgelehrtheit. Es ist in ihm sehr viel Verzichten und sehr viel Abtragen, sehr wenig

Aufbauen. Wissenschaftlich in bestem Recht, ist man doch viel zu unsicher, um eine neue Glaubensform gestalten zu können: daher denn Kompromisse, Vermittlungen ohne Zahl, oft von einer für Laien unbegreiflichen Zwitterhaftigkeit. Viele Nein im Einzelnen, kein Nein im Ganzen, noch weniger ein neues Ja im Ganzen. Kurz, Ichhingabe an die geschichtliche Wirklichkeit, aber nicht eine Spur von ichstarker Kraft, weder im Verneinen, noch im Bauen. Der Glaube einer bis ins Innerste glaubensschwachen Zeit.

Der gleiche Zug von Halbheit haftet der auf Glaubenslosigkeit gerichteten Bewegung des Zeitalters an. Keine stolze, im Geiste starke Wendung vom Gotte fort — Charles Darwin, Lewis Henry Morgan sind gläubig — sondern ein lahmes Fallenlassen des Gottesglaubens, nicht eigentlich weil man sich gegen ihn empört, sondern weil man wie für alles Schauen im Geist auch für dieses zu schwach ist. Der naive Glaube an das Atom und seine Seele, von einer Naturphilosophie Büchnerschen und Häckelschen Ranges ohne die leiseste Fähigkeit des begrifflich scharfen Denkens geschaffen, ist unbehilflich wie die Geistigkeit der Proletarier der Bildung und der Fabriken, die gleich einhellig an diesen kindhaften Unglauben glauben. Stolz nur Nietzsche, der sich zum Feinde Gottes aufwirft, aber ihm doch — bei aller geschichtlichen Ungerechtigkeit gegen Jesus — die Ehre leidenschaftlichen Kampfes antut, für den es den Zwergen sonst gleichermaßen an Kraft wie an Würde gebricht. Er ist ein Kämpfer gegen seine Zeit, nicht ihr Ausdruck, sondern der Bote und Bahner einer neuen. Gegen den heutigen materialistischen Atheismus wirken die hohen Gebäude des Glaubens, der Verfassung und des Dienstes der alten Kirche wie in unbewußter Erhabenheit, ja selbst die übernüchterne, protestantische Rechtgläubigkeit könnte sich als Anblick gegen ihn behaupten, wenn sie die schiefe und dabei völlig fruchtlose wissenschaftliche Verteidigung der Überlieferung ganz aufgäbe und ohne allen Biblizismus ihren Gottes- und Jesusglauben schlechthin festhalten wollte. Ein großer, in tiefer Menschheits-, tieferer Naturfrömmigkeit wurzelnder, geistesmächtiger, von Gott befreiter Weltglaube, wie er kommen wird, ist vom neunzehnten Jahr-

hundert noch nicht erschaffen worden, auch von Nietzsche, dem heftig eifernden Gottesfeinde, dem heftiger zürnenden Menschheitsverächter nicht.

Zweites Stück

Die jüngste Vergangenheit

Ist es erlaubt, von einer gesellschaftlichen, einer geistigen Bewegung, die selbst noch nicht ganz ein volles Menschenalter währt, auszusagen, wohin ihre Richtung läuft? Sicher nur deshalb, weil ihre Vorbereiter, ihre Anbahner ihr schon jahrzehntelang die Richtung gegeben haben, und auch dann unter dem selbstverständlichen Vorbehalt, daß sie stark genug bleibt, die Bewegung des voraufgehenden Bahnlaufes zum Stillstand zu bringen und in die Gegenrichtung zu wenden. Daß Demokratismus und Sozialismus in äußerem Wachstum begriffen sind, ist — davon wurde schon gehandelt — durchaus nicht entscheidend. Und ebensowenig kann man, auch dies wurde festgestellt, von den sehr starken, dynamithaft heftigen neuesten Bezeugungen einer imperialistisch-caesaristischen Unterströmung etwa die Folgerung herleiten, daß der Imperialismus die Herrschaft, die ihm gegen Ende des neunzehnten und im Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts zuzufallen schien, nun auf eine lange Reihe von Jahrzehnten festhalten wird.

Beide Hauptmächte im heutigen staatlich-gesellschaftlichen Zustand halten sich in dem heutigen Europa insofern die Wage, als dem einen Fall unbedingten und ganz entschlossenen Obsiegens des Gemeinschaftsdranges, dem kommunistischen Rußland, der andere des Heraufkommens unbedingten Persönlichkeitsdranges in dem fascistisch-caesaristischen Italien gegenübersteht. Allerdings wird man beide nicht auf eine Stufe stellen und in ihrer geschichtlich-seelischen Wucht gleich bewerten dürfen: die noch ungebrochene Kraft des jungen und großen russischen Volkes muß weit höher gelten als die des etwas abgelebten, im Geist längst in beständigem Sinken begriffenen italienischen. Die seelische Gewalt der russischen Gesellschaftsumwälzung selbst muß als unvergleichlich viel stärker eingeschätzt werden

als die der nach romanischer Weise stilisierten Revolution des Diktators Mussolini. Immerhin hat Mussolinis Stellungnahme gegen alle Grundsätze der Demokratie einige Bedeutung in der Geschichte des europäischen Staatsgeistes: die Erklärung, daß der Fascismus zum erstenmal einen positiven Gegensatz gegen die Gedanken von 1789 aufstelle, ist geschichtlich unanfechtbar.

Denkwürdig ist auch die Verflechtung der gesellschaftsseelischen Grundtriebe in beiden Grenzzielen der gesellschaftlich-staatlichen Entwicklung. Der russische Kommunismus nimmt in der äußeren Staatskunst vor allem in den Jahren 1919, 1920, da er den Kreuzzug gegen das alte Europa predigt und gegen Polen beginnt, die Verfahrensweisen des alten Imperialismus in ihrer gewalttätigsten Form an. Sein Gemeingefühl macht wie das der nationalistischen Imperien Halt an den eigenen Grenzen und tritt den Gedanken des beständigen Staatenfriedens, der an sich eine völlig folgerichtige Auswirkung des Genossenschaftsdranges ist, von dem Sozialismus und Kommunismus den Namen führen, mit Füßen. Andererseits will der Fascismus gemäß seinen eigenen Losungen eine sehr enge Lebens- und selbst Wirtschaftsgemeinschaft aller Volksgenossen darstellen; er entbehrt nicht, ähnlich wie die neue halb demokratisch-sozialistische Bewegung auf der äußersten Rechten in Deutschland, einiger national-sozialistischer Bestandteile.

Endlich muß die Möglichkeit in Betracht gezogen werden, daß sich auch Bewegungen durchsetzen, die nicht die Ziele der beiden längst im Gang gewesenen, heute an der geschichtlichen Macht befindlichen verfolgen, sondern neuen, dritten zustreben. Eine von ihnen hat sich lange angekündet, ohne sich eigentlich stark herausbilden zu können: es ist der Anarchismus. Er ist, wie Name und Begriff besagen, eine Reaktion des Persönlichkeitsdranges gegen den Sozialismus. Aber da er als Abzweigung von ihm entstanden ist, so hat er von Anfang an die Unabhängigkeit der Vielen, ja Aller, nicht etwa nur der starken Einzelnen, auf sein Banner geschrieben. Ohne eigentlich dazu innere Ursachen zu haben — denn der Gedanke der Herrschaftslosigkeit mußte denkrichtigerweise den anderen Gedanken der Gewaltlosigkeit zur nächsten Schlußfolgerung haben — hat er sich die

Wege zur weiteren Wirkung durch die Verbindung mit der Losung gewaltsamen Kampfes mit Bomben, Dolch und Dynamit gegen die bestehenden Ordnungen verlegt. Er ist in der Form des Syndikalismus vielfach in die älteren Bahnen des radikalen Sozialismus abgeglitten. Als reine Denkform durchaus begreiflich, geboren aus den an sich individualistischen Abwehrbewegungen gegen die Überspannung des Staatszwanges gegen den Einzelnen und sein Recht auf Unabhängigkeit ganz ebenso in den alten Staaten, wie in den neuen, sei es sozialistisch-demokratischen, sei es kommunistischen Staatssozialismen, hat er doch noch kaum als Gedanke und Forderung eine begrifflich wohlausgebildete Gestalt gewonnen. Daß er noch dazu gelangt, ist durchaus zu erwarten.

Ebenso gewiß aber ist, daß auch Gedanken individual-aristokratischer Gesellschaftsordnung aufkommen, die etwa die Schwachen und Niederen in natürlicher Bindung als Gefolgschaften um starke Führer scharen, darum auch die von der heutigen Wirtschaft geforderten Mittel- und Großbetriebe befördern, im übrigen aber so viel unabhängige Starke und auch Mittlere als Kaufleute, Gewerbetreibende und Landwirte nebeneinander stellen wollen, als nur irgend möglich und durch die Ausbreitung der Ausbildung von in sich gefesteten Persönlichkeiten gerechtfertigt ist. Gelingt es, eine so gesunde Gliederung der äußeren Ordnungen mit einer gesellschaftlichen Sittlichkeit zu erfüllen, die jeder gewaltsamen und jeder überlistenden Schädigung des Anderen in der Seele der Menschen die Wurzeln durchschneidet, die also die beiden größten Feinde unseres Geschlechts, Macht- und Erwerbsgier, überwindet, so ist ein Zustand reinen, freien, starken Menschentums möglich, der alle früheren Gesellschaftsordnungen stark im Gleichmaß übertrifft und als ein beständiger Zustand denkbar ist. Er würde den Weg für die eigentliche Aufgabe der Menschheit, ihre geistige und seelische Entfaltung, freimachen.

Von allen Möglichkeiten hat die des gemäßigt-sozialistischen Demokratismus für die innere, der Gedanke des beständigen Friedens mit dem Ziel eines europäischen oder Welt-Staatenbundes für die äußere Staatsentwicklung zunächst die größte Wahrscheinlichkeit für sich. Der Widerstand der alten Gesell-

schaftsordnung und, was viel mehr sagt, der alten Gesellschaftsgesinnung gegen den radikalen, den kommunistischen Sozialismus ist in ganz Westeuropa, dem romanischen wie dem germanisch-angelsächsischen, ein sehr starker und selbst in dem deutschen Mitteleuropa ein überwiegender, bei völlig freiem und gleichem Wahlrecht, also bei einem Höchstmaß von Unbeschränktheit der Geltendmachung staatlich-gesellschaftlicher Überzeugungen.

Stellt sich also ein höchst gemäßigt-sozialistischer Demokratismus als die Form des zunächst zur Herrschaft kommenden und vermutlich lange in ihr verharrenden Gesellschaftszustandes heraus, so bleibt der Gemeinschaftsdrang die vorherrschende Kraft in dem geschichtlichen Werdegang und so auch das erste Entwicklungsalter und die erste Halbbahn dieses dritten Kreislaufs in dem Bahnengewinde unverlassen, noch immer trotz allen imperialistischen und caesaristischen Abweichungen in der Grundrichtung weiter verfolgt.

In den Rahmen dieser allgemeinsten Umrißlinien seien noch einige Einzelbeobachtungen eingetragen. Spuren eines neuen, anders gearteten, nicht imperialistischen, sondern individualistischen Aristokratismus, eines Emporkommens der Führermenschen sind schon vorhanden, das unsäglich schwere Werk einer Rückleitung der Massen zu gesunder, gewollter Unterordnung unter den Führer, zur Einpassung in das einzig lebendige gesellschaftlich-wirtschaftliche Gefüge, in die Gefolgschaft, und das andere, das vielleicht ebenso schwere Werk einer Lenkung der Führer des Erwerbslebens von ihrer niederen Gewinnsucht fort zu dem höheren Ehrgeiz, Menschenleiter und Menschenformer zu werden, ist wenigstens schon gefordert, und es hat den Anschein, als sei es möglich, daß dieses Werk frohgemut in Angriff genommen wird.

Die großen Imperien mögen noch lange wachsen — und daß sie wachsen, ist eine Forderung des Nationalismus ebensosehr wie des Machthungers der Gewalthaber — aber es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß sie einmal wieder in ihre natürlichen Bestandteile zerfallen. Schon heut steigt der Gedanke auf, daß die englischen überseeischen Tochterstaaten Kanada, Australien, Südafrika sich vom Mutterlande lösen, daß das zu Unrecht

unterworfene Indien den asiatischen Indogermanen wieder anheimfällt. Es ist nicht abzusehen, warum russische, nordamerikanische, französische, deutsche Siedlungsstaaten nicht einmal, falls sie erst kräftig genug sind, den gleichen gesunden Drang zur Selbständigkeit offenbaren, warum nicht die zur Unabhängigkeit mündigen Rajahvölker sie wieder erlangen könnten. Die dann entstehenden Volksstaaten mittleren Umfanges aber würden dieselbe Mäßigung des Imperialismus bedeuten, wie der Aristokratismus der Führermenschen eine Mäßigung der inneren — überspannten, nicht notwendigen, — halb oder ganz caesaristischen Formen des Individualismus sein würde. Die staatliche wie die wirtschaftliche Imperatorenherrschaft: d. h. die Regierung übergroßer Reiche wie übergroßer Unternehmungen durch übermächtige Einzelne, weisen eine Steigerung des Persönlichkeitsgedankens auf, die an den ihr Unterworfenen und in den Verfassungen und Ordnungen ihrer Bezirke einen Zug mechanistisch-automatischer Lebenslosigkeit zutage treibt, der sie hier in übler Nähe und Verwandtschaft zu der gegnerischen demokratisch-sozialistischen Massen- und Maschinenkultur zeigt.

Ob solche Aussichten sich erfüllen werden, ob der Imperialismus nicht vielmehr nach außen wachsen und im Innern nur immer massenmäßiger und automatischer, d. h. dem Sozialismus ähnlicher werden, oder ob die demokratisch-sozialistische Bewegung endgültig den Sieg davontragen wird, dies muß dahingestellt bleiben. Doch soviel ist sicher, die Form von Ichstärke, die sich bis heute im staatlich-gesellschaftlichen Leben am Werke gezeigt hat, nimmt sich verglichen mit jener ersten, so rasch vorübergerauschten Welle des napoleonischen Imperialismus gering aus: umfassend wohl im Wollen, aber subaltern in den Maßen oder mechanistisch verknöchert. Wer möchte Theodor Roosevelt oder Pierpont Morgan neben den wahren Imperator stellen. Groß ist nur bei aller sich übersteigernden Romantik das Wunschbild Friedrich Nietzsches, das freilich nun erst zu wirken beginnt und noch auf lange hinaus wirken wird. Doch wird es immer bei den geistig-seelisch gerichteten Anwälten der Persönlichkeit auf Widerstand stoßen, wegen seiner ganz historistischen Heraustreibung von brutalem und gewalttätigem Machttrieb.

Ebenso verschieden, aber bei den besten Führern größere Zukunft verheißend, stellt sich die geistige Bewegung dar. In den Künsten — den redenden wie den bildenden — ist vor allem der Bruch der Linie um 1890, 1900 unwiderleglich erkennbar. Wenigstens das Nein wider die voraufgehende Bewegung ist mit unzweifelhafter Deutlichkeit ausgesprochen worden: alle der Zukunft Zugewandten in dem neuen Geschlecht vom Jahrhundertanfang haben sich wider den Naturalismus erklärt, und eine in den mannigfachsten Formen sich ausdrückende Ichkunst ist bis zu letzten, gespanntesten Übersteigerungen die Losung geworden. Daß in der Dichtung die Zeit einen Gewaltigen von überzeitlicher Schaffenskraft — George — hervorbrachte, daß in der bildenden, in der redenden Kunst so Starkes Vermögende wie Klinger, Hodler, Lechter, so gute Mitkämpfer wie Ludwig v. Hofmann und Hofmannsthal den neuen Weg gegangen sind, daß in die von Hauptmann und Liebermann jahrzehntelang verfolgte Richtung kein Jüngerer von innerer Gewalt mehr eingebogen ist: das war schon um 1911 das Entscheidende. Seitdem aber hat in der Malerei, nachdem Frankreich in Cézanne und van Gogh die Wendung zu der völlig neuen Ausdruckskunst angebahnt, in Derain und Picasso sie vollzogen hatte, Deutschland zum erstenmal in der Geschichte dieser Kunst seit Watteau die Führung an sich gerissen und durch Franz Marc und Emil Nolde Werke von höchstem, von Jahrtausendrang hervorgebracht. Selbst in der so lange geschichtskrank darniederliegenden Bau- und Zierkunst hat sich neues Leben geregt, und hier ist es der Stolz Deutschlands, daß es die von den Engländern des Jahrhundertendes gemachten Anläufe mit viel stärkerer Folgerichtigkeit und schon hier und da sich regendem Erfolge aufgenommen hat: auf die Anbahner von 1900 sind die Vollender, sind Poelzig und Gropius gefolgt. Und diese deutschen Siege im Geist sind umso denkwürdiger, als ihnen sehr viel weniger höchste Leistende von romanischem Blut gegenüberstehen: Gabriele d'Annunzio und Rodin, die freilich Gedicht und Bildwerk groß, doch halb noch in die alte Zeit schauend vollendet haben. Und da von der stärksten dieser an sich geistigen Unternehmungen eine Höhung des inneren Lebens ausströmt, so wird

hier wirklich neuer Adel werden. Für den Jammer des zeitgenössischen Theaters, den laut angepriesene und in Monstre- und Virtuosenkunststücken gescheiterte Versuche der Neuerung erst recht haben deutlich werden lassen, entschädigt ein Wiederaufleben von Tanz und Reigen. Wer hier nicht die Anfänge einer neuen, anschwellenden, lange Dauer, stetes Steigen verheißenden Bewegung erkennt, ist Schwarzseher aus Temperament oder aus Absicht. Für uns Deutsche aber sind alle diese hohen Siege des Geistes umso bestärkender, als sie durch sich selbst den nur aus politischer Verdrießlichkeit herstammenden Pessimismus der Nachkriegszeit auf das wirksamste widerlegen.

Viel schwerer ist das weit zerklüftete Gefild der Forschung zu überblicken, doch ist kennzeichnend, daß hier mit dem neuen Zeitalter — in Frankreich wie in Deutschland von der Naturforschung ausgehend — eine neue Form mit Bild und Anschauung dort, mit Erfahrung und Dinghaftigkeit hier erfüllten Denkens aufspringt, daß der Naturforschung die gewaltigen Synthesen der Physik und Chemie, die nur durch höchste begriffliche Klarheit möglichen Erkenntnisse einer neuen antimechanischen Lebenslehre, die Zertrümmerung der Darwinschen Hypothese von der Artentstehung aus Zufall durch die neue Mutationstheorie, die Schaffung einer neuen, Bau und Leben der Tiere gleichmäßig umfassenden Biologie, die Ersetzung des Häckelschen Artenstammbaumes durch die Paläontologie, die Begründung einer neuen, in Wahrheit geschichtlichen, d. h. selbstverständlich naturgeschichtlichen Erdkunde, die Aufdeckung eines ersten großen Gesetzes für die Bewegungen der Fixsterne unseres Milchstraßengebäudes, gelungen sind, daß die Kunstgeschichte — seit Winckelmann an der Spitze der Einzelzweige der Geschichte — vermöge einer tief eindringenden Begrifflichkeit neue, festere Maßstäbe der Entwicklung findet, daß durch Schurtz und Frazer in die Urgeschichte aufdeckend-helle Lichter geworfen sind, daß in der Geschichtsforschung die Gedanken der Vergleichung und des entwickelnden Sehens immer intensiver ausgenutzt und bis zu den ersten Versuchen einer bauenden Geschichtslehre ausgebaut werden; daß eine durch begriffliche Stärke wie durch geschichtlichen Scharfblick gleich ausgezeichnete Volkswirtschaftslehre

aufkommt, daß eine neue Gesellschaftslehre auf den Anfängen von Comte und Tarde fortbaut. Und solcher Zeichen mag es noch manche geben. Ein Grundzug, der allen gemeinsam ist, wird nicht zu verkennen sein: alle, die diese Straße ziehen, suchen zu bauen, verlassen sich auf das Wagnis mutiger Synthese; aber sie tun es nicht nach Art der von oben her abwärts dringenden Forscher des achtzehnten Jahrhunderts, sondern nur nach sehr genauer beschreibender Vorbereitung von unten her auf dem Grunde der Erfahrung. Vielleicht, daß den neuen Forschern ebenso wie den neuen Künstlern gelingt, die Errungenschaften des voraufgegangenen realistisch-empirischen Zeitalters für die Zwecke ihrer kühneren Pläne zu verwerten. Und sicher ist doch dieses: daß den Einen wie den Anderen hier nicht mehr Ichhingabe, sondern Ichbehauptung gegenüber den Gegebenheiten der Wirklichkeit die innere, bewußte oder unbewußte Losung gibt.

Am unsichersten ist das Bild, das der Glaube gewährt: die Rebellionen sozialistischer oder materialistischer Herkunft gegen den Kirchenglauben, die zuweilen das Tagesgespräch erregen, weisen viel zu kleine Maße auf, um ihnen irgendwelche Bedeutung beizumessen; so weit das Auge reicht, stellt sich keine ursprüngliche Kraft auch nur von dem Range des Sozialisten und Kollektivisten Tolstoi dar, der gegen Ende des voraufgehenden Zeitalters mit breiter, aber nicht eigentlich eindringlicher Beredsamkeit einer Erneuerung des Urchristentums das Wort redete.

Es ist, als ob die Zeit ein Bedürfnis empfände, das zu befriedigen ihr doch die Mittel, d. h. die Männer fehlen. Ein unsicheres Tasten ist da, das zuweilen mit tragikomisch niederen Gesten — z. B. denen eines zwar hurtig schreibfertigen, aber bis zur Würdelosigkeit der Haltung baren Literaten — den neuen Glauben gründen will und dem doch alle inneren Voraussetzungen für so hohes Beginnen fehlen. Sei es, daß ein neuer Deismus des Gedankens hier die Suchenden des Verstandes befriedigt, sei es, daß die stolze Ablehnung Nietzsches den Starken genug bleibt; für die im Herzen und in der Vorstellungskraft des Gottes und des Glaubens an ihn Bedürftigen werden die alten Kirchen noch lange weiter sorgen, und es ist erst von der Zukunft zu

erwarten, daß ihnen hierin aus dem Lager der Menschheitsgläubigen, der Weltfrommen ein Wettbewerber ersteht.

Nur das eine ist sicher zu beobachten, daß ein starker Wille zur Vereinigung von Glauben und Wissen, allen entgegenstehenden Mächten der Überlieferung, aber auch allen Flachheiten und Wirren des gegenwärtigen Geistes zum Trotz, sich regt, dem es noch gelingen mag, diesen tiefsten und schmerzlichsten Zwiespalt in unserer Bildung und Gesittung zu überwinden und aus völliger Hingabe an Welt und Wirklichkeit ein Bild von den hohen Gewalten zu schaffen, das uns den Verlust der Fähigkeit, die Gebilde des Ahnens festzuhalten, verschmerzen läßt und das hoch und heilig genug ist, uns von der Nüchternheit und Leere der voraufgehenden Jahrzehnte zu erretten.

So darf die Schlußformel lauten: dies neue Zeitalter ist entschlossen am Werke, seine Ichbehauptung in der Kunst, in der Forschung durch neues bauendes Wagen zu betätigen, während es im Glauben sich wenigstens danach sehnt.

Man wird sagen dürfen, daß es an der Unterströmung der Ichhingabe, die als Gemeinschaftsdrang im gesellschaftlich handelnden Leben in der Form von Demokratismus und Sozialismus sich so stark geltend macht, auch im Geist nicht fehlt. Rein äußerlich betrachtet, setzt die Zeit sehr zahlreiche und wohlgeschulte Kräfte daran, die Ergebnisse des neuen Schaffens der Oberen den weitgedehnten Schichten der Gebildeten und schon auch des nach Bildung dürstenden Volkes zugänglich zu machen, sie weit unmittelbarer und wirksamer am neuen Werden von Geist und Geistwerk teilnehmen zu lassen. Und den Schöpferischen selbst wird damit nur eine Möglichkeit breiteren Wirkens eröffnet, eines Wirkens, das ihnen Widerhall und seelische Unterstützung verschafft und die von ihrem Wirken ausgehenden Strahlen öfter als bisher an die eigentlich zur Empfängnis Berufenen fortleitet. So gewiß es für das Werden im Geist und damit im eigentlichen Leben ausschließlich auf die Wenigen, die Schöpferischen und die auch nicht eben zahlreiche Schicht ihrer nächsten Helfer ankommt, — von jeder Ausbreitung der Ergebnisse ihres Mühens kann ihnen nur Gutes, nur seelische Bestätigung, geistige Bestärkung kommen.

DRITTES BUCH

REGELHAFTIGKEIT UND ABWANDLUNG IM ZUGE DER GESCHICHTE

Erster Abschnitt

Regelhaftigkeit im Bahnengewinde

Erstes Stück

Pendelschlag und Drei-Bahnen-Gleichläufigkeit

Überschaut man den Gesamtbau des Bahnengewindes, dessen weiteste und gröbste Umrisse hier nur angedeutet werden sollten, so mag für die Gültigkeit dieser Zeichnung eine allgemeine Erwägung angeregt werden. Keine Forschung täte recht, die nicht fort und fort sich selbst mißtraute. Es sei zugestanden, daß Ausdeutungen wie die gegenwärtige dem Irrtum deshalb leicht anheimfallen können, weil sie, was zuerst die Gegebenheiten augenfällig der Beobachtung aufdrängen, im weiteren Verlauf der Behandlung absichtlich aufzusuchen genötigt sind. Sie sind in Gefahr, daß sie danach trachten, das, was sie finden, umzubiegen, um das Ziel, die Herstellung ihres Gesamtbildes, zu erreichen. In der hier vorgelegten Darlegung ist nun jede Mühe aufgewandt worden, um diese Fehlerquelle zu verstopfen. Vor allem dadurch, daß keine Gegenbewegung verschwiegen worden ist. Aber es könnte die Zusammenfassung aller Einzelreihen zu einer gesellschaftsseelischen Gesamtformel als allzugewaltsam beanstandet werden. So sei darauf hingewiesen, daß alle die Anzeichen, die hier zu diesem letzten Zweck vermerkt wurden, auch dann, wenn sie wirklich nicht so deutlich zu machen wären, wie es dieser Darstellung vorschwebt, noch die gleiche Beweiskraft haben würden; sind diese Allgemeinbewegungen leiser, als sie hier aufgefaßt wurden, dann besagen sie doch noch immer genug: genug um die Einheit und die Grundformen des Bahnengewindes der Geschichte erweislich zu machen. Und ferner: die Formelgebung eines Auf und Nieder von Persönlichkeitsdrang und

Gemeinschaftstrieb — oder im Geist und der Welt gegenüber Hingabetrieb — die hier zugrunde gelegt wurde, soll nur zum Zweck einer vereinfachenden und übersichtlicheren Summierung eine ganze Anzahl von Entwicklungsreihen zu einer zusammenfassen, die doch nicht spurlos in dieser allgemeinsten, dieser Summenentwicklung aufgehen, sondern von denen jede für sich ebenfalls ein Ineinander von neuer und von wiederholter Wegrichtung enthält, jede auch ihrerseits für sich und ganz unabhängig von den anderen und von der gesellschaftsseelischen Summenreihe ein Bahnengewinde darstellt.

Überschaut man unter diesem Vorbehalt den Gesamtverlauf der hier teils ergänzten, teils als artvertretend angesehenen neueuropäischen Geschichte, so kann von dem einmal angenommenen Standpunkt aus nunmehr keine andere Aufgabe vorliegen, als zunächst die Regelmäßigkeiten ihres Bahnengewindes zu erkennen, dann aber ihre Abweichungen, um, wenn es möglich ist, auch deren Gang oder gar ihre Gesamtrichtung aufzuspüren.

Alle drei Kreisläufe, in die hier dies Gewinde zerlegt wurde, offenbaren zunächst eine allgemeine — man dürfte sagen letzte — Regelmäßigkeit, der denn auch das obschwebende geometrische Bild gerecht zu werden sucht. Schon war davon die Rede, daß nicht eigentlich das Bild vom Kreis — oder von der Ellipse — irgendwie beim Worte genommen werden dürfte, wohl aber die gegenwendliche Richtung, die die erste Halbbahn gegen die zweite einschlägt. Das alte, hier verlassene Gleichnis vom Pendelschlag[1] darf in dem neuen Bilde insofern aufrecht erhalten werden, als ein ausgesprochenes Hin und Wider in den Bahnrichtungen zu erkennen ist. Hierdurch wird nicht unwillkommen ausgedrückt, daß jedes dieser Zeitalter seinem Vorgänger in der Grundrichtung seines gesellschaftsseelischen Verhaltens entgegengewandt und ihm insofern gegensätzlich verlaufen sei.

Die Voraussetzung, unter der allein dergleichen ausgesprochen werden darf, ist die, daß hier nur die überwiegende Grundrichtung der wesentlichsten Einzelentwicklungen gemeint ist, nicht die aller und jeder Teilabweichungen und Gegenbewegungen

1) Einzigkeit und Wiederholung geschichtlicher Tatsachenreihen. Schmollers Jahrb. f. Gesetzgeb. XXVIII (1904) 51—57.

auch in jenen Reihen. Dann aber findet sich in der Tat, daß auf die in Ungebrochenheit und fast vollkommen genossenschaftlich geordnete und gestimmte Urzeit das Altertum folgt, dessen zwei größte Schöpfungen — der Erden- und der Himmelsherr, der höchste König und der höchste Gott — die gewaltigsten Hervorbringungen des Persönlichkeitstriebes sind, von denen die Weltgeschichte weiß. In dem zweiten Kreislauf aber setzt das im wesentlichen genossenschaftlich geordnete Mittelalter ein, dessen Ichhingabe sich einigen Gegenbewegungen zum Trotz gleichermaßen in seiner Einpassung des Einzelnen in die ihn rings umgebenden Gemeinschaften wie in der überwiegend auf die Wirklichkeit gewandten Kunst und Dichtung, tiefer noch in seinem Gott-, Seelen-, Allglauben bezeugt, der die sichere und persönliche Gestalt des überlieferten Gottes auflöst.

Die Neuere Zeit ist bei mancherlei Teilabweichungen als ichbetont zu erkennen: in ihrem persönlichkeitsstarken Königtum, in dem ebenso übermächtigen Stildrange aller ihrer Kunst — beides mit einigen Ausnahmen — endlich in ihrer erst bedingten, dann sehr weitgehenden verstandesmäßigen Abwendung von dem alten, in Gefühl und Vorstellungskraft lebenden, wenn auch längst theologisierten, also verwissenschaftlichten Glauben. Von der Neuesten Zeit stellt das demokratische Zeitalter von 1789 bis 1899 vor wie nach dem Zwischenspiel des ersten Kaiserreichs und des Klassizismus eine in den Hauptbewegungen einheitliche Betätigung von Ichhingabe dar. Sie äußert sich im Staat ansteigend, folgerichtig, im Wirtschaftsleben wenigstens in den überwiegenden Strebungen durch einen sehr gesteigerten Gemeinschaftsdrang, in der Kunst, in der Forschung durch eine Hingebung des schauenden Ichs an die Wirklichkeit, wie sie so weitgehend noch nie sich ausgeformt hatte; hier und da auch im Glauben. Die Gegenregungen mehren sich gegen den Schluß des Jahrhunderts. Die eben einsetzende Bahn eines Teilabschnittes von erkennbar neuer Richtung scheint wie diese sie vorbereitenden Vorläufer- und Anbahnerbewegungen auf grundsätzliche Ichbehauptung abzuzielen: staatliches und wirtschaftliches Imperatorentum in äußerlich großen Maßen hervorzutreiben. Kunst und Forschung zeigen eine ähnliche Richtung ihrer Bewegung

auf Ichbehauptung, doch in edleren, geistig und menschlich bedeutenderen Formen. Von diesem Teilabschnitt könnte, wie noch eben dargelegt wurde, angenommen werden, daß er den Anfang einer neuen Halbbahn darstelle, als möglich aber ergab sich auch, daß er nur eine Episode bedeutet; und als Denkbarkeit darf ins Auge gefaßt werden, daß innerhalb der demokratisch-sozialistischen Gesamtbewegung sich eine individualaristokratische Zuspitzung geltend macht, die dem liberalen Grundgedanken des Demokratismus sich durchaus einzuformen vermag.

So ist es möglich, dieses Hin und Wider dann in eine letzte Formel zu bringen, wenn es erlaubt ist, das, was in Wahrheit auch in dem an sich vereinfachenden geometrischen Bilde nur als eine Verflechtung von zahlreichen Strahlen- und Bahnenbündeln angenommen wird, also ein weit und reich verstricktes Netzwerk ist, auf die vergröbernde Plumpheit einer Hauptlinie zurückzuleiten. Was das Wesen dieser Hauptlinie angeht, so sei noch einmal daran erinnert, daß als der Träger der Bewegung stets die kleine Anzahl der sie erregenden, sie lenkenden Starken, nicht aber die Überzahl der Massen, die ihnen lediglich folgen, noch weniger das unbestimmte, unbestimmbare Fluidum eines Zeitgeistes anzusehen ist.

Ebenso wesentlich mag sein, zum zweiten auf die Gleichläufigkeiten der einzelnen Sachentwicklungen in den Kreisbahnen hinzuweisen, deren Gleichnisrecht ja nur in der immer wiederholten Wiederkehr auch dieser ihrer Teilreihen zu der Richtung — wenn auch nicht der Ebene — ihrer Anfangsabschnitte erwiesen werden könnte.

Inwiefern sich Urzeit, Mittelalter und das demokratische Zeitalter der Neuesten Zeit in dem Körperschaftsgedanken ihres staatlichen Lebens geglichen haben, inwiefern das Königtum des Altertums, das der Neueren Zeit und der Imperialismus des letzten Teilabschnittes der Neuesten Zeit einander entsprechen, ist umrißweise dargelegt worden. Die Blicke des suchenden Beobachters wenden sich unwillkürlich dem Glauben als der unzweifelhaft kennzeichnendsten Auswirkung des geistigen Lebens zu — wie der Staat die kennzeichnendste des gesellschaftlichen Lebens

ist — und hier findet sich von Drei-Bahnen-Ähnlichkeiten eine sehr augenfällige, wenngleich in sehr verschiedenem Umfange auftretende: es gibt drei Mystiken. Die der Urzeit, deren Allseelenglaube ganz von ihr erfüllt ist, die zweite, die mittelalterliche Mystik, die in starken Teilregungen sich darstellt und jedenfalls die bedeutendste Hervorbringung des Glaubens in der neueuropäischen Halbbahn dieser Ebene ist, und endlich die dritte Mystik, die, an sich viel schwächer, doch zu Beginn der Neuesten Zeit des neueuropäischen Weltalters vertreten ist, übrigens aber in der Neuesten Zeit des alteuropäischen Weltalters mit ungleich stärkerer Wucht auftritt.

Und um an das Seelischste das Irdischste zu reihen: die Wirtschaftsentwicklung weist eine gleich auffällige Drei-Bahnen-Ähnlichkeit auf. Die Urzeit geht aus von der Gemeinwirtschaft, das Mittelalter ist das Zeitalter der Herrschaft des Genossenschaftsgedankens in der Volkswirtschaft, und wieder das demokratische Zeitalter der Neuesten Zeit hat im Sozialismus eine Steigerung des Grundsatzes der Gemeinwirtschaft hervorgebracht, die sich ihrer Verwandtschaft mit dem Urzeitkommunismus sogar bewußt geworden ist und in einer denkwürdigen Form von wissenschaftlicher Romantik seine Wiederbelebung anstrebt. Schon Lewis Henry Morgan, der wissenschaftliche Entdecker des Urzeitstaats, weiß davon, und Engels und die Marxisten haben sich kaum weniger als einst Rousseau und seine Zeit- und Richtungsgenossen für die Staatlosigkeit der Urzeit und noch mehr für den Kommunismus der Urzeit begeistert.[1] Alle die stärksten Erscheinungsformen in den Gegenbahnen entsprechen sich ebenso in ähnlichem Dreiklang: die Grundherrschaft des Altertums, der entstehende Handels- und Gewerbskapitalismus der Neueren Zeit, der Riesenkapitalismus der Gegenwart, nur daß die beiden letzten jedesmal in den Voraltern vorbereitet worden sind.

Ganz sinnfällig sind endlich auch in Kunst und Forschung die Drei-Bahnen-Gleichläufigkeiten: der Urzeit-, der Mittelalter-

1) Hierauf verweist Pöhlmann, Die Feldgemeinschaft bei Homer (Aus Altertum und Gegenwart 1895) 105 f. Vgl. Morgan, Ancient Society (1877) 552; Engels, Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats (1892) 188.

realismus und der Realismus und Naturalismus des demokratischen Zeitalters der Neuesten Zeit entsprechen einander ebenso, wie die Gegenbewegung der Stilkunst in Altertum, Neuerer Zeit und Gegenwart. Die Empirismen der drei Zeitalter der Ichhingabe sind einander, unter Vorbehalt starker Gegenbewegungen im Mittelalter und in dem demokratischen Zeitalter der Neuesten Zeit, im selben Sinne gleichläufig wie die wagemutig herrischen bauenden Forschungen der drei Zeitalter der Ichbehauptung.

Zweites Stück

Die Regelhaftigkeit und die Einheit des Bahnverlaufs

Von noch allgemeinerer Bedeutung sind vielleicht einige Beobachtungen, die sich über den Bahnverlauf als solchen, abgesehen von den einzelnen Reihen und abgesehen auch von jenem obersten Hin und Wider der gesellschaftsseelischen Allgemeinbewegung, anstellen lassen. Hier drängt sich vor allem, woran schon einmal im Vorübergehen gerührt wurde, die Bemerkung auf, daß die Halbbahnen der Zeitalter, die von dieser Erörterung als Geschichts- und Entwicklungseinheiten angenommen sind, häufig in ihren letzten Bahnabschnitten die Richtung der nächstfolgenden Halbbahn vorbereitend einschlagen. So strebt die Urzeit in ihren Ausgängen in der Verfassungsreihe zur Einzelherrschaft, in der Glaubensreihe zur Bildung der Gottesgestalt, in der Wirtschaftsreihe zum Sondereigentum, in der gesellschaftsseelischen Grundreihe zur Ichbehauptung, in allen diesen Stücken also zu den in der Halbbahn des Altertums vorherrschenden Richtungsmerkmalen hin. So bereitet das Königtum der Altertumsreiche durch die Ausbildung des Adels und seiner Ausstattung mit Macht und Besitz, Erbämtern und Erblehen seine eigene Schwächung, zuweilen sogar, wie in Griechenland, seinen Untergang durch das Aufkommen eines völligen oder halben Adelsstaates im Mittelalter vor, so das Mittelalter das Heraufkommen des neuen Königsstaats, des neuen Großeigentums in Handel und Gewerbe, des neuen Stils in der bildenden Kunst — etwa im Quattrocento Italiens — der neuen Forschung

im Humanismus, so die Neuere Zeit ganz ausgesprochen in einem bestimmt sich abgrenzenden Bahnabschnitt, dem Zeitalter des aufgeklärten Selbstherrschertums und des Rousseau-Realismus — von 1754 bis 1789 — die Demokratisierung oder wenigstens Nivellierung und Atomisierung der Gesellschaft, so das demokratisch-naturalistische Zeitalter der Neuesten Zeit im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts den nahenden Imperialismus, die nahende Stilkunst und die nahende bauende Wissenschaft. Hier kommt das geometrische Bild des Gewindes kreisläufiger Bahnen erfreulich zu Hilfe, um in der Kreis-, besser noch in der Ellipsengestalt seiner Doppelhalbbahnen dieses Geschehen anzudeuten.

Alle sehr notwendigen Ergänzungen und, wenn man will, Berichtigungen dieser Beobachtungen einer Gleichläufigkeit der drei Kreisbahnen sind späterer Erörterung vorbehalten. Hier kommen sie nicht in Betracht, denn die Regelhaftigkeit des Gesamtverlaufs schimmert durch alle Unregelmäßigkeiten hindurch, die weder hier übersehen, noch später unausgenutzt bleiben sollen. Der Gesamtbau dieses Bahnengewindes wird in seinen Grundzügen nicht angetastet, geschweige denn erschüttert durch die Vorstellung, daß seine Umrisse sehr weit von denen eines im geometrischen oder auch nur malerischen Sinne regelmäßigen Gebildes abweichen, sowenig wie etwa die Vermutung unserer Sternkundigen, daß das Gebäude unseres Sternhaufens ungefähr den Spiralnebeln im Weltraum ähnlich sei, angetastet wird durch die mit ihr unmittelbar verbundene Nebenvorstellung, daß es über diesen Zug der Regelhaftigkeit hinaus ein Höchstmaß von Unregelmäßigkeit, ja Wirrsal der Umrisse und der Einzelzüge offenbare. So ist ja das Schaffen der Natur überhaupt: ein Baum, ein Tierkörper ist voll von Regelhaftigkeit und dabei doch ein Sammelplatz von Besonderheiten, die nicht eigentlich Regelwidrigkeiten sind, sondern sich zu dem Knochenbau der Regel wie das blühende schwellende und sehr viel mannigfaltigere Fleisch verhalten. Und ein Tierleib, ein Pflanzenbau sind noch viel einheitlichere, sicherer begrenzte Körper; die hier viel eher zum Vergleich berechtigenden und verpflichtenden Gebilde der Natur: der Stammbaum der Rassen einer Tier- oder Pflanzenart,

auch der des Menschengeschlechts, oder weiter gegriffen, der Artenstammbaum des Tier-, des Pflanzenreichs überhaupt offenbaren das gleiche Mit- und Ineinander von Regel und Läßlichkeit. Und dabei sind sie noch unvergleichlich viel formen- und geschehensärmere Verläufe als die Geschichte der Menschheit.

So sei denn als ein erster und letzter Ertrag dieser Beobachtungen am Gesamtverlauf der Geschichte verbucht: daß er, bisher, eine Regelmäßigkeit seines Bahnenzuges aufweist, die so stark ist, daß sie über alle sie umgebende Unregelhaftigkeit hin — sei diese nun scheinbar oder wirklich — sich im Gesamtbilde der Geschichte durchsetzt. Hierbei soll unter dem Gesamtbilde der Geschichte ihre rein beschreibend aufgenommene Widerspiegelung im Gedanken und im Wort verstanden werden. Alle Einzel- und Zwischenerkenntnisse über die Bauformen dieses Bahnenzuges seien zunächst zur Seite gestellt, als die Hauptfrage nicht berührend: die Frage eben nach der Regelhaftigkeit des Gesamtverlaufs der Geschichte, von der die Untersuchung ausging.

Diese Frage darf nunmehr als beantwortet und als bejahend beantwortet angesehen werden. So vorläufig die hier gegebenen Umrisse des Bahnengewindes der Menschheitsgeschichte auch sind, alle weiteren — wissenschaftlich höchst nötigen und höchst dringlichen — Einzelforschungen zur vergleichenden Weltgeschichte werden sehr viel Einzelzüge, nicht aber den Grundplan dieser Verlaufsschilderung ändern können. Die Behauptung darf nunmehr aufgestellt werden, daß jener Bahnenzug bei allem Durch- und Gegeneinander der Einzelbahnen so einheitlich verläuft, daß nicht die Folge von je zwei oder von je wenigen Bruchstücken seines Verlaufs, sondern daß nur seine Gesamtheit als Wirkungseinheit angesehen werden kann. Und dies wiederum heißt nichts anderes, als daß zur Erklärung des Verlaufs alles geschichtlichen Geschehens, auch des einzelnsten, nicht seine kürzesten Geschehnisfolgen zureichen, sondern daß hier für die einzelnste wie die weiteste Bahndeutung nur die längste, die Gesamtbahn aller Menschheitsgeschichte, in Betracht gezogen werden muß.

Ob eine solche Anschauung erkenntnistheoretisch oder metaphysisch aufrecht zu erhalten sei, das liegt nicht eigentlich im Bereich der Zuständigkeit oder auch nur der Wißbegierde des Geschichtsforschers. Ihm genügt ein Bild: der Verlauf der Geschichte schießt mit so unendlich sicherer, so unendlich starker Wucht auf seinem gewundenen Wege empor, daß er wie eine im Weltraum dahineilende Sternengruppe wirkt. Und ebensowenig wie dem Beobachter einer solchen der Gedanke kommen würde, es sei notwendig oder nur fruchtbar, zur Bestimmung ihrer Bahn das kleine Gefüge ihrer kürzesten Wegabschnitte zu erforschen — falls ihm der Überblick über ihre Gesamtbahn zur Verfügung stände, was allerdings der wirklichen Sternkunde ja in der Tat keineswegs vergönnt ist — ebensowenig wird der Geschichtsforscher nun auch vermeinen, ihm könne das Geheimnis des Werdens sich aus der Beobachtung des Aufeinanderwirkens von einem Einzelgeschehnis auf das oder auf die nächstfolgenden erschließen. Er wird noch die kleinste, die kürzeste dieser Wirkungsfolgen erkennen wollen, aber nicht, um aus ihr jenes Rätsel zu lösen, sondern um in das große Umrißbild des ganzen Verlaufs auch noch die Fülle der Einzelfolgen, aller Einzelfolgen einzuzeichnen und so dann freilich erst das vollständige Gesamtbild des Bahnenzuges zu gewinnen. Und aus ihm, nur aus ihm wird er, falls es einmal gesicherter vorhanden ist, als es diesem vorläufigen Überblick zugrunde gelegt werden konnte, mit aller Gewißheit das Handeln der Menschheit als Wirkungseinheit, als die einzige, die unserem Erkennen sich als innerlich verbunden genug darstellt, begreifen, und also die Geschichte dieses Handelns aus ihrer Einheit, soweit auch sie dazu ausreicht, erklären.

Dem Zuge einer Sternengruppe gleicht die Geschichte der Menschheit, die unerbittlich eisern ihre Bahn im Weltraum dahinläuft. Dieser Lauf trägt sein Gesetz in sich, und dieses Gesetz ist nur zu erkennen aus dem Ganzen der Bahn, nicht aus ihren Teilen und Teilchen, ihren Tausendsteln und Millionsteln. Ein Zug, ein Wurf ist dieser Lauf!

Wer hat den Wurf geworfen? Oder warf er nur sich selbst?

Drittes Stück

Begriffliche Bemängelungen und naturgeschichtliche Vergleiche

Zur Abwehr von an sich mißverständlichen Bemängelungen des Grundgedankens dieses geometrischen Bildbegriffs sei hier folgendes angemerkt. Bei der Grundstimmung vieler heutigen Geisteswissenschaft, die nicht nur jeder gesetzhaften, nein auch jeder bis zur Formel verallgemeinernden und vereinfachenden Forschungs- und Sichtweise von vornherein abgeneigt ist, wirkt sich der an sich schon im voraus vorhandene Widerstand gegen derlei geistige Unternehmungen eines starken begrifflichen Zusammendrängens zuweilen in der Weise aus, daß man zuerst Miene macht, als gebe man die Möglichkeit eines solchen Verfahrens zu, müsse aber die Forderung aufstellen, daß eine Geistesforschung, die sich schon so weit in naturwissenschaftliche Forschungswege hineinbegebe, sich auch deren Regeln ganz und restlos unterwerfe. Man zieht dann etwa die Folgerung, daß eine Annahme dieser Art bis zu der Schärfe mechanischer Gesetzmäßigkeit bewiesen werden müsse; sei ihr Urheber dazu aber nicht imstande, so müsse sie als unbeweisbar völlig aufgegeben werden.

Ein seltsames *Qui-pro-quo*, denn erstens sind die Träger solcher Anschauungen trotz ihrem scheinbaren Eingehen auf solcherlei Gedanken in Wahrheit abgesagte Feinde allen regelhaften, ja nur allen verallgemeinernden Tuns in unserer Wissenschaft; zum zweiten aber wissen gerade sie von der Beschaffenheit der naturwissenschaftlichen Gesetze, deren Befolgung sie mit strenger Miene zur Voraussetzung ihrer Billigung machen, entweder sehr wenig, oder — und zwar öfter — nichts. Sie wissen insbesondere nichts davon, daß eben diejenige Naturforschung, die sich mit den am eisernsten in Gesetze geschmiedeten Vorgängen befaßt, die Erforschung des anorganischen Reiches und insbesondere ihres Kernbezirkes, der Elektrophysik, die Lehre vom Verhalten der Urkörper, der Moleküle, Atome und Elektrone gerade jetzt zu der Meinung gekommen ist, daß

der Gesetzesbegriff selbst in ihrem Bezirk gelockert werden muß, um ihn allseitig anwendbar zu machen. Insbesondere hat man die sachliche Nötigung empfunden, eine Spaltung des Gesetzesbegriffs einzuführen und zu unterscheiden zwischen statistischen Gesetzen, d. h. solchen, die schlechthin erfahrungsmäßig beobachtete Vorgangsmassen unter Regeln bringen, und dynamischen, streng kausalen Gesetzen, die für den von ihnen umfaßten Tatbestand die ursächlichen Zusammenhänge und mit ihnen das Verhältnis der aufeinander wirkenden Kräfte restlos auszudrücken vermögen.[1] Und in der Begrenzung des Zuständigkeitsbereichs für diese zweite Gruppe der strengeren Regelhaftigkeit ist man so weit gegangen, daß man ihm nur die umkehrbaren, reversiblen Vorgänge, nicht aber die unumkehrbaren, irreversiblen hat zuweisen wollen. So dass die Tragweite dieser Gesetze engerer Ordnung nicht etwa erst bei den physiologisch-biologischen Beobachtungsmassen des biischen und organischen Reiches, des Reichs der Lebewesen und der belebten Stoffe, haltmacht, sondern schon bei den Werdegängen der Fixsterne, also sehr vielfältig zusammengesetzten anorganischen Verläufen, denen man seit Lockyer und Russel, Hertzsprung[2] und Jeans[3] abweichende Bahnen für ihre steigende und ihre zurückkehrende Entwicklung zugeschrieben hat, ja sogar schon im Bereich der Urkörper, der Brownschen Molekularbewegung, endet, für die erst Perrin die Rückleitung von statistischen auf dynamische Regeln ermöglicht hat.[4]

Hier ergibt sich als weitere Folgerung, daß manche anorganischen Vorgänge, und zwar noch die denkbar einfachen und unzusammengesetzten des elektrophysischen Kernbezirks der Urkörper, zu einem Teil, wenigstens soweit die Reichweite der jetzigen wissenschaftlichen Erkenntnis in Betracht kommt, nicht

1) Nernst, Zum Gültigkeitsbereich der Naturgesetze (Berliner Univ.-Rede 1921) 12 ff.; Planck, Physikalische Gesetzlichkeit im Lichte neuerer Forschung (Naturwissenschaften 26. März 1926) 253 ff.

2) Guthnick, Physik der Fixsterne. (Astronomie, herausgeg. von Hartmann [1921] 408 ff.)

3) Hellerich, Die Theorie der Sternentwicklung von Jeans (Naturwissenschaften 2. Juli 1926) 635 ff.

4) Perrin, Die Atome (Übers.[3] 1923) 77 ff., 83 ff.

unbedingt gleichmäßig, also im strengsten und engsten Sinne des Wortes gesetzmäßig verlaufen, so daß sie Fälle und Fällegruppen von Übergangs- und Ausnahmewerten in sich begreifen. Ihnen eben kann man nur durch das Hilfsmittel der statistischen — wenn man will empirisch-aposteriorischen — Gesetze beikommen, um sie wenigstens als einer lockereren Regelhaftigkeit unterworfen zu zeigen. Locker allerdings nur im Sinne physikalisch-genauer Sehweise, denn die Aufstellung einer Gesetzeslehre, wie sie noch nicht heute und hier, sondern erst in einer der späteren Untersuchungsreihen vorgenommen werden soll, wird freilich eine sehr umfang- und stufenreiche Fällelehre — Kasuistik — vorsehen müssen. So ist auch für die bündigste Übersicht über diese Dinge schon erkennbar, daß den physikalischen Gesetzen, wenn ihnen überhaupt Regeln des menschlichen Verhaltens an Unerbittlichkeit an die Seite gestellt werden dürfen, nur die seelenkundlichen Gesetze entsprechen können — weil sie Vorgangsgesetze sind wie jene, d. h. weil sie, wie jene, nur Geschehensverkettungen von zwei Gliedern umspannen. Ob es unter den Gesetzen des seelischen Verhaltens überhaupt reversible gibt, bleibe vorläufig ganz dahingestellt. Wie streng und deshalb ihrem Gültigkeitsbereich nach eng die physikalischen dynamischen Gesetze sein müssen, wird ersichtlich, wenn unter den Vorgangsgesetzen schon die unumkehrbaren, die irreversiblen, ausgeschieden werden. Es ergibt sich daraus nämlich, daß nicht nur die zweigliedrigen, sondern auch die möglichst wenig zusammengesetzten Vorgänge allein das Reich dieser im engsten und strengsten Sinne gesetzesfähigen Geschehensformen bilden sollen. Planck macht eigens darauf aufmerksam, daß man die Brownsche Molekularbewegung dadurch, daß man sie in möglichst kleinen Raumteilen isoliert, beobachtet und sie so in einzelne Stöße zerlegt hat, aus dem Bereich der irreversiblen, nur statistischen, in den der reversiblen dynamischen Gesetzesform übergeführt hat.

Ob Verlaufsgesetze, d. h. solche, die sich auf Geschehensverkettungen von mehreren Gliedern beziehen, von den Physikern überhaupt in den Kernbezirk der dynamischen Gesetze zugelassen werden, bleibe ganz unerörtert. Dennoch ist bemerkens-

wert, daß die sterngeschichtlichen — kosmogonischen — Untersuchungen der jüngsten Sternkunde doch Verläufe von denkbar großer Vielgliedrigkeit und zugleich von außerordentlich viele Einzelreihen im Nebeneinander verbindender Zusammengesetztheit zu entwicklungsgeschichtlichen Einheiten zusammengeschlossen haben, die, wenn sie auch ganz gewiß nicht im Sinn des dynamischen Gesetzesbegriffs der Physik reversible sind, ja im Gegenteil als zur Hälfte irreversible ausdrücklich angenommen werden, doch für Teilstrecken und Teilerscheinungen ihres Werdegangs Eigenschaften der Reversibilität an den Tag legen.

Es sind jene Entwicklungsbahnen, die zuerst Lockyer, später Russel und Hertzsprung, neuestens Jeans für die Werdegänge der Fixsterne entworfen haben. Als Hunderte von Millionen Jahren dauernd, das Schicksal von Sonnen umfassend, sind es Verläufe von einer myriadenfachen Verflochtenheit, einer millionenfachen Zusammengesetztheit. Die Grundannahme, von der diese Lehre in der ersten Fassung, die ihr Russel gegeben hat, ausgeht, ist die, daß die aus der Spektralzerlegung des Sternenlichts hervorgehende Beschaffenheit ihrer Zusammensetzung und ihrer Erhitztheit erlaubt, einen Rückschluß auf das Entwicklungsalter der Sterne zu machen. Die Spektralklassen, in die man die Sterne verteilt hat und aus denen sich auch ihr Umfang, d. h. ihre Dichtigkeit ergibt, beginnen bei der Klasse M, die von den roten Riesensternen sehr großer Ausdehnung und demgemäß sehr jungen Entwicklungsalters gebildet ist. Mit zunehmender Erhitzung und Zusammenziehung durchlaufen sie die Entwicklungszustände K, G, F, A bis zur Klasse B, die den mittleren Entwicklungszustand darstellt. Von da aber kehrt die Entwicklung sich zur Hälfte um: mit abnehmender Wärme und abnehmendem Umfang, d. h. zunehmender Dichtigkeit durchlaufen die Himmelskörper dieses Entwicklungsalters als weiße Zwergsterne alle jene Zustände in der Folge A, F, G, K bis M zurück, in der sie als Zwergsterne von stärkster Verdichtung, kleinster Oberfläche und demgemäß geringster Leuchtkraft sich freilich von den Riesensternen dieser Klasse ganz außerordentlich unterscheiden.

Jeans, der diese Lehre vielfach ausgebildet hat, hat nach Maßgabe der von dem sich entwickelnden Stern in jedem Bahnab-

schnitt entsandten Leuchtkräfte ein Diagramm entworfen,[1] das deutlich den wesentlich abweichenden Rückweg zeigt, den die abnehmenden, erkaltenden Zwergsterne zurücklegen und der zwar die gleichen Spektralklassen durchläuft, aber nach Leuchtkraft und also auch nach Umfang die größte Verschiedenheit aufweist. Eine besondere Unregelmäßigkeit, die auch schon Russel beobachtet hatte, besteht darin, daß einzelne Sterne die Klasse B gar nicht erreichen, sondern schon von Klasse A ab ihren Rückweg antreten,[2] was Jeans in seinem Diagramm durch eine schon früher abbiegende und sich elliptisch umkehrende Bogenlinie verdeutlicht.

Fraglich mag sein, ob so ausgedehnte Vorgänge unter den Begriff der Reversibilität gezogen werden dürfen; dazu enthalten sie neben den Rückbildungen zuviel Veränderungen: der Stern, der im Spektralabschnitt M wieder angekommen ist, unterscheidet sich durch seinen sehr viel geringeren Umfang, seine sehr viel größere Dichte und seine sehr viel geringere Leuchtkraft wesentlich von demselben Stern, da er den Spektralabschnitt M verließ. Aber höchst bemerkenswert bleibt doch, daß in einem Stück eine wirkliche Reversion, eine wirkliche Umkehrung der Entwicklung stattfindet, und zwar auch in Hinsicht auf die Teilabschnitte in genau der gleichen Reihenfolge: nämlich in Hinsicht auf die Elementarzusammensetzung, d. h. auf die wichtigste aller physikalischen Beschaffenheiten.

Nur deshalb wird dieser Werdegang und seine Umkehr hier so umständlich angedeutet, weil er ein sehr sinnfälliges Beispiel dafür darbietet, wie seltsam gebrochene Geschehensformen die Natur selbst in demjenigen ihrer Reiche aufweist, das doch der eisernsten Gesetzmäßigkeit unterworfen ist. Selbst in dem nach Ausdehnung und Zusammengesetztheit, Zeitdauer und Vielgliedrigkeit der Geschehensverkettung gewaltigsten, aber noch ganz streng in Regeln geschlossenen Bezirk des anorganischen

1) Wiedergegeben bei Hellerich, Die Theorie der Sternentwicklung von Jeans (Naturwissenschaften 26. März 1926) 635.

2) Kobold, Das Sternsystem (Astronomie, herausgegeben von Hartmann [1921] 556 f.) und sehr viel eingehender Guthnick, Physik der Fixsterne (ebenda 409 f.).

Reichs, dem der Weltkörper, findet sich hier eine Verlaufsform, die zwar ganz gewiß sehr weit davon entfernt ist, den begrifflichen Forderungen der Reversibilität zu genügen, die aber doch wie in einem letzten Nachhall dieser strengsten Gesetzesform die Hin- und Wiederkehr eines Werdeganges bis in die einzelnen Wegabschnitte hinein wenigstens an einem Teil der Eigenschaften einer Entwicklung aufweist, während der Rest des Geschehens ganz anderen Entwicklungsregeln unterworfen ist.

Die Folgerungen, die aus allen diesen Beobachtungen, deren wichtigste von den Physikern selbst angestellt worden sind, für die Beurteilung menschheitsgeschichtlicher Verläufe abzuleiten sind, sind immer die gleichen, laufen alle auf dasselbe Ziel hinaus. Es ist die Erwägung: wenn schon die Vorgänge und Verläufe im anorganischen Reich so verschiedenen Stempel, d. h. so verschiedene Sicherheits-, Gewißheits-, Genauigkeitsgrade aufweisen und so nahe Verflechtung mit Geschehensverkettungen, die ihr Gesetz von anderer Seite her erhalten, wie sollten sich die menschheitsgeschichtlichen Verläufe mit ihrer so sehr viel mannigfaltigeren Zusammengesetztheit, Verflochtenheit und ebenso viel schwierigeren Durchschaubarkeit nicht als noch viel gemischtere Gebilde darstellen, in denen sich offenbare Regelhaftigkeiten und für uns zum mindesten heut noch unerklärbare Unregelmäßigkeiten verbinden.

Der gleiche Erklärungsgrund aber, der die Gebrochenheiten und Gemischtheiten der Verläufe im anorganischen Reiche uns wenigstens im allgemeinen unanstößig macht, wird auch genügen, um die menschheitsgeschichtlichen Schwierigkeiten ebenso im allgemeinen aufzulösen. Jede Geschehensverkettung, deren Verschmiedung uns zum Teil völlig erkennbar ist, zum andern Teil aber undurchschaubar, kann ja nur dadurch zureichend erklärt werden, daß wir einsehen, daß hier andere Geschehensreihen ebenfalls, von der Seite her, einwirken, die wir noch nicht kennen, die aber ebenso gesetzlich verlaufen, wie jene.

Einzelne der hier zum Vergleich herangezogenen naturgeschichtlichen Verläufe sind, obwohl auch sie noch dem anorganischen Reich angehören, eigens geeignet, diese Folgerung auf menschheitsgeschichtliche Geschehenszusammenhänge zu er-

strecken, und zwar um deswillen, weil sie an Vielgliedrigkeit ihrer Längsverkettung, an Zusammengesetztheit der Einzelreihen in der Querverflochtenheit ihnen kaum nachstehen, durch die Länge der Zeiten, die sie in Anspruch nehmen, sie noch übertreffen. Umso näher liegt es, sich auf sie zu berufen, wenn es gilt, im Menschheitsgeschehen eine ganz augenfällige Mischung von Regelhaftigkeit und Unregelmäßigkeit hinzunehmen, ohne an der Gesetzlichkeit des Geschehens an sich irre zu werden.

Doch ist ganz selbstverständlich, daß alle irgend verwickelten Verläufe zuerst in denjenigen Bezirken des anorganischen Reiches, die an sich vielfacher zusammengesetzte und verflochtene Verlaufsformen aufweisen, wie die Erdgeschichte, die geschichtliche Erdkunde, d. h. die Bildungsgeschichte des Antlitzes der Erde, noch mehr aber in den Bereichen der Physiologie und Biologie, ganz ebensosehr in den Wachstumsverläufen wie in den eigentlich entwicklungsgeschichtlichen des Stammbaums der Arten, das gleiche oder ein noch schwieriger zu durchdringendes Gemisch von Regelhaftigkeit und Unregelhaftigkeit darstellen müssen. Wobei denn immer wieder sich die Schlußerwägung aufdrängen wird, daß die Unregelhaftigkeiten entweder solche sind, die unser Erkennen noch nicht genügend durchdringt, um sie auf verborgene, d. h. in der Regel zerteilte Regelhaftigkeiten zurückzuführen, oder solche, die die Natur selbst schafft, indem sie innerhalb kleinster Geschehensbezirke Verschiedenheiten der Einzelbildung zuläßt, die durch die Wissenschaft ganz genau nur durch ähnliche Veränderlichkeitsfeststellungen wiedergegeben werden können.

Um aber ein eigens sinnfälliges Seitenstück von durchdrungenen Regelhaftigkeiten und undurchdrungenen Unregelhaftigkeiten neben das Geschehen der Menschheitsgeschichte zu stellen, kehrt der Blick noch einmal in das anorganische Reich, und zwar in den Bezirk der Sternbewegungen zurück. Hier findet sich folgender Tatbestand. Nach dem Beispiel der Sonne, von der eine translatorische, d. h. im Raum unbedingt vorwärts gehende Bewegung — 19,5 oder 20,0 Kilometer in der Sekunde betragend — zweifelsfrei beobachtet ist, nimmt die Sternkunde an, daß alle Fixsterne in Bewegung begriffen sind, und zwar

nach der zuerst von Kapteyn versuchten Unterstellung in zwei Triften, die nach zwei — nur ungefähr 140 statt 180 Grade — voneinander geschiedenen Punkten in der Milchstraßenebene[1] sich fortbewegen. Diese Bewegung wird parallel der Milchstraßenebene angenommen: beide Triften sind räumlich nicht voneinander getrennt, sondern durchsetzen sich gegenseitig. Die Verteilung der Sterne auf beide Triften wird als ungefähr gleich, doch nicht ganz gleich angenommen: der ersten Trift wird eine etwas grössere Anzahl als der zweiten zugeteilt. Außerdem aber sind Ströme von Fixsternen beobachtet worden, die die Annahme erlauben, daß kleinere Schwärme von Sternen zu gemeinsamen Bewegungen zusammengefaßt sind. Endlich aber nimmt man an, daß das aus etwa einer Milliarde von Sternen bestehende Milchstraßengebäude in einer Gesamtbewegung durch den Raum fliegt.

Zuweilen wird auch noch eine vierte Bewegungsform angenommen, die von sehr großen, nach Tausenden zählenden Sternhaufen; aber selbst von dieser Unterstellung abgesehen, ergibt sich eine vierfache Form der Bewegung: die des gesamten Milchstraßengebäudes, die der zwei Triften, die der Sternströme, innerhalb derer dem Weg des Einzelsterns auch noch ein gewisses Maß von Selbständigkeit der Richtung vorbehalten bleibt. Um das Durcheinander schon der drei letzten Bewegungsarten, also bis zu den Triften aufwärts, begreiflich zu machen, hat man das ganze Geschehen mit dem Verhalten von großen Fischschwärmen verglichen, die sich wohl in einer groben Gesamtrichtung vorwärts bewegen, innerhalb derer aber doch die einzelnen vorwärtsgetriebenen regellos durcheinander schwimmen. Die Schwierigkeiten, die hier die Gegebenheiten der Natur ihrer wissenschaftlichen Bezwingung entgegensetzen, sind so ungeheuerlich harte,[2] daß unzweifelhaft die Unzulänglichkeiten der heutigen Einsicht einen eigens großen Anteil an der Wirrsal des

1) Kobold, Das Sternsystem (Astronomie, herausgeg. von Hartmann [1921] 552); nach Kapteyn befinden sich beide Vertices doch diametral in der Milchstraßenebene einander gegenüber. (Newcomb-Engelmann, Populäre Astronomie, herausgeg. von H. Ludendorff [^{6}1921] 586.)

2) Auch den Außenstehenden ersichtlich gemacht durch die Darlegungen Kobolds (Der Bau des Fixsternsystems, mit besonderer Berücksichtigung der photometrischen Resultate [1906] 30 ff., 35 ff., 42 ff.)

Bildes haben. Es liegt hier das umgekehrte Verhältnis wie in der heutigen Geschichtsschreibung vor. Der Wille und die Kraft zu bauender Zusammenschmiedung des Tatsachenvorrats sind beide in gleicher Stärke vorhanden, aber die Beschreibung der Tatsachen stößt vorläufig noch auf unüberwindliche Hindernisse.

Aber selbst wenn dieser Mißstand behoben sein wird, so ist nach dem heutigen Stand der Sternkunde noch nicht die mindeste Gewähr dafür geboten, daß die Zusammenhänge zu erkennen sind. Ja, es ist eher wahrscheinlich, daß auch dann noch die Verkettung der weit auseinanderliegenden Gruppen von ermittelten Tatsachen schlechthin undurchdringlich bleibt. Jede für sich mag dann nach ihrer Gesetzlichkeit erkannt sein, aber die diese einzelnen Gesetzlichkeiten verbindenden Regeln brauchen auch dann noch im mindesten nicht aufgefunden zu sein. Wer kann sagen, ob es menschlichem Scharfsinn je gelingen wird, die elementarste Tatsache, ohne die der Fortbestand, ja das Dasein unserer Welt als eines Ganzen unerklärlich sein würde, aufzuklären: daß diese Milliarde Sonnen, in die man heut das Milchstraßengebäude zerlegt denkt, zusammenhält. Das Verhältnis ihrer größten Entfernung voneinander ist, auf uns verstehbare Maße zurückgeführt, dies, daß alle sechzig Kilometer ein Stecknadelknopf den Weltraum durcheilt. Die Auswirkungen unseres Sonnensystems, auf die Newton sein Gravitationsgesetz gegründet hat, schwinden hier auf so geringfügige Andeutungen zusammen, daß uns besonders hart ankommt, es auf diese Beziehungen der Weltkörper anzuwenden. Und doch gibt es für die heutige Sternforschung keinen anderen Ausweg, als sich auch darein zu ergeben. Über die Gesetze, denen die Bewegungen der Sterntriften und der Sternströme unterliegen, haben auch die kühnsten Sternkundigen noch keine Vermutungen aufzustellen gewagt.

Ist es nun aber so, dann tritt dem nach Seitenstücken zum Menschheitsgeschehen suchenden Blick hier ein Naturgeschehen entgegen, dessen elementarstes Gefüge noch schwerer zu durchdringen ist als das der Geschichte. Und dies, obwohl daran nicht der mindeste Zweifel herrscht, daß das Naturgeschehen nun gar im anorganischen Reich eine außerordentlich viel geringere Zu-

sammengesetztheit, auch eine beträchtlich geringere Verflochtenheit seiner Einzelgeschehensreihen, kurz gesagt also eine sehr viel kleinere Unterschiedenheits-, d. h. Variationenfülle im Nebeneinander und ebenso gewiß auch eine mindere Veränderlichkeit — Variabilität — im Nacheinander aufzuweisen hat.

Ganz unmöglich also ist der Einwand jener vorgeblichen Anwälte der Strenge des Gesetzes und der Strenge des gesetzlichen Naturgeschehens, von dem diese Betrachtungsreihe ausging: daß der allerdings beschränkte Umfang der Regelhaftigkeit des Gesamtverlaufs der Geschichte dem Begriff der Gesetzlichkeit, wie ihn das Naturgeschehen darleiht, so wenig genüge, daß man ihn nicht auf die Geschichte anwenden dürfe. Die Wahrheit ist, daß der Aufbau unserer Milchstraßenwelt, ins Weite und Große gesehen, mindestens ebenso viel, wenn nicht mehr Einzelunregelmäßigkeiten innerhalb des Insgesamts — das sich in beiden Fällen von dem Grundzug der Regelhaftigkeit beherrscht zeigt — aufweist als sein menschheitliches Gegenstück. Den hundert Unterschieden zum Trotz, die zwischen den beiden Geschehensgebilden obwalten und über die bei so allgemeiner Erörterung kein Wort zu verlieren nötig ist — für die Bedürfnisse einer allgemeinen Werdenslehre könnten sie dagegen gar nicht eingehend genug ins Auge gefaßt werden — liegt die Veranlassung gerade zu diesem Vergleich näher als zu manchen anderen denkbaren. Beide bestehen aus einem vielfach zusammengesetzten Geflecht von Einzelgeschehensreihen, beide stellen ein großes Insgesamt von Bahnenzügen dar — mag auch die Spirale des Milchstraßengebäudes eine ganz andere Form haben als die Spirale der Menschheitsgeschichte, die hier als Bild und Gleichnis des zurückgelegten Entwicklungsweges benutzt ist[1] — beide

1) Um Mißverständnissen, die entstehen könnten, im voraus entgegenzutreten, d. h. um überflüssigen Belehrungen von vornherein ihre Grundlage zu nehmen, sei eigens darauf aufmerksam gemacht, daß der Bildbegriff der Spirale, den die Sternkunde für den Andromeda-Nebel, die Spiralnebel in den Jagdhunden u. a. gebraucht (Abbildungen bei Kobold, Bau des Fixsternsystems 178, 180; gute Bilderzusammenstellungen bei W. Meyer, Das Weltgebäude [1898] 347, 350, 358, 359), meist propellerartig ist und dann sehr weit von dem zylindrischen oder konischen Spiralbild abweicht, das hier für den Bahnenzug der Menschheitsgeschichte benutzt ist. Auch Proktors schematische Zeichnung des Milchstraßenwulstes (Abbildung bei

sind ein Ineinander von Sein und von Werden, insofern das an sich geschichtlichere Bahnengewinde der Menschheit fast in allen Abschnitten des Insgesamts seiner Bahn Völker oder kleinere Blut- und Gesittungseinheiten zurückgelassen hat, die auch noch für den Querschnitt unserer Gegenwart oder jeden beliebigen Querschnitt früherer Zeitalter die Wegteile, die von den vorwärts geeilten, den entwicklungsstarken Völkern längst zurückgelegt sind oder waren, in einem noch verharrenden Sein darstellen, in einem immerhin ähnlichen Sinn wie die großen Triften und Ströme der Gestirne alle Wegabschnitte ihrer Bahn besetzt halten, obwohl die hintersten Wegteile längst von den vorderen Gliedern der Sternzüge zurückgelegt sind. Und endlich, und dies ist für den hier angestellten Vergleich die entscheidende Ähnlichkeit, soll an beiden Gefügen nicht das Insgesamt ihrer Bewegungsformen verglichen werden, sondern nur die allgemeinsten Baueigenschaften ihres Wegegewindes, und da springt denn freilich in die Augen, daß der Bahnenzug der Geschichte mehr durchgesetzte Regeln aufweist als zum mindesten das heut erkennbare Bild des Bahnenzuges der Gestirne. Umso weniger also darf jener Einwand erhoben werden.

Und noch in einer anderen, wenngleich mehr das Verständnis dieser Dinge als ihre sachliche Beschaffenheit angehenden Beziehung können diese Vergleiche mit dem Gefüge und der Geschichte der Sternwelt ausgewertet werden. Immer wieder ist ein geometrisches Bild geschichtlicher Vorgänge, wie das hier benutzte vom Bahnengewinde, in Gefahr, allzu wörtlich genommen zu werden und etwa mit dem allgemeinen Einwand abgefertigt zu werden, daß ein so statarisches Gebilde wie ein Gewinde nicht als Gleichnis für einen in beständiger Entwicklung sich vollziehenden Vorgang benutzt werden dürfe. Da ist es nun ein stützendes Seitenstück, auf das hingewiesen zu werden verdient, wenn die Sternkundigen, denen doch gewiß ein eigens empfindliches Verständnis für den Unterschied von entwick-

---

Meyer, Weltgebäude 380), an sich längst wieder preisgegeben, zeigt ein viel einfacheres, fast ein ringförmiges Gebilde. Easton nimmt eine Spirale aus zwei Ringen mit einem Schnittpunkt im Schwan an (Kobold, Fixsternsystem 178).

lungsgeschichtlichen Bahnen und von wirklich durchmessenen Bahnen beizumessen ist, sehr ähnlich wie hier die Verläufe von geschichtlichen Entwicklungen in scheinbare Bewegungsbahnen überschreiben. Denn man bemerke wohl, das von Jeans entworfene Diagramm bezieht sich ganz ebenso wie das auf diesen Blättern so oft berufene Bahnengewinde durchaus nicht auf irgendwelche wirkliche Bewegungen, wirkliche Bahnen, sondern es soll durch sein Bild gerade so wie durch das Bahnengewinde eine Anzahl von sterngeschichtlichen Entwicklungszuständen versinnlicht werden, die ebensowenig wie die menschheitsgeschichtlichen auch nur das mindeste mit wirklich zurückgelegten Wegen etwas zu schaffen haben.

Zweiter Abschnitt
Die Regel der Unregelmäßigkeiten

Erstes Stück
Formenlehre

Für die Gesamtauffassung der Geschichte und für die Anschauung von dem Verhältnis ihrer Bahnteile zu dem Ganzen des Gewindes ist freilich die Überzeugung, daß sie eine Wirkungs- und Bewegungseinheit darstellt, zureichend. Aber um einen vollständigen Begriff von dem Zuge des Werdeganges der Menschheit zu erlangen, wird man auch danach fragen müssen, ob dieser Zug noch über seine Regelmäßigkeit hinaus nicht etwa eine eigene Richtung offenbart — was schließlich zu der letzten Fragestellung führt, ob etwa auch Aussagen über die fernere, die zukünftige Richtung dieses Zuges gemacht werden können und dürfen.

Der nächste Schritt von dem bisherigen Ergebnis dieser Untersuchung aus müßte sein, für die aufgefundenen Regelhaftigkeiten — d. h. für die Gleichläufigkeiten der Kreisbahnen im Gewinde — nach Regeln höheren Ranges zu suchen. Doch soll das späterer Bearbeitung, die auf festerem Grunde fußen möchte, vorbehalten bleiben. Hier soll sogleich zu der ohnehin mit dieser aufs engste zusammenhängenden Frage vorgeschritten werden,

ob sich unter den Unregelmäßigkeiten, die, wie schon die Feststellung der Regelhaftigkeiten fort und fort voraussetzte, jenseits von deren Grenzen beginnen, nicht solche finden, die zwar nicht jede für sich, aber in ihrem etwa gleichförmig abweichenden Nacheinander eine Regel ihrer Abwandlung und damit eine Richtung der Gesamtbahn offenbaren könnten.

Was aber ist eigentlich unter Unregelmäßigkeit im Geschichtssinne zu verstehen? Zunächst nicht eine sehr umfassende Gruppe von Unregelhaftigkeiten, die man am richtigsten als die Unregelhaftigkeit der Besonderheit wird bezeichnen dürfen. Es ist die gleiche, die zwei Jahrtausende lang alle und noch heut die bei weitem meisten Geschichtsforscher davon abhält, überhaupt Regeln der Geschichte im Grundsatz zuzugeben. Es ist die unendliche Buntheit und Mannigfaltigkeit schon der Rassen, der Rassenteile, der Volkstümer, der Stämme und der noch kleineren Blut- und Gesittungseinheiten, dann der Gestalten, der Einzelnen, endlich der einzelnen Handlungen, der einzelnen Werke. Von ihr soll hier noch nicht die Rede sein. Sie ist das grüne Laubwerk, das den festeren und sicher auch nüchterneren Aufbau des Stamm- und Zweigwerks der Regelhaftigkeiten überdeckt und ihn dann dem unspürerischen oder dem von der Schönheit des Bildes bezauberten Auge ganz verbirgt. Nur die Robustheit und, wenn man will, die Brutalität jenes Stamm- und Kernbaues wird in Betracht gezogen, wenn hier von Gleichläufigkeiten gesprochen wird.

Man mißverstehe diese Worte nicht: brutal sind nicht die Äußerungen dieser Gleichläufigkeiten, denn die umfassendsten und also wohl stärksten, gebieterischsten, aber auch einförmigsten, massivsten Regelhaftigkeiten unter ihnen, die von dem Auf und Nieder gesellschaftsseelischer Grundstimmungen, sie greifen in das zarteste Entschließen eines jungen Mädchens und noch in die leiseste Tonwahl auf der Palette eines stillen Künstlers ebenso tief ein, wie in das Handeln eines Feldherrn, eines Staatsmannes. Brutal sollen hier diese letzten Formeln lediglich deshalb genannt werden, weil sie nur die äußersten Rahmengebungen für ein nicht tausend-, nein billionenfaches Geschehen sind, das sie herrscherlich umschließen, dessen reicher Mannigfaltigkeit sie aber bereitwillig Raum geben.

Aber man beachte doch das Eine: diese Mannigfaltigkeit kann ihrerseits nicht jene Regeln aufheben. Denn sie ist schon bei nächster Nähe – zeitlicher, aber auch sachlicher, begrifflicher, Entwicklungsnähe — sehr groß. Friedrich der Große und Ludwig XV., Zeitgenossen und beide Vertreter der Form des unumschränkten Königtums dieser Jahrzehnte, sind als Menschen in der Ganzheit ihres Wesens betrachtet schließlich ebenso verschieden von einander wie Friedrich II., der Hohenzoller und Friedrich II., der Hohenstaufe — wenn es darauf ankommt, diese Wesensunterschiede zu zählen und nicht zu wägen. Wägen aber würde in diesem Falle heißen: in der Summe der Merkmale die auszulesen, die Zeitgut sind, d. h. diesem bestimmten Zeitalter angehören; von ihnen aber die völlig getrennt zu halten, die als Baueigenschaften Menschen aller Zeiten einen oder trennen. Dabei ist nicht etwa unter Zeitgut allein ein typischer, mit anderen geteilter Besitz an Merkmalen verstanden, sondern ebenso auch ein Einziges, hier und an dieser Gestalt ausschließlich und unwiederholt Vorkommendes, falls es nur die Linie des Zeitalters, etwa diese Königs-, diese Persönlichkeitsform über sich selbst hinaus fortsteigert.

Unregelmäßigkeiten sollen vielmehr genannt werden die Abweichungen derjenigen Grundlinien in dem Bahnengeflecht der drei Kreisläufe des Gesamtgewindes, von deren Lauf hier überhaupt ausgegangen ist, um ein Bild der Geschichte zur Einheit zu formen. Diesen Abweichungen will in dem obschwebenden geometrischen Bild die Veränderung der Ebene gerecht werden, die es jedem einzelnen Kreislauf zuweist. Das Bild der Spirale läßt, es sei noch einmal auf das nachdrücklichste wiederholt, die langsam fortschreitende Abweichung sich mit der Wiederholung paaren. Reine Wiederholung würde den Kreislauf im buchstäblichen Sinn des Wortes, die rein kyklische Bahn als Bild fordern. Und noch innerhalb des Bildes kann auch für das Geflecht der Einzelbahnen der Persönlichkeits- und der Sachentwicklungen, aus deren Summe sich erst die Bahn, richtiger das Bahnenbündel der Gesamtentwicklung zusammensetzt, ein Unterschied gemacht werden zwischen Richtungsunterschieden nur der Einzelbahnen — innerhalb der Ebene ihres Kreislaufes — und solchen,

die bei der Vergleichung der Kreisläufe als Strahlenbündel für ihre Gesamtrichtung in Betracht kommen. Aber man erkennt leicht, daß zum mindesten die erste Gleichung viel zu grob und regulär ist, die zweite aber mit viel Leben erfüllt werden muß, ehe man sie in die hier begonnene Erwägung einstellen kann.

Zweites Stück
Einzelvergleiche

Dies sei an einigen Einzelpunkten versucht, gleichviel ob sie von vornherein einen Ertrag verheißen oder nicht.[1] Zuerst in Hinsicht auf die erste Bahnensäule. Die drei körperschaftlich gerichteten Halbbahnen der Urzeit, des Mittelalters und des demokratischen Zeitalters der Neuesten Zeit bieten, was die Form ihrer genossenschaftlichen Gebilde angeht, sehr verschiedene Anblicke dar. In Hinsicht auf den Umfang ist an den Genossenschaften der Urzeit zunächst als Grundzug auffällig, daß sie nie über ein gewisses begrenztes Maß anwachsen. So auch die umfassendsten Gemeinschaften, die Staaten selbst: noch die Irokesen, der geschlossenste, dauerhafteste und staatlich erfolgreichste Urzeitstaat, von dem vielleicht die Geschichte der Menschheit, jedenfalls die der roten Rasse berichtet, haben nach den Schätzungen 70 000 bis höchstens 100 000 Köpfe gezählt.[2] Aber innerhalb der Bildungsform des Geschlechterstaates bedeutet dieser Umfang, der uns für einen selbständigen Staat klein scheint, eine Gipfelausnahme von größter Seltenheit. An der Nordwestküste von Nordamerika betrug die Seelenzahl der Tlinkit, einer Stammesgruppe von elf Völkerschaften nach

1) Die Hilfsmittel dieser Vergleichungen sind die Begriffe, die seit nunmehr 12 Jahren in Vorlesungen ausgebildet worden sind, ohne daß sie doch mit ihrer Begründung schon hätten veröffentlicht werden können. Vgl. das allgemeine Programm: Dokumente des Fortschritts Februar 1908 (Enquêtebeantwortung), dazu die Sammlung: Hilfsbegriffe in der Geschichte der Menschheit I (1907) 515—563.

2) So die bisherige Angabe (Die Entstehung des Staates aus der Geschlechterverfassung bei Irokesen und Tlinkit. Schmollers Jahrb. f. Gesetzg. XXVIII [1904] 77, vgl. 68) zu verbessern nach Morgan, League of the Iroquois (I [²1904] 23 f.).

der amerikanischen Volkszählung von 1880 genau 6763, schätzungsweise mit Einschluß der Wandernden 8—10 000.[1]

Der Siedlerschaftsstaat, die an sich geringwertigere, minder entwicklungsfähige Form der Urzeitstaaten, die aber sehr ausgedehnte Stämmefamilien in Amerika und Asien beherrscht, war viel kleiner, 200 bis 500 Seelen etwa im Durchschnitt umfassend. Das Mittelalter bedeutet ebenfalls der Halbbahn des Altertums gegenüber ein wesentliches Herabgehen auf geringeren Umfang: das Mittelalter liebt die geschlossenen Verbände von nicht allzu großer Kopfzahl: Zünfte, Stadtgemeinden, Markgenossenschaften und auch die ständischen Körperschaften, mögen sie auch zuletzt weite Staaten als Vertretung umfassen, sie sind alle nicht sehr zahlreich; sie bemessen sich in der Regel nach Hunderten, selten nach Tausenden. Die Neueste Zeit schließt sich dem an, insofern die Urkörperschaften: Gewerke, Vereine und so fort in Betracht kommen, aber die Entwicklung der weiteren Verbände zeigt die Richtung auf viel größere Massenanhäufungen in Parteien, Berufsverbänden, Wirtschaftsbünden innerhalb der Völker und erst recht in der Zusammenballung ganz großer Staatsverbände, zuletzt der größten, der Weltreiche —von denen eines, das englische *empire*, drei Zehntel des festen Landes der Erdoberfläche, fast ein Viertel der Menschheit umfaßt.

Die Entwicklung der Dichtigkeit, d. h. des Zusammenhalts ist diese: die Urzeitgemeinschaft läßt, selbst in mächtigen Staaten, dem Einzelnen sehr viel Freiheit, so gleichmäßig das Leben auch für alle Glieder einer Völkerschaft geformt sein mag. Das Mittelalter ordnet in Zunft und Stadt und Mark doch den Einzelnen tiefer und enger in die Regel der Genossenschaft, vorzüglich wohl, weil der Einzelne, berufsständig ausgegliedert — differenziert —auch gemäß der jeder Ausgliederung entsprechenden Einfügung — Integration — sich mehr auf die Genossenschaft angewiesen fand, als der noch sehr freie— vogelfreie — Urzeitmensch. Das demokratische Zeitalter der Neuesten Zeit dagegen macht den Einzelnen, der sich den großen Massengenossenschaften anschließt, noch splitterhafter, mithin noch

1) Krause, Tlinkit (1885) 95. Vgl. Die Geschichte der Menschheit I (1907) 108.

mehr auf Gunst und Gnade der Genossenschaft verwiesen, gibt ihm aber gemäß dem starken massenindividualistischen Zuge, der allen Einrichtungen dieses Zeitalters anhaftet, wiederum eine viel wurzellosere Freiheit im Sinne der Loslösbarkeit, des freien Verfügens über das Hier oder Dort der eigenen Person, eine Freiheit, in der er nach seinem Belieben von heut auf morgen aus einer Körperschaft ausscheiden kann, was allem mittelalterlichen Brauch und Sinn geradeswegs ins Gesicht schlägt.

So ergibt sich für beide Reihen folgendes Ergebnis: in der Urzeit Zusammenschluß enger Gemeinschaften zu großer Gleichheit, aber unter Wahrung des Rechtes des Einzelnen auf Selbständigkeit; im Mittelalter: Zusammenschluß enger Genossenschaften unter genauerer Einfügung des Einzelnen; in dem demokratischen Zeitalter der Neuesten Zeit: weite Genossenschaften innerlich noch unselbständigerer, äußerlich freier Einzelglieder.

Man wird aus jenen Gegebenheiten noch dieses folgern können: die Gemeinschaft der Urzeit, an sich des Willens voll, den Einzelnen sich und dem eigenen Gleichheitsgebot einzuordnen, ehrt doch bis zu einem hohen Grade noch die Selbständigkeit des Einzelnen und kennt und hat gemäß ihrer sehr viel minder umfänglichen äußeren Kultur in sehr vielen Stücken weder Ursache noch Werkzeug, um in die Sphäre des Einzellebens einzudringen und seine Bewegungsfreiheit zu mindern. Die mittelalterliche Gemeinschaft steigert den Drang zur Zusammenfassung noch und erfüllt den Einzelnen auch tief mit dem Willen, sich ihr hinzugeben, sich ihr einzupassen: sie ist diejenige Gemeinschaftsform, die den Sinn dieser Ordnung am tiefsten im Seelischen, am stärksten im Tatsächlichen durchsetzt. Die Gemeinschaftswirkung des Demokratismus und des Sozialismus will, hierin der Urzeit ähnlich, gemäß dem freiheitlichen Bestandteil ihrer Forderung, dem Einzelnen ein größeres Verfügungsrecht über sich lassen; aber da sie ihn durch tausend neue Bedürfnisformen in ein viel tieferes Joch zwingt, wird er, ohne es zu wollen, in sehr viel mehr Abhängigkeiten hineingetrieben; und seine Freiheit bedeutet oft nur Wurzellosigkeit. Von einer fortschreitenden Reihe kann hier in keinem Betracht gesprochen werden.

Vergleicht man in den drei Gegenbahnen die Königtümer, so

ergibt sich: im Altertum überwiegt bei weitem das Wachstum zu großen, ja sehr großen Reichen, die Untertanenschaft ist nicht nur im Orient, sondern auch bei den europäischen Ariern weit gesteigert; man denke an das Obereigentum des norwegischen Königs am gesamten Boden des Reiches, das schlechthin afrikanische Erinnerungen — an den Staat der Bantuneger, der malaiischen Madagassen — wachruft. Die verhältnismäßig kleinen Gebiets- und Stadtkönigtümer des alteuropäischen Völkerkreises — Mykene, Tiryns, Kreta — machen durchaus den Eindruck einer Ausnahme, bedingt durch die Zerrissenheit und Kleingegliedertheit des griechischen Landes. Die Königreiche der Neueren Zeit sind der mittelalterlichen Zerspaltung gegenüber wohl auch auf Vereinigung des zersplitterten Staatsbodens bedacht, sie erobern und kolonisieren im weiteren Verlauf, aber nur in ganz seltenen Fällen — etwa in dem Rom des alt-, dem Spanien des neueuropäischen Weltalters — kommt es zur Anhäufung sehr großer Reiche, niemals zu der übergroßen Macht von der Gradstufe der Weltreiche der Altertumshalbbahn oder gar der Neuesten Zeit. Der Begriff der Untertanenschaft wird wieder stark gesteigert. Die Reiche des Imperialismus dagegen sind schon jetzt weit über das Maß der Weltreiche der Altertumsbahn hinweggewachsen, das Verhältnis der Reichsangehörigen in den Imperien zur höchsten Staatsgewalt dagegen ist verhältnismäßig frei und unabhängig: jeder Caesar des Imperialismus ist mit sehr vielen Tropfen demokratischen Öls gesalbt.

Eine alle Abwandlungen umfassende Formelgebung für beide Reihen stellt sich als unmöglich heraus; nur die Massenhaftigkeit ist für beide Halbbahnen der Neuesten Zeit kennzeichnend, und die Zunahme der Unabhängigkeit des Einzelnen in der Masse: der Massen- und Zwergindividualismus. Ausdehnung und Abnahme der Dichtigkeit der gesellschaftlichen Gebilde läßt sich im Sinn einer durchgehends festgehaltenen Bevorzugung nur für einen Teil dieser Reihen — von der Genossenschaft des Mittelalters zu der des demokratischen Zeitalters der Neuesten Zeit und vom Königtum der Neueren Zeit zum Imperialismus reichend — beobachten. Die Wirkungsfolgen — Ausdehnung und Auflockerung — mögen in beiden Reihen miteinander in

ursächlichem Zusammenhang stehen. Wäre hier eine fortschreitende Reihe der Abwandlung gegeben, so könnte sie nur bei Mittelalter und Neuerer Zeit einsetzen. Wird die Urzeit mit einbegriffen, dann weist die Selbständigkeit des Einzelgliedes in der Genossenschaft ein Auf und Nieder auf, eine von der Urzeit zum Mittelalter sinkende, von da zum demokratischen Zeitalter der Neuesten Zeit wieder steigende Kurve.

Die nahe geordneten Reihen der Volkswirtschaft werden ebensowenig zu einer Einheit zusammenzuschließen sein. Der primitive Kommunismus der Urzeit, die Genossenschaft des Mittelalters, die vom Sozialismus begehrte, aber nicht durchgesetzte Wirtschaftsgemeinschaft ergeben wohl insofern eine fortschreitende Reihe, als die Einfügung — Integration — mit der Zunahme der Arbeitsteilung zugenommen hat: das Einzelglied der Genossenschaft wird in seinen Tätigkeiten, Kenntnissen, Fähigkeiten immer unselbständiger; aber andererseits bedeutet doch der Sozialismus — in seinen Zielgedanken — auch eine Rückbeugung zur Urzeit, insofern er in seinem massenindividualistischen Drang durchaus auf Verselbständigung des Einzelnen ausgeht. Ein ähnliches zwiespältiges Ergebnis findet statt in der Gegenreihe: vom Herrenhof des Altertums zur Fabrik der ausgehenden Neueren Zeit und von da bis zur Riesenindustrie der Gegenwart haben sich Einfügung — Integration — des Einzelgliedes und also seine Unselbständigkeit durch zunehmende Arbeitsteilung zunehmend gesteigert. Aber auch hier würde ein starker Aristokratismus, der auf Ausbildung von Führertum und Gefolgschaft ausginge, die gröbsten Mechanisierungen der Arbeitsteilung moderner Unternehmungsimperien umzubilden suchen zu besserer Abrundung, menschlicher Verselbständigung des Einzelgliedes eines Wirtschaftsgefüges: eine solche Entwicklung, die in nicht allzu ferner Zukunft immerhin möglich ist, würde also einer Rückbiegung entgegenstreben. So ist auch hier das Auf und Ab einer Kurve möglich.

Ein Vergleich der drei Mystiken, der drei Realismen und der drei Stilkünste soll nicht in Angriff genommen werden: von ihm sind die reichsten Früchte für die Einzelwürdigung und Einzelumschreibung der einzelnen Halbbahnen zu erwarten, aber eine

eindeutig fortschreitende Reihe, insbesondere eine, die so stark hervortritt, daß sie für die Gesamtheit eintreten könnte, wird sich ihm schwerlich abgewinnen lassen. Auch Kurven, die ein Auf und Nieder darstellen, sind kaum zu ermitteln.

Drittes Stück

Fortschreitende Reihen und Zielzustände

Noch bietet sich, um zu einer Gesamtbeobachtung dieser Art zu gelangen, eine rein mechanische Erwägung dar. Es wäre zu vermuten, daß im Verlauf der Gesamtentwicklung insofern eine fortschreitende Veränderung sich vollzieht, als die Einwirkungen der voraufgehenden Entwicklungsabschnitte auf die nächsten und etwa auch auf die zweitfolgenden Abschnitte sich vermehren. Die notwendige Folge würde das Zustandekommen von fortschreitenden — progressiven — Reihen sein; außerdem aber: eine Annäherung zwischen den aufeinanderfolgenden Halbbahnen, eine wachsende Angleichung ihrer Gegensätze müßte dann zu beobachten sein.

Und in der Tat läßt sich derartiges bemerken. Faßt man die abschließende Reihe, die der gesellschaftsseelischen Grundrichtungen, ins Auge, so ergibt sich folgendes: der Genossenschaftsgedanke der Urzeit reicht zwar dort und dort in das Altertum hinein, dessen Persönlichkeitsgedanke aber setzt sich in allen seinen entscheidenden Auswirkungsformen, in Staat und Wirtschaft, Glauben und Kunst scharf und schroff genug gegen seinen Vorgänger ab.

Dagegen ist das Mittelalter — gerade hierin sich sehr deutlich gegen die gleichläufige Urzeit abgrenzend – zwar im ganzen von dem Genossenschaftsgedanken beherrscht, aber tief durchsetzt von ichstarken Äußerungen. Man überschaue nur: im Staat zu Beginn und zu Ausgang des Zeitalters unendlich viel Auswirkung mächtigen Königtums — in Deutschland die drei Kaisergeschlechter, unter ihnen die Hohenstaufen schon vom modernen Staatsgedanken beseelt, gegen Ende des Mittelalters das Aufsteigen des Teilfürstentums; in der Kunst Dante, die gotische Bauweise gegen allen sonstigen Realismus; in der Volkswirtschaft

Grundherrschaft zu Anfang, gegen Ende aufkeimender Kapitalismus in Handel und Gewerbe; im Glauben das herrische Papsttum und sein harter gestalthafter Gottesbegriff gegen die den Gott auflösende Mystik.

Die Neuere Zeit ferner ist ebenfalls, vorzüglich verglichen mit dem Altertum, weit eindringlicher untermischt mit Regungen des Gemeinschaftsdranges: im Staat mit aristokratischen — man denke an das neueuropäische Ständetum, das sich bis um 1600 stark gegen die übergroße Ichbetonung des unumschränkten Königtums wehrt; in der Kunst liegen die realistischen Inseln — Shakespeare, Cervantes, Velazquez, Rembrandt, Molière und ihre Umgebungen — im Meer des überwiegenden Persönlichkeitstriebes; in der Forschung ist vollends die größere Hälfte der Leistungen, dem Umfange, nicht dem Werte nach gemessen, erfahrungswissenschaftlich und beschreibend.

Nun gar die Neueste Zeit: im demokratischen Zeitalter ist die Volkswirtschaft, überwiegend kapitalistisch, durch starke Führer geleitet, ebenso der Nationalismus da, wo er seine großen Siege erficht — in Italien und Deutschland — sie erringend nicht mit den ihr zunächst entsprechenden Mitteln genossenschaftlicher Bewegung, sondern durch die Führung starker Staatsmänner der alten Kabinettspolitik, vor allem aber das ganze Zeitalter eingeleitet durch einen Aufschwung der entgegengesetzten Bewegung: des caesaristischen Imperialismus. Dieser wird getragen von der unvergleichlich größten Gestalt des Zeitalters und begleitet durch ähnlich gerichtete Vorstöße bauender Kunst und bauender Forschung. Aber auch diese Bewegung wird überwunden, und der demokratische Geist des Zeitalters kann durchaus nicht in Frage gestellt werden; jedoch die fortschreitende Neigung zu Kompromiß und Mischung ist unverkennbar. Und dies umso weniger, als dem Caesarismus Napoleons die folgerichtigste und stärkste Schilderhebung des Demokratismus vorangeht, als auch sie durch den Massenindividualismus der Zeit der aufgeklärten Selbstherrschaft vorbereitet erscheint, als endlich auch der Stilkunst des Klassizismus der Frühklassizismus der Jahrzehnte vor 1791 den Weg bahnt.

Noch deutlicher ist die Mischung in der Gegenwart. Es ist

mehr als fraglich, ob sie überhaupt als das Zeitalter des Imperialismus bezeichnet werden kann; Liberalismus, Demokratismus, Sozialismus sind nicht nur noch stark, sondern, wenigstens der Sozialismus, in äußerem Wachstum begriffen. Gegen die Stilkunst liefert der Naturalismus noch heute Rückzugsgefechte, und bauende Forschung ringt gegen die im Erbe sitzende erfahrendbeschreibende erst um ihr Dasein.

Noch schwerer ins Gewicht fällt die innere Ähnlichkeit zwischen dem Imperialismus und seinen Gegenbewegungen, dem Demokratismus und dem Sozialismus; alle drei sind auf Massenvereinigung in staatlichen wie in wirtschaftlichen Dingen gestellt, alle drei teilen einen automatisch-maschinenhaften Grundzug.

Dazu sei angemerkt, daß für diese Mischungen die den Richtungswechsel vorbereitenden Kurven am Schluß der Zeitbahnen absichtlich beiseite gelassen sind. Sie sind, entsprechend der Biegung, die schon längst einsetzt, bevor das Ende der Zeitbahn der Hälfte des Kreislaufes erreicht ist, Anbahnungen, nicht Mischungen oder Zwiespältigkeiten.

Aus dem allen ließe sich — wenn eine erste , unsicher das Gesamtgeschehen der Geschichte umgreifende Beobachtung für voll angenommen wird — wohl eine allgemeine Regel ableiten, etwa des Sinnes, daß mit dem Fortschreiten des Gewindelaufes der Geschichte sich die gesellschaftsseelischen Gegensätze fortschreitend ausgleichen. Als geometrische Form der Darstellung in dem benutzten Bilde würde sich statt der zylindrischen die konische, statt der senkrecht ohne Verjüngung aufsteigenden die kegelförmig sich zuspitzende Spirale empfehlen. Hierbei würde die allmählich fortschreitende Verengerung der Kreisbahnen den inneren Sinn einer zunehmenden Abnahme des Gegensatzes der aufeinanderfolgenden Halbbahnen darstellen. Und der Kegel würde in seiner Spitze insofern auch einen endlichen Zustand des Ausgleichs der Gegensätze, also ein Verhalten von völliger Beständigkeit versinnbildlichen. Doch sei diese Behauptung vorläufig ganz dahingestellt.

Der Grund: das immer stärkere Hineinwirken der Vorzeiten widerspricht nicht der Auffassung von dem Wesen der Entwicklung als strahlender Kraft. Das Erbe von weiterwirkenden

Kräften wird immer größer. Und ist auch nicht selten zu beobachten, daß die neuen Zeitalter sich von den ihnen verwandten früheren, den ihnen im Bahnengewinde der Geschichte gleichläufigen Bewegungen mehr beeinflussen lassen als von den ihnen zunächst voraufgehenden, aber in der Richtung entgegengesetzten — wie die Mystik der Neuesten Zeit von der mittelalterlichen, der Sozialismus der Neuesten Zeit von dem Kommunismus der Urzeit, der Imperialismus etwa von dem Großkönigtum des Altertums, Napoleon von Karl dem Großen — so ist in der Hauptsache doch zu erwarten, daß der Synkretismus der Gesamtbewegung unter dem Einfluß der jeweils vorausgehenden, also der entgegengesetzten Halbbahnen zunimmt.

Die scheinbare Schlichtheit dieser Regel, ihr geschichtsmechanischer Kern spricht nicht dagegen, sondern dafür, daß es später vielleicht noch gelingen mag, sie zu beweisen und schärfer zu fassen.

Dritter Abschnitt
Die Lebensalter der Menschheit

Erstes Stück
Die Urzeit als Kindheit der Menschheit

Wer der Ansicht wäre, daß nicht in möglichst ruhigem, friedlichem, sich allmählich ausgleichendem Verlauf der Entwicklung, sondern in schroffen Gegensätzen, in harten Kämpfen der Bewegungen gegeneinander sich das größere Maß der ihr innewohnenden, sie tragenden, sie treibenden Kraft zeigen müsse, der müßte zu dem Gedanken kommen, daß die Regel der Unregelmäßigkeit, die hier gefunden und geformt wurde, nichts anderes bedeuten kann, als ein langsames Ermüden der Gesamtbewegung. Und auch die Grunderscheinung, auf die diese Beobachtung zurückgeführt wurde, wäre nicht anders zu deuten: das Zunehmen der von fernher strahlenden, wirkenden Kräfte — Menschenkräfte — der Vergangenheit. Niemand darf mehr als der Geschichtsforscher davon überzeugt sein, daß Geschicht-

lichkeit Geschichte hemmt, daß Historismus Feind der Historie ist, insofern unter Geschichte, Historie, wie hier Geschehen, Tat und neues Gebild verstanden werden soll.

Diese Erwägung leitet zu der weiteren Überlegung, ob die Geschichte nicht etwa eine Abfolge von Lebensstufen, die Menschheit mithin einen allmählich alternden Körper darstellt. Man hat schon vorlängst diese Meinung aufgestellt,[1] und sie ist wohl ernsthafter Prüfung wert.[2] Aber sobald man ihr etwas näher ins Antlitz sieht, so stellen sich sehr viele Schwierigkeiten heraus. Mit überzeugendem Nachdruck ist wohl der Vergleich zwischen Menschenkindheit und Menschheitskindheit geltend gemacht worden. Man hat für ihn mit Hilfe der bildenden Kunst, des Zeichnens der Kinder und der Kindervölker auch bereits einen urkundlichen Beweis, wenn nicht angetreten, so doch vorbereitet. Allein noch nie hat, so weit der suchende Blick reicht, jemand diesen Vergleich für die höheren Stufen der Menschheit ausgeführt oder auch nur angedeutet.[3]

So sei zunächst, ohne alle Rücksicht auf ältere Meinungen, die Urzeit als Kindheit betrachtet und, was sich allenfalls über die anderen Entwicklungsstufen als Lebensalter der Menschheit sagen ließe, hinzugefügt. An den Urzeitvölkern fallen als Grundeigenschaften, die sie mit den Kindern teilen, auf: im Seelischen die Augenblickhaftigkeit des Erlebens, starke Bewegtheit, jähes Handeln, tiefes Betrübtsein, rasches Vergessen des Erlebten; ein Leben weit mehr in der Phantasie — daher mehr Furcht und Freude — als im Verstand, dessen Gebilde deshalb beschränkt sind. Ein einzelner besonders sinnfälliger Beweis: der mangelnde Sinn für Geschichte. Es scheint fast so, nach den Belegen, die für bestimmte Ausnahmefälle sich darbieten, daß Urzeitvölker über die natürliche Spannweite von fünf Generationen — »ich weiß von meinem Großvater, was der als Knabe von seinem Großvater gehört hat« — nur dann in ihrem geschichtlichen Erinnern hinausgelangen, wenn die beginnende Einzelherrschaft

1) Sehr früh Powell, Annual Report of the Director (Rep. Bureau Ethnol. I [1881] S. XXIV).

2) Stufenbau und Gesetze (1905) 121 ([2] 1927) 184.

3) Die Handschrift des obigen Textes stammt aus dem Jahre 1912.

dazu führt, ganze Reihen von aufeinander folgenden Einzelleben — Namen und Taten der Häuptlinge — aufzuzeichnen und so in der Erinnerung festzuhalten.[1] Es verbindet sich mit dieser Geschichtslosigkeit bei Kindern wie bei Urzeitvölkern ein starker Sinn für Festhalten am Gewohnten und so ein Sinn für Überlieferung, der aber nicht dem Erinnern, der Geschichte dient, sondern dem Leben: dem Leben, das sich selbst fortsetzt und erhält.

Im Glauben ist der Allseelengedanke, der alle Dinge der Welt als lebendig ansieht und brüderlich umfaßt, der Auffassung des jungen Kindes ganz nahe: ein Knäblein, das sich an einem Stuhl stößt, schlägt nach ihm mit den Worten: du Dummes; ein anderes ruft einem Eichkätzchen im Wipfel eines hohen Baumes zu: komm mal runter! Im Tanz und Reigen der Urzeitvölker, insbesondere wo sie dem Glauben, der Geisterbeschwörung dienen, findet sich ein seltsames Hin und Her zwischen Täuschung und Selbstberedung: der Spieler, der den Geist spielt, weiß, daß er nicht der Geist ist, aber er selbst wie die Zuschauer fühlen sich ganz in die Vorstellung hinein, er sei es doch. Das gleiche erleben an sich die Kinder: jetzt bin ich König und du Ritter, so sprechen sie, wissend, sie sind es nicht und sind es doch. Auch die natürliche Grausamkeit der Kinder gehört hierher als Seitenstück. Dann ferner die Ineinssetzung von Wirklichkeit und Gedicht — ein Märchen, das zwar übernatürlich ist, aber nie anderes sein will als Märe, Überlieferung von etwas Wirklichem, genau wie alle Urzeiterzählung. Der Stoffhunger des Kindes, sein Immer-Hörenwollen, vermischt mit Raschvergessen und deshalb mit unermüdlicher Freude an der Wiederholung; sein Sinn für Geschichten — nicht für Geschichte — der Realismus der Kinder, die im Märchen so gut wie in der Zeichnung nur Wirklichkeit verlangen: dies alles findet im Wesen der Urzeitvölker Ähnlichkeiten.

Völlig von solchen freien Vergleichungen zu trennen ist eine andere Erscheinungsreihe. Sie bedeutet nicht allein Ähnlichkeit,

1) Man vergleicht vielleicht meinen Aufsatz (Ausschnitt aus dem fast vollendeten Bd. II der Geschichte der Menschheit): Anfänge der Geschichtsschreibung. Österreich. Rundschau XVIII 353 ff.

sondern auch Rückbleibsel. Für die Kindheit scheint in mehr als einem Betracht Urzeitgut aufbewahrt worden zu sein, das sonst verschüttet wäre. Zunächst im Leiblichen. Mehrere Eigenschaften des Körperbaues der afrikanischen Zwergneger finden sich am Embryo und Neugeborenen wieder: so die eigentümlich flaumige Behaarung, so das lange Offenbleiben der Frontalnaht.[1] Die eingedrückte Nase unserer Säuglinge, die bei allen Rassen gleichmäßig verbreitet ist, wird als Erbgut der frühesten Urzeit angesehen. Dazu im Seelisch-Geistigen eine Fülle von Seitenstücken: die Kinderlieder und Spielweisen der Kinder sind nachweisbar,[2] die Kinderwaffen — der Pfeilbogen z. B. — auch wohl manches Spielzeug — z. B. die Kinderklapper — offensichtlich ein Rest der Urzeit; dann unsere Märchen, von denen einzelne sicher Reste von längst verschollenen Bräuchen widerspiegeln und die bei den Kindern freudige Genießer, bei ihren Pflegern, den Müttern und den alten Frauen, sichere Bewahrer gefunden haben. Einzelne Züge des Gesellschaftslebens, von denen sonst jeder oder fast jeder Nachhall geschwunden ist und die man — falls die vergleichende Geschichtsforschung sie als selbstverständliche Vor- und Keimzustände vermutungsweise erschlösse — beanstanden würde, so die Menschenfresserei, so die Möglichkeit einer Ehe — d. h. uralten freien Geschlechtsverkehrs — zwischen Vater und Tochter, sie sind noch heute im Märchen erhalten: die Menschenfresserei im Märchen von Hänsel und Gretel, die Ehe zwischen Vater und Tochter im Märchen von Allerleirauh[3]. Welcher Lärm würde entstehen, wenn man dies behaupten wollte, ohne solchen Rückhalt — obwohl auch dies entwicklungsgeschichtlich allenfalls als Rückschluß zu vertreten wäre — aus der gleichen Unbefangenheit, aus der jener Ägyptologe erklärte, das verbitte er sich, daß man seinen Ägyptern die Menschenfresserei unterschiebe.

---

1) Johnston, The Pygmies of the Great Congo Forest. Ann. Rep. of the Smithsonian Instit. 1902 (1903) 487 f., Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika (1894) 440, 444.

2) Beispiele s Die Geschichte der Menscheit I S. 496, Anm. 2.

3) Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen, herausgegeben von H. Grimm ([28] 1896) 48, 199; vergl. auch 119, 132, 144, 150, 203 f.

Zweites Stück

Die späteren Entwicklungsalter der Menschheit und die Lebensalter des Einzelnen

Auch das Überleben so vieler Reste der Menschheitskindheit in der Kindheit des Einzelmenschen ist wichtig für die hier obschwebende Frage, fällt aber zuletzt nur dann ins Gewicht, wenn wirklich auch die späteren Alter des Einzellebens Ähnlichkeiten der Beschaffenheit oder gar solches Erben aufweisen. Alles aber, was sich in diesem Betracht allenfalls sagen ließe, wäre etwa dieses. Dem Knabenalter — vom Ausgang der Kindheit bis zur Mannbarkeit — müßte das Altertum verglichen werden: aber wie soll das geschehen! Daß Knaben fröhliche Gewalttat lieben, daß Heldentum ihr Traum ist, daß unter ihnen solche, die als Männer hohe, starke genannt werden, sich gern zum König einer Schar aufwerfen, daß dieses Alter — bei Knaben wie bei Mädchen — noch in den Schichten unserer heidnischen Gebildeten am meisten zu unbedingter Gläubigkeit hinneigt? Und ist die Jünglingszeit — von der Mannbarkeit bis gegen das Ende des dritten Lebensjahrzehnts — dem Mittelalter wirklich angeglichen, wenn man bemerkt, daß es die Zeit einer schwärmerisch-gefühlvollen Weichheit ist, die Wesensverwandtschaft hat mit aller mittelalterlichen Mystik, daß es die Zeit entschiedenster Auswirkung des Gemeinschaftsdranges ist — kein Lebensalter hat so viel Genossenschaften wie dieses — daß es Lied und Liebe pflegt, wie das Mittelalter der Völker? Oder das Mannesalter der Neueren Zeit, wenn man beobachtet, daß der Mann auf starkes Zwingen der Anderen unter seine Befehle ausgeht, wie das Selbstherrschertum dieser Zeit — viel mehr als der Jüngling, ähnlich wie der Knabe; daß dies Lebensalter das trotzigste wider Gott und Glauben ist, das gottfernste: ein starker Künstler hat es einmal so gezeichnet: daß ein Mann mit Michelangelomuskeln die erhobene Faust drohend zum Himmel reckt. Und soll man endlich das Greisenalter mit der Neuesten Zeit vergleichen, als das zuweilen kindhaft und bis zur Wehleidigkeit gütige, dann aber wieder bis zur Härte herrschsüchtige, als

das zuweilen sehr gläubige, im Kern aber sehr verstandeskühle?

Es ist fraglich, ob mit diesem allem etwas Rechtes ausgerichtet wird oder ob es nicht lediglich ein Gedankenspiel ist, geboren aus dem Wunsch, den Vergleich, der sich ungezwungen und dem suchenden Blick frei entgegenkommend für die Urzeit darbietet, für alle späteren Alter ebenfalls zu erzwingen. Dies bleibe ganz dahingestellt.

Nicht unerörtert dagegen darf eine Frage bleiben, die nicht die einzelnen Vergleiche selbst, sondern das Ziel, den Schlußpunkt ihrer aller angeht. Es mag uns Gegenwärtigen schon anstößig genug erscheinen, wenn die Zeit, der wir angehören, als das Alter der greisen Menschheit gelten soll. Grundsätzlich viel wichtiger aber ist die Schlußfolgerung, die sich hieraus ergibt, daß einer so weit gealterten Menschheit auch ein natürliches Ende oder zum wenigsten die Ermöglichung eines von außen, etwa von überlegenen Barbaren gesetzten Todes bevorstehen müsse. Diesem Irrtum muß vorgebeugt werden: die erste Möglichkeit zu behaupten, würde außerhalb des Bereichs der Zuständigkeit der Geschichtslehre und aller Geisteswissenschaften überhaupt liegen. Denn der Verfall der Körperkraft, der allein zu solchem Ende würde führen können, entzieht sich ihrem Urteil. Wahrscheinlich ist ihr Eintritt auch für das Laienurteil des Geschichtsforschers nicht. Wohl wird uns versichert, daß der vorgeschichtliche Nordeuropäer von größerer Leibesgestalt war als der heutige, wohl ist — und das ist sicherer und greifbarer — in den Großstädten der reifsten Völker die Abnahme der Wehrkraft und, in verschiedenem Grade bei diesen Völkern, ein Absteigen der Geburtenzahl zu beobachten. Aber der Annahme steht nichts im Wege, daß wenigstens die zukunftsstarken unter den Völkern, nachdem sie sich dieser Tatsachen bewußt geworden sind, durch straffere Zucht jene Erscheinungen rückgängig machen oder zum Stillstand bringen. Das glückliche Vorwärtsschreiten einer ganz ähnlichen Maßnahme von Selbstzucht, die Eindämmung des Alkoholgenusses, erlaubt eine solche Annahme durchaus.

Es bleibt die Möglichkeit der inneren Vergreisung. Und eben

in Absicht auf sie reckt sich das drohende Gespenst des Beispiels der alteuropäischen Völkerwelt vor unserer Gegenwart auf. Dieser Gedanke plagt schon die Meinung derer, die von der Gleichläufigkeit der beiden Weltalter der europäischen Geschichte nichts wissen, denen aber einige Ähnlichkeiten ungewiß vorschweben, zuweilen wie ein Alpdruck. Und würde es nicht zuletzt das gleiche bedeuten, ob aus solchem Überaltern durch die Gewalt eines äußeren Angriffs jüngerer Völker die letzte Folgerung des Schicksals gezogen würde, oder ob aus Mangel an solchen Scharfrichtern ein inneres Ersterben eintreten würde: ein Versiegen aller schöpferischen Kraft. Daß das römische Reich griechischer Kultur auch ohne Germanen und Mongolen diesen Weg gegangen wäre, ist mehr als wahrscheinlich. Der seltsame Vorgang der Vermittelalterlichung des Westreichs, wie er sich durch eine Rückagrarisierung des Volkes, durch Entvölkerung der Städte, Einschlafen von Handel und Gewerbe, Rückkehr zur Zunft und durch Aufkommen der Hörigkeit auf dem Lande abspielte, und wie er in einem schlechthin furchtbaren Herabgleiten der schöpferischen Kraft in der Forschung, in der bildenden und redenden Kunst sein untermittelalterliches Seitenstück hat, läßt dies vermuten und noch mehr das Schicksal des Ostreichs. Hier ist der caesaristische Imperialismus auf die Stufe des orientalischen Despotismus zurückgesunken, hat aber dabei alle Kraft zu äußerer Ausdehnung, das Lebenselement der Stufe, verloren. Ein lebensleerer Aristokratismus von Beamten und Priestern blieb ihm allein zur Seite, während das Bürgertum ohnmächtig wurde und nicht einmal mehr die Kraft zu mittelalterlicher Zunftbildung fand. Dem Verfall der staatlichen, wirtschaftlichen Kraft entsprach ein noch üblerer Rückgang des geistigen Schaffens. Kein Drama mehr, keine Lieder, kein Epos, selbst der Roman erstorben, das sind die Merkmale, über die der Adel des starr stilisierten höfischen Lebens und der Rest der bildenden Kunst, der blieb, und die herbstliche Schönheit dieses Sterbens nicht forttäuschen können. Das entscheidende Kennzeichen bleibt — das eigentlich Merkmal gebende Besitztum der Zeit —: der caesaristische Imperialismus schwindet in beiden Fällen zu seinem Zerrbild zusammen. Er vermag nicht nur nicht

mehr zu erobern, sondern er verliert die ererbten Weltreiche: nach innen aber hält er sich, weil er keinen Gegner findet, weil alle Schichten des Volkes zu schwach sind, ihn zu bekämpfen. Sein wirtschaftliches Gegenbild, der Großkapitalismus, ist vollends dahingeschwunden. Ein neuer Aristokratismus kann sich nicht bilden.

Nun wohl: die Gegenwart weist hier und da Züge auf, die an dieses Vorbild erinnern: so etwa gewisse Strebungen zum Mittelalter, zur Zunftverfassung zurück oder zu falscher, in Wahrheit byzantinischer Prägung des Königsgedankens. Und es wäre ein geringer Trost zu denken, daß es heute keine Barbaren mehr gibt, die im Namen der Geschichte ein innerlich längst verdientes Todesurteil zu vollziehen Macht hätten. Aber in allen entscheidenden Grundbewegungen ist an den großen Führervölkern des neueuropäischen Weltalters heute nicht nur kein Verfall, sondern vielmehr hohe Spannung der Kraft zu beobachten. Man mag an sehr vielen Erscheinungen der Gegenwart Anstoß nehmen, vorzüglich an der Mechanisierung des Lebens, die der Imperialismus zur größeren Hälfte dem Sozialismus schon vorweggenommen hat; aber man wird nicht verkennen dürfen, daß in den heut mechanistisch geordneten Betätigungen der wirtschaftlichen und staatlichen Arbeit in Deutschland, aber auch in England und Amerika, zum Teil auch in Frankreich und Italien, sehr starke Kräfte in straffer Spannung am Werke sind. Von einer Erkrankung, einer Minderung der Kraft ist auch in diesen Bezirken des äußeren Lebens nirgends das mindeste zu verspüren, nur Mißleitung der Kraft ist da und dort zu beobachten. Forschung und Kunst vollends strotzen bei den Führervölkern von hohem schöpferischen Leben[1].

Man könnte allenfalls einwenden, daß von dem halben Jahrtausend, das der Imperialismus in Westrom, den anderthalb Jahrtausenden, die er in Byzanz gelebt hat, noch kaum eine Spanne Zeit vergangen ist. Darauf kann nur ein Glaube antworten: der Glaube an die stärkere Kraft der nördlichen, der neueuropäischen, in Sonderheit der germanischen Völker — der

1) Vergl. die weiteren Ausführungen in dem Buch Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte (² 1927) 108 ff., 125, 221.

doch auch die Zukunft der vielen Slaven und Asiaten: der Russen, der Japaner, der Chinesen in sich schließen kann. Und er vermag auch ein Wissen für sich als festen Boden zu beanspruchen: das Wissen um die gesammelte Kraftauswirkung aller dieser Völker in ihrer Vergangenheit.

Die Ähnlichkeit zwischen der Abfolge der Lebensalter des Menschen und der der Lebensalter der Menschheit aber könnte, falls sie sich nur sonst besser erweisen läßt, sehr wohl aufrecht erhalten bleiben: nur nicht in ihrer physiologischen, sondern in ihrer kreislaufmäßigen — kyklischen — Beschaffenheit. Es läge nicht außerhalb des Bereiches geschichtlicher Denkbarkeit, daß der einen — am Ende unseres gegenwärtigen Zeitraumes ablaufenden — Folge von Lebensaltern noch einmal die gleiche Abfolge ähnlich geordneter Zeitalter folgte. Ja vielleicht sprechen einzelne Erscheinungen der Rückbildung hierfür: so die Neigung des Sozialismus zum Urzeitkommunismus, die des spätrömischen Imperialismus zum Mittelalter, die des oströmischen zum Königtum der Altertumsstufe. Sie wären dann nicht nur als Gleichläufigkeiten der letzten zu den frühesten Kreisbahnen, sondern als Neigungen, das Gewinde von Anfang an zu beginnen, auszudeuten.

Doch sei dies alles nur eben ausgesprochen. Es hat nicht einmal den Rang einer wissenschaftlichen Vermutung.

VIERTES BUCH

QUER- UND LÄNGSSCHNITTE DES BAHNENGEWINDES

Erster Abschnitt

Die Bahnenbündelung im Querschnitt

Erstes Stück

Die Einheitlichkeit des Bahnenbündels

Nachdem hier ein erster, noch sehr leiser und unsicherer Versuch gemacht worden ist, das Bahnengewinde der Geschichte in den Umrissen beschreibend und ordnend aufzunehmen, sodann seine Regelhaftigkeiten und seine Unregelmäßigkeiten auf einzelne Formeln zurückzuleiten und möglichst auch die Abweichungen unter eine Regel zu fassen, muß doch noch einmal der Blick auf das Insgesamt dieses Geschehensbildes geworfen werden, um seine Bedeutung für die Erkenntnis vom geschichtlichen Werden recht auszuwerten. Eine eigene Sorgfalt wird dabei darauf verwandt werden müssen, diejenigen Eigenschaften des Baus in die Blicklinie zu rücken, die als zu allgemein in Vergessenheit geraten und als selbstverständlich übergangen werden könnten, obwohl sie das im mindesten nicht sind.

Schon die allgemeinste Eigenschaft, die das Bahnengewinde aufweist, mag zu dieser Gruppe gehören. Und doch ist sie es gerade, auf die eine begriffsmäßig vorgehende und dabei ganz erfahrungswissenschaftlich gebundene Geschichtslehre eigens hohen Wert wird legen müssen. Es ist die Einheitlichkeit, die durch sie dem Geschichtsbild gewährt wird. Sie war bisher nicht vorhanden: die überwiegend zur Beschreibung geneigte Geschichtsforschung, von der hier vornehmlich die Versuche werktätiger allgemeiner, oder wie man sich irreführend gewöhnt hat zu sagen, weltgeschichtlicher Gesamtdarstellung in Betracht kommen, weiß von dem Streben nach Einheitlichkeit als einem

Zielgedanken der Geschichtswissenschaft notwendigerweise nichts; da sie vom Einzelgeschehen, und sei es auch in summierender Aneinander-, Zusammenfügung ausgeht, so ist ihr eine solche Aufgabenstellung an sich fremd. Das von jeher lockende Vorhandensein eines an sich äußerlichen Ordnungswerkzeuges, der zeitlichen Anordnung, hat hier eigens hinderlich gewirkt. Ranke ließ es bei einer ganz lockeren Aneinanderreihung in zeitlichem Nacheinander, mit einigen synchronistischen — auf die Gleichzeitigkeit gegründeten — Verzweigungen, etwa der Ägypter und Assyrer, der Araber und Germanen bewenden. Auf den Gedanken irgend welcher Zusammenordnung von Völkergeschichten aus Gründen innerer Entwicklungsverwandtschaft kam er selbst da nicht, wo er, wie in der Geschichte des neueuropäischen Weltalters, sich um die Geschichte näher und ganz dicht zusammengelagerter Völker mühte und wo er alle Sorgfalt auf die Verzeichnung und Beschreibung ihrer äußeren Zusammenstöße verwandte. Dies war ihm schon um deswillen unmöglich, weil ihm der Begriff Entwicklung völlig fremd war; die Aufdeckung des Ineinandergreifens und der Verkettung der einzelnen Bahnabschnitte eines geschichtlichen Werdeganges war ihm noch ebensowenig eine Aufgabe wie die Aufspürung der Ganzheitselemente einer solchen. Wie weit er von der eigentlich entwicklungsgeschichtlichen Forschungsweise entfernt war, wird man insbesondere dort gewahr, wo er in seinen Schriften eigens nahe an Gegenstände gelangt, die in jedem Betracht nach solcher Behandlung verlangen, wie in den verfassungs- und verwaltungsgeschichtlichen Abschnitten des Buchs Fürsten und Völker von Südeuropa. Was er da etwa zur Finanz- oder zur Ständegeschichte sagt, — nun, man braucht es nur mit einzelnen Abschnitten aus der Englischen Verfassungsgeschichte von Gneist, der diesen Dingen, seit etwa 1853, schon als ein genialer Neuerer die rechte geistige Form gab, zu vergleichen, um gewahr zu werden, wie hilflos Ranke in den Einzelheiten stecken blieb, in Einzelheiten, denen erst dann Atem und Leben eingehaucht wird, wenn man sie zu Wachstumsverläufen ordnet. Universalgeschichtliche Vergleiche autogener Entwicklungen aber wurden, wenn Ranke einmal durch irgend einen Einfall oder einen Zufall

des Lebens dazu gelangt, zur reinen Kuriosität, wie an jener wunderlichen Stelle, wo er in der Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation von einer indischen Glaubensbewegung spricht, die zur selben Zeit wie die von Luther ausgehende aufgekommen sei. Es ist eine völlig belanglose Notiz, weil sie jeder Einwurzelung in einen inneren, einen organischen, einen Wachstumszusammenhang ermangelt.

Hegels Wollen, ganz durchtränkt von dem denkerischen Trachten nach begrifflichem Aufbau und nach dem Zusammenschluß eines ganzen weiten Wissensgebietes zu einer fest zusammengeschmiedeten Einheit, war der reine Gegensatz zu der Weise Rankes, die von diesen beiden Antrieben denkbar unberührt war. Er ging durchaus auf die Verschmelzung des Ganzen der Geschichte zu einem innerlich gebundenen Geschehenszusammenhang. Wenn er ganze große Bündel von Entwicklungsreihen gar nicht oder ziemlich unbeständig und unfolgerichtig nur hier und da einbezog in das von ihm hergestellte Gesamtbild, so wog das nicht allzu schwer, so empfindlich auch die Lücken waren, die er ihm dadurch schlug. Denn wenn er weder die Geschichte der Kunst noch die der Forschung grundsätzlich und auch die des Glaubens nicht ganz ausnahmslos in seine großen Sichten aufnahm, so war dies eher ein Ergebnis der Einteilung der Wissenschaften in dem Gesamtbau seiner Gedanken, als einer grundsätzlichen Aussonderung der Geistesgeschichte. Seine Philosophie der Geschichte war ihm aus der Staats- und Rechtsphilosophie hervorgewachsen, und den eigentlichen Kern alles Geschehens zwischen Menschen sah er im Staat. Für den Glauben, die Kunst, die Philosophie bestanden eigene Sonderteile in dem Gesamtgefüge seines Philosophierens, denen er zum Teil eigene Geschichtsanbauten gab, wie die Geschichte der Philosophie.

Weit mehr ins Gewicht fällt Hegels Stillstehen auf dem halben Wege zur Herstellung einer Geschichtseinheit im Längsschnitt. Er war durchaus bemüht, davon ist eingängig genug die Rede gewesen, eine Einheit des Geschichtsverlaufes auch in dieser Richtung herzustellen. Aber gerade ihm, dem großen Analytiker, diesem starken Begriffezerspalter versagte gerade hier, wo alles auf die Anwendung dieser seiner höchsten Fähigkeit angekom-

men wäre, die Kraft, und er fand nicht den einzig richtigen Ausweg, der ihn auf die Erkenntnis der Entwicklungsstufen der höchst gediehenen Völker als Maßstab für alle Völker geführt und der ihm damit die Möglichkeit gegeben hätte, eine Abfolge von Entwicklungsaltern, also von Maßen eines inneren Werdeganges, eines autogenen Verlaufes den Teilen zugrunde zu legen, und damit eine sichergestellte Einheitlichkeit für das Insgesamt der Geschichte. Eine sehr bestimmt zu kennzeichnende Grundeigenschaft von Hegels forscherlicher Persönlichkeit und von seinem Verhalten gegenüber den einzelnen Erfahrungswissenschaften macht sich geltend, für die man die Beweise im selben Sinn auch etwa in seiner Naturphilosophie auffinden kann: Hegel war in einem höchsten geistigen Sinn konservativ gesonnen, auf Erhalten bedacht. So wie ihm im Einzelnen die völlig auflösende Kritik nicht recht war, die Niebuhr und andere Erforscher der alten Geschichte an der Überlieferung geübt hatten, so wünschte er möglichst den Block der überlieferten Kenntnis in der geschichtlichen Wissenschaft zu erhalten. Da blieb denn nichts anderes übrig, als die nur nach der Zeitrechnung der Jahrhunderte, nicht im mindesten aber nach einer Entwicklungszeitrechnung geordnete Folge der einzelnen Geschichtsmassive im wesentlichen zu übernehmen. An Abweichungen fehlte es nicht: daß Hegel die Geschichte der Chinesen, der Inder, der Babylonier, die Ranke demselben Grundsatz der annalistischen Zeitfolge zuliebe beiseite gelassen hat, nicht vernachlässigte, war ein ihm selbst gewiß nicht ganz bewußtes Zugeständnis an den wahren Stufengedanken, zu dem er doch nicht durchdrang. Selbst die Bezeichnung: die orientalische Welt, die er für die erste der vier Geschehensgruppen, in die er die Geschichte der Menschheit teilte, wählte, war ein solches Zugeständnis. Denn zum Träger dieses Namens machte er nicht, wie für die zweite und dritte Gruppe, ein einzelnes Volk, noch wie für die vierte, die germanische Welt, einen durch Blut und Gesittung zusammenhängenden Völkerkreis, sondern eine lediglich erdkundlich gekennzeichnete Anzahl von Völkern. Und da diese Welt weder rein geschichtlich, noch nach Blut und Gesittung, noch selbst nur durch den Ordnungsgedanken der reinen

Gleichzeitigkeit zusammenzuhalten, da nur die südwestasiatisch-nordostafrikanische Staatengruppe allenfalls verkettet war, Indien aber und vollends China zwei von diesem Block weit abgespaltete Geschehensreihen darstellen, so bedeutete diese Anordnung im Grunde eine Abweichung von der sonst innegehaltenen Ordnungsregel der Zeitfolgeeinheit. Man wird sagen dürfen, daß Hegel hier zum mindesten den Unterbau für eine entwicklungsgeschichtlich richtige Aufreihung dieser Volksgeschichten im Nebeneinander geschaffen hat. Man kann weder chinesische noch indische Geschichte in eine nach Jahrhunderten aneinanderschließende Zeitenfolge stellen – ähnlich der von Ramses II. bis zu Nikolaus II., in die nach der rein beschreibenden Geschichtsschilderung die Weltgeschichte zu ordnen ist. Hegel wird hier nur noch durch eine schmale Scheidewand von der Erkenntnis des Richtigen getrennt: trotzdem es ihm an dem sonst gewählten Verbindungsmittel, eben dem zeitlichen Nacheinander des Auftretens der Völker auf dem immer gleichen Boden der »Weltgeschichte« fehlte, stellt er doch diese Reiche alle, die der Chinesen, Inder, Meder, Perser, Babylonier, Assyrer, Ägypter nebeneinander auf. Ja er findet auch schon ein sie alle einendes sachgeschichtliches Band: das Wesen ihres selbstherrscherlichen Königtums. Aber dabei bleibt es dann auch; weiter dringt Hegel nicht auf dieser Bahn vor. Er stellt schon, ein denkwürdiger Kunstgriff seines immer auch wendigen Geistes, Ägypten an den Schluß dieser Reihe, nur weil ihm hier das Einbiegen in das Gleis der herkömmlichen Jahrhundertzeitrechnung und der reinen Zeitfolge am ersten möglich ist.

Es gereicht Hegel dennoch zum Ruhme, daß er wenigstens so erlauchten Völkern edler Gesittung und hohen Geistes wie Chinesen und Indern durch diese Abweichung von der sonst eingehaltenen Ordnungslinie einen Platz in seinem Geschichtsbild eingeräumt hat, daß er sie nicht mit einem Schweigen, das ohne jede Begründung bleibt, übergeht wie Ranke, oder gar, wie die Geschichtsschreiber späterer Jahrzehnte in ihren Weltgeschichten taten, sie wie kleine, unbedeutende Nebenflüsse in den breiten Strom der europäischen und subeuropäischen Geschichte erst dann hat einmünden lassen, wenn dieser mit ihnen in die

äußerlichen Berührungen außenstaatlicher und handelswirtschaftlicher Art kommt, die doch im Grunde nur ein Zerrbild innergeschichtlicher Gemeinsamkeit darstellen.

Durch die sehr viel größere Zahl der völlig gleichwertigen Entwicklungsreihen von Völkern und Völkerteilen im Kindheitsalter der Menschheit würde Hegel einen noch viel stärkeren Antrieb zu einer Ordnung der Völkergeschichten im Nebeneinander erhalten haben. Ihn aber verdarb er sich durch den seltsamen Irrtum — den doch selbst die Göttinger Schule schon überwunden hatte, dem Ranke später freilich auch verfiel — daß die schriftliche Überlieferung erst die Völker geschichtsfähig mache. Ein Irrtum der gröblichsten Art: denn was verschlägt es für das Geschehen, ob es aufgezeichnet wird oder nicht. Die Verfassungs-, die Glaubensgeschichte der Irokesen hat sich, seit sie von außen her durch Europäeraugen beobachtet worden ist, in so deutlich zu unterscheidenden Staffeln vorwärts bewegt, daß selbst eine im engsten Sinne des Wortes beschreibende Geschichtsforschung diese Veränderungen nicht als unwesentlich übersehen könnte. Wie wenig aber wird an diesem Tatbestand nun dadurch geändert, daß die Irokesen selbst noch keine Chroniken abfaßten, aus denen wenigstens das Forscherverständnis heutiger Wissenschaft jene Staffeln hätte herausfinden können. Ohnehin fehlte wenig daran: denn ihre nächsten Blutsverwandten und Nachbarn, die Delawaren, hatten sich schon im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zu einer Form von bildschriftlicher Geschichtsüberlieferung emporgearbeitet, die mit der Genesis der ältesten Juden doch immerhin schon in wesentlichen Haupteigenschaften verglichen werden kann. Und die Irokesen, die sich eines sehr starken geschichtlichen Sinnes zu erfreuen hatten, pflegten an ihren hohen Staatsfesten aus den Perlen- und Steinchenschnüren ihrer Wampums, ihrer Gedächtnisgürtel, beständig große Abschnitte ihrer Geschichte in stehendem Wortlaute vorzutragen und mit einer den Taten des letzten Jahres gewidmeten Fortsetzung zu ergänzen. Trennt sie nun aber nur eine so geringe Spanne Zeit von dem Entwicklungsabschnitt, der die erste Chronikaufzeichnung heraufgeführt hätte, so wird jene Scheidung als eigens irrig erkennbar

Jeder Geschichtsaufbau, der sich für Urzeitvölker aus den Denkmälern, aus dem heutigen Zustand, aus den Mitteilungen der Europäer, errichten läßt — gleichviel ob für Urzeitvölker auf der höchsten Teilstufe dieses Alters oder für die keim- und kindhaftesten unter ihnen — ist ganz ebenso Geschichte, wie die ersten zwölf bis fünfzehn Lebensjahre eines Einzelmenschen einen, und zwar einen der allerwichtigsten Entwicklungsabschnitte seiner Lebensgeschichte ausmachen, obwohl er in ihnen in der Regel noch keine Aufzeichnungen über sein Leben zu machen pflegt.

Man fragt sich wohl, warum ein so großer Denker wie Hegel, ein so großer Gelehrter wie Ranke, so weit in die Irre gehen konnten, da doch zu ihren Zeiten die Göttinger des ausgehenden achtzehnten, des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts die bessere Erkenntnis darin schon besaßen. Aber man wird hier doch auf keine andere Erklärung stoßen, als auf die ungeheure Macht der mehrtausendjährigen Überlieferung im Handwerk der Geschichtsschreibung selbst, gegen die sie sich nicht zu wehren vermochten: Hegel, der Philosoph, weil er überhaupt nicht gern an die Grundgestalt der Wissensbestände zu rühren liebte, die er bei den Einzelwissenschaften vorfand, Ranke nicht, weil ihm ein Konservativismus und Traditionalismus, eine Erhaltungs- und Überlieferungstreue zu eigen waren, die zu den tiefsten und feinsten Wurzelfasern seiner geistigen Gesamtpersönlichkeit gehören. Es wäre ebenso geschmacklos wie sachlich unhaltbar, dergleichen Stellungnahmen, die aus dem innersten Wesen ihrer großen Urheber stammen, mit überlegener Miene als Fehler zu notieren.

Umso entschiedener aber muß die hier verfochtene Meinung festgehalten werden, wenn es sich *de lege ferenda*, um die Regelsetzung für die Zukunft handelt. Diese Ordnung der Geschichte ist die richtige, weil sie allein einen einheitlichen Maßstab für alle Völkergeschichten der Erde abgibt, weil sie diese Geschichten aus Merkmalen ihrer inneren, eigenwüchsigen, autogenen Entwicklung zueinander ordnet, und endlich weil alle anderen Ordnungsformen sich an äußere und in gewissem Sinne zufällige Merkmale halten.

Zweites Stück

Die geschichtliche Gegebenheit der Bündelung

Seit Hegel und Ranke ist die alte Ordnungsregel für die Gesamtdarstellungen der Weltgeschichte und ihrer Hauptteile fast durchweg festgehalten worden. Doch ist keinerlei Ursache, sich mit irgend einem der Verfasser von Weltgeschichten, sei es der ganzen, sei es des Altertums, sei es des Mittelalters, sei es der Neuzeit, auseinanderzusetzen. Die meisten von ihnen sind wissenschaftlich zu unerheblich, als daß es sich der Mühe verlohnte; aber auch die anderen können mit Stillschweigen übergangen werden, da sie nicht eigentlich die Absicht erkennen lassen, das Gefüge der Weltgeschichte und seine Ordnungen neuen eigenen Formen zu unterwerfen. Sie folgen wie in Selbstverständlichkeit dem alten Herkommen: die überstarke Macht des natürlich gegebenen Ordnungsgrundsatzes der Zeitfolge macht sich immer von neuem geltend.

Am augenfälligsten wird die angebliche Ordnung dieses rein zeitlichen Nacheinanders als Unordnung offenbar in den — sehr weitläufigen — Gesamtdarstellungen, in denen die Geschichte selbst hoher Kulturvölker, wie die der Japaner, der Chinesen dann nachgeholt wird, wenn sie beim Zeitpunkt ihrer meist recht gewaltsamen Vereuropäerung sich oft nur leidend dem Strom der Welt-, d. h. in Wahrheit der Europäergeschichte wollend oder nichtwollend anschließt. Nach diesem Grundsatz wird dann etwa in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts altmexikanische, altperuanische, Alt-Maya-, im dritten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts die chinesische, japanische Geschichte »nachgebracht«; andere werden vergessen: wie Abessinier, Madagassen, Marokkaner; die namentlich staatlich recht hoch entwickelten Reiche der Neger der Bantufamilie teilen selbstverständlich die allgemeine Verdammnis der Urzeitvölker: sie sind nicht geschichtsfähig.

Die Handhabung erfolgt ohne neue Überprüfung; wer anders

denkt, wird sogar eigens beschuldigt, daß er alle Völker in ein Schema pressen wolle. Nur übersieht man bei diesem ganz einseitigen Urteil, daß es die Geschichte selbst ist, die dieses Pressen auf sich genommen hat: der Forscher, der diese Ordnung findet, enthüllt nur das gegebene Geschehen. Große, starke, schöne Teile der Weltgeschichte: wie die des Reiches der Inka, die hohe, feine Kultur der Maya werden dem Gesamtbild der Geschichte schlechthin geraubt. Man würde sie ja auch, wollte man sie aufnehmen, nur unverbunden wie erratische Blöcke in das Blickfeld stellen können.

Noch aber ist allerdings zu erwägen, ob nicht etwa die Gewinste der alten von den Vätern, Großvätern, Ahnen überkommenen Weise so groß sind, daß um ihretwillen die Vorteile der neuen Ordnung, die Nachteile der alten übersehen werden müssen. Um was handelt es sich denn? um eine Geschichtsschreibung, die jahrhundertelang keinen anderen Gegenstand kannte als die Taten der Könige, die Kriege ihrer Heere, das Verhandeln ihrer Staatsmänner, kurz also die Geschichte des äußeren Verhaltens der Staaten zueinander, und der deshalb auch an keinem anderen Gegenstand mehr lag, als an diesem Teil der Geschichte, der uns als der äußerlichste, der gröbste und jedenfalls nur als einer unter zehn, zwölf anderen Gegenständen erscheint für das Ziel der Geschichtsforschung, unserer Geschichtsforschung: für die Geschichte der Seele. Selbst für diesen Bestandteil des Insgesamts der Geschichte hat aber die Ordnung der für sie noch heute gültigen Übereinkunft, die in den meisten anderen Bezirken der Geschichte doch schon unterlegen ist, nur dann einen Vorteil, wenn man ihn nur im Sinn der rein beschreibenden, nicht in dem an sich höheren und wissenschaftlich weiter führenden Sinne der Entwicklungsgeschichte aufbaut. Nach diesem nämlich muß die auswärtige Staatengeschichte übergeleitet werden in eine Geschichte der äußeren Staatskunst und der Formen des Verhaltens der Staaten untereinander, d. h. also aus einer Abfolge von einzelnen oder zeitlich zusammenhängenden Ereignissen in eine Reihe von Zeitbildern dieses Verhaltens, in denen zunächst der einen ganzen Zeitabschnitt zusammenfassende Durchschnitt dieses Verhaltens erforscht

wird, damit dann vor ihn als einen Hintergrund alle irgend eigenwertigen Einzeltäter und Einzeltaten nach ihren sachlichen Zusammenhängen gestellt werden.[1]

Aber selbst wenn — das ergibt das elementarste Durchdenken dieses Aufbaus — das Bild einer solchen Entwicklungsgeschichte bis zum Rahmen vollgefüllt wird, stellt sich allerdings insofern eine Lücke heraus, als der ganz einzigartige Gesamtvorgang, wie ihn eben die reine Zeitfolge und das oft äußerlich und scheinbar zufällig erfolgende In- und Durcheinander der einzelnen Volksgeschichten geschaffen hat, an sich unberücksichtigt bleibt. Und eben dies ist der einzige Mißstand, den man ernsthaft der neuen Bauform der Geschichte zum Vorwurf machen könnte. Ihm aber ist leicht abzuhelfen dadurch, daß an den Schluß aller Entwicklungsreihen eine Gesamtübersicht nach der reinen Zeitfolge gestellt wird, die alles in diesem Betracht Notwendige nachholt.

Dergleichen summierende und ergänzende Schlußabschnitte wird jede auf gedankliche Vollständigkeit bedachte Gesamtdarstellung nicht der Menschheitsgeschichte nur mitgeben, nein schon jeder Volksgeschichte, jeder Kunst-, Schrifttums-, Glaubensgeschichte und so fort zur Ergänzung ihrer an sich im Gedanklichen streng begrifflich, d. h. sachlich geordneten Einteilungen.[2] Jede geschickte Hand wird sie mit Leichtigkeit und selbst ohne unnütze Wiederholungen anfügen können.

---

1) Vgl. zur Forschungslehre (Methodologie) dieser Dinge Bd. I 122 f.; II 590 f.; eingängiger: Geschichte der Menschheit I (1907) 46 f., 59 f., 61; neuestens die Abhandlung: Die Kulturgeschichte im Unterricht der höheren Schulen (Pädagogisches Zentralblatt, herausg. von Pallat, September 1926) 11 f.; Versuche werktätiger Ausführung der oben angedeuteten Lehre, die auch deren Wesen besser und genauer erkennen lassen, sind die Aufsatzreihen: Die Entwicklung der europäischen Völkergesellschaft und die Entstehung des modernen Nationalismus (Steinhausen, Zeitschr. f. Kulturgeschichte VI [1899] 81 ff.; Das erste Vierteljahrhundert europäischer Politik im Zeitalter der Renaissance (1494—1519: Allgem. Zeitung, Beil., herausg. von Bulle 17., 18., 19. Januar 1900).

2) Bei Bearbeitung der Schrift: Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte (1905) für die II. Auflage (1927) habe ich sogar für diese kleinere Schrift, die eine Uebersicht über die Geschichte der Menschheit — nach biologischen Ordnungsgedanken — nur in den leisesten, weitesten Umrißlinien geben will, als nötig empfunden, eine eigene Schlußergänzung (Die Folge der Zeiten S. 258 ff.) in dem oben angedeuteten Sinne anzufügen.

Die entscheidenden Begründungen wird jede Forschungslehre immer nur bei den allgemeinsten Gesetzen aller Wissenschaft finden. Die elementarste von allen Forderungen, die jedes forscherliche Tun seinem Wesen nach an sich stellen muß, ist die Vollständigkeit des von ihm heranzuziehenden Erfahrungsstoffes. Ist nun aber der Geschichte, wie erst recht der Geschichtslehre das Amt aufgetragen, das Geschehen und das Auseinanderwachsen menschlicher Handlungen und Handlungsweisen zu beobachten, so ist nicht abzusehen, mit welchem Schein des Rechtes nur der Geschichtsforscher den Kreis der Völker und Völkerteile, den er berücksichtigen will, innerhalb der Menschheit abstecken will, welche haltbaren Gründe er für sich anführen kann, nicht das Insgesamt der Menschheit und aller ihrer Teile zum Gegenstand seiner Darstellung zu machen. Sind wirklich nur die Europäer und einige wenige höhere Völker außer Europa, die die Ehre hatten, den Europäern ihre Geistes- und Gesittungsgüter zu schenken, geschichtsfähig? Wann würde es je einem Tierkundigen in den Sinn kommen, nur von den Säugetieren zu handeln, weil der Mensch selbst ein Säugetier sei. Oder einem Sternkundigen, er wolle nur vom Sonnensystem, nicht aber von den Fixsternen handeln, weil die Erde nur zur Sonne, nicht zu ihnen Beziehungen habe. Es ist, als wolle der Europäerdünkel, der den Völkern der Erde, vorzüglich den hilflosen Kindheits-, aber auch den schwächeren Jugendvölkern so viel hartes und böses Unrecht angetan hat, in der Wissenschaft noch einmal seine Saturnalien feiern. Und dabei strotzt die Geschichte der außereuropäischen, der nicht ganz, wie der gar nicht zur Entfaltung gekommenen Völker von Farbenreichtum und Pracht. Ganz zu geschweigen von der seelischen Wurzelschicht wirklicher Menschheits- und Menschenliebe, ohne die es überhaupt keine warmherzige und also keine wirkungsvolle Geschichtsforschung geben kann, von der denn freilich die ganz Wohlmeinenden, die hier Angreifer sind, wenig wissen. Denn sie pflegen die vielleicht gar nicht geringen Kräfte, die ihnen in dieser Richtung zur Verfügung stehen, für einen sehr beschränkten Teil der Menschheit, nämlich das eigene Volk zu verbrauchen.

Und es ist doch nicht allein dieser wissenschaftstechnische,

an sich systematische, die begriffsmäßige Einheit und Vollständigkeit sicherstellende Grund, auf den es ankommt, es ist auch die ganz besondere biologische, d. h. dem Pflanzen- und Tierreich verwandte, wachstumsähnliche Natur des menschlichen Geschlechts und seiner Entwicklung im körperlichen wie im seelischen Sinne. Die Menschheit ist zuerst dem Blute nach, demnächst aber in einem untrennbar weitergehenden seelisch-geistigen Wachstum, d. h. eben in ihrer Geschichte ein Artenstammbaum. Wer mit dem Begriff Geschichte Ernst macht, muß von dieser inneren Ganzheit ausgehen. Das heißt, die Menschheitsgeschichte bildet nicht nur der begrifflichen Forderung nach, nein auch ihrem Wachstum, ihrem Zustandekommen nach, d. h. ihrer im Tiefsten biologischen Beschaffenheit nach eine Einheit, neben der sich alle jene Abtrennungen nach dem angeblich allein maßgebenden staats- und zeitgeschichtlichen Verlauf wie eine irrtümlich-willkürliche und dazu innerlich längst überwundene wissenschaftliche Übereinkunft ausnehmen. Wer ihr heute noch nachleben will, gleicht einem Manne, der, wenn er sich von dem Aufbau und dem Wachstum eines großen Baumes Rechenschaft geben wollte, die stärksten Zweige herausheben und alle übrigen als überflüssig und unbedeutend beiseite lassen würde.

Auf beiden Gründereihen, von denen jede für sich unumstößlich ist, auf dem Inbegriff der Vollständigkeit und auf der Einsicht in die biologische, in die Wachstumseinheit der Menschheitsgeschichte, ruht eine weitere Erkenntnis, die ihrem Bedürfnis und ihren Folgerungen nach aus der angewandten Geschichtslehre, wie sie aus der vergleichenden Gesamtgeschichte der Menschheit hervorgeht, erwächst: daß nämlich für die Erforschung des Insgesamts der geschichtlichen Werdegänge keine einzige der je unter Menschen abgelaufenen Entwicklungen entbehrlich ist. Denn teils ergänzen sie, teils beleuchten sie sich in einem Maße, daß nicht eine von ihnen dem Forscher, dem an der vollen Fülle der Gesichte liegt, entbehrlich dünken wird.

Denn so wundervoll folgerichtig erweist sich ja der Stammbaum der Lebensformen der Einzelnen wie der Völker in allen Bezirken des gesellschaftlichen und des geistigen Seins, daß sehr oft die *missing links* der einen Reihe durch die vorhandenen

Glieder einer ganz anderen auf das beste ergänzt werden. Die Annahme, beide Reihen möchten so weit wenigstens in gleicher Entwicklungsrichtung sich bewegen, daß von der einen auf die andere Rückschlüsse möglich sind, kann mit genau derjenigen Graduierung von Sicherheit, ganzer, halber Wahrscheinlichkeit ausgesprochen werden, die die Umstände erlauben. Insonderheit die Urzeit gewährt hierfür einen reichen Vorrat von Fällen und Fällegruppen — nach beiden Richtungen möglicher Verwertung. Einige von ihnen seien hier zu Beleg und Beweis herausgehoben.

Drittes Stück

Fehlende Entwicklungsglieder und gegenseitige Ergänzung

Die einfachste und zugleich gesichertste, für die Forschungslehre völlig problemlose Gruppe gegenseitiger Ergänzung bilden diejenigen Entwicklungsreihen, die ganz ohne jeden Zweifel direkt aufeinanderfolgende Entwicklungszustände darstellen. So läßt sich mit müheloser Leichtigkeit erweisen, daß der Aufbau der Geschlechterverfassung bei den Tlinkit an der nördlichen Nordwestküste von Nordamerika, den die Brüder Krause in den Jahren 1880 und 1881 aufnahmen, sich zu dem der Geschlechterverfassung der Irokesen, wie ihn Lewis Henry Morgan 1847 feststellte, so verhält, daß sich die Bauform der Tlinkit fast lückenlos als voraufgehendes Entwicklungsglied im Vergleiche zu der der Irokesen darstellt.[1] Man überprüfe nur das Gerippe in dem Staats- und Gesellschaftsleib der beiden Stämme, das eben das Gefüge der Blutsverbände darstellt, auf seine Gemeinsamkeiten und seine Abweichungen. In beiden Fällen wird die an sich

1) In der letzten Form der Bearbeitung vergleiche über die Tlinkit Die Geschichte der Menschheit I (1907) 133—138, über die Irokesen die Abhandlung: Die Entstehung des Staates aus der Geschlechterverfassung bei Tlinkit und Irokesen (Schmollers Jahrb. f. Gesetzgeb. XXVIII [1904] 483—577). Eine wesentlich verbesserte und bereicherte Umarbeitung wird erst in der Geschichte der Menschheit, Bd. II veröffentlicht werden. Als Unterlage hat gedient A. und A. Krause, Die Tlinkit-Indianer (1885) 99—122; Morgan, The league of the Ho-dé-no-sau-nee or Iroquois (1851², 1904) 64 ff.; The ancient society (1877) 130 ff. (Die Urgesellschaft übertragen [1891] 110 ff.).

staatliche Teilung der Stammesgruppe[1] der Tlinkit hier, des Stammes der Irokesen dort durch die Teilungen des Blutsverbandes rücksichtslos durchquert. Jedesmal werden Stamm, Völkerschaft, Siedlerschaft, wenn man diese staatlichen Gebilde sich als senkrechte Säulen aufgezeichnet denkt, durch die wagerechten Schichten der Blutsverbände, d. h. der zwei Bruderschaften und der acht bis zehn Geschlechter, letztlich durch die Teilgeschlechter durchschnitten. Mutterfolge, Inzuchtverbot sind die selbstverständlichen Grundregeln, auf denen sich diese Ordnung der Blutsverbände aufbaut in beiden Fällen.

Und nun die Abwandlung: die Stammesgruppe, d. h. die Gesamtheit, die bei den Tlinkit nur eine Bluts- und Gesittungseinheit, nicht aber eine staatliche ist, stellt sich bei den Irokesen als Stamm, d. h. als eine wohlgegliederte und fest zusammengefaßte Staatseinheit dar. Man wird leicht in Versuchung kommen, im Gegensatz zu allen übrigen Beobachtungen hierin nicht einen Unterschied zu sehen, der für die größere Reife der irokesischen Entwicklung spricht, sondern dessen Ursprung in die Vergangenheit zurückzuverlegen und dessen Bedeutung auf ein festeres Zusammengeschlossenbleiben des irokesischen Stammesverbandes gegenüber dem der Tlinkit zurückzuführen wäre. Doch würde solche Vermutung gewiß in die Irre gehen. Zunächst steht ihr die mit sicheren Einzelheiten ausgestattete, in mündlicher Überlieferung von Generation zu Generation mitgeteilte Legende von der Gründung der Stammesverfassung, des Bundes der fünf Völkerschaften entgegen, die als ungültig und unwirklich aus der Welt zu schaffen doch nicht wohl angeht. Demnächst aber die Erwägung, daß die ursprüngliche Abstammungseinheit durch die Geschlechterverfassung und alle ihre die fünf Völkerschaften durchquerenden Einzelverbände für die Augen des Forschers hinlänglich sichergestellt ist. Drittens aber — und hier tritt schon die Nützlichkeit des beide Bauformen nahe aneinanderrückenden Vergleiches zwischen Irokesen und Tlinkit in Wirksamkeit — bestätigt der Aufbau der Tlinkit diese Vorstellung, daß die Bluts-

1) Man vergleiche die Begriffsumgrenzungen für Stamm, Stammesgruppe, Geschlecht, Großgeschlecht, Bruderschaft (größeres Großgeschlecht), Geschichte der Menschheit I (1907) 521—531.

und Gesittungsverwandtschaft auch einer Stammesgruppe von locker nebeneinanderstehenden Völkerschaften dazu ausreicht, um sie als Einheit hinlänglich gewährleistet erkennen zu lassen. Von höchster Wahrscheinlichkeit ist mithin, daß die Seneka, Mohawk, Oneida, Onondaga, Kajuga zwar eine Zeitlang ganz wie die dreizehn Völkerschaften der Tlinkit selbständig und in vollkommener Trennung ihrer staatlichen Ordnungen nebeneinander gelebt haben, daß sie dann aber, ganz gemäß ihrer eigenen Geschichtsüberlieferung sich zu einer staatlichen und zwar sehr engen Einheit zusammengeschlossen haben. Aus welchen Erwägungen allen mithin hervorgeht, daß ihr Entwicklungszustand auch in diesem grob-staatlichen, gesellschaftlich starkbalkigsten Stück am besten so erklärt wird, wenn ein Zustand, der dem der Tlinkit etwa entsprochen haben mag, als der dem jetzigen voraufgehende unterstellt wird.

Ganz unzweifelhaft waltet das gleiche Verhältnis ob in Hinsicht auf die an sich viel feingliedrigeren und zusammengesetzteren und minder leicht deutbaren Bauformen der eigentlichen Geschlechterordnung. Die grundlegende Baueigenschaft, die Doppelung der Bruderschaften ist bei den Irokesen, daß ich so sage, abstrakter, abgezogener, unfarbiger geworden: die Bruderschaften haben den Namen verloren, den sie bei den Tlinkit noch tragen. Da sie in den meisten übrigen Zuständigkeiten und Tätigkeiten aber einander entsprechen, so wird für die Irokesen durch den Vergleich mit den Tlinkit umso besser erweisbar, daß die Bruderschaften ursprünglich Großgeschlechter und zu allem Anfang Geschlechter, d. h. die beiden einzigen Geschlechter waren, in die die Urvölkerschaft, richtiger zu sprechen: die Ursiedlerschaft, die Keimzelle der später so weithin entfalteten Gebilde, zerfiel.

Eine Einzelheit dieser Bruderschaftsverfassung, die für die Erkenntnis des inneren Aufbaus doch von grundsätzlicher Bedeutung ist, deckt eine ähnliche Beziehung der beiden Entwicklungszustände auf. Bei den Tlinkit durchzieht die Bruderschaftsteilung, die alle 13 Völkerschaften durchquert und die Bruderschaftsgenossen enger zusammenschließt als die geschlechtsfremden Dorfgenossen einer Siedlerschaft, den ganzen Stamm mit

einem diese Menschengemeinschaft — sie macht die eine Hälfte der Stammesgruppe aus — umfassenden Heirats-, früher also Inzuchtverbot. Bei den Irokesen bestand diese Vorschrift zwar zu der Zeit der Untersuchung durch Morgan nicht mehr, wohl aber wurde dem weißen Forscher mitgeteilt, daß sie früher, also immerhin noch in Menschengedenken, bestanden hatte. Ein Fall also von urkundlicher Belegtheit des hier beständig mittelbar erwiesenen Verhältnisses.

Eine dritte Einrichtung, das Häuptlingsamt der Teil- und Unterteilgeschlechter, gibt zur gleichen Beobachtung Veranlassung. Es ist wieder eine völlig verwandte Mischung von Ähnlichkeiten und Abweichungen, die sich hier ergibt. Der Verfassungsbau der Irokesen weist aller seiner wesentlich strafferen Staatlichkeit zum Trotz ganz ebenso wie der so unvergleichlich viel lockrere und unstaatlichere der Tlinkit gerade an den Stellen, wo unser Annehmen sie vermuten würde, die Zusammenfassung durch eine einzelherrschaftliche Leitung nicht auf. Irokesen haben wie Tlinkit keine Stammeshäuptlinge, keine Völkerschafts-, keine Siedlerschafts-, d. h. also keine Dorfhäuptlinge. Alle ihre eigentlich staatlichen Ordnungen also haben kein Führeramt an der Spitze. Wohl aber haben Irokesen wie Tlinkit das Häuptlingtum ausgebildet für ihre Geschlechtereinheiten, und zwar, wiederum völlig übereinstimmend, an der Schnittstelle eben dieser Blutsverbände mit den eigentlich staatlichen Gemeinschaften. Der Unterschied aber, der dabei besteht, läßt sich wiederum zwanglos als das Erzeugnis einer etwas weiter fortgeschrittenen Ausbildung und Ausgliederung — Differenzierung — deuten. Bei den Tlinkit besteht das einzig vorkommende Häuptlingsamt da, wo die Geschlechterverbände sich mit den Siedlerschaften kreuzen: das Dorf Klokwam etwa, die erste und größte Siedlerschaft der Tschilkat, die wiederum die bedeutendste Völkerschaft unter den Tlinkit darstellen, zerfällt in sechs Teilgeschlechter. D. h. an der Siedlerschaft, die 1880 261 Seelen zählt, sind fünf Geschlechter beteiligt: eines nur, Rabe benannt, ist durch zwei Teilgeschlechter vertreten. Die Geschlechter aber sind die Teile der zwei Bruderschaften — Wolf und Rabe. Im Grundsatz also steht der Häuptling, der das Teilge-

schlecht leitet, da, wo staatliche und blutsmäßige Teilungen sich schneiden. Bei den Irokesen aber, die zur Zeit ihrer Blüte etwa die zehnfache Seelenzahl der Tlinkit erreicht haben, mußte sich schon aus diesem Grunde die Verfassung verschieben. Es treten bei ihnen zwei Schichten von Blutsgemeinschaften auf, die durch die Leitung eines Häuptlings zusammengehalten sind: die achtundvierzig Teilgeschlechter und unter ihnen mehrere Hunderte von Unterteilgeschlechtern. Die größere Bedeutung kommt den achtundvierzig Teilgeschlechtern zu; ihre Häuptlinge, die Sachem, bilden den Stammesrat, d. h. die oberste Vertretung der fünf Völkerschaften im Stamm: halb Parlament, halb Behörde. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß aus diesen Teilgeschlechtern, die bemerkenswerterweise nicht Namen von Tiergeistern wie die acht eigentlichen Geschlechter, in die der Blutsverband des Stammes zerfällt, tragen, sondern sachlich-menschliche Namen, die nichts mehr mit Totems zu schaffen haben, die also offenbar erst später, als die Tiergeistervorstellung schon verblaßt war, geschaffen worden sind, bei wachsendem Bevölkerungsstand und bei Gründung immer neuer Siedlungen durch Abspaltung die Unterteilgeschlechter entstanden sind. Ganz ebenso, wie es höchst wahrscheinlich ist, daß ursprünglich die Teilgeschlechter ganz an der gleichen Stelle — nämlich an dem Schnittpunkt von Blutsverband und Siedlerschaft — standen wie später die Unterteilgeschlechter. Ohnehin trägt der Irokesenstamm schon in seinem Namen — Ho-dé-no-sau-nee, d. i. die Männer vom langen Hause — das deutlichste Bild und Zeichen der Ausgliederung durch beständiges Wachstum an sich. Denn er kann nichts anderes bedeuten, als daß die Irokesen einmal eine einzige Siedlerschaft, ja nur eine Wohngemeinschaft ausgemacht haben, eben jenes Lange Haus, das nach weit über Nordamerika verbreiteter Sitte ihre ursprüngliche Wohnform war und dessen Urbild, das Stammhaus, als Denkmal dieser ältesten Keimzelle lange Jahrhunderte am Niagarafall erhalten worden ist.[1]

Als Ergebnis stellt sich mithin auch für diesen Teil der Bluts-

1) Vgl. die Abhandlung: Die Entstehung des Staates aus der Geschlechterverfassung bei Tlinkit und Irokesen (Schmollers Jahrb. f. Gesetzgebung XXVIII [1904] 484 ff. 498 ff. 491 ff.).

und Staatsordnung der beiden Stämme heraus, daß in dem Gemisch von Ähnlichkeit und Abwandlung der irokesische Zustand sich genau wie der nächst höhere Wachstumszustand ausnimmt, der ohne alle Begriffshindernisse als aus dem der Tlinkit hervorgegangen angesehen werden kann.

Zieht man in Betracht, daß zwischen den Sitzen der Irokesen und denen der Tlinkit sich die volle Breite eines Erdteils dehnt, eine Entfernung von etwa 8600 Kilometer, daß mithin von keiner Übertragung, ebenfalls von einer lediglich ganz allgemeinen Rassenverwandtschaft zwischen beiden Stämmen gesprochen werden kann, so tritt das Gesetz biologischer Wachstumsähnlichkeit umso unleugbarer zutage. Daß die Nähe der Entwicklung in diesem Fall durch die Rassen-, vielleicht auch durch die Erdteilsgemeinschaft beider Stammesgeschichten — das Wort im menschheits- wie im artgeschichtlichen, biologischen Sinn verstanden — noch des engeren begründet wird, ist selbstverständlich.

Viertes Stück

Entwicklungsähnlichkeiten und Entwicklungsgabelungen

Andere Fälle können hier nicht mit der gleichen Genauigkeit dargelegt werden, ohne die man doch wissenschaftliche Überzeugung nicht hervorzubringen vermag; nur damit es einmal geschehe, wurde diese Verfassungsähnlichkeit so ausführlich behandelt. Entwicklungsverwandtschaften, selbst über noch weitere trennende Räume, über trennende Zeiten und trennende Blutsverschiedenheiten fort würden sich noch mehrfach bis ins Einzelne begründen lassen; hier seien sie nur genannt. Die Entstehung der Schrift aus Bildzeichen, zunächst für ganze Aussagen, also Sätze, wie sie sich bei den Nordostamerikanern von ihren rohesten Anfängen bis zum Gipfel ihrer Ausbildung in dem Walam Olum, der Bildzeichenhandschrift der delawarischen Genesis, verfolgen läßt und die den Weg fortschreitender Konventionalisierung und der Abschleifung der Bilder zu Zeichen, der für die Entwicklungsgeschichte der Schrift in allen ihren Ab-

schnitten kennzeichnend ist, schon auf das entschlossenste eingeschlagen und über die ersten Anfänge hinaus weit verfolgt zeigt.[1] Kein Zweifel, daß alle Anfänge der ägyptischen, der chinesischen Schriftentwicklung mit dieser nordamerikanischen Reihe in nächste Verbindung gebracht werden müssen und dürfen.

Ganz ähnlich ist es um die Geschichtsschreibung der nordostamerikanischen Indianer, eine der bedeutendsten Hervorbringungen ihres Geistes bestellt. Eben jenes Walam Olum der Delawaren, zu dem aber von den jahrbuchartigen kurzen Aufzeichnungen der Büffelhaut, auf die man zuweilen siebzig Jahre hindurch je ein Gedenkzeichen eingetragen hatte, mancherlei Vorstufen aufwärts führen, ist an geistigem Rang der Genesis der frühen Juden zwar gewiß nicht ebenbürtig, wohl aber wahlverwandt. Gesetzt den Fall, der Genesis in ihrer heutigen Gestalt wäre eine Reihe von Urformen vorangegangen, die ineinander und schließlich in ihr aufgegangen wären, so müßten einzelne von ihnen der großen Chronik der Delawaren stufengleich und artverwandt gedacht werden. Die auffälligste Nähe offenbart sich vor allem in dem Mischwesen, der Zusammengesetztheit beider Urgeschichten aus heiliger und irdisch-menschlicher Sage,[2] von vielen anderen Einzelmerkmalen zu geschweigen.

Und der Blick braucht nur von der Form dieser heilig-welt-

1) Man vergleiche hierzu vielleicht die Vorveröffentlichung aus der Geschichte der Menschheit Bd. II: Die Entstehung der Schrift (Vossische Zeitung, Morgenblatt 13./14. September 1907), die auf der grundlegenden, einen weitzerstreuten Stoff zusammentragenden und fürs erste bearbeitenden Schrift von Mallery, Picture Writing of the American Indians (Rep. Bur. American Ethnol. X [1893] 1—822) aufgebaut ist, aber ihre Ergebnisse begrifflich zu ordnen und entwicklungsgeschichtlich zu verwerten bestrebt ist. Nur zu warnen ist vor Weule (Vom Kerbstock zum Alphabet: Urformen der Schrift [1915] 80 ff.), dessen ganz flüchtig zusammengeraffte Schrift in ihrem amerikanischen Abschnitt die erstaunlichsten Wissenslücken und die gröbsten Irrtümer aufweist. Weule nennt das höchste Erzeugnis der nordostamerikanischen Schriftentwicklung, die Handschrift des Walam Olum der Delawaren, herausgegeben von Brinton (The Lenâpé and their Legends [1885] 160 ff.) nicht, ja er kennt es nicht einmal.

2) Außer dem um 1730 aufgefundenen Text in der eben genannten Schrift von Brinton vergleicht man vielleicht den Abschnitt über die nordostamerikanische Geschichtsschreibung aus dem unveröffentlichten Bd. II der Geschichte der Menschheit (Die Ursprünge der Geschichtsschreibung: Österreichische Rundschau XVIII [1907] 353—364).

lichen Ursagen auf ihren Inhalt hinüberzugleiten, so trifft er auf eine Verzweigung von Verläufen des geistigen Schaffens, die sich noch viel allgemeiner über die Völker der Erde und ihre frühe Geschichte hinbreitet: die Entwicklung der Glaubensformen. Längst ist als die unterste Schicht des Glaubens die Zauber-, richtiger die Allbeseeltheitsvorstellung erkannt; ihre Hervorbringungen greifen kraft ihrer sehr nahen Verwandtschaft hundertfach ineinander. Der Heilbringer als die aus der nächst höheren Schicht des Geisterglaubens stammende Gestalt eines Tiergeistes, der zum Erdschöpfer und zum Wohltäter der Menschen und schließlich zum keimenden, wachsenden, reifenden Gott sich steigert, greift in minder zahlreichen und doch zu allen höheren Völkern verbreiteten Fällen über die Erde fort. Und da beide Glaubensformen den unteren Strata der geistigen Erdgeschichte der Menschheit angehören, auf die in der Regel nur aus Restmerkmalen der höheren Schichten als *survivals* geschlossen werden kann, so kommt die sehr weitgehende Wachstumsähnlichkeit, die sich gerade an diesen Gebilden beobachten läßt, der vergleichenden Forschung auf das wirksamste zu Hilfe. Jeder Nachweis von halber oder ganzer Übereinstimmung in den wirklichen Werdegängen aber, der mit Hilfe dieses sehr fruchtbaren In- und Nebeneinander gelingt, ist zugleich eine Stütze mehr für die Annahme der inneren Gleichläufigkeit der Entwicklungsreihen und für die Richtigkeit der hier verfochtenen Geschichtssichten und der von ihr zur Einheit zusammengepaßten Bahnen.[1]

Die großen und grundsätzlichen Bauformen der Blutsverbandordnungen im Geschlechterstaat, die sich ebenfalls über die Erde fort verfolgen lassen, die bei Nordostamerikanern und festländischen Australiern, bei Japanern, Spartanern, Römern die gleiche Doppelung aufweisen, bieten ein ganz ähnlich günstig gelagertes Beispiel dar. Es ist doch erstaunlich, daß sich an der Südostecke von Australien wie bei den keltischen Hochländern Schottlands die gleichen Verwitterungserscheinungen — Verörtlichung des an sich reinen Personalverbandes der Geschlechter — einstellen. Oder daß über die Erde fort die Mutterfolge

1] Man vergleicht hier vielleicht die Nachweisungen in der Schrift: Die Entstehung des Gottesgedankens und der Heilbringer (1905) S. 187 ff.

des Geschlechterstaats und seiner Erbordnung sich in Vaterfolge umwandelt. Wer auch in solchen Übereinstimmungen nicht die Erzeugnisse der gleichen Wachstumserscheinungen, sondern Kuriositäten und Zufälle sehen wollte, mit dem verlohnt es sich nicht, über den Bau der Menschheitsgeschichte zu verhandeln.

Alle die hier aufgereihten Beispiele sollten dazu dienen, an der Festigkeit und Sicherheit der Gelenkgefüge, die sich aus der Aneinanderpassung von Gliedern verschiedener Entwicklungsreihen herstellen lassen, die Notwendigkeit der Bahnenbündelung zu erweisen. Aber vielleicht wird die Notwendigkeit dieser Reihenverflechtung noch besser an einem Fall der Gegenprobe erhärtet. Es gibt nämlich auch Versuche solcher Aneinandernietung von Werdensverkettungen, die mit dem Ergebnis enden, daß ein derartiger Versuch unmöglich ist. D. h. es stellt sich heraus, daß Entwicklungsglieder, die der vergleichende Forscher, sozusagen aus der Gewohnheit seiner Erfahrung heraus, in ein Nacheinander des Geschehens zu ordnen trachtet, sich als solche herausstellen, die schlechterdings von- und auseinander nicht abzuleiten sind.

Man könnte nun einwenden, daß ein solches Ergebnis an dem Grundsatz der Bahnenbündelung irre machen könnte. Doch wäre dies weit gefehlt: es folgt nämlich aus einer solchen Beobachtung nur die Erkenntnis, daß, um das Bild des vielteilig gebündelten, in der Richtung aber einheitlichen Bahnengewindes ganz richtig auszugestalten, neben vielen anderen Unregelmäßigkeiten auch der Möglichkeit Raum gegeben werden muß, daß der Werdegang sich gabelt, und daß ihrem Wesen nach grundverschiedene Entwicklungsreihen ebenbürtig oder wenigstens für eine gewisse Zeit nebeneinander verlaufend nachzuweisen sind. Und es leuchtet ein, daß diese Feststellung ihrem halb verneinenden Inhalt zum Trotz von der gleichen Wichtigkeit ist wie alle jene voll bejahenden einer weitgehenden Übereinstimmung.

Das bedeutendste Beispiel einer solchen Entwicklungsgabelung, das dem Schreiber dieser Zeilen bekannt geworden ist, gehört auch der Urzeit an und spiegelt sich in dem Gegensatz zwischen Siedlerschafts- und Geschlechterstaat. Wer etwa auch nur die Urzeitverfassungen der roten Rasse mustert, aus denen

sich eine zwar fällereiche und vielgegliederte, aber doch immerhin beschränkte Formenlehre der Staatsbildung der Urzeit gewinnen läßt, stößt auf den im wesentlichen mit den größeren Stämmefamilien und Völkerkreisen zusammenfallenden Unterschied zwischen diesen beiden Verfassungsformen. Von ihnen ist der Siedlerschaftsstaat dadurch gekennzeichnet, daß innerhalb der Siedlerschaft sich keinerlei andere Form gesellschaftlicher Bindung findet als die Sonderfamilie. Dieser Tatbestand geht wesentlich mehr die Bluts- als die staatliche Gebildelehre an: die Sonderfamilie ist hier nirgends, wie in den Geschlechterstaaten, das Glied eines größeren oder mehrerer größerer Blutsverbände, also eines Teilgeschlechts, eines Geschlechts, eines Großgeschlechts, einer Bruderschaft wie bei Tlinkit und Irokesen. Fast nie ist ferner die Siedlerschaft einem größeren staatlichen Verband eingegliedert, also einer Völkerschaft, einer Stammesgruppe oder einem Stamm, wieder wie bei Tlinkit oder Irokesen. Und darauf, daß beide Tatsachen in einem ursächlichen Zusammenhang miteinander stehen, wird der Forscher schon um deswillen geführt, weil ja die über die Sonderfamilie hinausreichenden weiteren Blutsverbände zugleich auch immer über die Siedlerschaft hinausgreifen und erst an den Grenzen eines weiteren Staatsverbandes, einer Völkerschaft, einer Stammesgruppe Halt machen. Man hat den Eindruck, als komme der Urzeitmensch nur dann zu umfassenderen Staatsbildungen, wenn ihn das Wachstum der weiten Blutsverbände ohnehin zu größerer Ausdehnung seiner Personalzusammenhänge führe.

Nun lag, wie der Schreiber dieser Zeilen vielleicht als eine sachlich belangreiche Beobachtung aus seiner persönlichen Forschererfahrung mitteilen darf, für eine entwicklungsgeschichtliche Deutung dieses Sachverhalts nichts näher, als anzunehmen, daß die weit reicher gegliederten Bauformen des Geschlechterstaates den reiferen, entwicklungsspäteren Zustand, die ärmeren, dürftiger ausgebildeten Gefüge des Siedlerschaftsstaates aber den keimhaften, entwicklungsfrüheren Zustand darstellen. Denn es liegt im Sinn und in der Richtung der entwicklungsgeschichtlichen Sicht, alle Verschiedenheiten möglichst aus einem Nacheinander zu erklären, sie durch Abtragung auf einer einzigen Entwick-

lungslinie zu erklären. Und so mochte es zu verzeihen sein, wenn der Bearbeiter dieser Dinge wirklich jahrelang der Überzeugung lebte, der reine Siedlerschaftsstaat der beiden großen arktisch-nordamerikanischen Stämme sei die Vorform des Geschlechterstaates. Ein so scharfsinniger und vorstellungskräftiger Forscher wie Lewis Henry Morgan hat mit seiner Vorstellung von der syndiasmischen Familie, der Paarungsfamilie, Zeit seines Lebens an einer dieser nah verwandten Anschauung festgehalten.[1] Erst das Zurückgehen auf die wirkliche Wurzelform des Geschlechterstaates, die Horde, führte zu der Erkenntnis, daß das Geschlecht nie und nimmermehr aus der Sonderfamilie und der Siedlerschaft, sondern immer nur aus der Horde, dem Mischverkehr und ihren allmählich ausgegliederten Teilungen hat hervorgehen können.[2] Damit aber war der Tatbestand der Entwicklungsgabelung gegeben, denn der Siedlerschaftsstaat und seine einfache Sonderfamilie läßt sich als eine gliederungsärmere Fortbildung ebenso zwanglos aus der Hordenverfassung und ihrem Mischverkehr ableiten wie der gliederreichere Geschlechterstaat.

Selbstverständlich ist dieser Urzeitfall nicht das einzige nachweisbare Beispiel von Entwicklungsgabelung: die mittleren und höheren Entwicklungsabschnitte im Leben der Völker sind voll von ihnen. Eine solche Entwicklungsgabelung sehr eindrücklicher Art stellt die spätmittelalterliche Scheidung zwischen der spartanischen und der athenischen Verfassungsgeschichte dar: Athen geht zum, zuerst von Adelsherrschaft bestimmten, Freistaat über, während Sparta beim Königtum verharrt — eine Bahnenscheidung, die auch die Neuere und Neueste Zeit mit ihrer emporkommenden und durchgesetzten Volksherrschaft in Athen noch aufweisen, während Sparta bis zu seinem Untergang die Staatsform seines Königtums festgehalten hat, das noch dazu in dem Merkmal seiner Doppelung deutlich das Kennzeichen seiner Ab-

1) Morgan, Urgesellschaft 384 ff.

2) Die erste Beweisführung für diese Behauptung ist für die Nordwestamerikaner versucht worden (Geschichte der Menschheit I [1907] 161—172), die zweite, weit eingängigere in einer noch nicht veröffentlichten zweiten Bearbeitung der irokesischen Geschlechterverfassung (Geschichte der Menschheit Bd. II).

stammung aus dem hier wie sonst sehr zählebigen Geschlechterstaat der Urzeit an sich trägt. Oder man denke an die Neueste Zeit der altgriechischen Geschichte und das Nebeneinander der zweiten caesaristischen Tyrannis in dem großgriechischen Tochterstaate Sizilien mit der reinen Volksherrschaft so vieler Gliedstaaten des eigentlichen Griechenlands. Ja man wird sagen müssen, daß vermutlich bei allen Übergängen von einem Bahnabschnitt zum anderen ein Nebeneinander verschiedener Gebildformen und also eine Entwicklungsgabelung stattfinden mag. Denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß die neuen Formen zuerst nur in einzelnen Stämmen oder Völkern ausgebildet werden, während die anderen noch bei den alten ausharren. In den geschichtlichen Zeiten liegt dies Nebeneinander offen zutage: man denke etwa an den Übergang der neueuropäischen Staaten vom ständischen Adels- zum unumschränkten Königsstaat gegen den Ausgang des späten Mittelalters und bei Beginn der Neueren Zeit, oder an das Hinüberwachsen der neueuropäischen Staaten aus dem unumschränkten Königs- und Beamtenstaat in den zuerst ständisch- oder gemäßigt-konstitutionellen Parlamentarismus im Lauf der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Es hat sich keineswegs in einer gerade und gleich ausgerichteten, sondern in einer recht tirailleurhaft aufgelösten Schlachtordnung vollzogen.

So ergibt sich eine ganze reiche Formenlehre von Fällen für diese Geschehensform der Entwicklungsgabelung, an deren Bedeutung für den Aufbau des Bahnengeflechts nicht zu zweifeln ist. Zwei Hauptgruppen sind dabei zu unterscheiden: solche, die keinen Unterschied der Gesamtformation und der Entwicklungsrichtung in sich schließen: Siedlerschaftsstaat und Geschlechterstaat sind hier das schlagendste Beispiel. Beide sind ja nur Ausformungen des starken Gemeinschaftsdranges der Urzeit. Sodann aber solche, die eine grundsätzliche Abspaltung der einen Entwicklungsrichtung von der anderen in sich begreifen. In diese Gruppe gehören alle Gabelungen, die ein neues Entwicklungsalter einleiten: so wenn etwa der Häuptling Powhattan in Virginia in dem sonst so demokratischen Völkerkreis der Nordostamerikaner ein wirkliches Königtum begründet, oder wenn die

Creek ihre noch stärkere Einzelherrschaft schaffen und dann weiter durch Generationen ausbilden.

Wichtig ist, an der ersten Form der Entwicklungsgabelung zu beobachten, daß hier scheinbar eine denkwürdige Ausnahme vorliegt von der sonst so überwiegend beobachteten Regel, daß die Völker die gleiche Richtung für ihren Entwicklungsgang verfolgen, bei allerdings höchst verschiedener Entwicklungsgeschwindigkeit. Denn hier wird trotz der eben verzeichneten Gemeinsamkeit des überwiegenden Gemeinschaftsdranges in der Tat eine im Grundsatz abweichende Richtung eingeschlagen. Und wie schicksalgründend diese Entscheidung für alle Zukunft der Völker war, die sie für sich getroffen haben, davon soll noch des genaueren die Rede sein.[1] Erwägt man dann aber den großen Gesamtzug der Entwicklung, so ergibt sich freilich, daß es sich hier um eine Gegenbewegung der allerhäufigsten Art handelt: nämlich um eine solche, die, gleichviel ob mit schwachem oder starkem, mit einem Einzel- oder mit einem allgemeinen Erfolg, die Wegkehre zur nächsten Halbbahn vorbereitet: das erste Aufzucken der nächst höheren Staatsform, des starken Königtums der Altertumsstufe.

Zweiter Abschnitt
Entwicklungseinheiten im Längsschnitt

Erstes Stück
Die Bahnabschnitte und die Sicherung ihrer Grenzen

Überblickt man den Bahnenbau der Menschheitsgeschichte, der hier als Bild und Gleichnis ihres Verlaufs benutzt wird, so gewahrt man leicht, wie wichtig für diesen Baugedanken die Wegkehren sind, d. h. die Grenzen zwischen den Kreisläufen und Halbbahnen. Aus mehr als einem Grunde: denn nicht nur die Gegenwendlichkeit der Halbbahnen steht und fällt mit ihnen,

1) Vgl. auch Buch V Abschnitt: Die Verschiedenheit der Wegleistung, Stück 1: Der Zeitpunkt der Anfänge der Wegleistung.

auch ein noch minder betonter, ein gegenständlicherer, sachlicherer Urbestandteil dieses Baubildes ist ganz und gar auf die Sicherheit dieser Grenzsetzung angewiesen. Das ist die Teilung des gesamten Entwicklungsweges der Menschheit, der Völker in Abschnitte schlechthin, gleichviel ob sie sich zu einem Gegensatz — in der Gegenwendlichkeit der Halbbahnen — und zu halber Wiederholung — in den Kreisläufen — zusammengeben. Es kommt darauf an, ob man solche Grenzsteine setzen darf, wenn ein ganz anderes Verlaufsbild, etwa das hier im Wechsel gebrauchte der Lebensalter, benutzt wird.

Für die Technik, die Kunst dieser Grenzsetzung kommt ein erster Grundsatz in Betracht: die Entscheidung für die Frage, kommt es in diesem oder diesem Zeitraum dazu, daß ein neuer Entwicklungsabschnitt zu beobachten ist, liegt nicht an den Grenzen, nicht auch an bestimmten Grenzereignissen, sondern weit eher im Gesamtverlauf, ja man wird sagen dürfen im Scheitelpunkt der Kurve, die den neuen Bahnabschnitt darstellt. Selbst die sehr heftigen Einzelereignisse, die später, d. h. wenn erst der ganze Entwicklungsabschnitt zu übersehen ist, mit vollem Rechte als Marksteine zwischen den Halbbahnen zu gelten haben, etwa die große französische Revolution, können nicht ohne weiteres um ihrer selbst willen als bahnabschnitt-schaffend, epochemachend angesehen werden. Sonst hätte die russische Revolution von 1905/06 auch sogleich als grenzsetzend angesehen werden müssen. In Wahrheit und im tiefsten Sinne hat aber erst die zweite und dritte russische Revolution, die vom März und November 1917, den entscheidenden Einschnitt in die russische Geschichte herbeigeführt. Und so gewaltig und in Wahrheit eine Wende der Bahn herbeiführend die große französische Revolution auch war, so ist sie doch zum Grenzstein geworden durch die aufsteigende und im Jahre 1848 erst kumulierende Bahn des Liberalismus und Demokratismus.

Der Grund, aus dem auch in dem an sich so leicht irre machenden Fall eines stärksten Grenzereignisses nicht dieses Grenzereignis, sondern der Scheitelpunkt der von ihm ab anschwellenden Kurve Zeugnis und Gewähr für das Eingetretensein eines neuen Entwicklungsalters gibt, ist leicht zu ermessen.

Auch das heftigste Einzelgeschehen, oder um das Wichtigste zu sagen, auch das am schroffsten sich von der bis dahin verfolgten Entwicklungsrichtung fortwendende Einzelgeschehen kann an sich noch nicht als einen neuen Bahnabschnitt herbeiführend gedeutet werden, da es schließlich auch in der Geschichte nicht an Fällen fehlt, in denen die Linie auch nach der schroffsten Auszackung wieder in die alte Richtung zurückkehrt. Der deutsche Bauernkrieg, wohl die gewaltigste Sozialrevolution, die in allen Jahrhunderten vor der russischen Novemberrevolution von 1917 aufgebraust ist — das Wort Sozialrevolution hier im Gegensatz zu Staatsrevolution verstanden und also die Umwälzung von 1789 aus seinem Bereich ausschließend — ist mit furchtbarer Gewalt emporgelodert, hat ganze Länder bezwungen, hat Tausenden von Menschen das Leben geraubt, ist in seiner seelischen Stärke in einigen erlesenen Vorkämpfern bis zum Entwerfen eines neuen, auch das Reich und seine Verfassung von Grund aus ändernden Staatssozialismus vorgedrungen und ist doch wie eine von zu wenig Stammholz genährte Flamme nach einer kurzen Reihe von Monaten wieder in sich zusammengesunken, und wollte man die Entwicklungslinie des deutschen vierten Standes auf dem platten Lande durch eine Linie wiedergeben, so ist sie nach dieser wahrlich heftig genug ausschweifenden Kurvenzacke dann jahrhundertelang in der geraden Linie des vollkommensten Mangels an Richtungswechseln, der äußersten Entwicklungslosigkeit verlaufen. Im Jahre 1525 war der oberdeutsche Bauernstand zu dumpf verknechtet und entrechtet gewesen, um auch nur die Kraft zu haben, seine Fesseln zu brechen. Sein Schicksal blieb nach dem großen Aufstand das gleiche wie vor ihm, ja verschlimmerte sich noch.

So also werden als die eigentlich grenzsetzenden Zeichen die Zenithe der Entwicklungskurven in den einzelnen Bahnabschnitten anzunehmen sein. Und am wenigsten wird nach so gewonnener Erkenntnis Anstoß erregen können, daß zum mindesten in den unteren und mittleren Kreisläufen nicht eigentlich scharfe Grenzstriche zwischen Halbbahn und Halbbahn gezogen werden können, sondern daß recht breite Übergangsstreifen angenommen werden müssen.

Die Entscheidung für die Abgrenzung nicht nur, nein auch für das Eigenrecht eines Entwicklungsalters auf sich selbst, auf seinen Bestand als Entwicklungseinheit, liegt bei dem, was hier der Scheitelpunkt seiner Bahn genannt wurde. Er muß die Beschaffenheit haben, daß er als Zielpunkt und als Hauptmerkmal dieses Bahnabschnittes gelten darf, und durch seine Herrschaft über den ganzen Verlauf muß die innere Einheit dieser Entwicklungsreihe als eines Ganzen sicher gestellt sein: Driesch hat für ähnliche Zusammenhangseinheiten im biologischen Werden den sehr treffend gewählten Begriff Individualität, Ganzheit geprägt.[1]

Die hier vorgelegte Geschichtslehre wird aber, wenn sie solche Zenithe, solche Scheitelpunkte der Kurve aufsucht, gemäß ihrer Aufgabe ein Doppeltes unterscheiden müssen. Sie wird für ein Volk, selbst noch einen Völkerkreis, dessen Geschichte etwa in der Halbbahn Mittelalter sie einer solchen Summierung unterwerfen will, eine viel reichere und umfassender ausgegliederte Formel aufstellen können als für den Bahnabschnitt Mittelalter schlechthin, dessen Zusammendrängung einen Rahmen für alle Völkerentwicklungen aller Zeiten und Zonen schaffen soll und der deshalb notwendig auf sehr viel weitere Umrißlinien und sehr viel blassere Merkmale wird eingeschränkt werden müssen. Nützlich ist die Feststellung beider Gattungen der Formeln.

Bisher sind nun für die hier unterschiedenen fünf Entwicklungsalter die Formeln der allgemeineren Ebene aufgestellt worden.[2] Sie sollen hier noch einmal übergangen und nach Kräften verbessert und vervollständigt werden. Doch soviel derartige Besserungen auch noch heut wie später nötig sein werden, als Bilder von Entwicklungsaltern können sie auch in der vorläufigen Form, in der sie auszuprägen bisher allein möglich war, in vollem Umfang festgehalten werden, auch gegen die

1) Ordnungslehre (1912) 253 Anm. 1.

2) Die Geschichte der Menschheit I (1907) 76—78; vorher: Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte (1905) 82 ff.; 2. Aufl. (1927) 126 ff.; in der Beschränkung auf die alt- und neueuropäischen Völker: Kulturgeschichte der Neuzeit II 1 (1901) 19—26; Vorveröffentlichung: Die soziale Entwicklung der führenden Völker Europas in der neueren und neuesten Zeit (Schmollers Jahrb. f. Gesetzgeb. XX [1896] 1091 ff.).

Angriffe, die gegen sie gerichtet worden sind. Dann freilich am leichtesten, wenn sie von so offensichtlich irrender Grundanschauung eingegeben sind, wie der hier allein zu berücksichtigende.

Zweites Stück

Die Bahnabschnitte und ihre entwicklungsgeschichtliche Eigenbedeutung

Der Angriff ist von ganz grundsätzlicher Beschaffenheit und behauptet: wenn man erkläre — wie von der hier vorgetragenen und schon ehedem verteidigten Geschichtslehre geschehen ist, und zwar, soweit mir bekannt ist, allein geschehen ist — daß in jeder Volksentwicklung Urzeit, Altertum, frühes und spätes Mittelalter, Neuere und Neueste Zeit aufeinander folgten, so würde damit nichts mehr behauptet als: daß das Frühere gewöhnlich dem Späteren vorangeht[1]. Welch wunderliches *Qui pro quo* hier gehandhabt wird, ergibt sich dann, wenn man auch nur das leiseste Nachdenken daranwendet, an den hier allerdings immer noch beibehaltenen Bezeichnungen zu unterscheiden, was an ihnen Name ist und was lediglich abkürzende Formel für die von ihnen gedeckten Sachgehalte. Allerdings bedeuten diese Worte, die hier angewandt sind, lediglich eine Zeitfolge, und die meisten von ihnen, Mitteltalter, Neue und Neueste Zeit sind auch schon früher so angewandt worden, wie es hier geschieht. Doch war immerhin an zwei Stellen dieser Stufenfolge zu erkennen, daß es sich um alles andere handle, als um die träge Forterhaltung alter und schon abgegriffen gewordener Wissenschaftsüberlieferung: einmal ist der Name Urzeit nur höchst selten — meines Wissens nur in einem Falle,[2] also fast nie — für dieses früheste Entwicklungsalter eines hochgediehenen Volkes angewandt worden, namentlich haben ihn auch die Völkerkundigen nie für

1) Rickert, Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung, eine logische Einleitung in die historischen Wissenschaften (²1913) 540 f., (³1921) 477 f.

2) In dem allerdings diese entwicklungsgeschichtliche Sehweise eigens stark fördernden Buch von Schröder, Lehrbuch der Deutschen Rechtsgeschichte (³1898) 10 ff.

die von ihnen ja täglich und stündlich bearbeiteten Völker des Kindheitsalters benutzt; sodann ist niemals der Name Altertum als Entwicklungsalter benutzt worden. Solche Unterschiede aber sind wohl nur den Forschern erkennbar, die der Geschichtslehre oder -Schreibung ganz zugewandt sind, zu denen der hier berufene Angreifer gewiß nicht gehört. Was aber jeder Leser meiner Darlegungen unschwer sehen mußte, ist dies, daß hinter diesen deckenden Namengebungen, die nur aus einer natürlichen Wertschätzung altüberkommenen Wissensgutes — wie tief gesättigt mit lebendiger Anschauung ist etwa Name und Begriff des Mittelalters! — und einer ebenso starken Abneigung gegen die Willkürlichkeit neuer eigener Prägungen — Lamprechts zum Teil weit in die Irre gehende Ismenreihe verlockt gewiß nicht zur Nachahmung — hervorgingen, die recht scharf umgrenzten Tatsachenbestände stehen, die den Inbegriff jedes dieser Entwicklungsalter ausmachen. Und selbst ein sehr ungeschichtliches Sehen oder ein sehr wenig guter Wille zum Verstehen dieser Lehre mußte innewerden, daß es ein anderes ist zu behaupten, späte Zeiten folgen auf frühe, und ein anderes zu erklären: diese in ganz bestimmter Reihe auftretende Abfolge von fünf so und nicht anders zu kennzeichnenden Tatbeständen beherrschte den Verlauf aller Menschheitsgeschichte, der Geschichte aller Völker und Zonen.

Manche philosophische, fast möchte man sagen allzu philosophische Betrachtung der allgemeinen Geschichtswissenschaft scheint sehr schwer zufriedenzustellen zu sein. Von unserem bescheiden-erfahrungsmäßigen Standpunkt erscheint es als ein immerhin beträchtliches Ergebnis, daß festgestellt wird, daß nicht nur die keimenden und jungen Völker, sondern noch die höchstentwickelten, Griechen und Römer hier, Germanen und Romanen dort die gleiche Abfolge von bestimmt zu umreißenden Zuständen, d. h. Handlungsweisen, Persönlichkeitsformen einhalten.

Ein Biologe würde hier vermutlich milder urteilen und finden, daß es recht viel besagt, so wie seine Wissenschaft es tut, Wachstumsgesetze aufzustellen; er würde es wahrscheinlich für einen ungeheuren Fortschritt seiner Wissenschaft halten, wenn es ihr

gelänge, für den Stammbaum der Arten ähnliche Wachstumsgesetze aufzufinden; wie denn sehr bedeutende Erforscher der paläontologischen Entwicklungsgeschichte die Meinung geäußert haben, daß sie von der Analogie der vergleichenden Menschheitsgeschichte, gegenüber den viel zu grob- und kurzfädigen Behauptungen Häckels und seiner peremptorischen Oberflächenlosung —Einzelgeschichte gleich Stammesgeschichte, Ontogenese gleich Phylogenese — ganz wesentlichen methodischen Nutzen ziehen könnte.[1] Wir Angehörige der Erfahrungswissenschaften, die wir uns bescheiden, zu erforschen was ist und was war, wir sind schon mit Freude und Genugtuung erfüllt, wenn es gelingt, ein hundert- und tausendfaches Gewirr von Entwicklungsreihen, die über zehn Jahrtausende und über den ganzen Stern Erde gebreitet sind, als unter das Gebot von wenigen Entwicklungsregeln gestellt nachzuweisen. Die Geschichtsforschung hat doch Jahrtausende gebraucht, um bei dem klugen Araber Ibn Chaldun und bei dem großen, seherischen Vico auch nur zu dem ersten Aufflackern dieser Erkenntnismöglichkeiten zu gelangen.

Wenn aber der philosophische Verurteiler dieser Erkenntnisweise erklärt, solche Ergebnisse seien selbstverständlich — offenbar weil sie im Sein und Geschehen der Menschheit gegeben sind — dann wird alle schildernde Geschichtsforschung erst recht den Orkus der gleichen Verdammnis teilen müssen, denn insofern sie nur gewesene Wirklichkeit aufdecken kann, kann sie ja immer nur »Selbstverständlichkeiten« aufdecken, und zwar solche, denen durch blanke Schilderung beizukommen ist und die nicht erst wie die Ergebnisse der Geschichtslehre durch Auflösung, Zerlegung und Zusammensetzung, d. h. also mannigfache zuerst analytische, dann synthetische Vornahmen dem geschichtlichen Rohstoff abgewonnen werden müssen.

Fragt man nun aber, wie ein solches Übermaß von Mißverstehen der letzten und tiefsten Aufgabe aller Geschichtsforschung hat zustande kommen können, so gibt vielleicht ein Beweisgrund die Aufklärung, der von diesem Angreifer der Geschichtslehre verwendet wird. Er sagt nämlich, daß die Entwicklungsgesetze,

1) Steinmann, Geologische Grundlagen der Abstammungslehre (1908) 269 ff.

die man für die Geschichte aufstellte, ja nur »empirische« seien, d. h. also *a posteriori* aus der Beobachtung des Wirklichen gewonnen. Er wirft der Geschichtslehre vor, daß ihre Gesetze ja nur nach Kenntnisnahme von dem gegebenen geschichtlichen Verlauf aufgestellt seien. Ein seltsamer Vorwurf: als ob es möglich wäre, über irgend eine Geschehensform in der Welt, der menschlichen so gut wie der außermenschlichen, irgend anders eine Regel zu finden, als nach der Beobachtung, aus der Erfahrung. So wenigstens wird jede erfahrungswissenschaftliche Forschungslehre urteilen.

Die letzte Zuflucht aller der Aprioristen, Noologen, Antiempiristen, oder wie man die der Erfahrungssicht abholden Gruppen nennen soll, ist gewöhnlich, daß sie erklären: wie verkehrt eine Gesetzesauffassung innerhalb von Geschichte und Menschheit sei, werde erst recht deutlich, wenn man die hier möglichen oder — wie die Sprechweise aller dieser Gegner lautet — angeblich möglichen Gesetze mit den naturwissenschaftlich gültigen vergleicht. Aber auch diese Ausflucht — zumeist auch sonst strenger Prüfung nicht standhaltend — ist für diesen Angriff völlig verlegt. Denn es gibt durchaus keine anderen Naturgesetze, wenigstens soweit sie von strenger Naturforschung gefunden und aufrecht erhalten worden sind, als *a posteriori*, aus und nach der Erfahrung aufgestellte. So wesentlich der Unterschied ist, den etwa denkstarke Physik zwischen den dynamischen und den statistischen Gesetzen in ihrem Regelvorrat gemacht hat,[1] so gewiß sind doch beide Gruppen, auch die an sich allgemeineren, unabhängigeren und schlagkräftigeren, die dynamischen lediglich *a posteriori* gefunden. Newtons herrisch hochmütiger und zugleich entschlossen abwehrender Ruf: *hypotheses non fingo*, auf gut Deutsch: Unterstellungen sauge ich mir nicht aus den Fingern, gilt noch heute und ist, der Grundrichtung seines Urhebers nach, sicher ebensowenig mit allen *a priori*, aus Setzung im voraus, also Formapriorismus entstandenen, wie mit allen aus Gesetztheit im voraus, also aus Substanzapriorismus entstandenen Behauptungen zu vereinbaren. Zwischen Newton und irgend-

1) Planck, Physikalische Gesetzlichkeit im Lichte neuerer Forschung (Naturwissenschaften 26. März 1926) 253 ff.

welchem Leibnizischen Substanz- oder Kantischen Formalapriorismus ist kein Friede und keine Vereinigung denkbar, ebensowenig wie zwischen ihm und irgendwelcher unsicheren, nicht genügend unterbauten Unterstellungsinduktion, d. h. vom Boden der Erfahrung aufwärts bauenden Forschung, an die er vornehmlich gedacht haben mag. So wie seine drei großen Vorgesetze und die Hauptregel, mit denen er recht eigentlich der Begründer einer das Insgesamt der Natur umfassenden Gesetzeswissenschaft wurde, ganz auf Erfahrung und nur auf Erfahrung gegründet sind. Und sollte zu Argem Ärgeres kommen und die Hochflut des heute noch immer in Deutschland steigenden Neuplatonismus alle bauenden und auf Regel und Gesetz abzielenden, aber auch alle erfahrungstreuen Forschungsweisen innerhalb der Geisteswissenschaften bedrohen: den Fels der ganz sicher der Erfahrung verschriebenen Naturwissenschaft wird sie nicht übermögen, und er wird immer unsere feste Rückenstütze bleiben.

Und zu dieser Sicherheit des Nein, das dieser Behauptung entgegengestellt werden kann, fügt sich die völlige Gebrechlichkeit eines Ja, das für sie etwa auszudenken wäre. Wie sollte wohl ein *a priori* des Geschichtsverlaufes aussehen, das ohne jede Erfahrung aufgestellt wäre. Ein Gedanke, der schon, wenn man ihn eine Minute lang ins Auge faßt, in Nichts zerfällt. Wohl hat Hegel — an der einen auf diesen Blättern oft berufenen Stelle seiner Vorlesung — von dem Apriorischen in der Geschichte gesprochen, d. h. dem Grundstock aller Geschichte, der das Rückgrat in ihrem Knochenbau bilde; aber er hat wohlweislich hinzugesetzt: dem die Erfahrung entsprechen muß. In diesem Zusatz verbirgt sich das Zugeständnis, daß dieses *a priori* in Wahrheit doch auf ein *a posteriori* sich gründet, aus ihm gewonnen ist. Hegel war in eine geistige Lage gepreßt zwischen Kant und die schon kräftig sich regende neue starke Erfahrungswissenschaft des steigenden neunzehnten Jahrhunderts; er war getrieben von der Eigenkraft seines eigenen mächtigen Geistes, in dieser Richtung getrieben. Sollte, was bei ihm ein großes, gewaltiges Geschehen war und als solches ein mehr-als-säkulares Recht hatte, von heutigen Epigonen nachgeahmt werden? da doch durch das Schei-

tern selbst seiner so viel größeren Kraft Warnung genug davor gegeben ist, diesen Weg zu beschreiten.

Höchst verwunderlich und wenig stichhaltig sind auch die Einzelbegründungen, die diesem Angriff gegen die Geschichte als Gesetzwissenschaft gegeben sind. Es wird erklärt, Gesetze ließen sich nur aus einer größeren Zahl von Fällen ableiten, als sie der Geschichte der Kulturvölker zur Verfügung stünden: eine Sicht auf Geschichte, die eigentümlich mechanistisch anmutet und gerade ihrerseits die Regeln, die sich etwa dem Geschehen im anorganischen Reich abgewinnen lassen, auf das geschichtliche Reich überträgt, von dem ja eben bewiesen werden soll, daß es solchen Regeln nicht unterliege, nicht — wie der verehrte und beständig nachgeahmte Meister des Angreifers, Windelband, es ausdrückte — gesetzgeberisch, nomothetisch behandelt werden dürfe. In Wahrheit hat die Frage nach der Zahl der zugrunde liegenden Fälle gar nichts zu schaffen mit der Beweiskraft der diesen Fällen abgewonnenen Regeln. Nicht darauf kommt es an, wie groß oder klein die Zahl der für ein geschichtliches Gesetz herangezogenen Geschehensverkettungen ist, sondern darauf, daß alle in der untersuchten Richtung je durchlaufenen Entwicklungsreihen für die Feststellung des Gesetzes herangezogen sind. Diese Regel erleidet nur dort eine lediglich aus Gründen des wissenschaftlichen Handwerks und seinen augenblicklichen Arbeitsmöglichkeiten herzuleitende Ausnahme, wo sehr viele Hunderte oder Tausende von gleichläufigen Entwicklungsreihen in Betracht kommen: d. h. nur für die Urzeitvölker, von denen heute doch schon Hunderte, ja Tausende von Einzelvölkerschaften bekannt sind, während doch nur ein gewisser Bruchteil von ihnen als Typen, als artvertretende Beispiele untersucht ist. Ähnlich noch für die — ebenfalls nach Hunderten, wenn nicht Tausenden von Einzelfällen zählenden — Dorfkönigtümer der Keim- und Wurzelschicht des Entwicklungsalters der Altertumsvölker, die in den beiden Völkerkreisen der Bantu- und der Sudanneger so häufig vertreten sind. Aber schon die Altertumsstaaten etwas höherer Reifeschicht, wie die innerasiatisch-frühmongolischen, die hinterindisch-frühmalaiischen, die ganz geschichtlichen, wohl nur noch der Vergangenheit angehörigen

Altertumszeiten der heut mittelalterlichen Polynesier werden mit möglichster Vollständigkeit herangezogen werden müssen, von den Völkern der mittleren und höheren Teilschicht der Altertumsstufe, des Mittelalters und den Völkern der höchsten Entwicklungsalter zu geschweigen.

Der Grund aber, der zu dieser verschiedenartigen Behandlungsweise führt, ist auch nicht an die Zahl selbst gebunden, sondern er steigt aus der viel feineren Ausgegliedertheit — Differenziertheit — Zusammengesetztheit und Verflochtenheit der höheren, zum Teil auch sehr viel umfänglicheren Volks- und Geschehenseinheiten empor. Mit anderen Worten: die Individualisiertheit der Entwicklungsreihen wächst, und eben darum wird jede von ihnen unentbehrlich für das Gesamtbild des Bahnabschnitts der Menschheits- und Völkergeschichte, dem sie zugehört.

Aus demselben Grunde aber kommt es ganz und gar nicht darauf an, daß die Schlachtordnung der Völker, die auf diesen letzten Bahnabschnitten des Gewindes den Weg der Menschheit vorwärts schreiten, immer schmaler wird, daß zuerst die Griechen, nach ihnen in einem Abstand von einem Vierteljahrtausend die Römer als ein Einzelvolk, nach ihnen in einem Abstand von zweitausend und von tausend Jahren die Völkergruppe der Germanen und Romanen in einem Schwarm von fünf führenden und etwa sechs geführten Einzelvölkern die letzten Bahnabschnitte, von denen unsere bisherige Erfahrung weiß, durchmessen haben. Wollte man selbst die germanisch-romanische Völkergruppe als eine einzige Entwicklungsreihe auffassen — was sie ja zum Teil auch ist, während in vielen anderen Stücken jede der Teilreihen selbständig ist — so würde das an diesem Sachverhalt nichts ändern.

Es ist ja offenbar: je weiter dieser Heerzug der Völker vordringt, desto zusammengesetzter, verflochtener, vielgestaltiger wird seine Bewegung; diese Entwicklungseinheiten der weiteren Bahnabschnitte ersetzen durch ihre Ausgegliedertheit, ihre Differenziertheit, die sehr viel geringere Zahl. Und so besteht nicht das leiseste Bedenken, dann, wenn sie einen in der Richtung ungefähr gleichen und nur in der Geschwindigkeit verschiedenen

Vormarsch vollziehen, dieses Geschehen als einem Gesetz unterworfen einzusehen. Wer auch nur eine Spur von geschichtlichem Sinn hat, wird empfinden, daß es im Grunde ein unendlich viel wunderreicheres Geschehen ist, daß zwei Völker von höchstem Geistrang, wie Griechen und Deutsche, oder zwei Völker von höchster Staatskraft, wie Römer und Engländer, bis in so viele Einzelheiten hinein den gleichen Lauf und auch in ungefähr gleichen Abschnitten vollbracht haben, als daß etwa viele Hunderte von Urzeitvölkerschaften auf viel gleichmäßigere Weise erst den Doppelbau einer Geschlechterverfassung ausgebildet haben, dann von der Mutterfolge zur Vaterfolge übergegangen sind, endlich ihr Häuptlingtum stärker und stärker ausgebildet haben.

Ja man wird sagen können, daß, wenn die Menschheit in irgend einer, vielleicht gar nicht zu fernen Zukunft sich zu einer einzigen, verhältnismäßig fest geschlossenen Gesittungs- und Geisteseinheit zusammenfügen wird, so würde auch dann noch möglich sein, Wegewindungen, die sie als ein solcher einzelner Entwicklungskörper zurücklegen würde, als einem Gesetz des Geschehens unterworfen anzusehen, falls sich nur in der Form von Reiterationen, Wiederholungen, Kreisläufigkeiten dazu ein Anhalt ergäbe. Würde doch auch heute kein Vernünftiger daran zweifeln, daß jedes Volk, also jeder bis zu einem gewissen Grad selbständige Entwicklungskörper, der sich der heutigen erweiterten europäisch-kaukasischen Völkergesellschaft anschlösse, ohne weiteres in deren Bahnfortschritte, aber auch Bahnwindungen einlenken würde.

Wie seltsam aber, der Geschichtsphilosoph, dessen Darlegungen hier beleuchtet werden, tritt als Anwalt und Schutzherr des Individualismus in der Geschichte auf, und gerade er verkennt, einen wie ungeheuren Sieg des Gesetzhaften, des Geschehenmüssens noch über die höchsten Besonderheiten die Werdensgänge, Werdenszwänge bedeuten, von denen die reifsten Entwicklungen aller, gerade dieser reichsten Völker die Hülle und Fülle aufzuweisen haben. Der Grund für diese Antinomie, diesen ganz inneren Widerspruch ist nicht weit zu suchen: in Wahrheit ist ja dieser mit so viel Nachdruck vertretene Individualismus,

ja Deskriptivismus eine Theorie, ein Lehrbau, der auf einem ganz anderen Baugrund erwachsen ist als dem der Geschichte. Dieser erregte Kämpfer wider alle Gesetzhaftigkeit in der Geschichte hat, davon gibt das Werk, in dem diese Auffassung vertreten worden ist, auf jeder Seite Zeugnis, im Grunde keine vertraute Fühlung mit der Geschichte: er weiß nichts von der Überfülle des Linien- und Farbenreichtums aller Einzigkeiten der Geschichte, sowenig er irgend je fühlt, wo uns Erforscher der Geschichte die Schwere unseres Amtes niederdrückt, die stechende Flamme unserer inneren Zwiste uns brennt: Geschichte wie Geschichtsforschung stehen ihm in Wahrheit in ziemlich gleichgültiger Entfernung; sie locken ihm, ebensowenig wie die Naturwissenschaften, mit deren Grundbedingungen er doch die Geschichte vergleicht, im Grunde keine allzu warme oder nahe Teilnahme ab. Das zu sagen soll nicht einen Vorwurf bedeuten: dieser Geschichtsphilosoph ist in Wahrheit durchaus Philosoph — Denker und Seelenkundiger und nichts anderes; diesem seinem Amte mit aller der wahrlich nicht häßlichen oder engen Einseitigkeit ergeben, deren insbesondere der deutsche Gelehrte fähig ist. Eben aus dem Grenzbezirk zwischen Erkenntnislehre und Seelenkunde, in den die Wurzeln seiner Kraft und seines Werkes eingesenkt sind, hat er auch unserer Wissenschaft eine sehr reiche Gabe übermacht in seiner Lehre von der Wertbezogenheit, Wertensdurchdrungenheit alles menschlichen und so auch alles forscherlichen Tuns.[1]

Drittes Stück

Die Gesetzhaftigkeit des geschichtlichen Gesamtverlaufs

Und doch wird man sagen müssen, diese Fehde zwischen Geschichtslehre und Geschichtsphilosophie, die in jener Gesetzesfeindschaft aufklafft, einer Geschichtsphilosophie, die jede mit Wirklichkeit gesättigte Geschichtslehre als für sich ganz unver-

1) Die doch in der heute vorgelegten Reihe von Untersuchungen und auch in dem Epilogwerk dieser Geschichtslehre noch nicht ausgenutzt werden kann.

wendbar auf sich beruhen lassen wird, sie ist alles andere als notwendig. Wie tiefe Bereicherung hat zum mindesten die Geschichte des geschichtlichen Denkens durch Dilthey erfahren, und wie ganz gehört Wundts Entwurf einer völkerpsychologischen Menschheitsgeschichte der vergleichenden Universalgeschichte und durch sie hindurch der Geschichtslehre an; wie große Werte hat nicht allein Wundts schöpferischer Gedanke von der Heterogonie der Zwecke dem Verstehen des geschichtlichen Werdegangs übermacht; wie tiefe Bereicherung hat Drieschs Erkenntnislehre vom Werden, so ganz sie auch aus der Biologie herausgewachsen ist und so ganz sie ihre Auswertung auf die Biologie richtet, aller Werdenslehre, also auch der geschichtlichen zugefügt. Es ist demnach nicht eine Abwehr, die alle Geschichtsphilosophie trifft, die hier vorgebracht werden sollte, sondern nur eine ganz bestimmte, an sich vereinzelte. Gerade die schöpferischen Geschichtsphilosophien sind der Gesetzhaftigkeit in der Geschichte günstig gewesen.

Und noch ein Wort sei hinzugefügt zu der Erwägung, ob denn die Regelhaftigkeit des Verlaufs der Geschichte in Hinsicht auf ihre Teilung in Bahnabschnitte wirklich die ja ganz allgemeine Frage nach der Gesetzmäßigkeit der Geschichte angeht und sie etwa sehr grundsätzlich nach der einen Seite hin entscheidet. Eben weil diese Frage des geschichtlichen Gesetzes erst an einem anderen Orte des Gebäudes der hier vertretenen[1] Geschichtslehre entschieden werden soll, so wird im folgenden, da sie sich für diesen Einzelzusammenhang als wichtig erweist, nur das Grundsätzlichste über sie gesagt werden.

Man halte ganz genau fest, um was es sich handelt. Es ist die Frage, ob der Behauptung, daß die Abfolge von Entwicklungsaltern oder, um bei dem alten Gleichnis zu bleiben, von Bahnabschnitten allen Völkern gemeinsam ist, wie sie in so vielfachen Wendungen auf diesen Blättern erwiesen werden sollte, Rang und Wert eines geschichtlichen Gesetzes beizumessen ist.

1) In einer späteren als der heute vorgelegten Reihe von Untersuchungen (Bd. II des Epilogwerks, Buch IV): Die Werdenskräfte der geschichtlichen Bewegung, zum Teil als Vorveröffentlichung in der Festschrift für Hans Driesch I (1927) Geschichtliche Dynamik, erschienen.

Es läge nah, hier mittlere Wege einzuschlagen und eine lockerere Form der Regelhaftigkeit zu wählen, etwa die Wachstumsregel, d. h. also die Feststellung, daß, grob gesprochen, der Stengel aus dem Keim, die Knospe aus dem Stengel, die Blüte aus der Knospe, die Frucht aus der Blüte hervorgehen muß. Aber jeder nähere Vergleich ergibt, daß die Geschehensform Wachstum Eigenschaften hat, die der Geschehensform Geschichte durchaus nicht zukommen. Sie besitzt gemäß der ihr voraufgehenden tausend- und myriadenfachen, wenn nicht millionen- oder quadrillionenfachen Wiederholtheit eine eisern geschmiedete und dermaßen sichergestellte Zwangsläufigkeit, wie sie der Geschichte in keiner Weise eigentümlich ist. Und kann so die Entwicklungsgeschichte des Einzelwesens in Pflanzen- oder Tierreich, die Ontogenese, nicht zu Hilfe gezogen werden, dann auch nicht die Stammesgeschichte der Arten, die Phylogenese. Diese ist zwar von jenem trennenden Merkmal der durch Wiederholtheit sichergestellten Zwangsläufigkeit befreit, aber von ihr läßt sich keinerlei Einsicht in Entwicklungsregeln für die Menschheitsgeschichte gewinnen, da wir für sie nur erst die kürzesten Entwicklungsstrecken — das Aufspringen einer neuen Art — übersehen können, also unvergleichlich viel weniger lange Reihen als in der Menschheitsgeschichte. Denn seit die Angreifbarkeit und Brüchigkeit des von Haeckel viel zu rasch entworfenen Entwicklungsstammbaumes durch die Prüfung der neueren Biologie erwiesen ist, mag es noch langer und angestrengter Forscherarbeit bedürfen, ehe hier Ersatz geschaffen ist.

Ja man wird, selbst abgesehen von Einzelwachstum und Artenstammbaum, Onto- und Phylogenese, nicht einmal eine ganz allgemein gedachte Geschehensform Entwicklung — wie Drieschs Begriff evolutiv,[1] angewandt auf die Menschheitsgeschichte, fordert — einsetzen können; denn einer solchen wird, so befreit man sie auch von allen Sonderähnlichkeiten mit Einzelwachstum des

1) Driesch, Ordnungslehre: ein System des nichtmetaphysischen Teils der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Lehre vom Werden (1922) 250 f., 252 ff., Ordnungslehre (²1923) 289 ff. Die weitere psychologisch-genetische Ausbildung der Lehre bei Driesch (Ordnungslehre S. 439—441) bleibt hier vollständig unberücksichtigt, da auf sie später ausführlich zurückzukommen ist.

Pflanzen- und Tierkörpers und mit dem Stammbaum der Pflanzen- und Tierarten denken mag, doch immer ein Grundstock biologischer Vorstellungen anhaften bleiben. Auch dieser aber kann im mindesten nicht auf die Werdegänge menschlicher Gesellschaftsordnungen und Geistesgebilde übertragen gedacht werden, aus der sehr einfachen, aber auch sehr grundsätzlichen Ursache, daß die Werdensformen der Menschheitsgeschichte, und in Sonderheit die großen Baulinien am Bahnengewinde der Gesamtgeschichte, Eigenschaften aufweisen, die nicht nur unbiologisch, nein schlechthin antibiologisch sind. Denn das erweist das geometrische Gleichnisbild des Bahnengewindes, das doch die wesentlichsten Verlaufsbedingungen der ganzen Menschheitsgeschichte in seinen hervorstechendsten Baueigenschaften widerspiegelt: das Insgesamt dieses Verlaufs ist alles andere als eine Abfolge von beständig auseinander hervorgehenden Geschehensformen, wie es dem Wachstum entspricht, das doch jeder allgemeinen Vorstellung von biologischer Entwicklung zur Grundlage dient, dem Wachstum, soweit es sich bis zum Scheitelpunkt der Vollendung, der Vollreife des Einzelwesens vollzieht.

Denn die Gegenwendlichkeit der Kreisläufe, die eine der drei Grundeigenschaften des Gewindes bildet, die in jeder Weise gesichert sind, bedeutet der Grundrichtung nach eine Geschehensweise, die schlechthin den Gegensatz zu aller Abfolge biologischer Entwicklungszustände darstellt. So mancherlei Widersprüche nämlich die Geschehensform der Blütenbildung gegen die Knospenbildung, die Fruchtbildung gegen die Blütenbildung aufweisen mag, niemals findet hier doch eine Vorwärtsbewegung der Entwicklung statt, die man als Abkehr und Gegenstoß gegen den eben zurückgelegten Entwicklungsabschnitt kennzeichnen dürfte.

Wohl hat das biologische Geschehen wenigstens des Pflanzenreichs eine Geschehensform, die den Vergleich mit dem Bahnengewinde der Geschichte nicht nur erlaubt, sondern geradezu herausfordert: es ist der beständig sich im Verlauf der Jahreszeiten wiederholende Kreislauf von Blühen, Reifen, Vergehen und Wiederblühen. Aber dieser Vergleich kommt hier nicht in Frage, da die Werdenslehre, die den Begriff evolutiv mit Schärfe

und Erfolg ausgeprägt hat, in Sonderheit die von Driesch, grundsätzlich und ausnahmslos nur die ansteigende Bahn vom Keim bis zum Scheitelpunkt der Reife in Betracht zieht.

Die Verwendung des Begriffs evolutiv für das Insgesamt der Menschheitsgeschichte — von Driesch ohnehin nur vermutungsweise vorgeschlagen — wird sich also nicht durchsetzen lassen. Es erweist sich vielmehr das, was ja ohnehin das von Anbeginn Wahrscheinliche ist: daß der Werdegang der Menschheit eine ganz ureigentümliche Geschehensform darstellt, was sich auch dann noch des weiteren bestätigt finden wird, wenn von einem Ur- und Keimvorgang der Geschichte, dem Werdegang der Seele, gehandelt werden wird, ohne alle Rücksichtnahme auf Windungen, Wiederholungen, Kreisläufe, nur als von einem immer weitergehenden Geschehensverlaufe.[1]

Und so wird die Einordnung geschichtlicher Verläufe unter den Begriff der Evolution, in biologisch-aszendentem Sinne, im Sinn des aufsteigenden Wachstums also Entwicklungshaften nur für Einzelverläufe ganz besonderer Art sich aufrecht erhalten lassen, nicht aber für den Gesamtverlauf des geschichtlichen Werdegangs und nicht auch für jene einzelnen Teilstrecken mit voller, sondern nur mit Teilgültigkeit, insofern die Antriebe, die von jenem Gesamtwerdegang als einer Entwicklungseinheit ausgehen, allein in Anschlag gebracht werden.

Auch eine andere Stützung durch einen Entwicklungsbegriff, der der Natur abgewonnen ist, wird für den Gesamtvorgang der Geschichte unzweifelhaft nicht zu benutzen sein: die durch den Begriff der häufenden, der kumulativen Entwicklung. Driesch hat hierunter in naher Anpassung etwa an erdgeschichtliche Vorgänge — *strata* also, die sich aufeinander häufen — die Veränderungen im Menschheitsgeschehen verstanden, die durch Einwirkungen von außen her oder durch Einwirkungen von Teilen auf Teile des Menschheitsganzen hervorgebracht werden, also vor allem solche Entwicklungsformen, die nur durch Addition, durch Summierung von in sich festgefügten, autogenen also und autarken, eigenwüchsigen und allein durch

1) Vgl. Buch VII—IX: Die Gestaltung der Seele in einer späteren Untersuchungsreihe (zur Seelenkunde der Weltgeschichte).

sich selbst erklärbaren Einzelvorgängen, gleichviel ob von außen oder von selbständigen und abgrenzbaren Teilen des Gesamtgeschehens, zustande kommen, nie aber wie alle die Entwicklung, die er evolutiv nennt, durch eine Entwicklungseigenschaft des Ganzen.

Nach der Auffassung des scharfsinnigen Forschers, der diesen Begriff geschaffen hat, würde er also für den Gesamtverlauf der Geschichte nur insofern in Anwendung kommen, als dieser etwa selbst durch von außen auf ihn einwirkende Ursachen bestimmt sein könnte, was wohl auch nach der Meinung jenes Denkers schwerlich für die Geschichte, die wir übersehen, in Betracht zu ziehen ist. Wie weit er innerhalb des Insgesamts des geschichtlichen Hergangs zur Auswirkung kommt, gehört nicht in den hier verfolgten Gedankengang und wird später ebenso zu erörtern sein,[1] wie die Frage, ob der Begriff der Häufung nicht auch noch in einem anderen, buchstäblichen Sinne aufzufassen und dann, wenn auch nicht überall, so doch auf einige Gattungen von Einzelentwicklungen anzuwenden ist.

Wenn auch also weder der Begriff der evolutiven, wachstumsähnlichen, noch der der kumulativen, häufenden Entwicklung auf die Geschichte als Gesamtvorgang anzuwenden ist, so ist damit doch im mindesten nicht die Gesetzhaftigkeit dieses Vorganges in Frage gestellt. Eben die sehr eigentümliche Form des Werdeganges, dessen hauptsächliche Baueigenschaften durch das hier so oft verwandte geometrische Gleichnisbild umschrieben sind, läßt als höchst wahrscheinlich ansehen, daß auch der Gesamtbahnenzug dieses Werdeganges von gesetzhafter Zwangsläufigkeit ist, und zwar von einer ihm selbst innewohnenden, also durchaus autogenen Zwangsläufigkeit, nicht aber bedingt durch irgendwelche äußeren -- etwa erdkundlichen — Einwirkungen. Ob diese Zwangsläufigkeit das Erzeugnis einer einzigen führenden Kraft oder mehrerer zusammenwirkender Einzelkräfte ist — etwa derjenigen, auf die die drei Baueigenschaften des Bahnen-

1) Vgl. im angeführten Band Buch IX: Die Formen des Werdens der Seele; dazu im Einzelnen Epilogwerk Bd. II, Buch I: Die Reihe der Werdensformen; Buch III: Die Werdenskräfte der geschichtlichen Bewegung; Gesellschaftslehre II, Teil III.

gewindes: Gleichläufigkeit, Gegenwendlichkeit und Ebenenveränderung, Steigung, am ehesten schließen lassen würden — sei für jetzt dahingestellt.

Dies aber ist wohl das Begreiflichste, daß eine so eigentümliche, innerhalb des Weltgeschehens einzigartige Form des Werdeganges wie die der Menschheitsgeschichte weder organischen — also evolutiven — noch anorganischen — also etwa kumulativen — Entwicklungsweisen zuzuordnen ist, sondern eine eigene Form ausgebildet hat. Zu groß ist ja die Steigerung an Mannigfaltigkeit, Zusammengesetztheit, Verflochtenheit, Veränderlichkeit gegenüber den organisch-biischen wie den anorganischen Vorgängen. Noch ganz zu geschweigen von der abgesondertsten, der eigentümlichsten Geschehensform der Geschichte, dem freien Wachstum der Seele, von der zum Schluß dieser Untersuchungsreihen die Rede sein wird.

Ausführlich soll von dem allen, von jenen einfachen und, daß ich so sage gröberen Geschehensformen, die sich an das Bahnengewinde anschließen, erst später im Zusammenhang einer Lehre von den Werdenskräften der Geschichte gehandelt werden; von den feineren Geschehensformen aus der Geschichte der Seele am Schluß der zunächst vorzulegenden Untersuchungsreihe. Für jetzt aber ist außer der notwendigen Abweisung des Angriffes auf die Gesetzhaftigkeit der Geschichte wenigstens ein Gewinn zu verzeichnen: es ist die Erkenntnis von der Einheitlichkeit des Gesamtwerdeganges der Geschichte. Denn gleichviel, ob er als aus einer Kraft oder aus dem Zusammenwirken mehrerer in ihm lebendig gewordener Werdenskräfte entsprungen angesehen wird, an seiner Einheitlichkeit als einer einzigen Entwicklungsreihe ist als an einer Tatsache nicht zu zweifeln.

Viertes Stück

Geschehensverkettungen und Entwicklungsreihen

Wenngleich die Bahnabschnitte, in die nicht irgend eine willkürliche Teilung der Wissenschaft, sondern die Menschheitsge-

schichte selbst das Insgesamt ihres Weges zerlegt hat, unzweifelhaft die lebensmäßig geschlossensten Entwicklungseinheiten und die Einschnitte, die sie trennen, die tiefsten sind, von denen die Geschichte zu berichten weiß, so sind sie weder die einzigen, noch auch die ursprünglichsten Längsschnitt-Einheiten, die im Bereich erfahrungsmäßig sammelnder und begrifflich scheidender Geschichtswissenschaft zu erkennen sind.

Um vom Urbestandteil, von einem elementhaften Gebild auszugehen: die einfachste Entwicklungsfolge, die es überhaupt gibt, diejenige auch, die den Urkern jeder, auch der längsten, der ausgedehntesten Entwicklungseinheit bilden muß, ist die kürzeste Geschehensverkettung, die vorkommt, die von zwei Ereignissen. Jesus spricht, Petrus, der gehört hat, fällt ihm zu. Es gibt keine noch so mannigfaltige oder andauernde Weise der Geschehensverkettung, die nicht diese einfache zweigliedrige Form aufzeigen müßte. Eine Vervielfachung im Querschnitt ist möglich: mehrere seiner Jünger oder Folger haben gleichzeitig dasselbe Wort von Jesus gehört, und es entsteht in ihnen gleichzeitig der Entschluß Jesus anzuhangen; aber das bedeutet nur, daß eine Anzahl von zweigliedrigen Geschehensverkettungen zu einer zeitlichen, auch wohl personellen Einung gebündelt auftreten: für das Längsschnittverhältnis wird dadurch nichts geändert.

Um eine hinlänglich scharfe Umgrenzung des tragenden Begriffs sogleich zu Anfang dieser Darlegung zu geben: unter Entwicklungsfolge sei die durch Verkettung übermittelte, in einer zeitlichen Abfolge sich vollendende, durch die Sacheinheit oder Sachähnlichkeit der Handlungen verbundene Reihe von zwei, mehreren oder vielen Einzelgeschehnissen verstanden, die sich Glied an Glied zueinander fügen und von denen noch das letzte mit dem ersten, den Anfang des Geschehens setzenden ganz oder zum Teil durch Sacheinheit und ganz oder zum Teil durch fortlaufende Verkettung verbunden ist.

Zur Erläuterung sei zunächst eingefügt, daß mit aller Absicht der Ausdruck Verursachung vermieden ist. Die Lehre von Ursache und Wirkung als Geschehensformen ist nach der Meinung des Verfassers dieser Blätter noch so wenig gefördert, daß wenigstens die Zwecke rein erfahrungswissenschaftlicher Geschichtsforschung

— wie auch Gesellschaftslehre — nach einer weiteren Klärung verlangen. Sie soll später versucht und dann wird offenbar werden, aus welchen Gründen hier an Stelle des engeren Begriffs Verursachung der weitere und läßlichere Verkettung gesetzt worden ist.

Das Wort Entwicklungsfolge ist gewählt worden, um für die elementare und einfache Form des Geschehenszusammenhangs einen eigenen Ausdruck einzuführen, der nun als technischer, dieser Bedeutung allein vorbehaltener gelten soll.

Unter Entwicklungseinheit soll die gebündelte und vielfach verflochtene Einheit mehrerer oder vieler Entwicklungsfolgen verstanden werden, die innerhalb der Gesamtbahn einer Volks-, einer Sach- oder der Menschheitsentwicklung einen Teilabschnitt in der Längsrichtung darstellt, der durch nur ihm eigentümliche Grundeigenschaften sich von dem voraufgehenden und dem folgenden Teilabschnitt deutlich abhebt und durch sie als Rahmen zu einer inneren Werdens-, aber auch Seinseinheit zusammengefaßt wird.

Es soll nicht verborgen werden, daß der Begriff Entwicklungseinheit durchaus dem Zweck sein Dasein verdankt, die äußere Unterscheidbarkeit und die innere Zusammengehörigkeit jedes der fünf, sechs Bahnabschnitte, in die hier das Insgesamt der Geschichte der weitest vorgeschrittenen Völker geteilt ist, durch einen bestimmten Ausdruck kenntlich zu machen.

So ist der Begriff Entwicklungsfolge aus dem Bestreben heraus gebildet worden, die denkbar elementarste, einfachste Vorgangsform zu verdeutlichen. Offensichtlich ist zwischen den beiden ein Zwischenraum offen, der für mittlere Verkettungsformen Platz in Hülle und Fülle bietet. Denn wenn die Bahnabschnitte der Menschheitsgeschichte hier Entwicklungseinheiten genannt werden, so umfassen sie im Querschnitt ihrer Bahnenbündelung die ganze Summe aller Volksentwicklungen — zunächst abgetragen auf das Bahnengewinde nur in lehrhafter, theoretischer Einheit, ferner als im Querschnitt nicht so umfassende, aber in lebendiger geschichtlicher Einung miteinander verflochten die Summe der Volksentwicklungen von ganzen Völkerkreisen, etwa des neueuropäischen. Und von da steigt der Blick zu Entwick-

lungseinheiten herab, die im Querschnitt immer schmaler werden: fürs erste zu den Volkseinheiten. Aber auch sie sind Geflechte von unendlicher Vielfältigkeit, da ja jede von ihnen die Sachgeschichte aller Arten und Gattungen zu einer gebündelten Einheit zusammenfaßt. Und wie viele einzelne Entwicklungsreihen enthält auch nur die Geschichte eines einzigen Lebensbezirkes, etwa der Kunst — jede von allen vier oder fünf Kunstgattungen kann wieder einige Entwicklungsreihen umfassen. Und wird eine Entwicklungsreihe, d. h. die unterste Sacheinheit im Querschnitt, gesehen im Längsschnitt eines Werdeganges, noch wieder zerlegt in die verschiedenen lebensmäßigen Geschehensverkettungen, die hier Entwicklungsfolgen genannt wurden, so können auch diese noch eine Mehrfachheit ausmachen. Eine gotische Kathedrale kann den Antrieb zu ihrer Grund- und Aufrißentfaltung von ihrer letztgebauten erfolgreichen Vorgängerin in ihrer Nachbarschaft, ihrer Kunstprovinz erhalten; aber sie kann die Vorbilder oder die Anregungen für die Ausgestaltung ihrer Stirnseite, ihrer Türen, ihrer Portallaibungen, ihrer Pfeilerquerschnitte, ihrer Emporenform, ihrer Gewölbrippenführung, die Profilierung dieser Rippen und der sie fortsetzenden Dienste von je einem ganz verschiedenen Muster entleihen. So wird man sagen dürfen, daß auch noch in eine Entwicklungsreihe, die selbst wieder nur der Teil vom Teil einer Volksentwicklung ist, sich so eine Anzahl von Entwicklungsfolgen der hier umschriebenen Art eingeflochten finden können.

Die Aufzählung aller der Zwischenformen zwischen Entwicklungseinheit im Sinne eines Bahnabschnittes der Gesamtgeschichte und den einfachsten Entwicklungsfolgen mag schematisch bis zur Nüchternheit und Dürre erscheinen, aber sie ist nicht überflüssig. Gerade weil das Leben durch tausendfache Durchkreuzungen, zehntausendfache Besonderheiten der einzelnen Geschehensverkettungen ein so wirbel- und wirrsalreiches, bis zur scheinbaren Sinnlosigkeit gemischtes Durcheinander von Einzelgeschehnissen hervorzubringen pflegt, so ist notwendig zu erweisen, daß ein sehr großer Teil dieser Unregelmäßigkeiten sich schlüssig auf Geschehensverkettungen zurückführen läßt,

an deren ganz regelhafter Einwirkungskraft und Einwirkungsweise niemand einen Augenblick zweifeln wird.

Wiederum ein beträchtlicher Bruchteil von diesen Zwangsläufigkeiten, die sich doch hinter dem leichten Spiel der Oberfläche verstecken und dort als Willkürlichkeiten erscheinen, wird herbeigeführt durch die Kreuzungen zwischen den Entwicklungsfolgen, d. h. den elementaren, einfachsten Geschehensverkettungen, die hier so genannt wurden und die von Mensch zu Mensch, von Wirken zu Wirken, von Gebild zu Gebild leiten, und den Entwicklungsreihen, d. h. den sachlich und begrifflich gegebenen Geschehenslinien, die nicht eigentlich vom tatsächlichen Geschehen, sondern von den im voraus gegebenen Sachzusammenhängen bestimmt sind.

Unter Entwicklungsreihe soll, so wurde hier der Begriff umgrenzt,[1] derjenige Teil der Entwicklung einer geschichtlichen Menschengemeinschaft — wie auch eines geschichtlichen Einzelnen — verstanden werden, der sich auf eine begrifflich und lebensmäßig zusammenhängende Gruppe von Handlungen und Handlungsweisen bezieht.

Man sieht den Unterschied: als Entwicklungsreihe soll ein Bündel von Geschehensverkettungen begriffen werden, die durch denk-, d. h. eigentlich lebensmäßige Zusammengehörigkeit miteinander verbunden sind, also gewissermaßen ein Becken, ein Gefäß, eine Ordnung, in die bestimmte Geschehensweisen und Geschehensreihen ihrem Wesen nach zu verweisen sind. Mit dem Wort Entwicklungsfolge aber sollen die tatsächlich zur Ausführung gekommenen Verkettungen von Einzelgeschehnissen bezeichnet werden. Es leuchtet ein, daß das eine Gebilde, die Entwicklungsreihe, ein künstliches Erzeugnis, ein Hilfsmittel der sachlichen Ordnung ist, das für die in ihre Gefächer unterzubringenden Ergebnisse der werktätigen Geschichtsforschung bereit ist, auf die sie wartet, die sich aber ihr anzupassen haben. Die Entwicklungsfolge aber ist ein von der lebendigen Geschichte geschaffenes Nacheinander von Kontakten, von Berührungen der miteinander verketteten Geschehnisse; ganz be-

1) Vgl. oben Einheit und Teilung des Gesamtverlaufs der Geschichte S. 4.

greiflicherweise sind sie Entwicklungsfolgen einfacherer, besonderer, auch willkürlicherer Art. Oft gehen sie ganz auf in den Entwicklungsreihen, d. h. sie werden von dem naturgemäß breiteren und weiteren Begriffsumfang dieser völlig umschlossen; oft durchkreuzen sie aber auch deren Zug. Um bei dem eben erwählten Beispiel des gotischen Kirchenbaus zu bleiben: es ist möglich, nach dem lebendigen Vorgang bedeutender kunstgeschichtlicher Werke, wie der Geschichte der italienischen Baukunst im Zeitalter der Renaissance von Jacob Burckhardt, die Geschichte des gotischen Kirchenbaus aufzulösen in eine Anzahl einzelner Entwicklungsreihen, und zumeist werden sich die Verkettungen der Entwicklungsfolgen als Sonderfäden einflechten lassen. Ebenso aber ist möglich, daß ein Werkmeister, der eine Zeitlang in der Bauhütte von Chartres gearbeitet hatte, von dort ein Diensteprofil an die Bauhütte von Beauvais übertrug, um es dort für die Laibung eines Portals zu nützen und von dieser Anregung ausgehend die Formensprache des ganzen Portals völlig umzugestalten. In diesem Fall also durchkreuzt die Entwicklungsfolge des tatsächlichen Geschehens durchaus den Zug der Entwicklungsreihe, die sonst ganz anders verlief.

Einen weiteren stets sprudelnden Quell von Ursachen, die das an der Oberfläche so verwirrend erscheinende Durcheinander zu erhalten und vermehren geeignet sind, stellt die unendliche Verschiedenheit der Länge, d. h. der Gliederzahl der Entwicklungsfolgen dar. Die Urform der Einwirkung von Mensch zu Mensch, aber auch von Geschehen zu Geschehen ist die zweigliedrige, und sie genügt oft, um die erstaunlichsten Erfolge hervorzubringen. Erfolge von weltgeschichtlichem Ausmaß sind auch bei diesen einfachsten, den denkbar kürzesten Wirkungsreihen schon möglich. Paulus, von Jesus berufen durch die Vision auf dem Wege nach Damaskus: aus dieser zweigliedrigen Geschehenskette, deren Trägerpaar von allen dergleichen Paaren, die auf den Blättern der Menschheitsgeschichte verzeichnet stehen, allerdings das gewaltigste ist — der Weg auch nur bis zu Luther und Melanchthon, Calvin und John Knox ist sehr weit — ist das schlechthin ungeheure Werk der Hellenisierung und Theologi-

sierung, der Vergriechung also und der Verwissenschaftlichung von Jesus' Lehre erwachsen. Aber auch bei den gewaltigsten Bewirkern kann ein so kurzfädiger Verlauf völlig im Nichts enden: wie, als Jesus dem Jüngling, der ihn um den nächsten Weg ins Reich Gottes fragte, sagte, er solle all sein Gut den Armen geben, und der Jüngling, wie geschrieben steht, traurig von hinnen ging, »denn er war sehr reich«.

Und nun die unendliche Fülle der Möglichkeiten, die sich dann ergibt, wenn die Länge, die Zahl der Glieder in den Entwicklungsfolgen zu einer Formen- und Maßelehre dieser primären Geschehensverkettungen vereinigt werden sollte. Um den eindrucksvollsten, wenngleich sicher bei weitem nicht den gliederreichsten Fall in den Vordergrund zu stellen: von Jesus bis zu jedem seiner nach Hunderten von Millionen zählenden Gläubigen reicht heute eine Entwicklungsfolge von mindestens 57 bis zu 76 Gliedern, wenn in jeder der Generationen, die sich von ihm bis in unsere Zeit die Hände reichen würden, auch nur ein Einziger als Vermittler des von dem Mittler kommenden Kräftestrahls angenommen würde. Aber beständig sind wir die Ziele, sehr oft die endgültigen, letzten, sehr oft auch die nur noch weiter als Sender des Funkens dienenden, von noch viel weiter her, durch eine viel größere Anzahl von Zwischengliedern, Zwischengeschehnissen getroffen. Man denke etwa an die einzelnen Entwicklungsreihen, in die sich der so begrifflich scharf und dazu sehr reich gegliederte Schatz der Wort- und Satzformen unserer Sprache aufteilen läßt; von ihnen mögen viele um hundert, die älteren gar zweihundert Generationen, also ebenso viel Mittelglieder zurückreichen, ehe sie auf das Ursprungsgeschehen stoßen.

Und an jedem Tage, zu jeder Stunde kann eine Entwicklungsfolge zu Ende gehen, gleichviel ob sie zwei oder zweihundert Glieder zählt und gleichviel ob noch Tausende oder Zehntausende ihr gleiche neben ihr hergehen, oder ob sie die letzte ihrer Art ist, ob eine ganze Mundart, eine Sprache gar mit ihr für immer zugrunde geht.

Dritter Abschnitt

Die Bahnabschnitte als Entwicklungseinheiten

Erstes Stück

Die auf- und absteigende Kurve der Urzeit

Der Werdegang der Menschheit ist durch die Bauform seines Bahnenzuges als Einheit gekennzeichnet: denn wenn auch die Gegenwendlichkeit der Halbbahnen an sich ihre Einheit auseinanderzureißen scheint, so wird dieser Eindruck durch die dreimalige Wiederholung auch dieses Gegensatzes in neue Regelhaftigkeit und also Einheit empor- und also aufgehoben; die Gleichläufigkeit der Kreisbahnen und die beständige Bahnsteigung in neue Ebenen sind mithin nicht anders zu deuten denn als Merkmale und somit Beweisstücke für die Einheitlichkeit des Bahnenzuges.

Ein weiteres Anzeichen der Wiederholtheit und also der Regelhaftigkeit ist sicherlich die Geteiltheit des Verlaufs in Bahnabschnitte; denn insofern sie, die der Regel der Gegenwendlichkeit unterworfen sind, immer wieder als die gleiche Teileinheit des Geschichtsverlaufs in einer annähernd gleichen Zusammengeschlossenheit auftreten, bestätigen sie die Wiederholtheit einer sich gleichbleibenden Bauform in Hinsicht auf die Gliederung des Gesamtverlaufs im Längsschnitt.

Von dieser Bauform nun der Halbbahnen sei ein Überblick gegeben, damit ersichtlich werde, wie erstaunlich ebenmäßig auch in diesem Stück das Insgesamt des Werdegangs der Geschichte gegliedert ist.

Soweit von der Abgrenzung der Bahnabschnitte schon die Rede war, wurde hervorgehoben, wie viel mehr es auf das Grundgeschehen als auf Grenzmerkmale ankomme, und wie wichtig es sei, von einem Scheitelpunkt der Sonderkurve jeder Halbbahn, jedes Entwicklungsalters aus den Überblick zu gewinnen, der den Inbegriff des besonderen, diesem und nur diesem Bahnabschnitt eigenen Geschehens zu ermitteln erlaubt. Wohl ist die Übersicht über das Bahnengewinde, die in dem vorletzten Buche gegeben

wurde, auf eine Kernentwicklungsreihe gestellt, die als beherrschende eben diese Aufgabe erfüllen zu sollen scheint. Aber so wenig die Wiedergabe des Rückgrats vom Knochengerüst eines Tierwesens die Kenntnis von seinem Knochenbau zu übermitteln vermag, so wenig vermag die Reihe gesellschaftsseelischer Grundzustände ein hinlänglich anschauliches Bild von dem Insgesamt dieser Teilentwicklungen zu geben. Ebenso wenig wird die Sicht, die später in den Darlegungen über den Wandel der Seelenkräfte eröffnet werden soll, ein solches Gesamtbild ersetzen können. Beide Reihen, so wichtig es ist, sie hier aufzustellen, drängen ihrem Wesen nach so stark zu einer Vereinfachung auch selbst noch in ihrem eigenen Zuge hin, daß sie besorgen lassen, die Dominanten, die herrscherlichen Seelenkräfte, zu denen sie hinleiten, möchten zu viel von den Linien, Konturen und der Farbigkeit des Geschehens, von der Fülle der Gesichte verbergen, ohne die kein Teilbild des Gesamtgeschehens anschaulich genug wird, auch wenn es wirklich nur, wie es bei solcher Übersicht einer Übersicht unvermeidlich ist, seine Grundzüge noch behalten soll.

Um zu einem solchen Teilbild dieses ersten der Bahnabschnitte zu gelangen, ist es vor allem nötig, einen bestimmten, eigens artvertretenden Fall herauszuheben, weil sich aus ihm alle allgemeinen Züge, dazu aber auch eine hinlängliche Anzahl bestimmter, mit Eigentümlichkeit gesättigter Sondereigenschaften ergeben. Dazu ist zu fordern, daß dieser Einzelfall wirklich Geschichte ist, d. h. eine einseitig gerichtete Abfolge von Entwicklungszuständen; denn es muß möglich sein, Richtung und Sinn der geschichtlichen Bewegung wenigstens an diesem einen Entwicklungskörper zu erkennen, um erstens zu jenem Scheitelpunkte des Bahnabschnittes zu gelangen, von dem aus sein Inbegriff und seine Besonderheit entscheidend bestimmt werden, und um zweitens das Woher des Ursprungs, das Wohin des Ausgangs des Bahnabschnitts, kurz also die Richtung seines Werdegangs zu erkennen.

Für die Urzeit ist die Wahl einer solchen artvertretenden Entwicklung eigens verantwortlich, einmal weil hier ein kaum übersehbares Gewimmel von Einzelfällen nicht nur, nein auch eine

beträchtliche Zahl von Gruppen herzudrängt. Trotzdem wird man schwerlich fehlgehen, wenn man sich für das zweifelsohne stärkste der Urzeitvölker der Roten Rasse, für die Irokesen entscheidet; denn die Rote Rasse ist an sich der Träger der ausgedehntesten Urzeitgesittungen unterer wie höchster Stufe und der ausgeprägtesten Urzeitordnungen in Gesellschaft und Geist; die afrikanischen Neger sind ihrer großen Mehrzahl nach höher gedrungen, die festländischen Australier aber sind in der mittleren Teilstrecke der Urzeitbahn stehen geblieben, der des niederen Geschlechterstaates. Die Urzeiten der hohen Völker, selbst der Japaner, Spartaner, Römer, Germanen, von denen wir verhältnismäßig am meisten wissen, sind dazu ganz ungeeignet, weil unsere Berichte von ihnen teils nur *survivals*, Restbestände in späteren Bahnabschnitten betreffen, teils nur ihre Ausgänge beleuchten.

Die irokesische Geschichte geht freilich nur die Entwicklungsreihe des Geschlechterstaates an, d. h. die dritte und letzte Gruppe der Urzeitordnungen, aber da diese die stärkste und zugleich die zukunftsreichste, die Wurzelbildung für alle Staats- und Gesellschaftsordnungen der Altertums- und aller höheren Völker überhaupt darstellt, so ist dieser Umstand ein Grund mehr, diese Wahl zu treffen.

Um von der gesellschaftsseelischen Mittellinie auszugehen, so ist die irokesische Gesellschaftsverfassung artvertretend für alle Gruppen der Urzeitvölker, auch die weit von ihr abweichenden des Siedlerschaftsstaates: die gesellschaftsseelische Grundkraft des Gemeinschaftsdranges beherrscht alle. Doch ist gerade in dieser Mittelreihe schon Bewegung in der irokesischen Entwicklung erkennbar. Einige Urbestandteile finden sich in der Staats- und in der Kriegsverfassung, die an sich deutlich das Recht des Einzelnen auf seine Unabhängigkeit betonen. Daß jeder Mann sich nach freier Entscheidung an einem Kampfe beteiligen konnte, der ebenso gut eine unbedeutende Nachbarschafts- oder Personenfehde sein konnte wie wenigstens der Anfang zu einem großen Krieg, will in einem so kriegerischen Volke viel besagen. Und es ist ein Recht der Einzelnen auf Selbstbestimmung, Selbstregierung, das weit eher aus der Ururzeit, aus jenem Zeitalter des Einzelnen, welches dem der Horde vorgelagert ge-

wesen sein mag, herstammt, also einen Nochbesitz darstellt, denn als ein Vorläufer kommender, halbadliger Lockerung, also als ein Schonbesitz anzusehen ist. In die gleiche Sicht sind die seltsamen Bestimmungen der irokesischen Ratsgliederung einzubeziehen, die diese Volksvertretungen, die eigentlich weit mehr Geschlechter- und Teilgeschlechtervertretungen sind, in so zahlreiche kleine Kurien zerteilen, in denen über keine Sache nach Mehrheiten abgestimmt und beschlossen werden durfte, sondern immerdar Einigung zu erzielen war. So daß selbst die allerschwerwiegendste Entscheidung im Stammesrat der Irokesen nicht zu treffen war, wenn auch nur einer von den 48 Sachem, den Mitgliedern der Völkerschaftsräte und zuletzt des Stammesrates, gegen sie sein *liberum veto*, das Wort im buchstäblichen Sinn verstanden, erhob.

Als der Scheitelpunkt der irokesischen Urzeitentwicklung wird ihre größte staatsmännische Tat anzusehen sein: der Zusammenschluß ihrer fünf Völkerschaften zu einem staatlich fest geeinten Bund. An anderer Stelle ist auseinandergesetzt,[1] wie diese Einigung der fünf Nationen nicht, was man allenfalls vermuten könnte, ein Bestandteil ihres Staatsglaubens ist — denn so wird man um der priesterlichen Weihe und der diensthaften Feste willen ihr in beständigen Feiern und Begehungen gehegtes Staatsgefühl nennen müssen — d. h. eine legendäre Umschreibung der in Wahrheit gar nicht als Staatsvertrag, sondern durch ein Wachstum von der Wurzel ab zustande gekommenen Einheit, vielmehr in der Tat ein bewußtes und vertragsmäßiges Abkommen zwischen den fünf Völkerschaften.[2] Verhält es sich aber so, dann bezeichnet innerhalb der Entwicklungsgeschichte der Irokesen der Abschluß dieses großen Staatsvertrages den Gipfelpunkt ihrer Bahn. Und zwar um deswillen, weil durch ihn ein wirklicher, absichtsvoll aufgebauter Staat bewußt begründet wird, während zuvor die Verfassung der Irokesen zwar auch der staatlichen Gebilde nicht entbehrt hat, aber von jener eigentümlich läßlichen, unstraffen und unregelhaften Weise, die die eigent-

1) Vgl. oben Buch IV, 1, Stück 3. Fehlende Entwicklungsglieder, S. 183 f.
2) Vgl. unten Buch V, 1, Stück 1: Die einzelnen Gruppen der Urzeitvölker, S. 241 f.

lichen Gesellschaftsgebilde der Urzeit durchweg kennzeichnet. Alle staatlichen und erst recht alle Bluts- und Wirtschaftsverbände der eigentlichen Urzeit tragen den Grundzug ihres pflanzenhaften Wachstums an sich; sie sind fast mehr biologisch als eigentlich menschheitlich, also gesellschaftswissenschaftlich und geschichtlich einzuordnen: es ist, als ob in ihnen das eigentlich biische Reich der Pflanzen und Tiere noch in das Menschengeschlecht wie in eine ursprüngliche Tierrasse hineinrage. Und gerade dazu dringt ein Urzeitvolk wie das der Irokesen, d. h. ein Volk von höchster Staatskraft und höchster ordnender Fähigkeit vor, daß es diesen Grundzug zwar nicht zu überwinden, wohl aber ihn mit eigentlich staatlichen Ordnungen zu vereinen vermag. In der irokesischen Verfassungsgeschichte vollzieht sich der Übergang von einer reinen Geschlechterordnung — in leichter Verbindung der Blutsverbände mit staatlichen Zweckverbänden — zu einer Geschlechterverfassung, die zuerst und besonders sehr weitgehenden und sehr erfolgreichen Staatszwecken dienstbar gemacht ist, in geradezu klassischer Weise.

Ähnlich bildet sich die Urzeitgesittung der Irokesen in den Ordnungen ihres Familienlebens folgerichtig und bis zu einem Scheitelpunkt steigend aus. Der noch heute aufrecht erhaltene[1] Zustand der Blutsverbände läßt aufs deutlichste erkennen, daß er ursprünglich aus der in Mischverkehr lebenden Horde hervorgegangen ist; denn die Geschlechter bis zu den Bruderschaften hinauf sind durch Inzuchtverbot von einander getrennt, eine Einrichtung, die zu treffen sinnlos gewesen wäre, wenn bei ihrem Ins-Leben-Treten die Sonderfamilie schon bestanden hätte, deren geschlossene Eheordnung jede solche Maßnahme überflüssig gemacht hätte. Das Zurückreichen der Entwicklungsreihe der irokesischen Blutsverbände bis zu den Hordenanfängen ältester Urzeit ist also sichergestellt.

Andererseits hat die irokesische Sonderfamilie eine eigens zu dem Grundsatz der Einehe zugespitzte Entwicklung genommen:

1) Meine unmittelbaren Nachrichten über den heutigen — in bedeutenden Bestandteilen noch immer pietätvoll aufrecht erhaltenen — Zustand der Irokesen reichen allerdings nur bis zum Jahre 1911; doch ist nicht zu bezweifeln, daß die großen Feste noch heute begangen werden.

als Morgan ihre Zustände untersuchte, war bei ihnen die unbedingte Einehe längst eingebürgert, allerdings eingeschränkt durch das Recht der Ehescheidung durch den Mann. Der ganze Weg von der lockersten Form der Bindung, vom Geschlechtsverkehrs- und Blutsverband bis zur strengsten Form der Einehe ist also von den Irokesen durchlaufen. Die Frau wird zwar wie bei allen Urzeitvölkern als Magd des Mannes angesehen, aber sie wird mit Achtung behandelt;[1] in der Wahrnehmung der Staatsfeste ist ihr sogar das niedere Priesteramt eingeräumt.

Ähnlich ist in der Ordnung der Wirtschaft die Linie von der reinen Gemeinschaft bis zur annähernden Durchsetzung des Einzeleigentums an bestelltem Boden zurückgelegt, im Glauben der Weg von der Tierverehrung — die aus den Totems der großen Geschlechter und selbst dem Begleittier des Großen Geistes, dem Weißen Hund hervorschaut — bis zur Ausbildung eines vollreifen Heilbringerglaubens gelangt. Daß es darüber hinaus bis zu der eines Eingottes, dessen Herrschaft eine Anzahl Tier- und anderer Naturgeister teilen, gekommen ist, davon später.

---

1) Unerörtert lasse ich die Frage, ob die Frau wirklich in den klassischen Zeiten der Irokesen das Recht der Häuptlingswahl ausgeübt hat, das ihr neueste Darstellungen zuschreiben (so Hewitt, Iroquois: Handbook of American Indians North of Mexico I [1911] 617; ferner Hewitt, Women, ebenda II [1910] 971). Ohne weiteres hinzunehmen ist diese Behauptung nicht, angesichts der Tatsache, daß Morgan (Ho-dé-no-sau-nee I [²1904] 84 ff., 66 ff.), der doch wahrlich auch nach dieser Seite ein scharfsichtiger Beobachter war, in den diesen Dingen gewidmeten Abschnitten seines grundlegenden Werkes nichts von diesem Brauch erwähnt, ja das Gegenteil sagt. Die Sachem, so erklärt er (I 84), wurden vom Stammesrat erwählt, unter Aufrechterhaltung des Erbgangs und also in Mutterfolge; die Häuptlinge wurden um ihrer Verdienste willen gewählt. Für das Wahrscheinlichste halte ich, daß den Müttern die Wahl unter ihren Söhnen überlassen war für die an den Erbgang in Mutterfolge gebundenen Sachemwahlen, während die Frauen mit den Häuptlingswahlen, die ganz individuell waren, und vornehmlich an Verdienste im Krieg (I 68) anknüpften, gar nichts zu schaffen gehabt haben mögen. Wie weit aber die Auswahl einer Mutter unter ihren Söhnen, die ja auch im Kindesalter schon zur Sachemwürde gelangen konnten (I 84), von einem Wahlrecht entfernt ist, das die Frauen als Körperschaft, noch dazu unter Ausschluß des Mannes ausgeübt haben sollen, liegt auf der flachen Hand. Hier haben wohl die von Bachofen und seinen nicht eben gewissenhaften Benutzern aufgestellten Konstruktionen einer Frauenherrschaft, die der Frauenbewegung von heute ein leicht mißzuverstehendes Mittel in die Hand gaben, ihre irreführenden Wirkungen ausgeübt.

In der Wissenschaft haben die Irokesen die keimende Länderkunde bis zum Erschaffen sehr guter Landkarten, ihre Geschichtsüberlieferung aber zu einer eigens glühenden, ganz in den Dienst von Leben und Staat eingefügten mündlichen Geschichtserzählung gebracht, wenn bei jedem ihrer großen Staatsfeste erstlich die Geschichte des Staats, sodann die Taten des letzten Jahres feierlich hergesagt wurden, wobei der Redner nur die Benützung des Erinnerungsgürtels aus Muscheln und Steinchen zu Hilfe nahm.

In nicht ganz so umfassendem Maße wie für die bis zum Scheitelpunkt dieser Halbbahn steigende Linie ist die irokesische Entwicklung für die sinkende bis zur Wegkehre zum Bahnabschnitt des Altertums zu verwenden. Immerhin ist die Richtung, die der Zug dieses Bahnabschnittes eingeschlagen hat, in den hauptsächlichsten Teilstrecken zu erkennen. An sich aber darf dieses Versagen nicht wundernehmen, denn in einem Punkt kann die irokesische Entwicklung in der Tat nicht Anspruch machen auf den Rang eines vollgültig artvertretenden Falles: so gewiß sie unter allen Gesittungsbeispielen lebender wie vergangener Urzeitalter das reichstentfaltete und zugleich bestbeleuchtete ist — daß ein Forscher von der Überkraft Lewis Henry Morgans dies Werk auf sich genommen hat, hat begreiflicherweise hierzu viel beigetragen – so gewiß ermangelt sie doch des natürlichen Abschlusses, des Hinüberfließens in den nächsten Bahnabschnitt, das Altertum.

Doch bietet sie in beiden wichtigsten Einzelreihen, in Geist und Tat einigen Ersatz. Der Glaube, die in allen frühen Entwicklungsaltern wichtigste Entfaltung des Geistes, ist von den Irokesen bis an die starke Heraushebung und einzigartige Verehrung einer voll ausgebildeten Ein-Gottes-Gestalt, also bis an die Schwelle des Altertums-Glaubens gefördert. Die Irokesen haben einen vollkommenen Dienst der Verehrung dieses Herrschergottes ausgebildet, wofür es unter den Urzeitvölkern der Roten Rasse wohl kaum ein Seitenstück von gleicher Geprägtheit gibt, und haben ihm doch auch noch das alte Urzeitgefolge von Tier- und Pflanzengeistern und die ihm fest zur Seite stehende Gestalt Henos, des Donnerers, gelassen.

Im Staat aber tritt, so widersprüchlich, so paradox dies auch

klingen mag, das Nein einer hintangehaltenen Entwicklung, das Nichtaufkommenlassen der Einzelherrschaft an die Stelle des Ja, des Emporsteigens des Königtums selbst. Aus all den Vorkehrmaßregeln, die die Irokesen getroffen haben, um ihre Verfassung, die aus Volksherrschaft und einer fast aristokratischen Selbständigkeit und Selbstbewußtheit des Einzelnen, jedes Einzelnen so seltsam gemischt ist, gegen alle Vergewaltigung durch den aufkommenden Herrscherwillen eines Überragenden zu schützen, ist doch mit aller Sicherheit zu entnehmen, wie auch von diesem Herrenvolk die Annäherung an die ganz entgegengesetzte Staatsform der Selbstherrschaft des Altertums als Gefahr geahnt wurde.

Die Parzenschere der Überwältigung durch kaukasisch-indogermanische Übermacht hat den Faden der irokesischen Entwicklung so frühzeitig durchschnitten, daß die Geschichte selbst die Frage, ob auch dieser Urzeitfreistaat einmal zum archaischen Despotismus, zum Selbstherrschertum des Altertums übergegangen sein würde, nicht hat zum Austrag bringen können.

Zweites Stück

Die mittleren Bahnabschnitte: Altertum und Mittelalter

Erstaunlich der Widerspruch zwischen dem scheinbar kaum übersehbaren Reichtum der Menschheitsgeschichte an Entwicklungskörpern des Bahnabschnitts der Altertumsreiche und gar erst der Urzeit und dem Vorrat der wirklich brauchbaren Beispiele, wenn es, wie hier gilt, Fälle von eigens reifer Ausbildung und eigens überzeugender Vollkommenheit der entwicklungsgeschichtlichen Durchgebildetheit vorzulegen. Von der Urzeit und den Mängeln der wissenschaftlichen Kenntnis, die dort die Zahl der bestgeeigneten Fälle einschränken, war schon die Rede. Aber es ist kaum günstiger bestellt um die Altertumsreiche. Die großen und erlauchten Beispiele großer Selbstherrschaft und ausgedehnter Königreiche, die der vorderorientalische Völkerkreis dem suchenden Blick zuerst entgegendrängt, versagen sich der

Benutzung, weil sie samt und sonders eines vorzeitigen Todes gestorben sind, alle durch Besiegung, Eroberung, Einverleibung ein unrühmliches Ende genommen haben und mit ihrem Boden- und Bevölkerungsbestand in anderen, sieghafteren Reichen aufgegangen sind. Der hinterasiatische Kreis großer und starker Kulturvölker aber hat wieder die Eigentümlichkeit, daß von seinen schwächeren Gliedern, den hinterindischen, indochinesischen Reichen nur in einem Fall, in dem Siams, die staatliche Unabhängigkeit bis zur Aufnahme in die Völker- und Gesittungsgemeinschaft der europäischen und Europa angegliederten Welt bewahrt worden ist, ohne daß doch bis heute, ähnlich etwa wie im zaristischen Rußland vor 1905, die Altertumsstufe verlassen wurde. Die Siamesen würden ohnehin nicht in Betracht kommen, als ein zu junger Zweig am Baum der mongolischen Rasse. Aber auch Japan ist nicht ganz auf dem Wege einfachen Wachstums durch seine erste Rezeption fremder Staatsverfassung in der Taikwa-Gesetzgebung von 645 in diesen Bahnabschnitt eingetreten und hat ihn nach ganz unregelhaft kurzer Zeit schon wieder verlassen, so daß der Bahnabschnitt seiner Entwicklung, der als Altertum zu kennzeichnen ist, weder seinem Anfang noch seinem Ende nach wirklich naturgemäß verlaufen ist. China aber, das gewaltigste Altertumsreich, das je auf Erden geschaffen worden ist, dazu das zu frühest entstandene und endlich das langlebigste von allen je ausgebildeten, ist doch nicht als Schulfall zu verwenden. Nicht allein, weil es um dieser drei Auszeichnungen willen, die es zum großartigsten Beispiel aller irdischen Staatsbildung dieser Stufe stempeln, zu weit über den Durchschnitt der Regel hinausreicht, sondern auch deswegen, weil selbst in seinem Werdegange weder Anfang noch Ende dieses Bahnabschnitts ganz regelhaft zu beobachten sind. Der Anfang um deswillen nicht, weil er in undeutlichen Dämmerzeiten verläuft und weil von der Urzeit nur aus den *survivals*, den noch im Altertum vorhandenen Überresten, ein Bild, und zwar ein ganz ungewöhnlich ungewisses, zu gewinnen ist; das Ende aber darum nicht, weil es, herbeigeführt durch die 1905 eröffnete Reihe der Revolutionen, ähnlich wie in Rußland, der Türkei und sonst, eine Europäisierung bedeutet, die zwar nicht von außen her aufge-

drungen und gewaltsam ist, doch aber alles andere als natürlich gewachsen, als das Ergebnis eines nur von innen her bestimmten Werdeganges ist.

Die süd- und mittelamerikanischen Altertumsstaaten haben ähnlich wie die vorderorientalischen durch äußere Gewalt geendet; die alteuropäischen Altertumsreiche verlieren sich in Griechenland, noch mehr in Italien, im Dämmer und Dunkel der Zeiten. So bleibt denn nichts anderes übrig, als für den Bahnabschnitt des Altertums die germanische, in Sonderheit die fränkische Entwicklung als artvertretenden Fall zu wählen. Man könnte denken, das verstehe sich fast von selbst und habe sicherlich nicht den mindesten Anstoß. Und doch ist dem gar nicht so.

Einen ganz technischen, rein entwicklungsmechanischen Vorzug hat die fränkische Reihe, die ja an sich schon dadurch, daß sie Haupt und Mitte aller germanischen Volksgeschichten bildet, ausgezeichnet ist: daß sie ebenso aus eigenem, von innen her sich vollziehendem Werdegang den Bahnabschnitt des Altertums erreicht, wie ihn verlassen hat. Nach sehr vielen anderen Seiten hin aber starrt dieses Beispiel von so vielen Mängeln und so vielen Geringwertigkeiten gegenüber den Altertümern der anderen großen Kulturvölker, daß ein germanisches Herz darüber traurig werden könnte, der Erforscher der Geschichtslehre aber eingestehen muß, daß hier nicht ein Fall vom Grade der wünschenswertesten Vollreife vorliegt.

Man erwäge nur: im geistigen Reich bildet die eigentliche Aufgabe und Sendung dieses Entwicklungsalters die Ausgestaltung eines starken Glaubens, die Zusammenfassung vieler von den einzelnen Völkerschaften geschaffenen Ein-Gottes-Gestalten und der um sie versammelten Geisterkreise zu einem einzigen Götterhimmel, vor allem aber die Heraussteigerung einer übermächtigen, die anderen Götter überragenden Herrschergestalt, eines höchsten Gottes und, in den Fällen straffster Folgerichtigkeit, wie es in Alt-Ägypten und Alt-Peru doch wenigstens in einem großen, wenngleich vorübergehenden Ansturm gelungen ist, sogar die Ausbildung eines einzigen, alle andern verdrängenden Gottes. Wohl sind nun zwar wenigstens die Nordgermanen auf diesem

Wege weitergekommen: im Süden aber, bei den deutschen wie den später französischen Germanen ist die Entwicklung mittwegs unterbrochen worden durch die überfrühe Verchristlichung dieser Völker. Dem gläubigen Christen mag sie als ein Segen unter allen Umständen erscheinen; der vergleichende Geschichtsforscher aber, dem als Geschichte, d. h. Menschheit Liebenden alles an der reichen Entfaltung des Baums der Menschheit in allen ihren Volkstumszweigen und vornehmlich in den stärksten gelegen ist, wird hier nichts anderes erblicken können als die schlechthin Leben und Gesittung mordende Vergewaltigung eines reichen Völkerstammes in seinen wesentlichsten Geistesbetätigungen. Wohl bildeten sich auch in Deutschland schon Kreise der Verehrung eines Überragenden unter den Göttern: Wodan, Ziu, Frô, aber zu der Durchsetzung eines in Sage und Dienst zusammengefaßten Götterkreises wie im Norden ist es nicht gekommen. Es war das schlechthin tragische Schicksal der Germanen, durch dieses hellenisierte und romanisierte Leihgut von Osten um alles starke Eigenwachstum ihres Glaubens gebracht zu werden. Welch gewaltige Gottesbildung fordert für den Gedanken die übermächtige Gestalt des einzigen Karl; daß er, der gewaltigste von allen germanischen Heerkönigen, sich in der dunklen römischen Kirche vor dem Christenpriester beugte, um sich von ihm die Krone, die Preis alles seines Ringens, Zeichen seines höchsten Erfolges war, auf das Haupt drücken zu lassen: welch zwiespältiges Schauspiel, gleichviel, ob es vorbedacht oder überraschend geschah.

Gar nicht auszusagen ist, um wie viel eigene reiche Blüte der Baum der Glaubensgeschichte der Menschheit so gebracht worden ist. Und schicksalsschwer, daß sich diese Kastrierung noch auf so viel anderes Geistwerk erstreckte. Zur Vollendung gebracht durch den völlig verchristlichten und klerikalisierten Sohn Karls, hat sie die germanische, in Sonderheit die deutsche Dichtung um ein volles Vierteljahrtausend eigenwüchsigen Schaffens gebracht, indem sie ihr die Sprache raubte, den Franken aber selbst für den mündlichen Gebrauch die germanische Zunge verschnitten. In der bildenden Kunst wurde den Germanen wenigstens die Möglichkeit einer leisen Abwandlung des aufgedrungenen Leihgutes ge-

lassen, aber der eigentliche Grundstock eigentümlichen Wachstums wurde auch in ihr vernichtet. Der germanische Kunstgeist hat noch in Bild- und Bauwerk sich bis zur Höhe des Mittelalters wie ein Tier, dem man das Rückgrat zerbrochen hat, hinschleppen müssen.

Eigens kläglich ist endlich das Bild, das der germanische Geist im Reiche der Forschung auch in dieser seiner zentralen fränkischen Entwicklungsreihe darbietet: von eigenem Wachstum keine Restspur mehr und das fremde, aufgedrungene Gut erniedert zu Leitfaden und Eierfibel. Welch ein ungeheurer Abstand bis zu den höchsten Gipfeln, die der forscherliche Geist der Altertumsstufe etwa bei den Babyloniern, dem Genie unter den Wissenschaftsvölkern, erreicht hat. Und da ja eben hier der germanische Geist, ebenso in seinem halb-romanisch-französischen, wie in seinem rein-germanisch-deutschen Zweig in den späteren Abschnitten seines Entwicklungsweges die größten Erfolge errungen hat, so wird man geneigt sein, jenes traurig verkrüppelte Ergebnis mehr dieser furchtbaren Schicksalsfügung als einer etwa eigens spät reifenden Beschaffenheit, einem noch allzu knospenhaften Zustand dieses Lebensalters zuzuschreiben.

Doch freilich, Alles, oder doch fast Alles, was der geistige Werdegang der germanisch-fränkischen Entwicklung im Geist an Mängeln und Rückständen erkennen läßt, wird ausgeglichen durch die üppige Lebensfülle und die schlechthin schwellende Vollreife, die die germanisch-fränkische Entwicklung in diesem frühen Alter in Staat und Tat erreicht hat. Und gleichzeitig offenbart deren Linie auch in nahezu klassischer Regelhaftigkeit die kurvenhafte Form eines Aufsteigens von der Ebene des voraufgehenden, des Urzeitalters, einer Aufgipfelung im eigenen Sinne des Altertums selbst und eines Absinkens zu den — von dem Zeitalter selbst her gesehen wie Verfall erscheinenden — Zuständen des Nachfolgers, des Mittelalters.

Das wundervoll rasche, schlechthin stürmische Wachstum des fränkischen Staats von den kleinen Ausmaßen des germanischen Völkerschaftsstaats und dem Erstarken des Königtums zu Ausgang der Urzeit bis zum Großstaat und endlich zum Weltreich

macht den Aufstieg dieser Kurve aus. Zu Anfang des Altertums eben erst zum Teil zum Stammesstaat gediehen, noch um 450 mannigfach zerspalten, schließen die Franken sich vornehmlich durch Chlodwech zu einem mächtigen Volksstaat zusammen: Chatten, Ripuarier, Salier, ihre drei Stammeseinheiten, vereinigend und sofort zur Eroberung anderer Stammesstaaten übergehend. Karl Martell schafft schon den Großstaat, Karl, sein Enkel, das Weltreich: über die Grenzen des alten weströmischen Imperiums an mehr als einer Stelle fortragend. Mit dem Scheitelpunkt Karl ragt diese Kurve bis an der Wolken Rand.

Und die innerstaatliche Entwicklung entspricht dieser äußeren. Das ehemals in Völkerschafts- und Stammesstaat keineswegs unbeschränkte Königtum erstarkt unter den Merowingern, unter Pippin und seinen Nachkommen wird es übermächtig: der Gipfel der Entwicklung des Altertumsstaates ist auch in dieser inneren Reihe unter Karl erreicht.

Von Karl ab aber senkt sich die Linie; bis zum Ausgang des Altertums haben nicht nur die dynastischen Reichsspaltungen, sondern mehr noch das Aufkommen eines übermächtigen Hochadels die Königsgewalt geschwächt. Noch vor dem Ende des Zeitalters geht die Krone dem Herrschergeschlecht Karls zeitweise verloren.

Daß dieser Adel von den Merowingern schon als Dienstadel, d. h. als Werkzeug des Königtums geschaffen und in klassischer Gliederung als Reiterwaffe im Heere, als umgebildeter Geschlechtsadel, als mediatisierter Fürstenstand und somit als Hochadel aufgerichtet wurde, ist für die ansteigende Bahn des fränkischen Königtums ebenso stufengerecht, wie das übermäßige Erstarken aller dieser Adelsformen für die absteigende.

Die wirtschaftliche Heraustreibung des Besitzes starker Einzelner ist die ähnlich stufengemäße gleichläufige Erscheinung im Wirtschaftsleben. —

Dieser im Inbegriff wie in der Bewegung schlechthin klassischen Ausbildung von Staat und Tat der fränkisch-germanischen Entwicklung entspricht die des Mittelalters in dem neuen Frankreich, das sich aus mehr als einem Grunde ebenso überragend, ja noch ausgewogener nach Seiten auch der geistigen Entwick-

lung als artvertretender Fall dem suchenden Auge entgegendrängt.

Wenn das Altertum sich als unverwechselbare, unvertretbare Entwicklungseinheit, als in keine Wege zu verkennender, als eigentümlicher und einzigartiger Entwicklungsabschnitt darbietet, so ist das Mittelalter vollends für uns das eigentlich artvertretende Beispiel solcher Lebensalter-Einheit geworden. Kein Stufenalter der Geschichte zaubert schon mit seinem Namen so greifbar das Bild seiner Wesenheit vor die Augen.

Und wiederum ist in aller europäischer Geschichte, reicher noch als etwa Griechenland in dem alteuropäischen Weltalter, Frankreich in jedem Betracht der denkbar ausgegliedertste, formenreichste Fall mittelalterlicher Gesellschafts- und Geistesbildung. Im elften Jahrhundert ist der Tiefpunkt der Kraftlinie des Königtums, also der Scheitelpunkt in der Entwicklung der Adelsmacht erreicht. Von Philipp II. August, vom Ende dieses Jahrhunderts steigt, wenn auch mit vielfachen Unterbrechungen und Zwischensenkungen, die Machtentfaltung des Königtums im Sinn des neuen, des modernen Königs- und Beamtenstaates zur Heraufführung einer ganz modernen Staatsverwaltung durch Ludwig XI. Ihr entspricht die starke Rückbewegung zur Vereinigung des um 1200 völlig zersplitterten Reichsbodens, zur Vertreibung der englischen Erobererherrschaft. Und es ist nur bezeichnend, daß auch die Neuere Zeit als Ära der Staatskriege zwischen den europäischen Staaten durch Karls VIII. Eroberungszug nach Italien eröffnet wird.

Wohl überwiegt dergestalt die Umbiegung der Bahn zur Grundrichtung der neuen Halbbahn, des Bahnabschnittes der Neueren Zeit, der Wegkehre entgegen. Aber es fehlt nicht an schweren Rückfällen, ebenso wenig an ganz mittelalterlichen Gegenbewegungen: an der Ausbildung einer ständischen Volksvertretung, an dem Emporkommen städtischer Eigengewalten — das letztere auf dem wirtschaftlichen Grunde eines Heraufkommens des Handel und Gewerb treibenden Bürgertums.

Vollends schulmäßig ist das Emporwachsen des schauenden und bildenden Lebens aller Formen zu einer neuen, ganz vom

Joch der Antike losgelösten, noch mehr eigengermanischen als eigenfranzösischen Blüte. In wundervoller Kulmination gipfeln diese Wachstümer um die Mitte des zwölften Jahrhunderts: die höchste germanische Baukunst, die höchste germanische Dichtung entstehen in diesem germanischen Frankreich, die Scholastik und etwas später die Mystik feiern hohe Siege. Und unzweifelhaft sinken alle diese Linien bis zur Zeitalterwende.

Drittes Stück

Die spätesten Bahnabschnitte: Neuere und Neueste Zeit

Wenn von dem Mittelalter gelten kann, daß sein Name und Inbegriff schon die Gewähr einer lebendigen Einheit, einer unvertretbaren Eigentümlichkeit in sich trage, so gilt dies vielleicht nicht in dem gleichen, doch immerhin in ziemlich hohem Maße auch von der Neueren Zeit, zumal von der Neueren Zeit des neueuropäischen Weltalters. Denn die Unumschränktheit des Königstaats, die Vorstellungen von einer fast grenzenlosen Herrscher- und Beamtenmacht, einem äußersten Überwiegen des Staates in allem handelnden Leben sind als untrennbarer Nebenklang in der Welt der geschichtlichen Bilder mit den drei Jahrhunderten nach 1494 verbunden: das Wort »modern« im Sinne von neuzeitlich hat in der Richtung auf Staat und Gesellschaft hierin fast die gleiche suggestive Macht wie »mittelalterlich« in seiner Schicht. Und in Sachen des Geistes ist mit dem Wort ein Eishauch von klarer und kühler Verstandesmäßigkeit bezeichnet, an die Anfangs- und die Endbewegung der Glaubensgeschichte, an Reformation und Aufklärung angeknüpft, der ebenso unverkennbar und unverwechselbar eigentümlich ist.

Wird in weiterem Verfolg der einmal eingeschlagenen, einmal festgehaltenen Linie der Werdegang des französischen Gliedes der germanisch-romanischen Völkergruppe auch jetzt als artvertretender Fall untersucht, so erweist er sich allerdings auch jetzt wieder als durch schlechthin klassische Sicherheit und Ausgeprägtheit der Werdensform ausgezeichnet. Zwar im Staat

hält die Bewegung äußerer und innerer Verstärkung von Staatsmacht und Königtum, die zu Ausgang des Mittelalters mit so starkem Vorstoß in die neue Richtung der Neuzeit-Halbbahn hinübergelenkt hatte, noch bis um 1560 an; das darauf folgende Jahrhundert aber ist in einzelnen Zügen, so in den an sich ganz ziellosen, ganz aus Kampflust und alter ritterlicher Fehdefreude emporsteigenden Adelskriegen ein reiner Rückfall in das Mittelalter, der die angeblich einzigen Ursachen, den Bürgerkrieg um die Glaubens- oder Verfassungsform erst als sekundäre, als Folge- und Ausdruckserscheinung hervorgebracht hat, und stellt sich auch im Ganzen, vorzüglich im Niedergang der Königsgewalt, in dem neu erwachenden Ringen mit dem Ständetum und dem Selbständigkeitsdrang der großen Landherren, in dem Wiedererwachen des Dranges zu körperschaftlicher Vereinigung in den großen Partei- und Adelsbünden wie ein Nachklingen des Mittelalters selbst in der Grundrichtung der Halbbahn dar. Aber umso kraftvoller ist dann der Rückschlag des echt neuzeitlichen Staatsgeistes gegen diese mittelalterliche Reaktion durch die Hand der beiden Kardinäle, der Begründer der neufranzösischen Staatsmacht, eingeleitet worden und 1661 mit dem Beginn der selbständigen Amtsführung des Königs Ludwigs XIV., der wo nicht wegen seiner Herrschertalente, so doch wegen seines Herrscherwillens den Beinamen Louis le Grand, den ihm sein Volk gegeben hat, mit Recht führt. Beendigung alles inneren Streites und Widerstandes in Verwaltung und in Staatshaushalt, Ausdehnung des Reichsbodens durch äußere Angriffs- und Eroberungskriege, oft gegen halb Europa, zuletzt wenigstens Verteidigung der errungenen Landbeute gegen fast ganz Europa, das ist die Summe der Errungenschaften, die diesen Scheitelabschnitt der Halbbahn kennzeichnen. Die Heraufführung einer ersten Blüte kapitalistischer Volkswirtschaft in Handel und Großgewerbe und damit eine Heraussteigerung des Anteils starker Einzelner an Lenkung und Gewinn der Volkswirtschaft geht mit ihr Hand in Hand.

Und das gleichzeitige Emporkommen der stärksten Werke redender und bildender Kunst, die Frankreich seit dem Abschwellen der Gotik hervorgebracht hat, die Erscheinung des ersten Denkers höchsten Ranges, den der germanisch-romanische

Völkerkreis in sich erzeugt hat und damit der Beginn eines eigenen Denkenwollens und Denkenkönnens im neueuropäischen Weltalter, die Begründung einer ersten Denk-Lehre, die nicht all ihr Licht von griechischen Sonnen geliehen hatte, nimmt sich nur aus wie eine Vollendung des ganzen Kreisrundes dieser Gipfelleistung.

Auch ihr ist ein Zeitalter des Überganges vorangegangen, das seiner Grundrichtung nach und in vielen seiner Einzelwerke durchaus die Bahnlinie des Mittelalters noch fortzusetzen scheint: Rabelais und sehr viele der Erzeugnisse des sechzehnten Jahrhunderts tragen weit mehr den Stempel noch gemein-germanischer und also mittelalterlicher Geistesbildung an sich, sind von der wirklichkeitsgesättigten und ganz unstilisierten Kunstweise der spätgotischen Zeiten. Selbst in der französischen Baukunst, die in so vielen Stücken der viel rascher zu Stil und hoher Form gediehenen italienischen Weise unterlag, ist die noch rein französische und noch sehr gotische sogenannte Renaissance auf Jahrzehnte hin bis zur Uhrturmfassade des Louvre von jenem wildwachsenen, naturalistischen Einschlag von etwas regellosem, etwas hinterindischem Formenüberschwang und -schwall bestimmt, den als aus germanischem Blute stammend, also noch gemeinsam-mittelalterlich, auch die deutsche Renaissance von Lübeck und Lüneburg, Koburg und Heidelberg erkennen läßt.

Und auch in der Forschung fehlt es an solchen Halbmittelaltern nicht. Montaigne, so geschliffen die Anmut seiner sprachlichen Form ist, ist mit der Größe von Descartes' bauender Denkerkraft verglichen, ein Mann von ganz der Wirklichkeit hingegebener Art: Lebensforscher, nicht Erbauer von Gedankendomen. Daß die Einzelwissenschaften, insbesondere die Geschichtsforschung, noch im Schlummer mittelalterlicher Beschreibungslust verharrten, war selbstverständlich. Gegen sie bedeuten die großen ersten Würfe bauender Geschichtsforschung von Montesquieu und Voltaire den Gegensatz vom Gipfel der Kurve her.

Und vollends schulmäßig korrekt ist gegen das Ende des Bahnabschnittes das Sinken der Kurve zu der neuen Bahnrichtung

der Neuesten Zeit hin. Die Kunst schlägt die neue Richtung am frühesten und folgerichtigsten ein: schon das Rokoko hat Neigungen zur Stoffkunst, die nicht allein im zeitgenössischen Kostüm seiner Bilder sich äußern, sondern seine äußere Erotik, seine andeutende Seelenkunde bereiten die Weise der Seelenliebe und des Gefühls vor, die Rousseaus neuer, seelischer Realismus heraufführt und in der ihr die Malerei sofort akkompagniert. Die Aufklärung Voltaires und der Enzyklopädisten bedeutet eine entsprechende Erweichung der denkerischen Haltung zu behaglich breiter und billiger Alltagsphilosophie, die ihr an sich großes Wollen, ihre an sich tiefe Hingegebenheit an die Welt doch nur überaus mangelhaft auszuwerten verstand. Rousseaus Gesellschaftslehre aber ruft durch seine Losungen vollends das neue Zeitalter und seinen Demokratismus herauf.

Soll zum dritten und letzten Mal die französische Linie als artvertretend auch für die Neueste Zeit betrachtet werden, so erweist sie sich fast in allen Stücken von der gleichen Schulgerechtigkeit des Kurvenbaus. Nach der großartigsten, wenn auch sogleich wieder abbrechenden Verwirklichung der Rousseau-Losungen in der Revolution gibt der französische Imperator der neuen Form der Gegenbewegung, dem Caesarismus und dem Imperialismus Bild, Zeichen, erste Verwirklichung. Und wenigstens die bildenden Künste geben der Herrenmäßigkeit, dem Willenszwang dieser neuen Staatsform, die im neueuropäischen Weltalter nicht ihresgleichen gehabt hatte, wohl aber vom römischen Urbild des Caesarismus und des Imperialismus nicht geringe Anregungen entlieh, einen starken Widerhall. Denn ihr Klassizismus wiederholt den Klassizismus der staatlichen Bewegung in verstärktem Maße.

Die lange Talsenkung der immer bestimmter zu Liberalismus und Demokratismus sich wendenden Kurve ist in Frankreich ebenso vorbildlich zu finden: Frankreich führt ja, nachdem es die Reaktion der ständisch-mittelalterlichen Staatsromantik aufs leidenschaftlichste ausgeprägt hat, wieder in zwei Revolutionen auch diese neue europäische Bewegung herauf. Nur der Nationalismus, die zweite, auf Gemeinschaft und Volkszusammenschluß gerichtete Bewegung, die ganz Mitteleuropa in dieser Mittelstrecke

des Jahrhunderts auf Jahrzehnte völlig beherrschte und im tiefsten erschütterte, kann von dem längst so stark und dicht geschlossenen Frankreich nicht dargestellt werden. Der Scheitelpunkt der Bahn wird von Frankreich im Februar 1848 durch die demokratisch-bürgerliche Revolution, im Juni 1848 durch den sozialistischen Aufstand des vierten Standes erreicht.

Ganz stark tritt die klassische Rolle Frankreichs im letzten Teilabschnitt des neunzehnten Jahrhunderts, in der zweiten Entfaltung von Caesarismus und Imperialismus hervor. Napoleon III. hat, lange bevor es irgendwo sonst in Europa zu imperialistischen und caesaristischen Regungen kam, als Neffe und Erbe des Imperators, der beide zu Anfang des Jahrhunderts geschaffen hatte, diese Losungen von neuem aufgenommen und hat sie zu verwirklichen gesucht, weit schwächer als es der Oheim je getan haben würde, aber in ganz wesentlicher Umwandlung des Urbildes. Sein innenstaatlicher Caesarismus war etwas scheindemokratischer als der des ersten Kaiserreichs, das war eine leise Abwandlung; viel mehr aber wollte sagen, daß er an die Stelle des europäischen Weltstaats, der dem ersten Napoleon sicher als Ziel vorgeschwebt hat, eine einheitlich gelenkte Staatenrepublik unter französischer, das will sagen unter seiner Führung setzen wollte.

Das zweite Kaiserreich hat damit einen ganz eigentümlichen, dem demokratischen Jahrhundert kompromißhaft entgegenkommenden, in etwas auch schon die Wege des Völkerbundes einschlagenden Versuch gemacht, der schon vor 1870 scheiterte und den das Frankreich der dritten Republik wie selbstverständlich hat fallen lassen. Für den hier verfolgten Gedankengang ist wichtig, daß der Gedanke des Imperialismus, von dessen gröberer und unverhüllter Form, der des Landerwerbs, Napoleon durchaus Gebrauch zu machen trachtete, so früh und damit zuerst wieder aufgenommen und in der werktätigen Staatskunst verkörpert wurde. Der englische, überlieferter Staatsweisheit gemäß nur überseeische Imperialismus hat, noch ehe Napoleons Herrschaft zu Ende ging, eingesetzt. Frankreich selbst, so stark es sich an dieser neuen imperialistischen Welle — im Wollen für Europa, im Vollbringen öfter für Übersee — beteiligte, hat doch den Caesarismus, von schwächlichen Anläufen abgesehen, nicht

wieder aufleben lassen. Nur an der stärksten Bezeugung des Imperialismus, zu der es allerdings erst im nächstfolgenden Zeitraum kam, die aber vor 1899 schon vorbereitet wurde, hat es, geleitet von seinem Rachegedanken, entscheidenden Anteil genommen. An der Bereitung der Atmosphäre, aus der der große Krieg hervorgehen mußte, sind zwar alle fünf führenden Mächte Europas beteiligt, aber Frankreichs Anteil ist der stärkste.

Damit ist die Reihe der Beispiele erschöpft, die hier aufgestellt werden sollten, um an ihnen als Schulfällen die Bauform der Bahnabschnitte aufzuzeigen. In der Tat läßt sich wenigstens von ihnen allen sagen, daß die Baueigenschaften, die hier als dem Archetypus, der Urform des Bahnabschnittes eigentümlich nachgewiesen werden sollten, an ihnen klar zu Tage liegen und daß es keiner umdeutenden und das heißt doch nur gar zu leicht umbiegenden Auslegung bedarf, sie von ihnen abzulesen.

FÜNFTES BUCH

DIE WEGLEISTUNG DER VÖLKER

Erster Abschnitt

Die Verteilung der Völker über die Bahnabschnitte des Gesamtweges

Erstes Stück

Die einzelnen Gruppen der Urzeitvölker

Es wurde schon der Satz aufgestellt, daß, wollte man sich die Völker der Menschheit auf einer wirklichen Spirallinie im Vorschreiten befindlich vorstellen, zu sehr vielen Zeiten der Jahrmyriade, die die heut, wenn nicht erschließbare, so doch erratbare Geschichte der Menschheit umfaßt, die Linie dieses Bahnengewindes sich auf sehr vielen Strecken besetzt gezeigt haben würde. In manchen Zeiträumen würden alle Kreisläufe nicht nur, nein alle Halbbahnen besetzt erscheinen, in anderen — so etwa heute — nicht alle.

Es erhebt sich die Frage, wie stellt sich diese Verteilung der einzelnen Glieder des Heerkörpers der Menschheit über die einzelnen Bahnabschnitte des Gewindes dar. Unterliegt sie Gesetzen, oder lassen sich wenigstens volle oder annähernde Regelhaftigkeiten beobachten?

Gemäß der hier zugrunde gelegten Annahme müssen zu der Zeit, als sich die Menschheit — nach den heute gültigen Anschauungen der Leibes-Menschenkunde, der somatischen Anthropologie, sich an einer Stelle aus einer der menschennahen Tiergattungen losringend — anschickte, diesen Weg zu beschreiten, alle ihre Glieder auf diesem Bahnabschnitt der Urzeit oder dem nur mit den leisesten Vermutungen zu erschließenden Vorabschnitt einer vom Morgendämmer der Zeiten verhüllten Ururzeit versammelt gewesen sein. Immerhin ist die erste Halbbahn des Gewindes, die eigentliche, hier in einer sicheren Begriffs-

umgrenzung eingeschlossene Urzeit, bis vor 100 Jahren, auffälliger noch bis vor 400 Jahren, d. h. bis zum Beginn der Europäisierung der Erde, von einer sehr großen Anzahl von Einzelgliedern der Menschheit eingenommen gewesen. In sehr viele und sehr kleine Einheiten zerspalten, noch gar nicht zu Völkern und auch nur in seltenen Fällen zu Stämmen zusammengeschlossen, etwas öfter wenigstens nach ihrer Gesittung in Stammesgruppen zusammenhängend, in der großen Mehrzahl aber in Völkerschaftsgruppen als Gesittungs- und gar nur in Siedlerschaften als Wirtschafts- und Staatseinheiten geordnet: ein schwer übersehbares Gewimmel sehr kleiner Lebenseinheiten, die nur ererbtes Gesittungs- und Geistesgut — Sitten- und Sprachverwandtschaft — als zu größeren, durch Blut und Abstammung verbundenen Einungen, Stämmefamilien, gehörig erkennen läßt. Diese wenigstens sind von recht wohl übersehbarer Zahl — Südostamerika mit Ausschluß der Patagonier zählt nur 4, Nordostamerika 5, das arktische Nordamerika nur 2 Stämmefamilien. Von diesen nicht allzu zahlreichen Bluteinheiten läßt sich annehmen, daß sie zu ganz früher Zeit aus sehr kleinen Stammeinheiten hervorgegangen sind, in einem Entwicklungsalter, in dem die Erde noch wesentlich spärlicher bevölkert war, als sie es in den Gebieten der Urzeitvölker ohnehin auch später ist; in geschichtlicher Zeit aber sind sie die Träger der Lebensformen, der Familien-, Staats-, Wirtschaftsordnungen und der geistigen Güter, die dann allen ihren Einzelgliedern, Einzelstämmen, Einzelvölkerschaften und noch Einzelsiedlerschaften als gleiche oder ähnliche gemeinsam sind.

Gerade die Urzeit mit ihrer verhältnismäßig weitgehenden Undifferenziertheit — d. h. Unausgegliedertheit und Ununterschiedenheit — ermöglicht eine Zerlegung ihrer Halbbahn in Teilabschnitte. Zunächst aber ist zu denkwürdig, um übergangen zu werden, daß alle Nachrichten, die heute zu sammeln möglich ist, zwar erlauben, ein Voralter der Ururzeit zu unterstellen, das wahrscheinlich ein Zeitalter des Einzelnen gewesen ist, daß keine dieser Nachrichten aber dazu ermächtigt, dieses Voralter als irgendwo in Menschengedenken noch vorkommend anzunehmen.

Die Urzeitvölker der eigentlichen Halbbahn aber lassen sich

nach den Merkmalen ihrer staatlich-gesellschaftlichen Gesittung in drei Gruppen zerlegen, die an sich zwar, vom Entwicklungsstammbaum der Menschheit, ihren Arten und Spielarten, ihren Rassen und Völkern her gesehen, nebeneinander stehen, die aber dem Maß der geleisteten Staats- und Gesellschaftsbildung nach auf einander folgen. Die erste Gruppe, die keim- und kindhafteste der Menschen, die Urrassen der Zwergmenschen umfassend, hier und da noch die Urgesellschaftsform der Horde aufweisend, im übrigen aufsteigend zu Siedlerschaft, Sonderfamilie und Häuptlingtum, also den grenzsetzenden Merkmalen der nächsten Gruppe, der Urzeitvölker mit Siedlerschaftsstaat. Diese ist unendlich umfangreich und vielfach vertreten: der ganze große Block der nordasiatischen Urzeitmongolen, dann das große Massiv der arktischen Nordamerikaner, aus den beiden sehr weit ausgebreiteten Stämmefamilien der Eskimo und Athapasken bestehend, endlich der noch viel gliederreichere Stammbaum der beiden südamerikanischen Urzeitvölkerkreise: der Südostamerikaner und der Patagonier und Feuerländer gehören ihr an, das heißt also die drei dem von ihnen besiedelten Flächenraum nach gewaltigsten Völkerzusammenhänge in der an sich auf der Erde — um 1800 etwa — noch überwiegenden Urzeitschicht.

Die dritte Gruppe aber stellen zur einen Hälfte die Urzeitvölker dar, die die Geschlechterverfassung ausgebildet haben: die lebenden Urzeitvölker, das heißt solche, die nie über die Urzeitstufe hinausgedrungen sind; ihr gehören zwei sehr große, zusammenhängende Völkerkreise an, der festländisch-australische, der diesen Gesellschaftszustand nur in weichem Knochenbau, mehr wie eine lediglich die Ordnungen des Geschlechtslebens und des Bluts verbindende Einrichtung, als wie eine Verfassung von staatlicher Bedeutung aufgebaut hat, und der nordostamerikanische, der zum wenigsten in der höheren Schicht, in Fällen wie in dem klassischen der Irokesen und einer recht langen Reihe von anderen, ihm verwandten, einen sehr festen Bau und eine straffe Staatsverfassung aus den auch bei ihnen zunächst den Zwecken der Bluts- und Geschlechtsverkehrsverbände dienenden Gebilden gemacht hat. Dazu treten noch sehr viel kleinere Gruppen von Geschlechterstaaten, wie die scheinbar nur

als Sprengstücke in den südamerikanischen Völkerkreis eingestreuten Fälle von Geschlechterordnung in Guyana und die Herero im Westen von Südafrika, die dort ebenso weit von dem sehr wenig vorgeschrittenen Siedlerschaftsstaat der Hottentotten, wie von den Altertumskönigtümern der in Südafrika überwiegenden Bantufamilie getrennt sind, endlich noch zerstreute Einzelgruppen, ganz ebenso wie in dem Heerzug der Siedlerschafts-Urzeitvölker.

Die mehr als volle zweite Hälfte dieser Hauptgruppe der Geschlechterstaaten stellten in früheren Jahrhunderten die Völker, die später zu weiteren Entwicklungsabschnitten vorschritten, die heute längst dieser Halbbahn der Urzeit, ja zumeist den ersten Kreisläufen des Bahnengewindes überhaupt entrückt sind. Alle sogenannten Kulturvölker, alle auch nur in die Halbbahn des Altertums vorgedrungenen Völker sind ausnahmslos aus der Gruppe des Geschlechterstaates hervorgegangen. Es gibt keinen einzigen Fall der Entwicklung eines Volkes zu höherer oder auch nur mittlerer Gesellschafts- und Geistesbildung, der aus dem Siedlerschaftsstaat hervorgegangen ist. Die Bantu-Neger wie die Polynesier, alle Zweige der hamitischen, der semitischen, der indogermanischen Teilrasse der Kaukasier sind ganz ebenso wie die höheren Mongolen, Malaien, Amerikaner aus dem Geschlechterstaat hervorgegangen; auch wo in seltenen Fällen heute die Überreste der Geschlechterverfassung als lebendige Zeugnisse dieses Tatbestandes noch nicht nachgewiesen sein sollten, ist er ohne jedes Bedenken zu unterstellen. Lewis Henry Morgans große Entdeckung, die die planetarische Verbreitung der Geschlechterordnung nachwies, bleibt allen leeren Schmähungen der Ewig-Gestrigen zum Trotz unerschütterlich bestehen, ist aber in dem hier umschriebenen Sinne einzugrenzen.

Das Verhältnis der beiden höheren Gruppen der Urzeitvölker kann, das wurde schon erwiesen, nur als ein Neben-, nicht aber als ein Nach- und Auseinander der Entwicklung gedeutet werden. Zwei große Ströme, die beide aus dem Urstrom der Hordenbildung hervorgegangen sein müssen, sind eine Zeitlang nebeneinander hergegangen. An Vielgliedrigkeit der Staatsbildung, auch an Reichtum der Glaubensgestaltung hat der eine der Heer-

züge, der der Geschlechterstaaten, den der Siedlerschaftsstaaten weit hinter sich gelassen. Und ein letztes und stärkstes Zeugnis für die Überlegenheit dieser Gruppe: alle die Volks-, Stamm-, Blutseinheiten, die in die nächste Halbbahn, alle auch, die in den nächsten Kreislauf eindrangen — die Mittelaltervölker —, vor allem auch die letzte Auslese unter den Völkern, die zu dem höchsten Kreislauf, die bis zur Neuesten Zeit empordrangen, Griechen, Römer, Germanen, Slaven sind aus dieser Gruppe hervorgegangen.

Andererseits ist die Gruppe der Siedlerschaftsstaaten, man müßte ganz genau sagen: der Nur-Siedlerschaftsvölker — da ja auch die Geschlechterstaaten die Siedlerschaft, den stehengebliebenen staatlichen Rahmen der älteren Horde, aufrechterhalten haben — durch die Geringfügigkeit ihrer gesellschaftlichen und zumeist auch ihrer geistigen Bildung zu einer »zurückgebliebenen« gestempelt, wie wir mit dem uns schon völlig in Fleisch und Blut übergegangenen Ausdruck sagen, dem doch auch das Gleichnis von Vorwärtsschreiten und Wanderschaft vorschwebt. Ihre gesellschaftlichen, insonderheit ihre staatlichen Ordnungen tragen, verglichen mit den staatlichen Einrichtungen aller weiteren Heersäulen im Wanderzug der Menschheit, ja schon mit den höheren Urzeitvölkern der Geschlechterverfassung, das Gepräge von Kümmerformen. Von den Teilgruppen der Geschlechterstaaten ist nur der Völkerkreis der festländischen Australier ähnlich gering ausgestattet an staatlicher Ausgliederung: doch haben sie immerhin im Innenbau Volksversammlung und Rat als Werkzeuge der Staatsgewalt ausgebildet, während zum Beispiel eine Stämmefamilie von so hohem geistigen Stand wie die der Eskimo es auch dazu nicht gebracht hat. Wollte man also das Bild der dahinschreitenden Heerzüge der Völker bis zur Erschöpfung verwenden, so müßte man in Hinsicht auf den staatlichen Fortschritt sagen, daß der Zug der Geschlechterstaats-Völker an dem der Siedlerschafts-Völker zum größten Teil vorübergeschritten ist, daß nur noch die festländischen Australier in einiger Nähe von der Siedlerschaftsgruppe sind. Doch dürfen auch die festländischen Australier bei weitem nicht dem Insgesamt ihres gesellschaftlichen Bildungsvermögens

nach selbst mit den höchsten Siedlerschaftsvölkern, etwa den Eskimo, gleichgestellt werden, denn durch die unendlich lebendige und formenreiche Ausgliederung ihrer Geschlechtsverbände und die vielfache Verschränkung und Verflechtung ihrer Heiratsgesetze wird erwiesen, daß die Säfte ihrer ordnerischen, verfassungbildenden Kraft nur in andere Teile ihres Gesellschaftskörpers geschossen sind.

Man hat den Eindruck, als liege ein Fluch auf den Siedlerschaftsvölkern, der ihre staatliche Fortbildung mit Lähmung geschlagen habe. Denn weder haben sie vermocht, ihren inneren Staatsbau mit einigem Erfolg auszubilden, noch — und das ist noch sichtlich-handgreiflicher — nach außen staatenbildende, das heißt Kraft zur Ausdehnung und Zusammenfassung von staatlichen Gemeinschaften zu bewähren. Es ist so überaus bezeichnend, daß in einer über Tausende und Tausende von Kilometern hin ausgedehnten Stämmefamilie, wie der der Eskimo, wenn unsere Nachrichten vollständig sind, nur ein einziger Fall von Verbindung von Siedlerschaften zu dem mindestens nominellen Verband einer Völkerschaftsgruppe und über ihn hinaus zu einer Verbindung von mehreren Völkerschaften zu einer eng zusammenhaltenden Stammesgruppe nachzuweisen ist, auch er — es ist der der Oquomiut am Cumberland-Sund auf Baffinsland — ohne Verfassungseinrichtungen, doch immerhin so weit als Lebenseinheit geschlossen, daß naher Zusammenhalt und Namengebung keinen Zweifel daran aufkommen lassen, daß es sich hier um eine festere und vor allem auch um eine mehrfach gestufte Verbindung handelt.[1] Es ist, als seien die Urzeitvölker, die nur die Nichts-als-Siedlerschafts-Verfassung auszubilden vermochten, in Hinsicht auf alle weitere Ausgliederung des Staatsbaus nach innen wie nach außen mit völliger Unfruchtbarkeit geschlagen. Der Grund ist allerdings nicht weit zu suchen: im Urzeitalter überwiegt der leibliche, der biologisch-physiologische Grundkern alles gesellschaftlichen, aber auch alles geschichtlichen Tuns und

1) Die Geschichte der Menschheit I (1907) 412 f. (auf Grund der Nachrichten bei Boas, The Central Eskimo: Rep. Bur. Ethnol. VI [1886] 424 bis 442). Vgl. dazu die Abwehr abweichender falscher Auslegungen S. 406 bis 408, ferner 406 Anm. 1.

Werdens so sehr, die den Staat heraustreibenden Kräfte des Machttriebes und des Menschengebilde gestaltenden Dranges sind an sich noch so schwach entwickelt, daß sie nur unter Beihilfe des so viel mehr biologisch-physiologisch gearteten Geschlechtslebens und des an dieses anknüpfenden, Verbände bildenden Dranges imstande waren, eigentlich staatliche Bindungen zu schaffen.

Im übrigen bleibt auch das geistige Leben dieser Völker im großen Durchschnitt zurück. Ist auch unter ihnen ein so kostbar gliederreiches und dennoch ganz folgerichtig durchgeformtes Gebilde wie die Sprache der Eskimo — die, wie man annimmt, um das Jahr 1000 schon ausgebildet war — zustande gekommen, so scheint das doch eine hohe und weit über die sonst erreichte Ebene hinausragende Ausnahme zu sein. Und selbst bei den Eskimo weist der Glauben eine wesentlich geringere Entwickeltheit auf: der zukunftsträchtigste Keim, der Heilbringer, fehlt, auch sonst ist die Gestaltenbildung weder zahlreich noch stark durchgebildet.

So wenig also die Entwicklung der Geschlechtervölker als Folgeglied an die der Siedlerschaftsvölker angeschlossen werden darf, so gewiß schiebt sich ihr Zug doch schon fast ganz an dem der Siedlerschaftsvölker vorbei und ist in seiner Spitze schon weit, weit über sie fortgedrungen.

Zweites Stück

Der Anteil der Urzeit an der geschichtlichen Vorwärtsbewegung.

Es mag Schwierigkeiten machen, die Erforscher der Einzelbahnen in den mittleren und höheren Kreisläufen des Bahnengewindes der Geschichte für die Anschauung zu gewinnen, daß die von ihnen bearbeiteten Volksgeschichten oder Sachentwicklungen am zweckdienlichsten in ein Gesamtbild der Menschheitsgeschichte eingefügt werden, das lediglich nach Wachstumsabschnitten geordnet ist. (Denn für dieses oberste Grundgesetz der hier verfochtenen Anordnung bedarf es des Bildes des Bahnen-

gewindes, ja selbst des zurückgelegten Weges nicht.) Auf grundsätzliche Gegnerschaft aber stößt sie wohl nur in dem Bahnabschnitt der Anfänge, in den Urzeitaltern. Die Völkerkundigen stehen dieser Sicht an sich fern und fremd gegenüber, und wo Versuche gemacht worden sind, eben von der vergleichenden Menschheitsgeschichte her sie auch für dieses Gebiet zur Geltung zu bringen, haben sie sie nur geschehen lassen, nicht aber für ihre Arbeitsweise fruchtbar gemacht.

Dies Verhalten ist umso verwunderlicher, als ja offen zutage liegt, daß die Völkerkunde an Bedeutung nur gewinnen würde, wenn sie sich, wozu sie das beste Recht hat, auch als allgemeine Urgeschichte der Menschheit zur Geltung brächte. Der Grund ist ein wissenschaftsgeschichtlicher und ein wissenschaftstechnischer. Die Völkerkunde ist aufgekommen als die Wissenschaft zur Erforschung der lebenden Urzeitvölker, der sogenannten Naturvölker; und die Angehörigen eines Forschungszweiges, der als ein vollkommen unabhängiger, selbständiger herangewachsen ist, pflegen an sich wenig Neigung dazu zu haben, ihre Arbeit an die Seh- und Forschungsweisen einer viel größeren und viel älteren Wissenschaft anzuschließen. Aber ein innerer, tief im Wie der Forschung wurzelnder Unterschied kommt hinzu: die Völkerkunde hat ihre Forschungswege zu Anfang — etwa in der Hand des großen Sammlers und Ordners Theodor Waitz — von der Philosophie selbst zu Lehen genommen: Waitz, dessen Gedächtnis nicht allein um seines ruhmwürdigen Fleißes, nein auch um seines staatswissenschaftlich und geschichtlich geschulten Blickes willen von Völkerkunde und Urzeitgeschichte in hohen Ehren gehalten werden sollte, wollte, wie der Name seines Werkes, wie ganz eingehend die begrifflich-allgemeine Einleitung des Buches lehrt, eine Anthropologie, eine Menschenkunde der Kindervölker schreiben. Dieser Weg aber wies der neuen Wissenschaft mit aller Entschiedenheit die Ziele einer Erforschung des Neben-, nicht des Nacheinanders. Und wenn auf den späteren Entwicklungsgang der Völkerkunde die Erdkunde den stärksten Einfluß genommen haben mag, so mußte ihre Einwirkung sich in der gleichen Richtung bewegen. Der heutige Vorrat an Gesittungsbildern kindhafter Völker soll erforscht und dargestellt werden:

was liegt näher, als ihn, wenn man ihn nicht nur schlechthin beschreibt, nach Begriffsnetzen zu ordnen. Jede begriffliche Anordnung aber ist an sich, aus den tiefsten Gründen des Erkenntnisantriebs heraus, aller geschichtlichen Sicht abgewandt, ja entgegengesetzt: denn der Begriff will endgültige Ordnungen, also auch endgültige Entscheidungen; Geschichte aber bedeutet mit ihrem Nacheinander von immer neuen Gestalten des gleichen Lebendigen Abwandlung, also Mannigfaltigkeit der möglichen Entscheidungen.

So wenig den Forschern in der Regel derartige tiefste Gegensätze zum Bewußtsein zu kommen pflegen, so unbedingt sind sie ihnen doch unterworfen. Daher mag zu erklären sein, daß der Versuch, die Völkerkunde als Urzeitgeschichte auch dem größeren Zusammenhang der Menschheitsgeschichte anzugliedern, auf so viel Widerstand stieß. Und doch hätte man von einer solchen halben Verschmelzung den wesentlichsten Gewinn für die Völkerkunde und ihre eigentlichsten Zwecke einheimsen können. Die herrlichen Sammlungen, die Wagemut und Hingabe der werktätigen Völkerkundigen draußen bei den überseeischen Völkern oft in Not und Gefahr zusammengebracht haben, sind an sich eine der beneidenswertesten Errungenschaften der völkerkundlichen Forschungen, und man kann es dem zweiten ihrer Begründer in Deutschland, dem edlen, immer von Begeisterung erfüllten Adolf Bastian im tiefsten Herzen nachfühlen, mit welcher Freude und Genugtuung er auf das Titelblatt seiner großen Programmschrift vom Völkergedanken den Zusatz setzte: »und seine Begründung auf ethnologische Sammlungen«. Sie beleuchten ja nicht nur die Kunst, sondern alle Bezirke des Lebens der Kindervölker mit ihrem Vorrat, lassen wirklich das Bild der von ihnen abgeschilderten Menschheitsglieder in einer so ergreifenden Linien- und Farbenfülle erstehen, daß man den Völkerkundigen wohl nachfühlen kann, daß sie in der Anlage und beständigen Vermehrung der Sammlungen recht eigentlich den Hauptzweck ihrer Forscherarbeit sehen. Aber gerade aus dieser so begreiflichen Freude an ihrem Werk ist neuer Schaden entstanden: denn da nichts näher liegt, als diese Gesittungs- und Kunstschätze ebenfalls lediglich in das Begriffsnetz eines Nebeneinanders, also

wieder nur in eine Seinsordnung zusammenzufassen, ohne jede Rücksicht auf Werden und Entwicklungsstufen, so steigt die zweite Gefahr auf, der man denn auch nur zu oft unterlegen ist: daß alle die Unwägbarkeiten des geistigen Lebens, wie selbst schon die Einrichtungen des Staates und der so viel wichtigeren Blutsverbände, weil gar nicht oder nur durch Sinnbilder vertreten, etwas in den Hintergrund geschoben werden und die sinnlich greifbaren Gesittungsgüter, die Werkzeuge, Waffen, der Hausrat und von geistigen Hervorbringungen lediglich die Werke der bildenden Kunst den Löwenanteil der Neigung und der Arbeit der Forscher an sich reißen. Nur Bastian selbst ist beide Wege gegangen: er hat die Sammlungen gefördert wie kein anderer, und er hat doch der Völkerkunde den Weg der Entwicklungsgeschichte gewiesen.

Innerlicher, weil an den Kern aller wissenschaftlichen Behandlung und Verwertung der Urzeitgesittung rührend, ist jene erste Gefahr, die sich denn auch in vollem Umfang an der Entwicklung der Völkerkunde in den Jahrzehnten, die seit Bastians Tode verflossen sind, ausgewirkt hat. Es hat sich ihrer, dahin läßt sich die Entwicklung in formelhafter Kürze zusammenfassen, ein anderer Leitgedanke bemächtigt, der sich in vollen Widerspruch zu den von Bastian vertretenen Zielgedanken gestellt hat und der mit großem Nachdruck vertreten worden ist: der Gedanke der Kulturkreise.

Er ist, wie schon sein Name zeigt, im vollsten Sinn ein Erzeugnis des wissenschaftlichen Sehens im Nebeneinander. Er ist im selben Sinn und Maße statisch, zustandsmäßig, wie jener dynamisch und genetisch, auf das Erkennen eines Kräftespiels und eines aus ihm hervorgehenden Werdens gerichtet ist.

An sich ist, wie sich fast von selbst versteht, der Begriff der Kulturkreise selbst unanfechtbar. Denn wenn er, ausgehend von der Erforschung der Ausbreitung einzelner Gesittungsgüter — von einzelnen Waffen- und Werkzeugformen bis zu den Ordnungen des Staats- und Familienbaus und den zarten und feinen Gebilden des Glaubens — tatsächliche Feststellungen darüber macht, inwiefern sich Bezirke solcher Zusammengehörigkeit weit über die einzelnen Bluts- und Lebensgemeinschaften der Völker-

schaften, der Stämme und Stammesgruppen, ja noch ganzer Stämmefamilien hinaus erstrecken, so wird dadurch unzweifelhaft eine der wesentlichsten und wichtigsten Aufgaben der vergleichenden Völkerkunde und erst recht der vergleichenden Urzeitgeschichte wahrgenommen. Eine Fülle von neuen und wertvollen Ergebnissen der weit über ganze Erdteile hin sich dehnenden Vergleichsforschung hat diese Arbeiten belohnt.

Aber zugleich hat sich als eine scheinbar zwangsläufige und gleichwohl höchst anfechtbare Folge- und Nebenerscheinung in dieser wissenschaftlichen Bewegung ein Anderes geltend gemacht: die sehr schroffe Abwendung von der entwicklungsgeschichtlichen Grundrichtung, wie sie, dem Plan und Ziele nach, Bastian eingeschlagen hatte. Man erklärte schon etwa ein Jahrzehnt nach des großen Forschers Tod seine Weise für abgetan und verkündete, der entwicklungsgeschichtliche Gedanke habe sich als unzweckmäßig, ja geradezu irreführend erwiesen: es komme in der Völkerkunde nicht auf ihn und seine Durchführung an, sondern allein auf die Auffindung und Abgrenzung der Kulturkreise.

Ein denkwürdiges Mißgeschick, das damit diesen Forschungszweig betraf. Nicht die neue Losung, die man ausgab, hat es herbeigeführt, sondern die eigentümlich starre Einseitigkeit, mit der man diese neue Zielsetzung als die nunmehr einzig gültige aufstellte und sie als eine die frühere ausschließende zuspitzte und so hier mit der auf die Kulturkreise gerichteten Forschungsweise die entwicklungsgeschichtliche zu verdrängen gedachte.

Man benutzte dazu die seltsamsten Beweisgründe. Bastian wurde vorgeworfen, daß er mit dem von ihm aufgestellten Forschungsgesetze nur das Gebot selbst ausgegeben habe, während er mit seiner werktätigen Arbeit für die Völkerkunde es nicht zu befolgen begonnen habe. Wie weit diese Behauptung an sich richtig ist, dies zu untersuchen darf hier beiseite gelassen und der Wissenschaftsgeschichte vorbehalten bleiben. Doch muß hiergegen daran erinnert werden, daß, als Bastian als Fünfundfünfzigjähriger — im Jahre 1881 — sein Buch vom Völkergedanken herausgab, er schon eine lange Reihe seiner wichtigsten und umfassendsten Werke zur Völkerkunde voll-

endet und herausgegeben hatte. Ein so erfahrungswissenschaftlich gerichteter und keineswegs zu luftigen Gedankenbauten ins Blaue hinein geneigter Forscher — ganz Empiriker und nicht im falschen Sinn Konstruktor — kann zu einer so allgemeinen Forderung, wie die eines Völkergedankens war, doch nur auf dem Grund seiner zahlreichen und weitgreifenden Einzelforschungen gelangt sein. Diese oberste und allgemeinste Losung, die er für die Forschungslehre seiner Wissenschaft ausgab, kann ihm nur als eine letzte Frucht seiner durchaus erfahrungsmäßigen Einzelforschung erwachsen sein, gespeist von dem Saft aller dieser Äste und Zweige am Baum seines Lebenswerkes.

Ohne jeden Vorbehalt muß die Schlußfolgerung, als sei durch eine solche Feststellung die geistige Gewalt und das forscherliche Ansehen von Bastians Forderung erschüttert, abgelehnt werden. Eine an sich richtige und unumstößliche Zielsetzung würde nicht durch den Umstand, daß der Forscher, der sie aussprach, sie im Einzelnen nicht unterstützt hätte, an Wirkungskraft verringert werden. Der Ruhm Bastians, diese letzte und tiefste Erkenntnis von der Bedeutung aller Völkerkunde für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit gefunden zu haben, bleibt auch dann ungemindert.

Und warum macht man den Umstand, daß es naturwissenschaftliche Denkweisen waren, die Bastian, den Heilkundigen und den Lebensforscher, auf diesen — in Wahrheit ganz biologischen — Gedanken brachten, daß die Gesittungsstufen der Urzeitvölker wie die Zeitalter der höher gestiegenen Geschichtseinheiten als Wachstumsabschnitte erkannt werden müßten, zum Anlaß einer Abwendung von ihm? Schon die Tatsache als solche wird offenbar als abträglich angesehen, denn man begründet sie nicht durch den Nachweis übler Folgen oder falscher Voraussetzungen. Wie seltsam, daß sich hier der Völkerkunde, die doch wahrlich der Erdkunde und mehr als einer der anderen Naturwissenschaften zunächst benachbart ist, das Vorurteil bemächtigte, das sonst nur ein Privilegium — zum Schlimmeren — der engsten und befangensten Forschungsweisen in den Geisteswissenschaften ist.

Der eigentliche Grundfehler, der bei diesen gegen die entwick-

lungsgeschichtliche Forschungsweise gerichteten Darlegungen begangen wird, liegt in der Einseitigkeit, mit der man hier ein Entweder-Oder aufstellte, statt eine Ergänzung der älteren durch die jüngere Forschungsweise herbeizuführen. Auch dies freilich ein Geschehen, das mit irgendwelchen seelischen Grundeigenschaften des Forschertums, mit der Seelenkunde des Gelehrten, der Mechanik wissenschaftlicher Arbeit als solcher in Zusammenhang stehen muß. Es scheint so, als verlange die Folgerichtigkeit und Absichtlichkeit jedes begrifflichen oder auch nur von begrifflichen Leitgedanken bestimmten Tuns in der Wissenschaft von jedem Forscher, der sich zu ihm bekennt, eine Steigerung eben dieses seines Bekenntnisses, die mit den alltäglich an jedem Glaubenseifer beobachteten Seelenerscheinungen die sichtlichste Verwandtschaft hat. Und sie teilt mit ihm vornehmlich die Eigenschaft, daß jede halbwegs oder gar grundsätzlich von ihr abweichende Anschauung auch dann auf das heftigste von ihr abgelehnt und bekämpft wird, wenn an sich die triftigsten Gründe dafür sprechen, sich mit ihr nicht nur auseinanderzusetzen, nein auch zu verbinden. Die bewegende Ursache ist in beiden Fällen die gleiche: jede Neuerung strebt danach, ihr Recht so stark als ihr nur möglich ist zu erweisen, und sie glaubt dies durch Beurteilung und wenn irgend möglich Verurteilung der zuletzt voraufgegangenen Denkrichtung am ehesten zu erzielen. Sehr oft ist dann in solch bekennerhafter Wissenschaft wie im Leben des Glaubens selbst das Hinzutreten einer weiteren, dritten Handlungsweise nötig, die erst den Zusammenschluß und eine neue, fruchtbare Verbindung der beiden Denkarten zustande bringt. Doch pflegt es, bis es zu solcher abschließenden Verflechtung kommt, einiger Zeit zu bedürfen.

Man kann nicht sagen, daß es den Vertretern der neuen Forschungsweise in der Völkerkunde nicht zum Bewußtsein gekommen wäre, daß ihrer Wissenschaft durch die Verwerfung des entwicklungsgeschichtlichen Zielgedankens ein großer Verlust drohte, nämlich der Verzicht auf die genetisch-historische Auswertung ihrer Ergebnisse, ihre Übertragung in die Sichten von Werden und Geschichte. Zu einem Teil fand man sich mit dieser Erkenntnis dadurch ab, daß man erklärte, der Entwicklungs-

gedanke sei zwar in einer Reihe von Jahrzehnten, eben denen von Bastians Forschertätigkeit, der in den Naturwissenschaften herrschende gewesen; aber man war nicht geneigt, ihm irgendwelche Anwendbarkeit auf die Arbeiten der Völkerkunde zuzugestehen.

Die Einzelgründe, die man für diese Ablehnung ins Feld führte, sind nicht eben schlagkräftige. Der grundsätzlichste von ihnen, der uralte und tausendfach wiederholte Einwand, der sich gegen die Übertragung naturwissenschaftlicher Forschungsweise auf die Geisteswissenschaften überhaupt wendet: daß diese des Versuchs, des Experimentes entbehren müßten, soll, als an einen ganz andern Ort des hier vertretenen Lehrbaus gehörig, nicht hier noch heute schon erörtert werden, obwohl seine ganz geringe Tragweite schon im Kreis der Naturwissenschaften selbst aufs leichteste nachzuweisen ist. Wenn innerhalb der Biologie das Wachstum als Seitenstück zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit um der Kürze seines Verlaufs willen bemängelt wird, so ist dieser Gegengrund an sich unanfechtbar, ja ihm lassen sich noch andere anschließen — vor allem die Wiederholtheit des Wachstums. Aber einmal wird dadurch nicht die Ähnlichkeit, die doch auch diese Werdensform mit der der Menschheitsgeschichte in den Einzelheiten des Verlaufs hat, in Frage gestellt — so daß uns Wachstum nach wie vor als das greifbarste und zugleich ergiebigste Vergleichsstück zu menschlichem — seelischem wie gesellschaftlichem — Werden dienen wird — und sodann wird, wenn diese Ablehnung sogar wie eine völlige Beseitigung der Biologie als einer uns geschichtlich belehrenden Naturwissenschaft auftritt, der Hinweis auf die Entwicklungsgeschichte der Arten als eine sehr naheliegende Widerlegung dieser Verallgemeinerung herausgefordert. Der Stammbaum der Arten ist ein denkbar ähnlich gebautes Seitenstück zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit, die ganz wohl in einen Stammbaum aller Gesittungsformen, der gesellschaftlichen wie der geistigen, umgeschrieben zu denken ist.

Daß die ersten ganz umfassenden Versuche biologischer Entwicklungslehre — wie der Darwins — und gar eines Artenstammbaums — wie der Haeckels — den mannigfachsten Bemänge-

lungen durch die spätere Biologie ausgesetzt worden sind, schränkt wohl den Spielraum ihrer augenblicklichen Ausnutzbarkeit ein, ist aber an sich nicht von grundsätzlicher Bedeutung. Und ebensowenig ist der Einwand entscheidend, den man aus der alle Lebensdauer des Forschers als eines Einzelmenschen um ein Vielfaches übertreffenden Zeitlänge der Entwicklungsvorgänge hergeleitet hat. Denn einmal teilt die Menschheitsgeschichte dieses Mißverhältnis mit sehr vielen Entwicklungsverläufen der Naturgeschichte, nicht nur mit dem biologischen Stammbaum der Arten, nein auch den meisten Verlaufseinheiten der Erdgeschichte und der Sternkunde, ohne daß doch weder Biologie noch Geologie oder Erdkunde, noch Sternkunde aus diesem Sachverhalt den verzweifelten Schluß gezogen hätten, sie müßten von diesen die Lebensdauer eines Einzelmenschen so sehr überragenden Verlaufseinheiten die Hand lassen. Es wird nämlich dabei vernachlässigt, daß selbst die kurzen Zeitstrecken, die sich heut übersehen lassen, sehr wohl auch in dem Sinn ausgenützt werden können, daß aus ihnen sehr weitgehende Folgerungen auch für die Erkenntnis weit tiefer in den Schoß der Zeiten zurückreichender, ja selbst der längsten Entwicklungsstrecken gezogen werden können. Jede Werdenslehre kann, wie für die Geschichte selbst schon dargetan wurde, die kürzesten ganz ebenso wie die längsten Entwicklungsstrecken zum Gegenstand ihrer Forschung machen.

Aus der gleichen Wissenschaftsgesinnung sind auch gegen die Versuche der Geschichtsforschung, die zwar nicht von Bastianschen Lehrmeinungen ausgingen, aber alle Ursache gehabt haben würden, sich auf sie zu berufen, Angriffe gerichtet worden. Insbesondere dem Schreiber dieser Zeilen hat man aus diesem Grunde mancherlei Vorwürfe gemacht, freilich ohne auch nur einen von ihnen zulänglich begründen zu können.[1]

1) So Graebner (Methode der Ethnologie [1911] 85—86). Doch sollen hier wenigstens in der Anmerkung alle seine Beweisgründe aufgezählt und kurz widerlegt werden:

1. Gegen die Einordnung der sogenannten Naturvölker in die allgemeine Geschichte der Menschheit als Urzeitvölker wird im Einzelnen nur eingewandt, daß die Völker der nordamerikanischen Nordwestküste »gewiß schon ziemlich hoch entwickelt« seien. Wenn diese in der Geschichte der Mensch-

Daß die Völkerkundigen, die diese Meinung geltend machen, ihrer Richtung den Namen der kulturgeschichtlichen gaben, er-

heit (I [1907] 103 ff.) der Urzeit zugewiesen werden, so geschieht es einmal mit Beziehung auf das zu allem Anfang aufgestellte, scharf umrissene Eigenschaftsbild der Urzeitstufe, das zugleich alle späteren Stufen und Eigenschaftsbilder ausschließt (I 76); sodann sind alle, ausnahmslos alle besonderen Gesittungsmerkmale, die von den Nordwestamerikanern nachgewiesen werden (I 157 ff., 358ff.) mühelos mit dem zum Archetypus, dem zum Maßstab erhobenen Gesamtbild der germanischen Urzeit, nicht aber irgendeiner der höheren, von den Germanen später erstiegenen Entwicklungsstufen in Beziehung und Vergleich zu setzen. Und da hier alle einzelnen Lebensbezirke der gesellschaftlichen und geistigen Gesittung der Nordwestamerikaner zu einem umfassenden Zustands- und wo es anging zu einem Entwicklungsbild vereinigt worden sind, so ist nicht abzusehen, inwiefern diese Stämmefamilie der Urzeitvölker nicht zu ihrem Rechte kommt. Ein Vergleich ihrer Lebensformen mit denen der Germanen, wie er als Ziel einer solchen Gesamtgeschichte des Urzeitalters vorschwebt, würde, das ist ja wohl jetzt schon zu erkennen, zu einer Fülle von Abweichungen, auch im Sinn der Feststellung eines viel reicheren und üppigeren Wachstums dieser wie mancher anderen außereuropäischen Gruppe führen, aber nicht an der Gemeinsamkeit der Hauptumrisse des Bildes rütteln können. Und nur sie sollen ja als Rahmengefüge des Stufenbildes benutzt werden.

2. Graebner erkennt zwar den induktiven Wert der besonderen innereuropäischen Vergleichung zwischen griechischer, römischer und germanisch-keltischer Entwicklung, von der meine menschheitsgeschichtliche Gesamtsicht ausging, an, erklärt aber, diese Vergleichung selbst versage, weil sie die »mannigfachsten direkten Einwirkungen des älteren auf den jüngeren Komplex« und »selbst so zweifellos bekannte Tatsachen übersehe, wie den starken Einfluß der römischen Politik auf die Ausbildung keltisch-germanischen Königtums«. Eine Behauptung, die etwas seltsam anmutet angesichts des Umstands, daß ich auf die Zusammenhänge zwischen den beiden Weltaltern der europäischen Geschichte auf das nachdrücklichste aufmerksam gemacht habe (Kulturgeschichte der Neuzeit II 1 [1901] 19—26, II 2 [1901] 687—697), und daß ich insbesondere die von Graebner vermißten Beeinflussungen der staatlichen Ordnungen der Germanen durch die der Römer eingängig nachgewiesen habe (ebenda II 2 [1901] 697—703, 758—760). Alle diese Darlegungen aber waren schon seit einem Jahrzehnt veröffentlicht, als Graebner (1911) diese, wie man sieht, so gänzlich ungegründeten Einwürfe erhob.

3. Graebner macht geltend, daß die Germanen und Kelten den Graeco-Italern zu nahe verwandt seien, als daß die Gleichläufigkeiten ihrer Entwicklung für die Behauptung gesetzmäßiger Regeln zur Grundlage dienen dürften. Ein Bedenken, das, auf sprachwissenschaftlich völlig antiquitierter Grundlage ruhend (eine solche Gruppe wird überhaupt nicht mehr angenommen), auch sonst meine Auffassungsweise garnicht trifft. Denn diese wird am wenigsten solche Blutnähen außer Acht lassen, wird sie aber — bei sonst wahrlich weitgehender Hervorhebung von Unterschieden — nicht als eine Widerlegung ihres Grundgedankens gelten lassen können, vor allem deshalb nicht, weil durch sie nicht die Regelhaftigkeit dieser besonderen Gleich-

scheint wie ein innerer Widerspruch. Denn eben den geschichtlichsten aller Geschichtsgedanken, den Entwicklungsgedanken griffen sie an. Mit der neuen Benennung aber wollten sie andeuten, daß ihnen an der Nachweisung von äußeren Einwirkungen auf die Eigenentwicklungen der einzelnen Gesittungsgruppen eigens viel gelegen sei und dieses Bestreben nannten sie, nicht eigentlich ganz eindeutig, kulturgeschichtlich.

Eine andere Richtung innerhalb der Völkerkunde erhob gegen diese Zielsetzung heftigen Widerspruch, suchte das Grundwesen der Völkerkunde als das einer Naturwissenschaft zur Geltung zu bringen, richtete aber von diesem Standpunkt aus doch auch Angriffe gegen die Versuche vergleichender Geschichtsforschung, die Urzeitvölker in den Bereich ihres Gesamtbildes einzubeziehen.[1] Aber auch dieser Vorstoß entbehrt jeder Schlagkraft, denn mit augenfälliger Unfolgerichtigkeit ließ man doch auch wieder auf einem Gebiete, dem der Wirtschaft, geschichtliche, ja sogar entwicklungsgeschichtliche Vertiefungen des sonst rein querschnittmäßigen, rein zustandmäßigen Bildes der Urzeitvölker zu — denn gerade dieser Versuch[2] stand, wie die ihm zur

läufigkeiten erschüttert wird, und weil es ihr wahrlich nicht an sonstigem, von solchen Bedenken freiem Beweisstoff mangelt.

4. Graebner bemängelt die ostasiatischen Parallelen, weil sie durch vorderasiatische Kultureinflüsse, die von mir »geflissentlich« vernachlässigt seien, in ihrer Schlagkraft, d. h. in ihrem Wert für eine gesetzmäßige Geschichtsauffassung, gemindert oder gar ganz aufgehoben würden. Wie soll man sich wohl die japanische Adelsentwicklung, die der germanisch-romanischen so ungemein verwandt ist, als durch „vorderasiatische" Einflüsse bewirkt und zu solcher Nähe gebracht vorstellen? Von einer absichtlichen Vernachlässigung solcher Einstrahlungen weiß ich mich frei, im Gegenteil, meine Grundauffassung nötigt und verpflichtet mich, sie mit eigens gespannter Aufmerksamkeit ins Auge zu fassen.

5. Graebner macht geltend, die von mir benutzten Vergleichseinheiten könnten nur begriffliche, nicht aber sachliche Gleichungen darstellen. Mangels jeder einzelnen Begründung ist hierauf nur zu sagen, daß jede begrifflich zureichend erwiesene Gleichheit eine Sachgleichheit bedeutet.

6. Graebner macht mir den Vorwurf, daß sich meine Vergleiche wie die Morgans nur auf gesellschaftliche, nicht aber auf geistige Erscheinungen erstrecken. Mein Buch vom Heilbringer (1905) und fast die volle Hälfte der Darstellung des I. Bandes meiner Geschichte der Menschheit erweisen das Gegenteil.

1) Max Schmidt, Völkerkunde (1924) 26 f.

2) Ebenda S. 224—226 und vielfach sonst.

Begründung beigegebenen Gedankengänge deutlich erkennen lassen, unter dem Einfluß der materialistischen Geschichtslehre des marxistischen Sozialismus und also auch der glücklicherweise durchaus genetisch-evolutionistischen, auf Werden und Geschichte gerichteten Grundabsicht dieser Auffassung. Aber man sieht nicht ein, warum die entwicklungsgeschichtliche Sehweise, die für das Wirtschaftsleben die richtige sein soll, für alle anderen Lebensbezirke abgelehnt wird. Diese Forschungsweise wird sich um ihrer Einseitigkeit willen, die sie denn auch durch ihren Mangel an Aufmerksamkeit für alles geistige, ja selbst alles staatliche Wirken und Schaffen der Urzeitvölker zu ihrem größten Schaden beweist, nicht durchsetzen können.

Die vergleichende Menschheitsgeschichte hat an sich kein Recht, in diese Streitigkeiten der Völkerkundigen unter sich einzugreifen. Denn da sie nur als eine Empfangende und zuweilen als eine Fragestellerin sich zu dem Forschungsgebiet zu verhalten hat, dessen Bearbeitung schon von einer stark entwickelten und lebendig fortarbeitenden Einzelwissenschaft eingenommen ist, so wird sie mit Gelassenheit diesen nachbarlichen Streitigkeiten zuschauen und ebenso gern die Ergebnisse einer Forschung über die gegenseitigen Bewirkungen der Gesittungskreise untereinander zu benutzen trachten, wie sie ihre entwicklungsgeschichtlichen Sichten auf die Erträge der beschreibenden Völkerkunde aufbaut.

Nur wird es auch ihr Recht bleiben, die Angriffe der Völkerkundigen auf ihr eigenes Tun, das sie ihren eigenen, immerdar auf Werden und Entwicklung gerichteten Forschungszwecken und -gesetzen wird unterwerfen müssen, dann mit aller Bestimmtheit zurückzuweisen, wenn sie so unzulänglich begründet sind wie die hier besprochenen.[1]

1) In letzter Zeit hat Thurnwald, ein gleichermaßen in völkerkundlicher Einzelforschung wie bei allgemeiner, vornehmlich seelenkundlicher Durchdringung großer Stoffmassen bewährter Forscher zu diesen Fragen das Wort ergriffen und dabei sehr scharfsinnig einzelne Mängel der Kulturkreismethode herausgehoben: vornehmlich die lediglich wie ein Auskunftsmittel in Verlegenheiten wirkende Behauptung, daß, wo sonst von diesem Standpunkt aus unerklärbare Tatsachen vorliegen, Mischkulturen zu erkennen seien. (Anzeige von Schmidt und Koppers, Völker und Kulturen Bd. I in der Deutschen Literaturzeitung [1927] 1907 ff.)

Drittes Stück

Die Heersäule der Altertumsvölker

Indem sich das Auge von der großen Überzahl der Völker fortwendet, die nie über den ersten Wegabschnitt des Bahnengewindes hinausgekommen sind, zu den stärker Ausschreitenden, denen längere Wanderfahrt gelang, erhebt sich für die neue Aufgabe die Frage: ist denn das Gleichnis von Leistung und Weglänge, das diesem Bilde zugrunde liegt, wirklich erschöpfend oder auch nur gerecht. Die eine Grunderwägung, die sich hier hinderlich in den Weg stellen möchte, daß die pflanzenhaft-beschauliche Weise vielleicht aller Urzeit- und wohl auch fast aller außereuropäischen Völker höherer Gesittung nie zugeben würde, daß die Unrast europäischen Schaffen- und Leistenwollens ein echter Gradmesser für Menschenwert, geschweige denn für Menschenglück darstelle, möge ein für alle Mal auf sich beruhen; wir Menschen des europäischen Aktivismus und der europäischen Tatgespanntheit können nicht anders als unseren schlechthin entgegengesetzten Maßstab an die irdischen Dinge anzulegen. Für uns ist Schaffen, Neuern, Leisten Ziel und Maß alles menschlichen Tuns. Die neubuddhistischen oder auch auf ganz willkürlichen Ideologien beruhenden Anschauungen, die das Gegenteil behaupten und uns ein indisches oder chinesisches Zielbild aufreden wollen, werden schnell genug wieder verrauschen.

Eine andere Möglichkeit zwiespältiger Entscheidung aber steigt auf, die auch gemessen an unserem europäischen Gesichtswinkel nicht ohne weiteres zur Seite zu schieben ist. Die Frage nämlich ist nicht von der Hand zu weisen: setzt sich alle menschliche Spannung, auch die an sich Kräfte ausstrahlende, in das um, was hier allein Werden genannt wurde, in das Fortschreiten auf der Bahn? Muß nicht als Leistung anerkannt werden, was nicht Wegleistung ist? Die Urzeitgeschichte, für deren Bewertung diese Frage und ihre Beantwortung ebensoviel, wenn nicht noch mehr Bedeutung als für die weiteren Bahnabschnitte hat, bietet die eindrücklichsten Beispiele geschichtlicher Arbeit dar, die nicht den Fortschritt auf dem der Menschheit vorbestimmten Wege gefördert hat und dennoch insofern Wirken und Werk umfaßt,

als sie durchaus einzelne Einrichtungen oder Handlungsweisen hervorbrachte, die an sich von allem bisher Getanen abwichen und doch nicht vorwärts führten.

Das Grenzmerkmal der Neuerung erweist sich als an sich unzureichend: es muß unterschieden werden zwischen geschichtlich, entwicklungsmäßig, werdenshaft wirksamer und unwirksamer Neuerung. Zwei Formen solchen Geschehens springen deutlich ins Auge des hier nach Ordnung und Scheidung suchenden Betrachters. Die eine zeigt vielfach wucherndes, oft in farben- und formenreicher Fülle blühendes und reifendes Wachstum: der Geschlechterstaat der festländischen Australier, dessen Formenstammbaum ein weithin verzweigtes und doch ganz biologisch-wachstumsmäßig geordnetes Ästegewimmel aufweist, ist vielleicht der im schlagendsten Sinn des Wortes artvertretende Fall. Hier hat eine an sich zu geistigem Schaffen fähige Stämmefamilie einen übermäßigen Formenvorrat für die Ordnungen ihres Geschlechtslebens, der Familieneinrichtungen und der aus ihnen hervorgehenden Staatsverfassungen mit fast dichterischer Kraft ersonnen und ins Leben übergeführt. Es läßt sich aber mit aller Bestimmtheit erklären, daß jeder Fortschritt — das Wort wie auf diesen Blättern grundsätzlich und ausnahmslos in einem nicht wertenden, sondern rein sachlich buchenden Sinn verstanden —, der diese Stämme etwa auf den Weg zum Bahnabschnitt des Altertums und zu einem starken Staate, einem mächtigen Königtum geführt hätte, sie von diesen Gesellschaftsformen fortgeleitet haben würde. Sie würden wie die nutzlosen Blütenblätter einer Pflanze, an der die Frucht durchbricht, hingewelkt und abgefallen sein. Den Erweis für diese Behauptung vermag die vergleichende Geschichtswissenschaft durch das Beispiel Japans zu erbringen, an dem der Übergang des frühen zum reifen Altertum zwar zuerst unter dem sehr ausgebildeten, aber noch schwachen Königtum die Geschlechterverfassung in voller Blüte aufzeigt, nachher aber, nach der Taikwa-Gesetzgebung von 645, eine Revolution von oben die Durchsetzung eines Ämterstaats unter einem starken Herrscher herbeiführt, der die Macht der Geschlechterordnungen beiseite geschoben hat. Und mehr: der Vergleich zwischen den australisch-festländischen Bluts- und Geschlechtsverkehrs-

verbänden und ihren übermäßig gliederreichen Teilungen mit dem irokesischen, dem japanischen Geschlechterstaat beweist, daß die wahrlich auch noch weitverzweigte, aber an sich ärmere Gliederung der Irokesen, der Japaner, die insbesondere durch die einfache Teilung in Geschlechter, Großgeschlechter, Teilgeschlechter, Bruderschaften ihr Genüge fand und nicht noch, wie die der Australier, die zweite in Heiratsbünde, halbe und Viertels-Heiratsbünde, hinzufügte, auch für die Zwecke des entwicklungsmäßigen Vorwärtskommens genügte, es in seiner strengeren Straffheit, seiner dichteren Gefügtheit eher wohl noch erleichterte.

Eine zweite Form von Leistung, die nicht auch Wegleistung ist, ist die auf die Festigung und die Dauerhaftigkeit eines bestehenden Zustandes verwandte Tätigkeit. Denn da sie ihrem Wesen nach gegen die Veränderung, also gegen Fortentwicklung und Werden gerichtet ist, ist sie unverkennbar dem Fortschritt in der von dem allgemeinen Weg der Menschheit gewünschten Richtung hinderlich. Die Irokesen und ihre mit so viel Scharfsinn und Folgerichtigkeit gegen das Aufkommen von Königtum und Einzelherrschaft gerichteten Vorkehrmaßregeln bieten hier einen Schulfall dar — gleichviel ob ihre Einrichtungen, die nebenher auch das Aufkommen jedes Adels verhindert haben,[1] bewußt oder ganz unbewußt entstanden sind. Auch hier ist kein Zweifel möglich an dem unverächtlichen Maß von aufgewandter Seelenspannung, das sich in diesem echt konservativen, fast reaktionären Tun ausgegeben hat. Und es hat doch nicht allein das Werden, nein auch die Widerstandskraft, die Lebensdauer des irokesischen Staatswesens keineswegs erhöht, sondern vermindert. Denn als einem stark zusammengefaßten Königsstaat wäre dem an Kriegs- wie Staatskraft gleich ausgezeichneten Irokesenstamm vielleicht als einzigem in der roten Rasse gelungen, was doch so viele Staaten der wahrlich nicht besser befähigten schwarzen Rasse erreicht haben: eine gewisse Selbständigkeit ihres staatlichen und damit auch ihres geistigen Daseins gegen die weißen Unterdrücker für immer aufrecht zu erhalten, was ihnen so nur für ein Vierteljahrtausend möglich war.

1) Vgl.: Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte (²1927), S. 24.

Die Lösung, die sich für diesen Zwiespalt der Geschehensform ergibt, ist nur diese, daß zwischen den Leistungen, die dem Werden – dem Werden, das dauernde und beständige Ergebnisse zeitigt – dienen, und den anderen, die, sei es einen Überschuß an wucherndem, aber stationärem Formenwachstum, sei es die Aufrechterhaltung eines einmal erreichten Entwicklungszustandes bezwecken, so unterschieden wird, daß nur jene als Wegleistungen gekennzeichnet werden.

Die unreifste Form des Altertumszustandes und also den hintersten Platz in der Heersäule der Altertumsvölker wird man den Negern der Bantu- und der Sudangruppe zuweisen müssen. Auch sie bewegen sich keineswegs in einem geschlossenen Schlachthaufen vorwärts. Die Hunderte kleiner Dorfkönigtümer, in die so viele von diesen Stämmegruppen zerfallen, bilden die Nachzügler, während die Völker starker Staats- und Königsherrschaft bis zu dem Reiche der Barotse und dem Lunda-Reiche, den Waganda und Sulu aufwärts die Spitze innehaben und an Gliederung der Staats- und Ämterverfassung und vollends an Zucht ihrer Staats- und Kriegskraft bis an die Altertumsstaaten von höchstem Geschichtsrang, insbesondere an das wie sie afrikanische Ägypten heranreichen. Das Spitzenvolk der Afrikaner, die freilich durch malaischen Einschlag im Blut erhöhten Madagassen, insbesondere die Hova, reicht vornehmlich wegen der Feinheit und Zwecksicherheit seiner wohlgegliederten Adelsbildung, an allen afrikanischen, ja den meisten asiatischen Altertumsvölkern vorbei, bis zur Höhe der merowingisch-karolingischen Franken.

Eine mittlere Gruppe in diesem Heerzug der Altertumsvölker sind die heute schon längst vergangenen Mongolenvölker der Hunnen, des Dschingiskhan und des Timur Leng: die ein Jahrtausend lang – mehr wie eine Plage, denn wie ein ebenbürtiges Glied – der Völkergesellschaft von Asien und Europa als eine schwarze, böse Gewitterwolke gedroht haben und von Land zu Land gezogen sind. An fester Greifkraft, an staatengründender Fähigkeit haben sie nicht einmal die starken und dauernden Negerreiche der Bantu- und der Sudan-Stämmefamilien erreicht; aber sie haben sie weit übertroffen an Entfaltung gewaltiger Angriffs- und Kriegsmacht. Es findet hier eine jener aus der

innersten Anlage gesellschaftsseelischer Fähigkeiten herrührenden Gabelungen der Entwicklung statt, wie sie zuvor schon für die Urzeitgeschichte an mehreren Beispielen nachgewiesen ist. Es war der Unterschied zwischen einer Staatenbildung, die nur Personalverbände umfaßte, und einer anderen, intensiveren, die schon Volk und Land in eine Einheit zusammenschweißt. Von reiner Gabelung darf dabei in dem gleichen Sinn, wie er etwa für den Siedlerschafts- und den Geschlechterstaat hier angewandt wurde, freilich nicht gesprochen werden: denn da der Urzeitstaat, aus dem jene Negerreiche ebenso gut wie diese mongolischen Nomadenstaaten hervorgegangen sind, zumeist nur ein Personalverband war — und zwar auch dann noch, wenn ein Urzeitstamm schon Jahrhunderte lang auf dem gleichen Gebiet saß — so stellte die Ausbildung eines frühen Altertumsstaates auf der Grundlage eines reinen Personalverbandes an sich noch nicht eine abzweigende Entwicklungslinie dar: alle germanischen Stämme, die sich zur Zeit der Völkerwanderung über den Boden des römischen Reiches ergossen, die Westgoten etwa noch unter Alarich, hatten diese Form staatlicher Ordnung. Und alle diese Stämme sind schließlich zur Gründung fester Gebietsstaaten gekommen. So hatte denn die Spaltung der Entwicklungslinien, von der hier die Rede ist, nur die Bedeutung, daß jene wandernden Mongolenvölker auf ihrem Wege noch weit das Höchstmaß von Staatsmacht überholten, das auch den stärksten unter den fest angesiedelten Altertumsstaaten der Bantu- und Sudan-Neger zu erreichen möglich war. Mit anderen Worten, die Gabelung der Entwicklungslinie ist nicht eine grundsätzliche, wie zwischen den Siedlerschafts- und den Geschlechterstaaten der Urzeit, von denen jene aller Vermutung nach niemals und unter keinen Bedingungen imstande gewesen wären, die Gesellschaftsverfassung der Geschlechterstaaten in eigenem, unabhängigem Werdegange an sich auszubilden, sondern sie ist nur eine auf Zeit eintretende. Es ist nicht ausgeschlossen, daß jene Mongolenstaaten der Hunnen, der Khane und Horden den allgemeinen Entwicklungsweg wieder erreicht haben würden, wenn es ihnen gelungen wäre, zur festen Ansiedlung zu gelangen, noch ehe das Schicksal gänzlichen Untergangs sie erreichte. Doch ist auch diese Setzung einer Möglichkeit

nur begrifflich zu verstehen: in Wahrheit und so wie der geschichtliche Verlauf es auch bewährte, muß ihr innerer und unabhängiger Werdegang sie eben solchem vorzeitigen Ende entgegengeführt haben. Wie die unendliche Aufblähung ihrer Staatsmacht über halb Asien und Europa fort, so mag auch ihr schließlich völliger Zusammenbruch, das spurlose Verschwinden dieser so ungeheuren Zusammenballungen staatlicher Macht aus der Geschichte ein unvermeidliches, durch inneres Müssen hervorgebrachtes gewesen sein. Daß bei etwas gefaßterer Kraft, etwas beherrschterem Zusammenhalt der gleiche Weg auch noch zur Begründung eines festen Gebietsstaates, eines dauerhaften Altertumsreiches führen konnte, ist durch die Entwicklung der Türken erwiesen. Auch sie sind Mongolen, auch sie sind als ein wanderndes Reitervolk, wie die Hunnen, in die Geschichte getreten und haben doch, wie vor ihnen auf kürzere Zeit die ihnen blutsverwandten Seldschuken, einen sehr festen Gebietsstaat zu schaffen vermocht.

Die Verteilung der Völkergruppen über den Bahnabschnitt des Altertums ergibt also dieses Bild: von dem großen Heerzug der Völker, der den allgemeinen, den normalen Entwicklungsweg — vom Geschlechterstaat zum wandernden und demnächst sich fest ansiedelnden Altertumsstaat – verfolgt, zweigt sich eine Heersäule ab, die in jähem Vorwärtsschießen sich gar nicht die Zeit nimmt zur Ausbildung eines Gebietsstaates, sondern als reiner Personalverband im Wandern, vom Sattel der Pferde herab, über weite Länder Sieg und Macht vor sich trägt, seinem Königtum schlechthin ungeheure Völkerschaften und Ländermassen unterwirft, um schließlich Macht und Staat und das Dasein selbst zu verlieren.

Dort aber, wo in dem weiten Völkerzuge dieses langen und gliederreichen Bahnabschnittes die Spitze der afrikanischen Neger steht, setzt allenfalls von der vorderorientalischen Gruppe hoher Altertumsvölker dasjenige in seinen Anfängen an, das ihnen der Lage ihres Landes nach am nächsten ist: das der Ägypter. Einige dieser Gruppe: Lydier, Meder, Hethiter mögen sogar als die mit der keimhaftesten Staats- und Gesellschaftsordnung ausgerüsteten noch etwas weiter zurückreichen. Weiter nach vorn aber schließen sich Assyrer und Perser an; die Babylonier mögen in dieser Völkergruppe an die Spitze gestellt werden, nicht weil sie das

starke Knochengerüst eines Großreichs-Baus besser als Assyrer oder gar Perser ausgebildet hätten, sondern weil ihre Klassen-, Wirtschafts- und Rechtsordnung, wie das Gesetzbuch Hammurapis unwiderleglich dartut, eine sehr viel feinere und reichere Gliederung aufweist. In ungefähr gleicher Höhe bewegt sich, nur weithin auseinandergezogen, der Zug der altamerikanischen Völker: die Nahua von Altmexiko als noch rohe Altertumsvölker den Beschluß machend, die Maya von Altyukatan mit ihrem Priesterkönigtume und ihrer sehr viel reicheren Geistigkeit die Mitte, die Inka von Altperu, begleitet von den fast verschollenen Staaten und Kulturen von Chibcha und San Agostino die Spitze haltend, eine Spitze, die an Feinheit der staatlichen und der wirtschaftlichen Ordnung weit über die vorderasiatisch-kaukasische Gruppe hinaus bis zur vordersten Reihe der hinterasiatisch-mongolischen Heersäule reicht.

Diese wird gebildet aus zwei Gruppen: der eigentlich mongolischen, von China und Korea gebildeten — der Völkerkundige Bälz spricht von einem mandschurisch-koreanischen Zweig der Rasse —, der anderen die malaisch-mongolischen Völker Hinterindiens umfassenden; das hier noch nicht in Betracht kommende Mittelaltervolk der Japaner scheint aus beiden zusammengeflossen zu sein. Von der koreanisch-mandschurischen Gruppe sind die Koreaner ein nicht eben hoch gediehenes Altertumsvolk, die Chinesen — vor 1912 — aber haben das geschichtsgewaltigste Altertumsreich Asiens hervorgebracht. Dennoch sind einige von den malaisch-mongolischen Völkern Hinterindiens in der entscheidenden Entwicklungslinie über China hinausgedrungen: in Kambodja, Birma ist es zu einer Klassenteilung gekommen — sie schimmert auch noch in Siam durch — die überall sonst sich erst als die Frucht reifer Altertumsbildung darstellt. Mögen, um sie hervorzubringen, auch die Einflüsse indischer Kastenteilung beigetragen haben: daß die Malaien-Siedlung auf afrikanischem Boden, der Hovastaat auf Madagaskar dieselben Merkmale ausgegliederter Ständebildung zeigt, spricht dafür, daß dieses starke Vorwärtsdringen auf dem Wege zu der mittelalterlichen Adelsgesellschaft eine Tugend malaischen Blutes ist. Die volle Mittelalterblüte des höchsten Volkes am malaisch-mongolischen Ras-

senzweige, der Japaner, würde diese Vermutung zur Gänze bestätigen.

Nicht dieser vordersten Spitze, wohl aber der starken chinesischen Mitte des Heerhaufens des hinterasiatischen Mongolentums mögen die vorderasiatischen Mongolen hohen Ranges, Seldschuken, Türken und auch die mongolischen Tochterreiche, von denen der Sassaniden, Neuperser und Afghanen ab bis zu denen der Ghasnaviden und Goriden und dem Reich des Großmogul von Delhi auf arisch-iranischem und arisch-indischem Boden, zuzurechnen sein: alle gleichfalls Altertumsstaaten von starker Machtentfaltung und begrenzter Gesellschaftsgliederung; letzteres unter der Voraussetzung, daß sie unter der Decke ihrer Oberhoheit auch noch Schichten unterworfener Völker wie auf dem Balkan oder in Ostindien in sich begreifen, die an sich andere Entwicklungsformen aufweisen.

Viertes Stück

Die Völker der Mittelalterstrecke

Mit den höchsten Mongolen ist die Spitze der Heersäule der Altertumsvölker erreicht. Die Entwicklungserrungenschaften fassen weit ineinander über, d. h. um bei dem hier gewählten Gleichnis zu bleiben, die Völkerzüge bewegen sich in vielen Stücken nebeneinander und überragen einander mit den weitest gediehenen Gliedern in der zurückgelegten Wegstrecke. Schon das so entstehende Bild ist zusammengesetzt genug; doch ist es selbst in dieser seiner Verflochtenheit nur dann zu gewinnen, wenn es im wesentlichen nur eine oder zwei der Entwicklungslinien berücksichtigt, von denen doch in Wahrheit jede Volksgeschichte ein Bündel von acht oder mehr umfaßt, wenn in der Hauptsache nur die Staats- und die Klassengeschichte die Maße für die aufzurechnenden Wegleistungen herleihen.

Sehr oft fügen sich Wirtschafts-, Rechts- und Sittengeschichte, Glaubens-, Forschungs- und Kunstentwicklung in das vereinfachte Bild von Staats- und Klassenbildung ganz wohl ein; oft aber sind doch auch sehr augenfällige Widersprüche zwischen

diesen Teilentwicklungen zu bemerken. So wenn etwa der Fortschritt der Wissenschaft auf dem Bahnabschnitt der Altertumsstrecke auf die äußerste Spitze nur bei den Babyloniern getrieben erscheint, denen Chinesen und Ägypter erst in weiten Abständen nachfolgen, und wenn alle übrigen Altertumsvölker in diesem geistigen Werk weit dahinten bleiben. Oder wenn von der Rechtsbildung der Babylonier, nach Ausweis von Hammurapis Gesetzbuch, ein ähnlicher Vorrang zu behaupten ist, da schon das dem gleichen Bahnabschnitt zugehörige indische Gesetzbuch des Manu an Ausgliederung der Rechtsbestimmungen so sehr weit hinter dem des Hammurapi zurückbleibt.

Zuweilen steigern sich diese Spannungen so weit, daß durch sie die Richtigkeit der Gesamtanordnung des Heerzuges der Völker gefährdet erscheint. Nicht ist dies der Fall in den wie versuchsweise vorauseilenden Teilentwicklungen, die nach einer gewissen Zeit der Geltung doch wieder rückgängig werden: wie jene Hochadelsbildungen und Teilfürstentümer, die in der ägyptischen wie in der chinesischen Geschichte auf lange Strecken hin mit Recht von einem vorgetäuschten Mittelalter sprechen lassen. Wohl aber fällt das Vorauseilen der wirtschaftlichen Entwicklung auf, die in China, wie auch in Babylonien zur Anhäufung ganz großer Gewerbs- und Handelsemporien und ganz volkreicher Städte führt und damit eine Erscheinung vorwegnimmt, die in dem germanisch-romanischen Völkerkreis, den wir als den Archetypus, das Urbild alles Bahnenbaus anzusehen gedrungen sind, erst mit dem Bahnabschnitt des späten Mittelalters und der Neueren Zeit aufzukommen pflegt. Dazu kommt, daß in China in der geistigen Entwicklung zum mindesten eine Reihe, die der Malerei, ein Voraneilen aufweist, das eher noch weiter geht als jenes wirtschafts- und klassengeschichtliche. Denn hier wird zuletzt eine Feinheit und Zartheit der Farbengebung im Wie und der Seelenmalerei im Was der Kunst verkörpert, daß fast derjenige Punkt entwicklungsgeschichtlicher Zeitrechnung erreicht erscheint, der in der Malerei unserer Zeit erst von dem Impressionismus nach 1890, in einigen Ausgipfelungen — von Watteau selbst — immerhin erst in der Malerei des Rokoko eingenommen wurde.

Dennoch darf dies Auseinanderklaffen der Reihen nicht irre

machen an dem obersten Grundsatz der hier gewählten Geschichtsanordnung: nur das Stammholz der ganz festen Staats- und Verfassungsentwicklung muß durchaus als ausschlaggebend für den Aufbau des Insgesamts der Volksgeschichte gelten, nicht aber die Verästelung der wirtschaftlichen Folge- und Begleiterscheinungen oder die Blüten der Kunst. Ebensowenig darf beirren die noch widerspruchsvollere Gleichzeitigkeit von hoher geistiger Bildung mit weit zurückbleibender Verfassung in dem Rußland, das im neunzehnten Jahrhundert etwa in der Malerei, der Dichtung, der Wissenschaft schon den Anschluß an die so viel weiter vorangeeilten germanisch-romanischen Völker erreicht hat, während das Rückgrat seiner Staatsverfassung, das Zarentum, noch dem Entwicklungsstande asiatischer Großkönigtümer entspricht, und während die Werkzeuge von Recht und Verwaltung, mit denen die Staatsform ausgerüstet ist, wiederum bis ins Einzelne den west- und mitteleuropäischen Mustern nachgebildet sind.

Und die Zulässigkeit dieser Zusammenstellung wird nicht dadurch in Frage gestellt, daß es sich im Fall Rußlands um eine durch Anlagerung ermöglichte Nachahmung, in China aber um einen völlig selbständigen Werdegang handelt. Denn immerhin wird durch das zeitliche Zusammengehen ähnlich stufenfremder Entwicklungszustände in den verschiedenen Geschichtsreihen des Rußland der Neuesten Zeit erwiesen, daß eine solche Zusammenordnung wachstumsmäßig möglich ist.

An dem Punkt des Entwicklungsweges, bis zu dem die vordersten Spitzen der Heersäule der Altertumsvölker reichen, beginnt etwa die der Mittelaltervölker. Es sind ihrer so wenige, daß es nicht vonnöten ist, innerhalb ihres Insgesamts Gruppen zu unterscheiden. Inder, Japaner, Araber, bilden zwar zuweilen Einheiten, die eine Anzahl verschiedener Staaten in sich begreifen, aber von großer Geschlossenheit der gesellschaftlichen und der geistigen Bildung sind. So weit auch die Ausgliederung und Besonderheit dieser drei Volkspersönlichkeiten vorgeschritten ist, in Hinsicht auf die Stufenzusammengehörigkeit stellen sie sich einheitlicher dar als selbst die Einzelgruppen der Altertumsvölker. Die Staats- und die Gesellschaftsformen sind von den

Japanern schlechthin regelhaft ausgebildet — gemessen an dem ein für alle Mal als gültig angenommenen Maßstab neueuropäischer, germanisch-romanischer Mittelalter — aber das grenzsetzende Merkmal einer, wenngleich unter einem Königtum, stark ausgebildeten Adelsherrschaft ist doch in den Spitzenentwicklungen auch der anderen großen Völker voll verwirklicht.

Eine sehr stark in die Augen springende Abweichung der geistigen Wegleistung von dem Voranschreiten der gesellschaftlichen findet sich in dem Fall Japans, insofern dessen Glaubensgeschichte jede Herausbildung einer mittelalterlichen Mystik vermissen läßt. Immerhin wird sie in etwas dadurch ersetzt – und damit zugleich ihr Mangel erklärt –, daß die geistig ausgeformteste und stärksteMystik Asiens und des Erdkreises überhaupt,der Buddhismus, verhältnismäßig früh Eingang in Japan gefunden hat, nämlich schon um 600, also noch vor der Taikwa-Gesetzgebung, durch die erst der reife Altertumszustand von den Japanern erreicht wurde, und zwar auf Betreiben des Regenten Shotoku-Taishi, desselben Herrschers, der durch Anknüpfung unmittelbarer diplomatischer Beziehungen mit dem chinesischen Großkönigtum des sehr erfolgreichen Sui-Geschlechtes dem chinesischen Kultureinfluß und damit der Taikwa-Reform die Wege bahnte. Durch dieses frühzeitige, und man wird vomStandpunkt biologischer Geschichtsauffassung aus sagen müssen, vorzeitige Eindringen einer fremden und mit überlegenen Mitteln gebildeten Glaubensform mag der Entstehung einer eigenen japanischen Mystik von vornherein die beste ihrer Vorbedingungen fortgenommen sein, wenn nicht vermutet werden muß, daß die an Einbildungskraft arme und eigens nüchterne Geistigkeit dieses sonst so reich befähigten Volkes auch ohne solche Störung aus eigenem Werdensdrang nicht zu einer Glaubensweise gelangt wäre, die zugleich ein tiefes Ahnungsvermögen und die Fähigkeit einer sehr verfeinerten Begrifflichkeit voraussetzt.

Zum ersten Mal in dieser Übersicht muß bei der Gruppe der Mittelaltervölker der Blick auf die von ihnen früher zurückgelegten Bahnabschnitte, in Sonderheit auf ihr Altertum zurückgelenkt werden. Auch dabei ergeben sich einige für die geschichtliche Mechanik sehr beachtenswerte Abweichungen. Nur bei

Japanern und Indern liegt das Schwergewicht ihrer Entwicklung im Mittelalter selbst: in der Gesellschafts-, der Klassen-, insbesondere der Adelsbildung bei den Japanern, in Geist und Glauben bei den Indern. Für die arabische Entwicklung dagegen sind die entscheidenden Antriebe, und zwar ebensowohl für ihre Glaubensschöpfung, wie für die ganz von ihr erregte und bewegte Entfaltung ihrer Staatsmacht von ihrem Altertum ausgegangen. So wird man sagen dürfen, daß, wenngleich auch das arabische Mittelalter in Geist und Staat eine reiche Entwicklung aufweist, die weltgeschichtliche Bedeutung der Araber ganz und gar auf die Ausbildung ihres Glaubens und die Gründung des Khalifats, beides im ausschließlichen Sinn des Wortes Altertumsschöpfungen, zurückzuführen ist.

Umgekehrt ist von jener seltsamen Keimform des Mittelalters, die die Geschichte der Polynesier, in Sonderheit die der Maori, der Tonganer und Samoaner aufzuweisen hat, das Gegenteil auszusagen. Die Heldensänge der Maori und die völlig ausgegliederte und scharf gestufte Adelsgesittung, die sie und andere Polynesier ausgebildet haben, geben eine an sich völlig ausreichende Gewähr, daß diese Völker mit einer nicht starken und breiten, aber kühnen und phantasiebegabten Werdenskraft in ihrer Entwicklung ein Mittelalterbild zum mindesten andeutungsweise darzustellen vermocht haben. Dagegen ist fraglicher, ob sie die Altertumsstrecke, die doch auch für ihren Weg als Vorabschnitt zunächst vorauszusetzen ist, wirklich durchmessen haben. In Sonderheit für die Maori wird deren Verlauf zwar von umsichtiger Einzelforschung vermutet: doch läßt es die Überlieferung an klaren Beweisstücken ermangeln, während die Stammbäume, die von samoanischen Herrschergeschlechtern erhalten sind, und die fast ein Jahrtausend rückwärts reichen, zahlreiche Einrichtungen und Einrichtungsreste in Tahiti und Hawai, auch wohl Ruinen, die man von alten Königspalästen auf einzelnen Inseln gefunden hat, für das Bestandenhaben, zum Teil für ein Nochbestehen von Königsmacht und Königsherrschaft ein gutes Zeugnis ablegen.

Immerhin wäre etwa für die Maori, für deren Vergangenheit die Überlieferung eigens nebelhaft ist, auch die andere Möglich-

keit ins Auge zu fassen, für die die vorderorientalische es so wenig wie die europäische Geschichte an gesicherten Seitenstücken fehlen läßt: die eines unmittelbaren Hervorganges einer mittelalterlichen Staats- und Gesellschaftsordnung aus der Urzeitverfassung.

Denn auch diese, vielleicht schwere Unregelmäßigkeit muß verzeichnet werden: die karthagischen sowohl wie die gallisch-keltischen Verhältnisse können nicht anders als dadurch zustande gekommen sein, daß aus einem urzeit-demokratischen Geschlechterstaat ein Geschlechteradel hervorgewachsen ist, der nach Mittelalterweise oder wenigstens sich Mittelalterzuständen nähernd eine Adelsherrschaft, und zwar in beiden Fällen ohne Königtum begründet hat.[1]

Diese Entwicklungsformen stellen wohl den Fall der ausgeprägtesten Entwicklungsgabelung dar, der sich überhaupt innerhalb der Gesellschaftsgeschichte der Menschheit nachweisen läßt. An dem Aufrechterhalten des allgemeinen Plans der Entwicklungsbahn, wie er auf diesen Blättern aufgestellt und verfochten wurde, kann die Beobachtung dieses Sachverhaltes nicht irre machen: auch ein solches Überspringen der Ausbildung eines starken Königtumes liegt offenbar in der Spannweite geschichtlicher Entwicklungsmöglichkeiten. Im Fall der Maori, wie noch mehr in dem der gallischen Kelten würde es sich ohnehin um eine noch gänzlich keimhafte Mittelalterverfassung handeln. In Hinsicht auf die Karthager kommt hinzu, daß Karthago nur ein Tochterstaat der Phönizier ist, die ihrerseits zurzeit der Entsendung dieser Kolonie schon eine volle Altertums- und Königsverfassung besaßen.

Fünftes Stück

Alt- und außereuropäische Wegleistungen

Von der Gruppe der neueuropäischen Völker, die ebenso wie die beiden alteuropäischen Völker die letzten Bahnabschnitte zurückgelegt haben, ist vor allem dies als eine sie von allen außer-

1) Über die Einzelheiten vgl. Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte (1905) 42 f., weit ausführlicher begründet (²1927) 46 f., 86 ff.

europäischen Entwicklungen unterscheidende Eigenschaft auszusagen, daß ihre Geschichte ein Bahnenbündel von einer Gleichläufigkeit darstellt, die nirgends in der außereuropäischen Welt ihresgleichen hat und dem sich auch innerhalb der alteuropäischen Geschichte nur ein sehr bruchstückhaftes Seitenstück nähert.

Bündel von an sich unabhängigen Entwicklungsbahnen, d. h. also von selbständigen Geschichtseinheiten, finden sich unter den sehr schmalen und an Kopfzahl und räumlicher Ausdehnung wenig umfangreichen Urzeitstämmen und Urzeitvölkern zu Dutzenden. Aber da es sich hier nur um eingliedrige Verläufe, d. h. um Geschichtseinheiten, die nur einen Bahnabschnitt überdecken, handelt, so kommen sie zum Vergleich nicht in Betracht. Unter den Altertumsvölkern zeigt die vorderorientalische Gruppe der altsemitischen, althamitischen und altarischen Völker wohl eine Anzahl von Gleichläufigkeiten, ebenso die hinterasiatische der alt- und neumongolischen Völker allerlei Teil- und Einzelgleichläufigkeiten; aber auch sie können sich mit dem durch alle fünf oder sechs Bahnabschnitte hindurch festgehaltenen Nebeneinander der neueuropäischen Entwicklungen, deren Zahl bis zu acht und elf Geschichtseinheiten aufsteigt, an eindrucksvoller räumlicher Vielverbundenheit und zeitlicher Vielgliedrigkeit bei weitem nicht messen, von den ganz weit auseinandergehenden Entwicklungsbahnen der Mittelaltervölker ganz zu schweigen. Dieses Gliederganze durch Kultureinheit zusammengefaßter und staatlich doch selbständiger, gesellschaftlich und geistig vielfach geschiedener Geschichtseinheiten steht einzig da im Insgesamt der Menschheitsgeschichte. Blutsverwandtschaft bei reicher Stammesgliederung, allerlei Erd- und Geschichtszusammenhänge und schließlich der Verlauf der neueuropäischen Geschichte selbst, alle drei Tatsachengruppen haben zusammengewirkt, um das eigentümliche, auf der Erde ohne Gleichen dastehende Mischgebilde von Gemeinsamkeit und Besonderheit an einer so umfassenden Gruppe von Völkern und Geschichtseinheiten hervorzubringen.

Es liegt überaus nahe, zu vermuten, daß, wenn die tatsächliche staatlich-gesellschaftliche wie geistige Weltherrschaft dieser

Völkergruppe zufiel, es mehr als durch irgendwelche anderen Gründe durch diese gleichartige gesellschafts- wie geschichtsmäßige Gliederung ihrer Gemeinschaft bewirkt worden ist.

Nur ein Seitenstück zu dieser Verstärkung von Geschichtsmacht durch Bündelung einer Anzahl von Teilentwicklungen zu einer größeren Einheit gibt es. Aber es findet sich auf der Ebene einer ganz anderen Größenklasse von Geschichtseinheiten. Es ist die Zusammengesetztheit der Geschichte Griechenlands aus einer so großen Anzahl von Einzelentwicklungen. Es ist, als ob sich in ihr die Ähnlichkeit der erdkundlichen Verhältnisse von Griechenland und Europa wiederspiegelte: wie Griechenland durch den Reichtum seiner Landschaftsgliederung und die Steigerung seiner Küstenentfaltung innerhalb von Europa noch einmal das Lagebild, das Europa selbst etwa innerhalb der größeren Einheit Eurasien darbietet, verstärkt und verdichtet wiederholt, so stellt auch das Bündel von Teilentwicklungen, das doch in der gesamtgriechischen Geschichte zu einer lebendigen Einheit zusammengefaßt ist, eine Wiederholung der Gliederung der gesamteuropäischen Geschichte – doch nur im neueuropäischen Weltalter – in sehr viel kleinerem Maßstabe dar. Die Ähnlichkeiten sind selbst im Einzelnen auffällig, so die Führerstellung erst des kleinasiatischen Joniens, dann Athens und Spartas, dann Thebens, zuletzt Äoliens, verglichen mit dem ähnlich hegemonischen Verhältnis einzelner Vormächte — in Geist oder Tat — zum Gesamtchor der neueuropäischen Völker, und das Hervortreten einzelner, sich ablösender Protagonisten, die Teilnahme und Gefolgschaft eines zumeist schweigenden Chores; das sind hier wie dort die kennzeichnenden Merkmale der geschichtlichen Dramatik. Und auch in dem Fall kleinen Maßstabes mag die äußerste Steigerung geschichtlicher Macht, die er ebenso wie der spätere größten Ausmaßes aufweist, durch dieses eigentümliche Doppelungsverhältnis des geschichtlichen Aufbaus nicht zum geringsten Teil zu erklären sein.

Es war eine doppelte Verstärkung der Geschichtsmacht, die so für diese Völkergruppe zustande kam: die Mannigfaltigkeit der Ausbildung aller Kräfte in Tat und Geist, die bis zu einer gewissen Grenze hin Spielraum hatte, und die Vereinigung aller

dieser einzelnen Volkskräfte zu einer Einheit wiederum bis zu einer gewissen Grenze, sie müssen beide eingewirkt haben. Durch ihre beständige Befruchtung untereinander mögen sich alle Glieder dieser Volksgemeinschaft verstärkt und gefördert, lebendig erhalten und dadurch ihrer aller Wegleistung erhöht haben.

Die Verteilung der alteuropäischen Völker über die einzelnen Bahnabschnitte des Gesamtweges der Geschichte paßt sich der neueuropäischen zumeist bis zum Verwundern gut an. Noch weiter geht die Gleichläufigkeit zwischen griechischer und römischer Geschichte. Und wo die Entwicklungsbahnen auseinandergehen, stellen sie doch nirgends die Stufenzusammengehörigkeit der verschiedenen Bahnen im gleichen Entwicklungsalter in Frage. Die Entwicklungsverschiedenheiten, die deutlich genug an vielen Orten in die Augen fallen, können umso weniger als Hindernisse für die Feststellung der allgemeinen Stufenähnlichkeiten angesehen werden, als innerhalb des griechischen Staatenkreises, etwa zwischen Athen und dem ultrakonservativen, überlieferungsstarren Bauernstaat Sparta in ihren Verfassungszuständen Spannungen nachzuweisen sind, die eher noch größer sind.

Das wesentlichste Auseinanderklaffen der Wegrichtung von Griechen und Römern zeigt ihre Glaubensentwicklung. Die Phantasiearmut der ganz auf Willen und Verstand gestellten Römer und ihr nur allzu nüchterner Sinn in Glaubensdingen ist augenfällig, sie ist viel ausgeprägter noch als etwa die der Japaner. Schon ihre Altertumsgötter sind zu einem überwiegenden Teil nicht Erzeugnis eines eigenen und selbständigen Wachstums, sondern Leihgut, das sie dem griechischen Glauben verdanken. Und wenn sich auch nicht der leiseste Keim zu einer Mittelaltermystik bei ihnen geregt hat, so gibt es dafür keine Erklärung, der ähnlich, die das Versagen des japanischen Mittelalters in Glaubensdingen begreiflich macht. Dem römischen Geist ist nicht eine fremde Mystik, wie der Buddhismus den Japanern, zuvorgekommen. Erst die dritte Mystik der Neuesten Zeit vermögen die Römer zwar nicht aus eigener Kraft zu schaffen, aber sie zeigen an dieser Stelle ihres Weges eine bemerkenswerte, die der Griechen übertreffende Empfänglichkeit für allerlei orientalisch-asiatisches Leihgut.

Die staatliche Entwicklung der Römer ist von der der Griechen insofern sehr nachdrücklich unterschieden, als sie zwar auch wie die griechische auf der mittleren Strecke ihres Weges den Stadtstaat unter Angliederung einer Landschaft ausbildet, später aber erstlich diese Anhäufung von Land um ein Vielfaches der griechischen Maße ausdehnt und zweitens insonderheit in der Neuesten Zeit zum wirklichen Gebietsstaat übergeht, den Stadtstaat nur in Resten fortbestehen läßt.

Und wie im Geist — doch nicht nur im Glauben, sondern ebenso sehr in der Kunst und zu einem Teil in der Forschung — die Römer weit hinter den Griechen zurückbleiben, so die Griechen in Tat und Staat. Sie zeigen sich in ihrer Neuesten Zeit nicht fähig, einen eigenen Imperialismus auszubilden: die mazedonische Hilfsentwicklung, die für eine eigenwüchsig griechische eintritt, ist doch nicht in vollem Sinn eine griechische. Durch seine unmittelbare Abstammung von einem bis zu Philipp noch unberührt forterhaltenen Altertumskönigtum, dann durch die nahe Berührung mit den Reichen asiatischer Selbstherrscher, hat dieser Imperialismus eine neu-despotische Färbung erhalten, die ihn sehr wesentlich von dem demokratischmaskierten Caesarismus der Römer unterscheidet.

Nirgends aber, für keinen der Bahnabschnitte, in die sich der Entwicklungsweg auch für die alteuropäische Völkergruppe zerlegt, ergibt sich ein Auseinanderklaffen, das an der Einpassung der Werdegänge der beiden sie bildenden Volkspersönlichkeiten in eine Grundformel Zweifel erregen könnte. Die Geistes- und Blutsverwandtschaft der beiden Glieder der alteuropäischen Gruppe im indogermanischen Völkerstamm ist so groß, daß man zwar gewiß nicht in gleichem Grade wie von der neueuropäischen, wohl aber mit gutem Recht davon sprechen kann, daß auch diese Gruppe von Geschichtseinheiten sich gegenseitig an Geschichtsmacht verstärkt habe. Ganz gewiß ist freilich verkehrt, wie der Modeliterat der deutschen Gegenwart für Geschichte versucht hat, griechische und römische Entwicklung zu einer Geschichtseinheit zusammenzuschweißen, denn es kann nicht ohne grobe Vergewaltigung geschehen und muß zu den unhaltbarsten Irrtümern führen. Schon deshalb, weil das Vierteljahrtausend an

Zeitspannung, das zu öftest die Vorwärtsbewegung der Römer von der der ihnen um so viel vorauseilenden Griechen trennt, nur dann ignoriert werden kann, wenn man sich nicht scheut, in willkürlicher Konfusion ein forscherlich unmögliches Wirrsal anzurichten. Aber ebenso gewiß ist nicht von ungefähr geschehen, daß schließlich beide Entwicklungen im Laufe ihres natürlichen Wachstums sich zunächst zu einer geistigen, demnächst zu einer gesellschaftlichen, staatlich-wirtschaftlichen Einheit zusammenschlossen. Gewiß, in beiden Bezirken des Lebens, im schauenden wie im handelnden, kann man die Bewirkungen, die beide Volkspersönlichkeiten auf einander ausgeübt haben, als Vergewaltigungen ansehen: die Vergriechung des römischen Geistes, die Unterwerfung Griechenlands unter das Szepter römischer Macht hat beider Völker ursprüngliches Wachstum zwangvoll aus seiner eigenen Richtung hinausgedrängt; aber mit gleich gutem Recht kann man auch feststellen, daß durch das Einströmen des griechischen Geistes in den römischen, das lange vor dem staatlichen Zusammenstoß, beginnend etwa mit dem Eindringen der griechischen Göttergestalten in den römischen Glauben, eingesetzt hat, einem an sich etwas dürftigen, einseitig willens- und verstandesmäßig angelegten Volksgeist Stärken zukamen, die er aus eigener Kraft sich nie hätte aneignen können, und daß das in Tat und Staat so viel schwächere Griechentum und alle seine höchsten Geisteswerte durch die römische Eroberung doch nur in Schutz und Hut eines Starken genommen wurden.

Wie die Staaten der alteuropäischen Völkergruppe sich auf den frühen Bahnabschnitten ihres Weges verhalten haben, bleibt für die Römer zumeist, für die Griechen wenigstens zu einem großen Teil in Dunkel gehüllt. Wo aber die in die späteren Entwicklungsstrecken mit übertragenen Überbleibsel der frühen Zustände einen Vergleich zulassen, wie etwa für den Geschlechterstaat der Griechen und — hier zum Glück fast noch deutlicher — der Römer, da ergibt sich ein so hohes Maß von Übereinstimmung, daß an der Gleichläufigkeit etwa der alt- und der neueuropäischen Urzeitentwicklungen kein Zweifel aufkommen kann. Schon Morgan, der große Erforscher des Geschlechterstaats der Urzeit, eigentlich der erste gründliche Mitarbeiter an dem Werk ver-

gleichender Menschheitsgeschichte, hat die bis ins Einzelne gehenden Baugleichheiten zwischen der Geschlechterordnung der Irokesen, der Athener und der Römer erkannt und scharf umschrieben. Heutige Forschung kann dazu andere ebenso auffällige Bauähnlichkeiten zwischen den dreigeteilten Tribus der Japaner, Spartaner und Römer fügen.[1] Die an sich mit höchst persönlichen Merkmalen ausgestattete Gestalt des Heilbringers, d. h. jenes Gottesgebildes der Übergangsentwicklung von den Tiergeistern der Urzeit zu den Göttern des keimenden Altertumsglaubens, kann ebenfalls gleichmäßig bei nord- und südamerikanischen Urzeitvölkern, bei Indern, Juden, Griechen nachgewiesen werden mit Ähnlichkeiten, die zuweilen zu den großen Zügen die erstaunlichsten Einzelheiten fügen, so wenn die Flut- und Floßsage bei ihrer planetarischen Verbreitung auch noch einen Einzelzug wie das dreimalige Aussenden eines Probetiers von dem rettenden Floß des Michabazo, des Großen Hasen, des Heilbringers der Algonkin, ganz ebenso wie von der Arche Noahs aus berichtet, oder wie das Auftreten des Jaguar in der Kindheit des Heilbringers Keri bei den Bakaïri in Mittelbrasilien und das des Leoparden in der Kindheit des Bacchus, der in dem Entstehungskern seiner Gestalt ebenso gewiß ein Heilbringer war.[2]

Die Altertumsstrecke der Entwicklungsbahnen der alteuropäischen Völker ist von denen der asiatischen Großkönigtümer zumeist — nicht immer: man gedenke der babylonischen, der ägyptischen Gaustaaten — durch die sehr kleinen Ausmaße ihres Land- und Volksumfangs unterschieden; doch entspricht diese Abweichung nur den Erd- und Geschichtszusammenhängen, von denen noch des Näheren die Rede sein soll. Und wenn die Wucht und Größe der stärksten asiatischen Glaubensgestalten des Altertums, der indischen, noch mehr der arabischen, am meisten der jüdischen die griechische und vollends die römische Entwicklung dieser Stufe hinter sich ließen, wenn die griechische Mystik sich nicht im entferntesten mit der indischen oder auch nur der

[1]) Vgl. den Vortrag: Über einige Filiationen aus dem Stammbaum der Bauformen des Geschlechterstaats (Internationaler Kongreß für historische Wissenschaften, Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung XXVIII [1904], 14ff.)

[2]) Vgl. Die Entstehung des Gottesgedankens und der Heilbringer (1905) 15 ff., 44 ff., 151.

arabischen oder jüdischen messen kann, wenn selbst die Forschung eines so denkmächtigen Volkes wie der Griechen in seiner Altertums-Jugend weit hinter den vorderasiatischen, den babylonischen und selbst vielleicht den hinterasiatischen, chinesischen Gipfelleistungen zurückbleibt, so macht sich hier eine Verschiedenheit entweder der Gesamtanlage der Volkspersönlichkeiten oder ihrer Entwicklungsreife in den verschiedenen Lebensaltern geltend, die doch die allgemeine Stufen- und Altersähnlichkeit der Entwicklungsabschnitte nicht in Frage stellen kann. Wie es Genies unter den Einzelmenschen gibt, so unter den Völkern, und ihre Befähigung kann sich in einer oder allenfalls wenigen Richtungen ganz einseitig geltend machen. Vor allem aber kann der Schwerpunkt des Leistens und Lebens bei Völkern wie bei Einzelnen in sehr verschiedenen Lebensaltern gelagert sein. Alle asiatischen Völker von hohem Range sind als echte Südvölker früh reif, ja verglichen mit den in Europa südlichen Alteuropäern sehr früh reif gewesen.

Das Entscheidende ist, daß alle außereuropäischen Entwicklungen mit der alteuropäischen so weit gleichläufig sind, daß sie sich auf ihrer Bahn wie auf einem Grundschema abtragen lassen. Daß die asiatischen Völker hohen Ranges im Ganzen Stärkeres auf diesen frühen Bahnabschnitten geleistet haben, ändert an diesem Sachverhalt, der ja nur die Allgemeingültigkeit eines Rahmengefüges behauptet, nichts.

Sechstes Stück

Neu- und außereuropäische Wegleistungen

Das gleiche Gesamtverhältnis ergibt sich bei einem Vergleich der Bahnrichtung der neueuropäischen Völker mit der der außer- und alteuropäischen Entwicklungen. Die Urzeit der Germanen fließt nicht nur mit der der Kelten und Slaven, nein auch mit der der Griechen und Römer so eng zusammen, daß alle Mutmaßung für die Geltung der gleichen Entwicklungsform für sie alle spricht. Und bei der überwiegenden Ähnlichkeit aller Urzeitgeschichte ist nicht zu verwundern, daß auch die außer-

europäischen Entwicklungen Gleichläufigkeiten aller Art in den großen wie in den kleinen Zügen erkennen lassen. Der Geschlechterstaat der Irokesen reicht selbst an den erst im späten Mittelalter wieder erneuerten oder unter Anknüpfung an Urzeit-Überlebsel neu aufgebauten Geschlechterstaat der Dithmarschen in allen seinen Bauformen, großen und kleinen, so nahe heran, daß es in manchen Stücken erlaubt, ja geboten ist, von einer Gleichheit, nicht von einer Ähnlichkeit zu sprechen, so bei der Durchquerung der Blutsverbände durch die örtlichen, die Dorfgemeinschaften, so bei den Vorschriften über die Adoption von Stammfremden in den Stamm hinein, so bei der Anordnung eines Stammesrats als höchsten Volksvertretungskörpers.[1] Wie nahe die *stirps regia*, als Keimzelle für die Ausbildung von Königtum und Adel zugleich, nicht nur die keltische und die germanische, sondern ebenso auch die japanische Entwicklung an der so überaus wichtigen Gelenkstelle zwischen dem Geschlechterstaat der Urzeit und dem einer frühen Altertumsverfassung aneinander rückt, davon war schon die Rede.[2] Und selbstverständlich bedeutet der Umstand, daß jene Einzelentwicklungen einander so ähnlich sind, sehr viel mehr als die Übereinstimmung dieser bestimmten Entwicklungsfälle: sie sind ja nur diejenigen, die durch einen besonders glücklichen Zufall der Überlieferung so ausnahmsweise hell beleuchtet sind. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß hinter jenen wenigen nachweisbaren Einzelfällen dieser Entwicklungsform sehr viele andere stehen, über die wir nicht ähnlich gut unterrichtet sind, sondern so schlecht, wie es für diese frühen Bahnabschnitte eigentlich das Regelhafte, zu Erwartende ist.

Die Frage, wohin auf den frühen Bahnabschnitten die Nachrichten verweisen, die von dem Verhalten der neueuropäischen Völker überliefert sind, d. h. also wo ihnen im Vergleich zu den außereuropäischen Völkern der Standpunkt innerhalb der Gesamtstrecke eines Bahnabschnittes anzuweisen ist, kann mit

1) Vgl. Die Entstehung des Staates aus der Geschlechterverfassung bei Tlinkit und Irokesen (Schmollers Jahrb. f. Gesetzgebung XXVIII: 1904) 53 ff., 56; Über einige Filiationen aus dem Stammbaum des Geschlechterstaates (ebenda XXXII: 1908) 162 ff.

2) Vgl. Stufenbau (²1927) 89, 113.

Recht nur für die Urzeit aufgeworfen werden; denn nur für sie ist die Überlieferung so mangelhaft und bruchstückhaft wie für die meisten außereuropäischen Völker auf allen, auch den späten Bahnabschnitten. Für die Urzeit aber ergibt sich, wie natürlich, der Sachverhalt, daß die Urzeitzustände der neueuropäischen Völker, die vom Licht einer unmittelbaren geschichtlichen Kunde erreicht werden, die Verhältnisse der spätesten, der letzten Teilstrecke dieses Bahnabschnittes erkennen lassen. Es kann nicht wundernehmen, daß für die Urzeitverfassung der Germanen, Kelten, Slaven auch die Geschlechterordnung nur in ihren letzten Ausformungen, vorzüglich nur in der vaterrechtlichen Form anzutreffen ist, während von der mutterrechtlichen Geschlechterverfassung nur Überlebsel in den Lichtkegel der Überlieferung hineinragen. Nicht selbstverständlich an sich ist, daß überhaupt nur der Geschlechterstaat vertreten ist. Denn er ist doch nicht nur der kennzeichnende Besitz der letzten Teilabschnitte des Urzeitweges, sondern auch die an sich stärkste Form der gesellschaftlichen Urzeitgesittung. Es muß immerhin verzeichnet werden, daß Spuren der minderen Form, des Siedlerschaftsstaates sich überhaupt nicht finden, an sich denn freilich nur ein neuer Beweis dafür, daß alles starke Blut im Urzeitalter von vornherein zu der Gesellschaftsform der Geschlechterordnung hindrängte.

Reste aus sehr viel früheren Strecken des Bahnabschnitts der Urzeit sind dagegen sehr wohl mit in das Urzeitende übernommen, das von der Beleuchtung durch Geschichte oder selbst heutige Volkskunde noch erreichbar ist. Wenn die Märchen Spuren von Menschenfresserei aufweisen, wenn Mannhardts geniale Forschung in den Korngeistern und vielen anderen Gebilden des Aberglaubens, d. h. des sehr alten vorchristlichen Glaubens, Urzeitgut aufgedeckt hat, wenn Reste der Altersbündeteilung der Horden in den Jungmannschaften von Bauern und Studenten zu erkennen sind, so sind das nur einzelne Beispiele aus einem Heer von Urzeitüberresten, die alle weit vor das Zeitalter des Geschlechterstaats und also auf sehr anfängliche Teilabschnitte der Urzeit-Halbbahn zurück verweisen.

Für die Altertumsgesittung drängt sich vergleichender For-

schung vorzüglich diese Beobachtung auf, daß die Erzeugnisse der europäischen Entwicklung durchaus nicht die an sich stärksten oder reichsten sind. Grundsätzlich hat ja von ihnen oder wenigstens den indogermanischen zu gelten, daß sie sämtlich das eigentliche Ziel dieses Entwicklungsabschnittes erreicht haben. Insofern also weisen sie eine Entwicklungsvollkommenheit auf, die fast allen, ja man kann sagen allen außereuropäischen Volksgeschichten in diesen mittleren Bahnabschnitten abgeht. Aber, davon wird noch grundsätzlich und im allgemeinen die Rede sein, nicht alle Werkesleistung verzehrt sich in Wegleistung, und so kommt es, daß weder der Tat noch dem Geiste nach die Germanen auf diesen mittleren Bahnabschnitten immer die ersten, die vorzüglichsten unter den Völkern waren, mit denen ihr Weg die Richtung teilte. So kann etwa die Wissenschaft, die das germanische Altertum hervorgebracht hat, bei weitem nicht mit der des ägyptischen oder chinesischen auf eine Stufe gestellt werden, am allerwenigsten aber mit dem Wunderbau der babylonischen Stern- und Weltwissenschaft: mit ihr verglichen ist sie ein Kindergestammel. Und die Vergleichung desselben Entwicklungspaares führt zwar in Staat und Gesellschaft nicht zu dem gleichen oder auch nur annähernd ähnlichen Wertverhältnis, aber immerhin übertrifft der babylonische Rechts-, Wirtschafts- und Klassenzustand, wie ihn das Gesetzbuch des Hammurapi schildert, in vielem Betracht an Feinheit der ständischen Gliederung, der Rechtsbildung und vollends der wirtschaftlichen Geistigkeit den frühfränkisch-merowingischen um vieles.[1] Es muß hier offenbar ein Unterschied gemacht werden zwischen dem Stammholz der eigentlich bauenden und ordnenden Staatskraft und dem Blätter- und Blütenwerk der Ausgliederung und Ausfaserung des Formensinnes und des Einrichtungswerks: jenes ist im Reiche Karls von Franken unvergleichlich viel stärker als in dem Hammurapis und Nebukadnezars, dieses in Babylon viel reicher als im merowingisch-karolingischen Frankenstaat.

Noch weniger dürfte man vollends das Werk des germanischen Glaubens im Altertum an geistiger Macht mit der der großen

1) H. Fehr, Hammurapi und das salische Recht (1910) 123 ff., 131 ff.

vorderasiatischen, insonderheit der semitischen Gottesgestalten gleicher Stufe vergleichen. Es ist schon so, der germanische Götterhimmel ist nur etwa auf gleicher Ebene mit dem der sehr frühen Inder, nicht aber auch nur dem der Babylonier und Ägypter zu denken. Und selbst die Ständegliederung des merowingisch-karolingischen Frankenstaats reicht nicht wesentlich über die der malaischen Howa auf Madagaskar, die Ämterordnung nicht über die des alten Reichs von Ägypten hinaus; an Stufenzahl und Stufenfeinheit des Ämterbaus ist dem Reich Karls das der Chinesen im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung und das der Inka von Alt-Peru weit überlegen.

Und auch für die Halbbahn des Mittelalters läßt sich ein ähnliches Neben- und Durcheinander von Voraneilen und Zurückbleiben der germanischen Völker gegenüber den außereuropäischen im Sinne nicht der Weg-, sondern der Werkesleistung beobachten. Das germanische Mittelalter ist dem Bild seiner gesellschaftlichen Gesittung nach wohl voller, aber man wird nicht sagen dürfen reicher als das indische, japanische, arabische Mittelalter. Daß es aber das am vollständigsten und nachdrücklichsten ausgeprägte ist, wird schon dadurch deutlich, daß aus dem germanisch-romanischen Geschehen dieses Zeitalters, dem man aus ganz äußerlichen und oberflächlichen Gründen den Namen Mittelalter gegeben hatte, in unserm Sprachgebrauch zum ersten Mal Wort und Begriff für ein Entwicklungsalter abgeleitet worden sind, die tief miteinander verschmolzen, dergestalt, daß dies Wort eine ganze Fülle von geistigen, Zustands-, selbst Seelenbeschaffenheiten ohne alle Erklärung vor das Auge des geschichtlich Denkenden zaubert, die nur diesem Lebensalter unserer Völkergruppe eigentümlich sind. Es war das erste und längere Zeit das einzige Beispiel einer solchen Verschmelzung von Wort und Begriff, ja richtiger gesagt eines Wortes mit einer ganzen Welt von geschichtlichen Vorstellungen.

Um dieser Ausgeprägtheit willen war es möglich, sie auch auf außereuropäische Völker und Geschichtseinheiten zu übertragen. Die scharf profilierte Eigenart des germanisch-romanischen, in einem andern Sinn des germanisch-christlichen Mittelalters — d. h. der germanisch-romanischen Christenheit — reckt sich

damit herrscherlich auch über die Geschichtsbilder ganz ferner und fremder Volksgeschichten. Gleichwohl darf nicht im mindesten verschwiegen werden, daß auch für diesen Bahnabschnitt der Vergleich zwischen germanisch-romanischer und außereuropäischer Werkesleistung in mehr als einer von den einzelnen Entwicklungsreihen durchaus nicht zugunsten unseres Völkerkreises ausfällt.

Die großen Glaubensschöpfungen des indischen Mittelalters, die Mystik der Brahminen und die Buddhas sind die eigentlich ursprünglichen und bei weitem stärksten Hervorbringungen des mystischen Geistes überhaupt. Und es scheint fast so, als ob nicht allein die chinesische, die jüdische und die griechische, nein auch die neueuropäische, die germanisch-romanische Mystik von ihnen ihre entscheidenden Anregungen erhalten habe. Und selbst Adelsgesittungen und Rittertum, die wir für allerursprünglichste Erzeugnisse unserer Völker zu halten pflegen, haben, wie man vermutet, von den spanischen Arabern Vorbilder entliehen, die doch nur die reifere und reichere Volksbildung an die minder entwickelte und minder stark ausgerüstete abgeben kann. An Mannigfaltigkeit, Folgerichtigkeit der Ausgliederungen ihres gesellschaftlichen Lebens sind das indische und das japanische Mittelalter dem germanisch-romanischen wenigstens ebenbürtig.

Zweiter Abschnitt
Innereuropäische Vergleiche

Erstes Stück
Neu- und alteuropäische Wegleistungen in Staat und Wirtschaft

Für die vergleichende Wertung der Wegleistungen, die die Griechen, die Römer und die germanisch-romanische Völkergruppe aufzuweisen haben, fällt die eine Grundtatsache, die ihrer Gleichläufigkeit überhaupt, schwerer ins Gewicht als irgendeine Übereinstimmung oder Abweichung dieser Verläufe im Einzelnen. Denn es ist ja ein einzigartiger Fall von einer so vollständigen

Gleichläufigkeit, einzigartig im betontesten Sinn des Wortes; weil niemals sonst in aller Geschichte der Menschheit ein Nebeneinander von Bahnen vorkommt, das auch für die letztmöglichen Bahnabschnitte, für die der Neueren und der Neuesten Zeit, noch eine solche Gleichgerichtetheit der Verläufe aufweist. Steht, wie billig, für den Gedankenzusammenhang der Wegleistung und der sich an sie anknüpfenden Fragen die Zahl der Wegkehren, der aus eigener Werdenskraft zurückgelegten Bahnabschnitte im ersten Vordergrund, so ist das in diesem Fall erreichte Höchstmaß von Gleichläufigkeiten als ein entwicklungs-mechanisches Geschehen von oberstem Rang einzuschätzen.[1] Und seine Bedeutung wird nicht vermindert, sondern vermehrt durch den Umstand, daß die Germanen um 2200 Jahre später als die Griechen in ihr Altertum, um über 1650 Jahre später als die Römer in ihr Mittelalter getreten sind. Diese Gleichläufigkeit wird auch nicht, ähnlich etwa wie die germanisch-slavische von früherer Zeit her oder die neueuropäisch-asiatische der jüngsten Vergangenheit, dadurch in ihrer Bedeutung gemindert, daß die eine, die ältere Entwicklung, also die der Griechen oder der Römer, Muster und Vorbild für die jüngere, die der Germanen gebildet hat. Denn so hoch man auch die Einwirkung der beiden altcuropäischen Völker auf die germanische Entwicklung anschlagen mag, so hoch ist sie doch niemals gestiegen, daß die jüngere Völkergruppe unter dem Einfluß der Griechen oder der Römer eine neue Wegkehre eingeschlagen hätte, wie doch unzweifelhaft Russen, Japaner, Türken, Chinesen in den letzten Jahrzehnten Bahnabschnitte nur unter dem Einfluß des neueuropäischen Vorbildes erreicht und zurückzulegen begonnen haben und wie selbst die Mazedonier unter dem Eindruck des griechischen Urbildes getan haben. Bei dem weiten Zeitabstand hätte das ja auch nie in Mitten des Weges geschehen können, da ja die Erbmasse der Alten wie ein großes, unteilbares Ganzes über die Germanen kam. Also nur zu Anfang wäre eine solche überstarke Bewirkung möglich gewesen, zu der Zeit, als das römische Reich und die griechisch-römische Geistesbildung noch am Leben oder wenigstens noch

[1]) Ich erinnere an die vergleichende Zeittafel für alle drei Entwicklungsreihen (o. S. 28 f.).

in frischestem Gedenken waren. Und doch ist auch da nichts dergleichen geschehen; auch damals nicht, zu der Zeit Theoderichs oder Chlodwechs, ist es zu einer Überwältigung der Germanen durch die römisch-griechische Gesittung in dem Sinn gekommen, wie die Russen zur Zeit Peters des Großen, Japaner, Türken, Chinesen heute von der neueuropäischen Gesittung sich haben umformen lassen. So gewiß die germanischen Völker durch die nicht in einem Stoß, sondern in immer neuen Durchdringungen sich vollziehende Beeinflussung durch die griechische Geistes-, weniger durch die römische Staatsbildung um die volle Eigentümlichkeit ihrer geschichtlichen Entfaltung gebracht worden sind, so schwach waren sie doch nicht, nicht einmal in ihrer unreifen Jugend, sich nach Art jener Slaven oder Mongolen ganz überwältigen zu lassen und in dem Sinn eine Graecisierung und Romanisierung durchzumachen wie jene eineEuropäisierung. Von einem Stufensprung wie bei diesen Allen und den Mazedoniern war vollends nicht die Rede.

Nicht im mindesten kann und darf nun hier ein voller Vergleich der Wegleistungen der alt- und der neueuropäischen Völker versucht werden: in dem Sinn der Geschichtsanschauung, der diese Blätter dienen, könnte ein solcher Bau wohl einen vollen Band erfüllen. Es handelt sich nur um einige der elementarsten, der starkbalkigsten Feststellungen.

Die wenigen Umrißlinien, die sich für die griechische und die römische Urzeit aus ihren späten Überlebseln gewinnen lassen, stimmen gut wie zu den außer- auch zu den neueuropäischen Seitenstücken. Bemerkenswert ist, daß sich bei Griechen wie mehr noch bei Römern die Geschlechterordnung der Urzeit in den späteren Entwicklungsaltern der Völker mit stärkerer Widerstandskraft am Leben erhalten hat als bei den Germanen. Für die Altertumsstrecke können die Götterhimmel der Griechen dort, der Germanen hier, mit Fug verglichen werden. Die staatliche Leistung der Germanen aber ist der der Griechen weit überlegen: die gewaltigen Altertumsreiche der Goten und Franken, und selbst die schwächeren der Angeln und der Skandinavier lassen die Staaten von Kreta und Argolis, so wie sie aus den Trümmern ihrer Königsburgen und Straßennetze erkannt werden

können, zwerghaft klein erscheinen. Doch sind die geohistorischen, die Geschichts- und Erdzusammenhänge, die diese Erscheinung erklären können,[1] so deutlich erkennbar, daß hieraus nicht eigentlich auf eine Schwäche der staatenbildenden Kraft bei den Griechen geschlossen werden darf. Wohl sind Griechen wie Römer in ihr Mittelalter nur in der Form von Stadtstaaten getreten; aber beide Mittelalter haben, völlig entsprechend dem deutschen Mittelalter, immerhin durch Siedlung und Eroberung bedeutende Gebiete zu dem ursprünglichen Landbesitz hinzugeschlagen und die Neuere Zeit hat im Bundesgenossenreich der Athener immerhin ein etwas schwächeres, im römisch gewordenen Italien der Römer ein ebenbürtiges Seitenstück zu den Großstaaten der germanisch-romanischen Völkergruppe im gleichen Entwicklungsalter geschaffen. Das Mazedonier-, das Römerreich der Neuesten Zeit sind vollends der Ausdehnung nach den neueuropäischen Riesenreichen der Engländer und der Russen zwar nicht gleich, aber ihnen doch zuzuordnen, und insofern sie beide eine ganze Völkerwelt in zusammenhängenden Gebietsmassen mit einheitlicher Herrschaft umfaßten, ihnen weit überlegen. Nur der wirkliche Weltreichsplan Napoleons erstrebte das Gleiche, was das mazedonische Imperium für eine kurze Dauer, das römische für ein halbes Jahrtausend verwirklicht hatten.

Unzweifelhaft überwiegen in dem Gesamtbild der äußeren Staatsentwicklung der drei Reihen die Übereinstimmungen, und dieser Eindruck verstärkt sich noch, wenn der vergleichende Blick durch die großen Staatsordnungen der germanischen Staaten hindurch zu den Gemeinwesen der zweiten Reihe dringt: denn zum mindesten im späten Mittelalter sind die meisten germanisch-romanischen Länder voll von halb- oder viertelsunabhängigen Städten, die als Stadtstaaten zweiten Ranges den griechischen und italischen Stadtstaaten voller Selbständigkeit doch recht nahe gerückt erscheinen. Im Gesamtzuge des geschichtlichen Werdens in den drei Reihen der äußeren Staatengestaltung ist dies die auffälligste Erscheinung, daß auch Griechen und Römer, die zuerst nur Staaten so geringen Umfanges

1) Vgl. Stufenbau (²1927) 216 f.

ausbildeten, in der Neueren und vollends in der Neuesten Zeit doch auch vermögen, Staaten von größerem, zuletzt von größtem Umfang zu schaffen: die Griechen wenigstens, insofern ihnen die mazedonische Reichsgründung und die hellenistisch-mazedonischen Teilreiche zugerechnet werden.

Auch die Verteilung dieser geschichtlichen Leistungen der äußeren Staatskunst über die einzelnen Bahnabschnitte des Gesamtweges ist in hohem Maße ähnlich, zum mindesten vom Mittelalter ab: auch das Mittelalter der germanisch-romanischen Völker weist das gleiche Überwiegen von Kämpfen lediglich örtlichen und territorialen Umfanges auf wie das der Griechen und Römer. Und wiederum läßt die Neuere Zeit an der ursprünglich kleinstaatlichen Entwicklung der Griechen — wenigstens soweit die beiden Führerstaaten Athen und Sparta in Betracht kommen — die gleiche Spannung zur Ausdehnung und Auswirkung der Staatsmacht in weitem Umfang hervortreten, die auch bei den germanisch-romanischen Völkern in starker und beständiger Betätigung die Eigentümlichkeit erst dieses Bahnabschnittes ist.

Die innere Staatsgeschichte weist in allen drei Reihen im Mittelalter, wo sie für die beiden alteuropäischen Völker erst deutlich aus dem Dämmer der Zeiten hervortritt, das höchste Maß von Übereinstimmung auf: in Rom so weitgehend, daß wenigstens das frühe Mittelalter hier die gleiche Mischung von Königs- und Adelsherrschaft aufweist, die für das ganze Mittelalter der germanisch-romanischen Völker so kennzeichnend ist. Wenn in Athen und vielen anderen griechischen Teilstaaten das Königtum von Anfang an, in Rom von der Mitte dieses Bahnabschnittes an abgestreift wird, während es bei den germanisch-romanischen Völkern höchstens in Schwäche und Schattendasein verfällt, so wird darin zumeist eine Rückwirkung der äußeren Staatsgestaltung zu erblicken und als deren letzte Ursache der sie schaffende geohistorische, der Geschichts- und Erdzusammenhang — die Weiträumigkeit der von den Germanen besetzten Länder im Gegensatz zu den Halbinseln und Inseln der Graeco-Italer — anzusehen sein. Große Staatsgebiete verlangen zu ihrer Lenkung und Zusammenfassung mit weit stärkerem Nachdruck die straffere Einzelherrschaft als kleine und mittlere. Die über-

wiegende Übereinstimmung aber ist auch hier sichergestellt durch die Tatsache, daß Adel und Adelsherrschaft in allen drei Reihen diesem Bahnabschnitt ihren Stempel geben. In einzelnen Sonderentwicklungen kommt es, bei gleichen Voraussetzungen der äußeren und inneren Staatsentwicklung, zu den augenfälligsten Ähnlichkeiten: so bei der Übergangsbildung der Tyrannis, die in den altgriechischen wie — als Signorie — in den neuitalienischen Stadtstaaten ganz gleichermaßen aus der spätmittelalterlichen Adelsherrschaft hervorgeht.

Der wesentliche Unterschied zwischen der inneren Staatsgeschichte der alt- und der neueuropäischen Völker in der Neueren Zeit — daß jene gar keine Königsherrschaft, diese fast durchgängig eine solche als Staatsform aufweist — mag in der Hauptsache als Folgeergebnis der gleichen Gabelung in der mittelalterlichen Entwicklung anzusehen sein. Sie wird ausgeglichen erstlich durch einzelne Sonderentwicklungen, die, ähnlich wie Rom und in der ersten Hälfte der Neueren Zeit auch Athen, eine Adelsherrschaft aufweisen: so Venedig, so die Niederlande, so halb das England des achtzehnten Jahrhunderts, zum zweiten, und dadurch viel nachdrücklicher, durch den allgemeinen Tatbestand, der in allen drei Reihen ganz gleichmäßig wie in der äußeren so auch in der inneren Staatsgeschichte die straffste Spannung von Staatsgedanken und Staatsgewalt am Werke zeigt.

Auch in der Neuesten Zeit überwiegt die Gleichläufigkeit der drei Reihen, wie des öfteren dargelegt worden ist,[1] in einem revolutionären oder demokratischen Zeitalter, das dem neunzehnten Jahrhundert entsprechend auch in Athen und Rom vorangeht, wie in dem darauf folgenden Imperialismus; aber wenn dieser, wie am wahrscheinlichsten ist, in unserem Weltalter Episode bleibt und die starke demokratisch-sozialistische Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts sich fortsetzt, so ist hier ein erstes grundsätzliches Auseinandergehen der Bahnen gegeben.

Wirtschafts- und Klassengeschichte sind für die alt- und die neueuropäische Völkergruppe nicht so sehr in den frühen, wohl aber in den späten Bahnabschnitten dadurch unterschieden, daß

1) Vgl. oben S. 85 ff., Stufenbau (²1927) 104 ff.

die jüngere von ihnen sich mit einem unvergleichlich viel stärkeren Dabeisein und deshalb einem sehr viel größeren Erfolg der Wirtschaft angenommen hat. Und so entsprechen gewiß die einzelnen Wachstumsabschnitte und deren Formengruppen in Griechenland und Rom annähernd denen der Volkswirtschaft bei den neueuropäischen Völkern: auf überwiegend Ackerbau treibende Zeiten folgen Entwicklungsalter, deren wesentlichste Leistung Handel und Gewerbe sind, auf Gemeinwirtschaft folgt Privat-, d. h. Einzelwirtschaft, auf den Einzel- und Kleinbetrieb der Hauswirtschaft der Großbetrieb der Manufaktur, der Rhederei und — in Rom wenigstens — der Latifundien. Aber diese einzelnen Wachstumsabschnitte werden in einem Intensitätsgrade zurückgelegt, der so viel geringer ist als der der neueuropäischen Wirtschaftsentwicklungen auf der gleichen Stufe, daß sie sich neben ihnen wie keimhaft darstellen. Das Ausbleiben fast allen Fortschritts der Werkzeugkunde und Werkzeugverwendung kann bei einer Stärke des geistigen Vermögens, die jede Vervollkommnung von Technologie und Technik erlaubt haben würde, auf keinen anderen Grund als auf Mattheit und Geringfügigkeit der Wirtschafts-, der reinen Nützlichkeits- und Erwerbsantriebe zurückgeführt werden. Vom Standpunkt unbedingter Geistigkeit mag dies als Vorzug, vom Standpunkt einer Sicht, die auf das volle Rund von Lebensbetätigung und Lebenskraft abzielt, muß es als Schwäche erscheinen.

Eine sehr einschneidende Unterschiedenheit klassengeschichtlicher Art besteht zwischen der alt- und der neueuropäischen Entwicklung: die Sklaverei. Nicht daß Griechen und Römer sie überhaupt hatten, begründet diesen Unterschied; denn auch die Germanen haben sie, wie Kelten und Slaven und vermutlich die meisten, wenn nicht alle Völker, auf den frühen Abschnitten ihrer Bahn ausgebildet. Die entscheidende Abweichung besteht vielmehr darin, daß Griechen und Römer sie in ihrer Neuen und Neuesten Zeit festgehalten haben, während die germanisch-romanischen Völker sie in einzelnen Reststücken zwar noch bis zum Ausgang der Neueren Zeit haben fortbestehen lassen, sie aber spätestens zu Beginn der Neuesten Zeit aufgehoben haben.

Dieser Entscheidung muß schicksalwendende Bedeutung zu-

geschrieben werden. Denn durch sie wurde die Entstehung und Ausbildung eines vierten Standes in beiden Volksentwicklungen verhindert, obwohl für sie in beiden die wirtschaftsgeschichtlichen Voraussetzungen gegeben waren. Das Emporkommen einer Arbeiterklasse und mehr noch ihr starkes und ehrgeiziges Umsichgreifen in Staat und Gesellschaft ist aber nicht, wie denkfauler Konservativismus und öfter noch hochmütiger Klassendünkel der Besitzenden glauben machen wollen, ein Zeichen von Krankheit, sondern vielmehr von Gesundheit und starker Werdenskraft an einem Volkskörper unseres Zeitalters. Alle die Kräfte, die so hätten frei werden können, haben die alteuropäischen Völker unterbunden, im Keim erstickt.

Wenn Franz Oppenheimer erklärt hat, die Alten seien an der Sklaverei zugrunde gegangen, so ist diese Behauptung einzuschränken, insofern sie eine Folgeerscheinung, eine sekundäre Tatsache zur primären, zum Urgeschehen erhebt. Aber daß der innere Kräfteverfall, der an diese erste Stelle gerückt werden muß, sich in der Unfähigkeit der untersten Volksschicht, ihre ehrlosen Fesseln zu lösen, am verhängnisvollsten ausgewirkt hat, daran ist nicht zu zweifeln.

Doch ist nötig, daran zu erinnern, daß wie der Kräfteverfall selbst, so auch diese seine Äußerungsform eigens unmittelbar auf geohistorische, auf Erd- und Geschichtszusammenhänge zurückzuführen ist. Die heiße Sonne des Südens hat den Herrschenden sicherlich die Sklaverei eigens unentbehrlich erscheinen lassen und mag so auf diesem ganz unvermittelten Weg den Gang des Schicksals noch beschleunigt haben.

Zweites Stück

Neu- und alteuropäische Wegleistungen: Glaubensgeschichte

Die Vorbedingungen, unter denen die Wegleistungen der alt- und der neueuropäischen Völker im handelnden und im geistigen Leben verglichen werden können, sind sehr verschieden. In Staat und Wirtschaft stehen sich die beiden Geschichtsgruppen fast

ganz unabhängig gegenüber: die Einwirkungen, die in Sonderheit von der römischen Ämterordnung und vom römischen Rechte her auf die Entwicklung des germanisch-romanischen Staatenkreises stattgefunden haben, können für den weitesten Linienzug beider Geschichtsgruppen fast völlig beiseite gelassen werden. Alle drei Entwicklungsreihen können ohne nennenswerten Schaden als autogene, eigenwerdige Wachstümer nebeneinander gestellt und verglichen werden. Nicht so in Sachen des Geistes; da ist die germanische Entwicklung so vielfach von außen her, am meisten vom griechischen Geist, beeinflußt worden, daß sie ihm am wenigsten als völlig freies und eigenes Wachstum gegenübergestellt werden darf. Die Wegleistungen der alt- und der neueuropäischen Völker in Glauben, Kunst und Forschung können also nur unter dem Vorbehalt dieser Beeinflussungen von außen her verglichen werden, die zum Teil Förderungen, zum Teil Lähmungen hervorbringend, nicht dem eigentlichen Urbild ihrer Geschichtskraft und ihrer Wachstumsrichtung zugerechnet werden dürfen.

Am deutlichsten wird dieser Sachverhalt an der Geschichte des Glaubens. Während die Erzeugnisse der frühen Bahnabschnitte, das Geistergewimmel der Urzeit und die Göttergestalten des Altertums, so weit sie aus zeitgenössischen und späteren Gebilden erschlossen werden können, ein hohes Maß von Verwandtschaft und auch Ebenbürtigkeit aufweisen, wandelt sich das Bild auf der Seite des Germanentums mit dem Einbruch des Christentums so tief, daß im Grundsinn des Wortes von da ab nicht mehr von einem eigenwüchsigen Werden die Rede sein kann. Denn so wenig irgend ein erdenkliches Bild eigengermanischer Glaubensentwicklung aufgestellt werden kann, wie sie sich in den späteren Zeitaltern ohne fremde Einmischung vollzogen haben könnte, so wenig darf von der Glaubensgeschichte, die sich wirklich abgespielt hat, behauptet werden, sie sei dem Kern, ja auch nur dem vorwiegenden Bestandteil nach germanisch. Wenn vom späten Mittelalter ab mit der Mystik eine Umbildung des an sich fremden Christentums vorgenommen wurde, die eigengermanisches Wesen offenbart, so wird man sie doch im mindesten nicht in ihrer Ganzheit dem Germanentum zurechnen dürfen. Dem steht die jüdi-

sche Herkunft des Urkerns, sowie seine hellenistische und römische Umformung und letzten Endes der Einstrom asiatischen, vornehmlich indischen Glaubensgutes auf dem Weg über Ägypten, Griechenland, Spanien in die germanische Mystik entgegen. So wird gerechterweise nicht etwa die germanische Mystik mit all diesen fremden Hilfen ohne weiteres neben die griechische zum Vergleich gestellt werden dürfen, die freilich viel ärmer war, aber auch nicht so stark von Asien her beeinflußt worden war.

Wohl aber läßt sich mehr als eine Besonderheit der späteren griechischen Glaubensentwicklung aus solchem Vergleichen erschließen, das für sie kein anderes sein kann als das mit dem Germanentum, da ja für die späteren Bahnabschnitte keine einzige Geschichtseinheit sonst auf dem Erdenrund zur Verfügung steht, die so weit gediehen wäre. Eine sehr einfache Beobachtung ergibt sich da, die doch als Gewicht so schwer in die Wagschale der Geschichte fällt, daß man über sie betroffen wird. Das ist die Armut des griechischen Geistes in diesen späteren Altern in Dingen des Glaubens. Nachdem er in seiner Jugend die heitere Welt seines Götterhimmels und seines Gestaltengewimmels ausgebildet hatte, nachdem er im späten Mittelalter doch wenigstens einen Versuch zur Mystik gemacht hatte — der auch schon gering war, trotzdem er vermutlich zu einem Teil aus asiatischem Leihgut bestritten wurde — hat er in der Neueren und in der Neuesten Zeit so gut wie kein Erzeugnis weiterer Ausbildung des einmal errungenen Eigenbesitzes hervorgebracht.

Gewiß, beide Zeitalter sind ihrem Stufenwesen nach der Glaubensentfaltung nicht günstig: die Vernunftmäßigkeit der Neueren Zeit hat auch im germanischen Weltalter die innere Kraft und die äußere geistige Macht des Glaubens im Vergleich zu dem bei Beginn dieses Zeitalters angetretenen Erbbesitz große Einbuße erleiden lassen und im Lauf ihrer drei Jahrhunderte hat dieser Abbau noch Fortschritte gemacht. Aber trotz ihrer Zugeständnisse an Verstand und Wissenschaft ist die Reformation ein bedeutendes Geistwerk, und ihr hat das Griechentum nicht die mindeste Glaubensbewegung verwandter Art an die Seite zu stellen. Und selbst die schwächeren Hervorbringungen der germanischen Glaubensentwicklung in der Neuesten Zeit entbehren

jedes griechischen Seitenstückes bis zum Ende der hellenistischen Selbständigkeit. Erst unter der römischen Herrschaft tritt hier der Anteil der letzten Griechen an der Fortbildung des späten Christentums durch die hellenistischen Väter und den wahrhaft schöpferischen Pseudodionysius Areopagita, der hier die dritte Mystik in Größe vertritt, ergänzend ein.

Aber diese letzten Ausgänge unter dem Einfluß der geistigen Gewalt des an sich fremden Christentums können an jenem Grundbild der gänzlichen Glaubensarmut des späteren Griechengeistes nichts ändern. Wie ist es zu erklären? Doch wohl nur so, daß einem Volk, und sei es auch dem stärksten, nur ein bestimmtes Maß seelisch-geistiger Kraft zugemessen ist, daß es mit ihm alle Formen geistiger Auswirkung bestreiten muß, und daß es dann, wenn es einzelne von ihnen mit Leidenschaft bevorzugt, notwendig in den anderen zurückbleiben, ja verarmen muß. Die Griechen haben in ihrem Jugendalter an den Glauben wahrlich nicht ein Höchstmaß von Kraft gesetzt: hinter den Genies des Glaubens unter den Völkern, hinter Indern, Juden, Arabern bleiben sie weit zurück — wie ihre offensichtlich von Anbeginn weltlich heitere Sendung von ihnen verlangt. Aber sie haben dem Glauben doch etwa ein Durchschnittsmaß von Bildnervermögen zugewandt, ähnlich wie andere an sich geistig starke Völker, ähnlich vor allem wie die Germanen. Vom Ausgang ihres Mittelalters, vom Antritt ihrer Neueren Zeit ab aber ändert sich dieses Verhältnis noch weiter und sehr viel mehr zu Ungunsten des Glaubens. Schon im Mittelalter war deutlich geworden, wohin sich die griechische Seele mit viel leidenschaftlicherer Liebe neigte. Es war nicht von ungefähr gewesen, daß ihre heilige Sage vornehmlich im Gewand der Dichtung auftrat, daß die Dienste ihrer Götter ihren stärksten Ausdruck in Baukunst und Bildnerei, im Bau von Tempeln und in den Bildsäulen der Götter fanden. Wohl bedeutete dies, daß redende wie bildende Kunst zuerst in Pflicht und Pflege des Glaubens aufwuchsen; aber da die Dichtung schnell genug diese Aufgabe in ein freies, oft sehr freimütiges Spiel ihrer Einbildungskraft verwandelte und nebenher sich auch ganz weltlichen Gegenständen, der Heldensage und Geschichte, zuletzt der Liebe der Geschlechter zuwandte, da Bildnerei und

Baukunst ihre Sendung mit so leidenschaftlichem Künstlertum aufnahmen, daß das heilige Was des Glaubens bald hinter dem ihnen heiligeren Wie der Kunst zurücktrat, so war schon in dieser frühen Zeit im Kern des geistigen Geschehens die Verweltlichung vorbereitet, die in der Neueren Zeit nach allen Seiten sich geltend machte. Das Drama machte dem Götterdienst den Rang streitig. Und zuletzt hat gar das Theater sich über den alten Glauben lustig gemacht: darin gipfelte diese Entwicklung.

Einen sehr viel stärkeren Abzug von der seelischen Kraft, die der griechische Geist dem Glauben hätte zuwenden können, bedeutet aber sicherlich die Geburt der Philosophie. Sie, die die in Wahrheit schöpferischste Tat des Griechentums war, rief ein völlig neues Geistwerk und eine neue Form der Betätigung des Geistes ins Leben, die aber doch nur aus der Gesamtsumme der Kräfte bestritten werden konnte, die der griechischen Seele überhaupt zur Verfügung standen, ja die recht eigentlich diejenigen ihrer Sonderwerkzeuge in Anspruch nehmen mußten, mit denen sie den Glauben hätte weiterbilden müssen, hätte sie ihn – wie es dieser Bahnabschnitt ihrer Entwicklung verlangte — zu verstandesmäßigeren, begrifflicheren Gebilden ausformen wollen.

Philosophie trägt einen Januskopf, dessen eines Antlitz, wie das aller anderen Wissenschaft, der Wirklichkeit zugewandt ist, dessen zweites Gesicht aber sehnsüchtig nach einer überwirklichen Wahrheit schaut, die der vom Glauben behaupteten nahe verwandt ist, nicht nur in Hinsicht auf ihren jenseitigen, nie anders als durch Ahnung geschaffenen Gehalt, nein auch in bezug auf die Werkzeuge, vermittelst derer sie sich dieses für das erfahrende Wissen unerreichbaren Inhalts zu bemächtigen gedenkt. Das eine, das diesseitige Weltdenken – um den Pol Herakleitos, den Pol Anaxagoras kreisend — trat nur zu schnell in der Geschichte der griechischen Philosophie zurück, das andere, mit vulkanischer Heftigkeit und Schnelle den Gipfel Platon aufwerfend, überwog, und gerade dieser war seinem ganzen Wesen nach dem Glauben so nahe verwandt, daß neben ihm sich eine Gotteslehre, eine Theologie, wenn nicht im Sinne, so doch etwa in der Richtung des germanisch-christlichen Protestantismus nicht hätte ausbilden können.

Alle Glaubensbildung, schon von der Urzeit ab, ist zu einem nicht geringen Teil Metaphysik, Weltdenken, insofern das Weltbild über die Grenzen der Erfahrbarkeit hinaus erweitert wird. Aber die metaphysischen, die denkerischen Gehalte des griechischen Glaubens, so wie er diesem Zeitalter von seinen Vorgängern vererbt wurde, waren arm und gering, nicht zu vergleichen mit den Weltgedanken, die Inder oder Babylonier innerhalb ihres Glaubens ausgebildet haben. Umso leichter wurde es der zu dem Ziel Platon hineilenden Entwicklung des reinen, d. h. des lediglich welthaften Gedankens, innerhalb der griechischen Seele die Obmacht zu gewinnen. Ihrem innersten Wesen nach war die platonische Ideenlehre ein Denkglaube, profan gewordener, oder wenn man lieber will, säkularisierter, verweltlichter Glaube; umso weniger konnte neben ihr eine denkhaft gewordene Glaubens- und Gotteslehre aufkommen.

Und noch im weiteren Verlauf der Neuesten Zeit, als nur der griechische Geist unter dem Schutz des römischen Weltreichs das eigene Leben seines Volkes fortsetzte, hat sich in der Gestalt und dem Werk des Plotinus der alte Vorgang, nur in minder großen Maßen, wiederholt. In ihm, der aus Ägypten gebürtig um die Mitte des dritten Jahrhunderts zu Rom seine Schule errichtete, gipfelte die späteste hellenistische Philosophie, und indem sie auf den Grenzmarken von Mystik und Metaphysik eine Gotteslehre zum Mittelpunkt und Träger ihrer Daseinswissenschaft machte, warf sie die Ziele ihres Vordringens noch weit tiefer in das Reich des Glaubens hinein, als es Platons Denkbilderlehre getan hatte. Und wenn sich so die beste Kraft des griechischen Geistes auch in dieser Spätzeit noch in gedachtem, nicht geahntem noch gefühltem Glauben ausgab, so kann nicht wundernehmen, daß die seltsame Form halb-metaphysischer Mystik, die er in diesen Jahrhunderten vor wie nach Plotinus innerhalb des Christentums hervorbrachte, die Gnosis, sich in höchst phantastischen, aber für die Glaubensentwicklung selbst zuletzt ganz undienlichen Mischgebilden auswirkte, die alte Denkschärfe und einen ganz unbeherrschten künstlichen Mythos in eine unfruchtbare Ehe zwangen.

Nur eine Gabe des griechischen Geistes an den Glauben hat

Bestand gehabt; aber sie war im Buchstabensinn des Wortes nur ein Geschenk, das nach außen an fremde, jüdische Volks- und Geisteskraft ging, nicht aber im Bereich des Griechentums selbst zum eigenen Gebild erwuchs: das Erbe von daseins- und erkenntniswissenschaftlicher formender Kraft, das die paulinisch-johanneische Gottesgelehrtheit in das Christentum aufnahm. Es ist dadurch bis auf den heutigen Tag zu einer Glaubenslehre, also einem lehrhaft ausgeprägten Glauben abgestempelt worden. Und so hohe Bewunderung dieser Gedankenbau, in den es so verwandelt wurde, als Geistwerk einflößen mag, so wenig kann der Zweifel unterdrückt werden, ob nicht Jesus' Verkündigung an Seelenmacht durch diese Auf- und Umprägung in griechische Geistesform eher verloren als gewonnen hat. Denn Glaube will aus seinem innersten Kern weit mehr eine Verfassung der Seele als ein Kampfwerkzeug des Geistes oder gar nur des Verstandes sein. In jedem Fall aber wurde dieses höchste Glaubensgebild der Menschheit durch seine Vergriechung weit starrer, weit unbiegsamer, unumbildbarer. In Sonderheit dem germanischen, dem neueuropäischen Weltalter wurde es in dieser Gestalt weit fremder dargeboten, als es geschehen wäre, wenn es in seiner reinen, jesusmäßigen, urchristlichen, d. h. also vorpaulinischen, vorjohanneischen Urgestalt unseren Völkern überliefert worden wäre. Einmal wäre es den Germanen, auch den Slaven, die, als ihnen das Christentum aufgenötigt wurde, eben erst aus der Urzeit in ihr Altertum getreten, also noch kinderjunge Völker waren, unvergleichlich viel stufennäher geblieben. Es hätte von ihnen vermutlich viel freiwilliger, viel mehr aus der Wahrheit ihres Herzens auf- und angenommen werden können, weil es dann ihnen viel wahlverwandter geblieben wäre und frei von all den greisenhaften, verstandesmäßigen Umformungen, die dieser ganz aus einer Neuesten Zeit hervorgegangene Griechengeist des Paulus und Johannes mit ihm vorgenommen hatte. Und sodann wäre es in solcher Gestalt den Germanen wie den sehr glaubensinnigen und glaubensstarken Slaven als ein unvergleichlich viel bildsameres Geistesgut übergeben worden, hätte von ihnen weit eher nach dem eigenen Sinn ihres Volkstums aus- und fortgebildet werden können. Wahrlich, selbst noch in dieser ganz mittelbaren

Form der Bewirkung hat die geistige Überwältigung, durch die die besiegte Antike das siegreiche Germanentum sich unterwarf, das jüngere Weltalter um unabsehbare Eigentümlichkeiten seiner geistigen Entwicklung gebracht.

Drittes Stück

Alt- und neueuropäische Wegleistungen: Glauben, Kunst, Forschung

Läßt der schauende Blick vergleichender Geschichtsforschung vor diesem alteuropäischen Hintergrund das Gesamtbild der neueuropäischen Glaubensgeschichte aufsteigen, so kann die Überlegenheit der germanischen Entwicklung nicht in Frage gestellt werden. Beide Glaubensgeschichten sind nicht Erzeugnisse eines vollsaftigen, ganz starken Wachstums: die germanische ist ganz früh von der Übermacht fremder Geistesgebilde überwältigt worden — ein Schicksal, das auch der griechischen Glaubensentwicklung zustieß, aber doch erst zuletzt. Aber von diesem einen Vorzug abgesehen, kann sie sich mit der germanischen nicht messen. Nachdem diese das fremde Glaubensgut nur erst sich wirklich einverleibt hatte, d. h. von der Mitte des Mittelalters ab, bringt sie als die neue, die christlich-germanische Mischbildung in jedem Zeitalter ein neues kostbares Erzeugnis schöpferischer Glaubensmacht hervor: im Mittelalter die Mystik, in der Neueren Zeit die geistig bedeutende Rationalisierung des überlieferten Glaubens im Protestantismus, in der Neuesten Zeit aber nicht nur eine dritte Mystik, sondern die wissenschaftliche, geschichtliche Durchdringung des jüdischen und des alteuropäischen Erbgutes, die selbst zwar nicht eigentlich als Glaubenstat angesehen werden darf, die aber durch die Freilegung und unbefangene Würdigung der geschichtlichen Ursprünge des Christentums die Möglichkeit für neue, freiere Entfaltungen des Glaubens geschaffen hat.

All diesen Schöpfungen, Neu- und Umbildungen hat die griechische Glaubensentwicklung so gut wie nichts an die Seite zu stellen. Es ist hier in den jungen Zeiten ein geistiger Bau auf-

gerichtet worden, bestehend aus einer reich wuchernden Glaubenssage und aus einem noch mannigfaltiger ausgebildeten Dienst — zwei Bestandteile, die noch nicht einmal ganz innig verschmolzen waren — aber es ist, als sei später dieser Bau nie erweitert und ausgestaltet worden, habe vielmehr nur mühsam sich aufrecht erhalten. Nicht einmal zur Ausformung eines Sittengesetzes im Zusammenhang mit dem Glauben kam es. Von keinem Namen, keiner Gestalt eines Neu- oder Umbildners des Glaubens ist uns Kunde gekommen. In den Jahrhunderten überwiegender Vernunftmäßigkeit und Wissenschaftlichkeit haben ihm Spott und offener Abfall genug Eintrag getan: deutliche Zeichen nicht äußeren, aber inneren Verfalls treten auf.

Kein Zweifel, die beiden hier aufgestellten Beobachtungen sind unerschütterlich: die griechische Glaubensentwicklung, als geistige und gar als seelische Entfaltung an und für sich betrachtet, nimmt sich im Vergleich zu den reichen Eigenentwicklungen des Glaubens bei Indern, Babyloniern, Juden, Arabern kläglich, auch im Vergleich zu der an sich minder starken der Germanen arm aus.

Es muß sich hier um einen der tiefsten Wesensunterschiede zwischen griechischer und germanischer Art handeln, gleichviel, ob auf erste Anlage oder auf das Schicksal des inneren Bildungsganges zurückzuführen. Denn auch die beiden Ablenkungen, die der griechische Geist im Glauben, wie dargelegt, erlitt: durch die Entfaltung seines metaphysischen, seines die Welt denkenden Vermögens zur Philosophie, zu einer vom Glauben losgelösten reinen Grundforschung hin wie durch das Hinüberströmen der Glaubenskraft in die redende und bildende Kunst, die eigentlich nur dem Glauben Dienerinnen sein sollten — sie bezeugen eine Grundrichtung der griechischen Seele vom gläubigen Fühlen fort zur — wenn man will gläubigen — Einbildungskraft der Kunst —, und zu einem aus ebenso gewiß gläubiger Gesinnung bauenden, d. h. metaphysischen Denken.

Im großen Kreisrund der vollen Lebensgestaltung eines Volkes wird, was so, allein vom Glauben her angesehen, als Armut und Mangel erscheinen mag, nicht so betrachtet werden können. Es läßt ein Überwiegen sinnlicher Heiterkeit und bildnerischer Kraft

auf der einen, ein ebenso nachdrückliches Obsiegen von denkerischer Kraft und Weltgesinnung auf der anderen Seite erkennen, die keineswegs als Schwächen, sondern mit dem gleichen, wenn nicht mit besserem Recht als Stärken des geistig-seelischen Gesamtvermögens ausgewertet werden können. Es gibt reiche und schöne Weltanschauungen, vor deren Richterstuhl die Weise der Griechen vor der germanischen und ihrer Unterwerfung unter das Christentum den Vorzug verdient.

Doch wird ein eingehender Vergleich zwischen Griechen- und Germanentum auch bei solchem Zugeständnis im einzelnen noch Vorbehalte zugunsten der germanischen Entwicklung machen müssen. Die greifbarsten Gewinste des griechischen Geistes im Bezirk des Glaubens: der Reichtum seiner Dienste, Feste und Begehungen und die unabsehbar gewaltige Befruchtung der Kunst durch den Glauben, sie finden ihr volles und wahrlich ganz ebenbürtiges Seitenstück im germanischen Weltalter. Die kaum übersehbare Gestaltenfülle der griechischen Vielgötterei hat im Heiligendienst der Alten Kirche des romanisch-germanischen Völkerkreises volles Gegengewicht gefunden, und die Schönheit der Feste ist von ihr ebenso erreicht, die Auswirkung des Glaubens in den Werken der Kunst eher noch übertroffen worden an Reichtum und Inbrunst.

Und wiederum auch das Germanentum hat, wenngleich erst von einem etwas späteren Punkt der Entwicklungsbahn ab, Geistesmacht genug besessen, um sich auch seinerseits im reinen und im angewandten Denken von der bis dahin gültigen Vorherrschaft des Glaubens freizumachen, hat in seiner Neueren Zeit auch den überlieferten Gottesvorstellungen den Rücken zugekehrt, hat eine vom Glauben abgetrennte Philosophie hervorgebracht.

Endlich bleibt für die germanischen Völker, in deren Gefolgschaft die romanischen in der Hauptsache die gleiche Richtung eingehalten haben, ein so hohes Maß von im Glauben bewiesener Seelentiefe und Seelenzartheit, daß keine Verehrung der Antike hier ein weites Übertroffensein der Griechen wird leugnen können. Ihnen ging sonder Zweifel dies Vermögen völlig ab. —

Ich halte inne: was von der Glaubensentwicklung der beiden

Völkergruppen — die Römer nehmen an dem Mindermaß der Griechen voll Teil — aus diesem Vergleich für die hier obschwebende Frage der Wegleistung zu gewinnen ist, mag etwa dieses sein: Alt- und Neueuropäer sind einander ebenbürtig, insofern beide, zumindestens in den Spitzen, den Führervölkern ihrer Heersäulen, im Glauben alle Bahnabschnitte bis zur Neuesten Zeit durchmessen haben. Aber es findet dennoch ein sehr augenfälliger Unterschied zwischen ihren Wegleistungen insoweit statt, als die Auswirkung des germanischen Geistes an Geschichtsmacht, d. h. an zeugerischer Kraft vornehmlich in den mittleren und den letzten Bahnabschnitten, im Mittelalter und in der Neueren und Neuesten Zeit, außerordentlich viel reicher und feiner war.

Ein annähernd Ähnliches läßt sich sonder Zweifel von dem Verhältnis der alt- zur neueuropäischen Kunst sagen. Noch ist die kunstgeschichtliche Forschung bei weitem nicht dazu gediehen, etwa aus allgemein-, aus menschheitsgeschichtlicher Sicht her ein vollkommen gegenständliches, objektives, unbefangenes Bild von der griechischen Kunst zu gewinnen. Weder hat sie die innere Freiheit von den alten klassizistischen Vorurteilen schon erreicht, noch sind auch nur die ersten Schritte zu einer vergleichenden Weltgeschichte der Kunst getan. Und so sind die beiden Voraussetzungen für Prüfung und Urteil noch nicht gewonnen, ohne die auch die leuchtendsten Gipfel aller Menschenleistung nicht recht gesehen werden können.

Dies Allgemeinste läßt sich dennoch erklären: Wie gewaltig das künstlerische Können war, das den griechischen Tempel geschaffen hat, wird vielleicht durch nichts besser erwiesen als durch die Vergötterung, die Idolatrie, zu der es das völlig blut- und landfremde Germanentum für ganze Jahrhundertreihen auf die Knie zwang. Es konnte der Glaube aufkommen, daß jede im Sinn der Gradlinigkeit, der Geometrisierung stilisierende Baukunst notwendig den von den Erbauern des griechischen Tempels eingeschlagenen Weg, ihn und immer wieder nur ihn wählen müsse. Und Winckelmanns Losung, daß hier und damals nicht eine Kunst, sondern *die* Kunst, die absolute Kunst gefunden worden sei, mußte so bis zu einem gewissen Grade erhärtet

scheinen. Erst die jüngste Baukunst, die deutsche unserer Gegenwart, hat durch die Tat den Beweis erbracht, daß dem nicht so ist, daß gerade Linien, Ebenen, Körper aus ganz objektiven, sachlich-lebensmäßigen Gründen zusammengefügt, selbst ohne alle stilisierende Absicht zu einer Bauweise führen, die, mit den gleichen Elementen der Formensprache rechnend, dennoch nicht die mindeste Anlehnung an die Antike verrät.

Muß nun also auch die Baukunst der Griechen des Gepräges der Überzeitlichkeit, der unausweichlichen Urbildhaftigkeit, das man ihr hat verleihen wollen, entkleidet werden, so wird darum ihr geschichtlicher Glanz, als das Aufleuchten einer einmaligen Leistung von höchstem Rang nicht im leisesten verringert. Und dennoch wird das Gesamtbild der Entwicklung der griechischen Baukunst an Reichtum der Kunstweise und an zeugerischer Geschichtskraft dem der Baukunst der germanisch-romanischen Völker nicht ebenbürtig befunden werden. So hoch man auch den Wert des Leihgutes veranschlagen mag, über das diese aus dem griechisch-römischen Erbe verfügten, die strahlende Kraft, die an leidenschaftlicher Bewegtheit des Seelischen, an formender Stärke des künstlerischen Vermögens von der romanischen und mehr noch von der gotischen Bauweise ausgeht, ist wesentlich stärker, weit heftiger, nachhaltiger, mannigfaltiger als die vom dorischen und jonischen Tempel erzeugte.

Dazu kommt ein Zweites: wenn in beiden Entwicklungsreihen der Baukunst das Mittelalter den Vorrang hat, insofern es den zeugerischen Schöpfungsakt — des dorisch-jonischen Tempels dort, der romanisch-gotischen Kathedrale hier — aufweist, so gehen die Linien des baukünstlerischen Schaffens in der Neueren und Neuesten Zeit an Wucht und Wertigkeit umso weiter auseinander. Während die Abfolge von Renaissance, Barock, Rokoko und Klassizismus und — nach der unfruchtbar-historistischen Lücke des neunzehnten Jahrhunderts — der gegenwärtigen Baukunst eine Fülle von Wandelbarkeit und Geschichtskraft darstellt, hat die alteuropäische Baukunst, abgesehen vielleicht von alexandrinischen Wohn- und römischen Nutzbauten, keinerlei ganz ursprüngliche Schöpfungen mehr aufzuweisen.

Es ist doch so: die griechische Baukunst hat wohl in erhabenem

Anstieg die Höhe erreicht, von der herab das Parthenon von der Burg und der Poseidontempel von Paestum noch heut über alle Feierkunst der Erde wie nie wieder zu übertreffende Gipfelleistungen leuchten; aber die damals erstiegene Ebene ist von dem späteren Entwicklungsgang auch nie wieder verlassen worden. Von all den Zacken und Kurven, die die Linie der neueuropäischen Baukunst nach der Gotik aufweist, weiß sie nichts. Es ist von da ab eine Art unverbrüchlicher Klassizität über die Geschichte des griechischen — und in seinem Gefolge des römischen — Tempels gekommen, die zwar keine Abirrungen und Umwege kennt — an denen es der germanisch-romanischen Baukunst gewiß nicht fehlt — die aber eine Eintönigkeit, eine Unbewegtheit aufweist, die sich nicht wie Lebens- und Schaffenskraft, sondern wie tödliche Starre ausnimmt.

Weder die Bildnerei, noch die Malerei der Griechen zeigen eine ähnliche Entwicklungsarmut in den späteren Zeiten; aber mit der Lebensfülle und Wandelbarkeit ihrer neueuropäischen Schwestern können sie es nicht im entferntesten aufnehmen.

Die Geschichte der griechischen Forschung kennt in einem entwicklungsgeschichtlich so frühen Zeitpunkt solches Ermatten des Lebenstromes noch nicht. Aber niemand wird leugnen dürfen, daß sich der gleiche — dem griechischen Geist offenbar eingeborene — Drang zu dem Absolutismus, der herrscherlichen Unübertreffbarkeit und Unumstößlichkeit eines letzten Kanons, einer höchsten Regelsetzung auch in der Geschichte der griechischen Wissenschaft und zwar in dem Zenith ihrer Entwicklungslinie, in Platons Ideenlehre, geltend gemacht hat. Ganz ähnlich wie in der bildenden Kunst hat auch in der Forschung das griechische Mittelalter einen unsagbar steilen Anstieg gesehen. So wie die vorphidiasische Kunst, vornehmlich in der Vasenmalerei — an Rauhheit der Kraft, an Herbheit des formenbildenden Vermögens, an Leidenschaft der seelischen Gewalt der germanischen Gotik wahlverwandt —, so hat auch das vorsokratische Denken einen Aufschwung von gipfelhafter Höhe genommen. Die Schöpfung der griechischen Philosophie ist, insofern sie die Entfesselung des freien Gedankens aus den Banden des Glaubens und seiner

vom Gefühl in Ketten geschlagenen Daseinslehre bedeutete, eine der gewaltigsten, wenn nicht die gewaltigste Tat des forscherlichen Geistes der Menschheit. Jener Herbheit und Wirklichkeitskraft der vorphidiasischen Kunst ist die bei aller eigenwilligen Kraft doch völlig weltoffene Daseinslehre des Herakleitos und die Erfassung des Wesens der Welt durch die abgründig tiefen Offenbarungen des Anaxagoras nah und verwandt.

Aber wie Phidias und Praxiteles alle Zerrissenheit, aber auch alle Größe der alten Kunst in ihren Einklang und ihr nur allzu sanftes Ebenmaß eingeebnet haben, so hat Platon mit der an sich ewigen Schönheit, aber auch starken Geschlossenheit seiner Denkbilderlehre an die Stelle der bohrenden Sehnsucht der Vorsokratiker nach Welt und Wirklichkeit eine allzu dichterische, allzu klassisch-kanonische Endgültigkeit setzen wollen. Phidias, Platon haben mit ihrer Harmonik, ihrem Gleichmaß und ihrer Klassizität, ihrer Unbedingtheit ewige Güter geschaffen, aber vielleicht noch kostbarere Kräfte im griechischen Geist gelähmt, wenn nicht getötet.

Aber eben weil Phidias wie Platon letzte und höchste Verkünder griechischer Wesenheit sind, muß diese selbst mit ihnen gleichgesetzt, für sie verantwortlich gemacht werden. Es ist offenbar ein überwiegender Drang nach Vollendung, nach Unübertreffbarkeit, nach Unveränderlichkeit und damit auch nach Stetigkeit, nach Sein im Griechentum mächtig gewesen. Ein solcher Drang aber bedeutet — das soll an einem andern Ort[1] dieses Lehrgebäudes erwiesen werden — doch auch eine Abkehr vom Werden. Und da wir unserer Europäer-, mehr noch unserer Germanenart nach ganz und gar auf Werden, auf Schaffen, auf ein Weiter, Immer-Weiter auf unserem Wege gestellt sind, so wird unsere Forderung an das Leben und damit auch unser Maßstab für alle Geschichte durch die gleiche Losung bestimmt sein. Wir werden uns des Gedankens nicht entschlagen können, als sei diese Hinneigung zu Endgültigkeit, Vollkommenheit, Klassizität an sich schon ein Vorzeichen nahender Ermattung.

---

1) Vgl. weiter unten Buch VI 2: Fortschritt und Beharrung: Stück 6: Der Drang zum Werden und der Drang zum Sein als Gegenmächte S. 441 ff.

Viertes Stück

Die Lebenskraft der alt- und der neueuropäischen Völker

Einer der Versuche, die Hegel gemacht hat, um zur Aufstellung einer Regel für den Übergang der Geschichte von einem zum nächsten Stufenalter — und das hieß für ihn von einem zum andern Führervolk — durchzudringen, hat ihn zu dem Gedanken geführt, daß ein Volk sich dann schon seinem Ende nähere, wenn es seinen Urgedanken erfaßt und völlig klar aus sich herausgestellt habe.[1] Es ist vielleicht nicht von ungefähr, daß er zur Ausbildung dieser Regel eben bei der Auswertung der griechischen Entwicklung für den Gedankenbau seiner Geschichtsphilosophie gelangt ist, mag ihm auch gewiß die Vorstellung von dem tiefen Gegensatz zwischen Klassizität, Vervollkommnungs-, Endgültigkeitsdrang und rastlosem Werdens- und Schaffensdrang an sich ganz fern gelegen haben.

Und doch ermutigt dies Beispiel des Größten unter allen Geschichtsdenkern dazu, so gewaltige und schlechthin gipfelhafte Leistungen wie die der Kunst des Phidias und seiner Folger und die Ausbildung der Denkbilder durch Platon nicht trotz, sondern gerade wegen ihres Absolutismus, ihrer allzu herrscherlich in Anspruch genommenen Endgültigkeit als Anzeichen eines nahenden Versiegens der Werdens-, der Zeugungskraft zu deuten. Denn so gewiß sie selbst beide von solchem Versiegen oder auch nur von einem Geringerwerden der Kraft nicht das Mindeste verspüren lassen, so gewiß haben beide alles über sie hinausliegende mögliche Weiterschreiten, sei es grundsätzlich, sei es wirklich erschwert, ja gelähmt. Weder Bildnerei noch Malerei haben sich je nach dem durch Phidias bezeichneten Einschnitt wieder zu der unbedingten Offenheit der frühen, der vorphidiasischen Kunst gegen die Wirklichkeit oder zu der überstarken Kraft ihres steigernden Vermögens erhoben. Selbst die Größe des griechischen Michel Angelo, Skopas, hat dies nicht vermocht, noch

1) Vgl. Vom geschichtlichen Werden Bd. II (1926) 315 f.

weniger das Neubarock von Pergamon. Es ist doch so, als hätte die eigentlich klassische Schicht der zum Gesetz erhobenen Harmonik, der unbedingten Ebenmäßigkeit den eigentlichen Urquell der künstlerischen Kraft der Griechen, wie er etwa in der Vasenmalerei vor Phidias so überreich sprudelte, ein für alle Mal verschüttet und begraben. In der Geschichte der griechischen Baukunst ist es vollends nie wieder zu einem schöpferischen Hervorbringen gekommen, das sich auch nur annähernd mit der Geburt des dorisch-jonischen Tempels messen könnte.

Die Denkbilderlehre Platons, obwohl an Herrscherlichkeit des Anspruchs auf Endgültigkeit wie als geistiges Werk der Kunst des eigentlich klassischen Alters nicht ebenbürtig nur, sondern überlegen, hat so schicksalsschwere Wirkungen nicht hervorgebracht. War die Forderung, die sie an die Forschung stellte, auch viel bewußter und sehr viel unbedingter als die der künstlerischen Klassik, wollte sie die Sache der Endgültigkeit, des Seins noch viel schroffer vertreten und damit dem Werden noch mehr Eintrag tun, so hat die Riesenkraft des Mannes, den das Schicksal und die Überfülle des griechischen Geistes seinem Lehrer als Schüler und Gegner zugleich auf dem Fuße folgen ließ, die griechische Forschung vor der Erstarrung bewahrt, mit der sie Platons Werk bedroht hatte. Aristoteles' Leistung selbst vertritt als die eines alle Bezirke von Welt und Wirklichkeit umfassenden Einzelforschers das Werk einer ganzen Gelehrtengeneration. Und er versagte der Rechtgläubigkeit der Platonischen Ideenverkündigung fast alle Folge und war der unbedingten Hingabe der vorsokratischen Denker an die Welt weit verwandter als dem Ideenglauben Platons. Und noch Jahrhunderte hindurch ist griechisch-hellenistische Wissenschaft weit mehr diesem Wege gefolgt als dem Platons. Trotzdem wird kein noch so seherisches Aufspüren aller Möglichkeiten ermessen können, wie viel stärker die griechische Forschung der erfahrenden Erkenntnis der Welt sich hätte hingeben können, wäre ihr glänzendster Träger nicht dem Amt desForschers untreu geworden, um sich dem des freien und dichterisch herrscherlichen, aber auch dichterisch willkürlichen Denkers zuzuwenden. Und schließlich versiegte auch dieses Strömen griechischer Geisteskraft.

Es wäre nicht möglich, eine so bestimmte und im Urteil so zwiespältige, alle Stärke des ewigen Seins und allen Schaden für das damalige und das zukünftige Werden gleich sachlich ermessende Meinung zu vertreten, wenn nicht, wie eine lebendige Bestätigung durch die Geschichte selbst, der Hintergrund der vorphidiasischen, vorsokratischen Vergangenheit, der in allem der Gegensatz der späteren Entwicklung war, ein Höchstmaß von schöpferischer Unrast und schöpferischem Erfolg aufzuweisen gehabt hätte.[1]

Für den Vergleich aber zwischen alt- und neueuropäischer Leistens- und Lebenskraft, um dessen willen alle diese Betrachtungen angestellt sind, ist nun auch diese Deutung der Hinwendung des griechischen Geistes vom Werden fort und zum Sein hin als eines unheimlichen Vorzeichens für die nahende Ermattung von schwerem Gewicht. Wie wenig Seitenstücke die bildende Kunst und die erfahrende Wissenschaft des germanischen Weltalters zu diesem Geschehen aufweisen, davon war schon die Rede. Es ist bezeichnend, daß die auffälligsten Beispiele einer ähnlich kanonisierenden Festlegung auf eine einzige, nunmehr klassisch gesprochene Kunstform die Kunstweisen sind, in denen die germanisch-romanische Entwicklung sich dem antikischen Vorbild rückhaltlos und bewußt unterwerfen wollte: der Klassizismus am meisten, die Renaissance und einige der Spätrenaissancen in etwas. Aber gerade diese Bestrebungen gingen, man weiß es, teils wie der Klassizismus als rasche Anwandlungen vorüber, teils waren sie wie die Renaissance oder gar das Barock mit so viel Urbestandteilen rein germanischen Kunstgeistes versetzt, daß sie sich an sich mannigfaltig und wechselreich genug auswirkten. Die neueuropäische Kunstgeschichte als Insgesamt betrachtet fiebert in allen ihren Gestalten vor Werdelust und Schaffensdrang und am allerwenigsten ist in der Gegenwart von irgendwelchen Hinneigungen zu Sein und Endgültigkeit die Rede.

In der Forschung aber ist bei unsern Völkern vollends nicht

1) Wenigstens was die Beurteilung Platons und seiner Denkbilder angeht, werden die Behauptungen der obigen Zeilen eingängig in dem I. Band des Epilogwerkes begründet werden.

ein Seitenstück, sondern ein Gegenbild zu aller platonisch-antikischen Festlegung in Sein und Begriff zu erblicken. Die ganz große Überlegenheit unserer erfahrenden Wissenschaft über die der Alten in der Geistesforschung beruht vielmehr von Vico und Montesquieu, Voltaire und Herder ab in der erstmaligen Erkenntnis des Werdens und seiner Formen, und die unvergleichlich viel größeren Erfolge der Naturforschung haben im Grunde fast alle das Gepräge des gleichen Strebens und Vollbringens. In der Geschichte des reinen Denkens aber bedeutet die Linie, die von Descartes zu Leibniz und Kant führt, allerdings ebenfalls eine Hinneigung zu Sein und Begriff und ist daher in etwas der von Sokrates zu Platon und zuletzt noch etwa zu Plotin führenden als gleichläufig anzusehen. Aber sie hat nie auch nur für ein Jahrzehnt den unaufhaltsamen Fortschritt der neueuropäischen Erfahrungswissenschaft auf ihrem Wege zur Erkenntnis des Werdens aufzuhalten vermocht. Und die gleichgerichteten Denkweisen, die als unmittelbare Einwirkungen von der Antike, insbesondere von Platon her zur Nachahmung zwingend in unser Weltalter übergriffen, haben zum wenigsten nach dem Mittelalter nicht mehr zur Herrschaft gelangen können, und noch der neueste aller Neuplatonismen, der phänomenologische der Gegenwart, sucht zwar auch als Noologismus oder wie immer benannt durch die Hand bedeutender Forscher in die Erfahrungswissenschaft zu dringen, ohne daß doch auch er obsiegen wird.

Merkmal und Überlegenheit der germanischen Forschung über die der Alten bleibt ihre Erkenntnis des Werdens, das sie im tiefsten Sinn erst entdeckt und dann in tausend Formen untersucht und beschrieben hat, ganz ebenso wie die endliche Überlegenheit der germanischen Völker über die Griechen und, was mehr sagt, auch über die Römer im Reich der Tat auf einer viel unerschöpflicheren Werdenskraft beruht. —

Den letzten Summenstrich aber unter die Offenbarungen dieses Kräfteverhältnisses zog die Unerbittlichkeit der Geschichte durch den Staatentod selbst, den Griechen wie Römer erlitten haben. Dieses Schicksal bedeutet an sich in dem Gesamtbild der Gesellschaftsgeschichte von Griechenland und Rom die wichtigste Abweichung von dem sonst so gleichläufigen Bahnenzug der ger-

manisch-romanischen Völker. Er, an und für sich, stellt für alle einzelnen Wegleistungen das Endergebnis dar. Und dies ist heute schon — daran ist schwerlich ein Zweifel erlaubt — das Urteil der Weltgeschichte, die hier wirklich einmal in einem freilich ganz sachlichen Sinn das Weltgericht war, daß die Geschichts-, die Werdens- und das heißt doch die Lebenskraft der alteuropäischen Völker um vieles hinter der der neueuropäischen, in Sonderheit der germanischen Völker zurückbleibt. Wohl ist von den drei Jahrhunderten, die die Neueste Zeit der Griechen gedauert hat, noch kaum die Hälfte, von den sechshundert Jahren, die die Neueste Zeit der Römer gewährt hat, nicht viel mehr als ein Viertel verflossen, so daß im Sinn des Buchstabens genommen heut noch nicht der Zeitpunkt gekommen ist, an dem, nach solchem Jahrhundertmaßstab gerechnet, ein völlig gerechter Vergleich zwischen alt- und neueuropäischer Wegleistung zu ziehen wäre.

Hier könnte sich unser Fühlen einmischen und uns dieses Grundverhältnis der beiden Weltalter der europäischen Geschichte wie einen Triumph des Germanentums empfinden lassen. In einem rein tatsächlichen Sinn ist es das auch, und wir Germanen dürfen heut schon den Anspruch geltend machen, den wir auf Kranz und Krone der viel stärkeren Lebenskraft und damit der weit höheren Geschichtsmacht erheben können. Aber daß dies sich so vollzog, ist doch eben nicht nur das Ergebnis der Anlage unserer Völker von ihrem Blut her, sondern ebenso sehr, wenn nicht mehr, hervorgebracht durch die noch viel dinghafteren, sachlicheren Gegebenheiten der geohistorischen, der Erd- und Geschichtszusammenhänge: der Einwirkung unseres scheinbar so viel kargeren, in Wahrheit so viel mehr Kräfte spendenden Sitzes im Norden.

Ganz unstatthaft aber ist die Umdeutung dieses Grundverhältnisses zwischen den Alten und unseren Völkern in das Gegenteil. Es war wohl die seltsam starke Romantik, die Neigung in die Ferne hinein sich zu sehnen und dort ungemessen zu verehren nötig, um Germanen und am öftesten Deutsche dazu zu vermögen, diesen Tatbestand, der im Grunde der elementarste, einfachste und unumstößlichste der bisher verflossenen Europäer-

geschichte ist, nicht nur nicht zu erkennen, sondern ihn geradezu umzukehren.

Statt aus der Tatsache, daß die beiden großen alteuropäischen Völker mittwegs auf ihrer Bahn kraftlos zusammengebrochen waren, daß das eine zuerst seine staatliche Selbständigkeit verloren, beide schließlich auch den seelischen und geistigen Tod erlitten hatten, den sehr einfachen und bündigen Schluß zu ziehen, daß den Germanen ein wesentlich höheres Maß von Lebensmacht und geschichtlicher Kraft zuteil geworden ist als den Alten, hat man im Gegenteil daraus wie selbstverständlich gefolgert, daß uns das gleiche Schicksal vorbestimmt sei und daß deutliche Zeichen schon heut das Drohen einer neuen Völkerdämmerung und eines zweiten europäischen Kulturtodes erkennen ließen.

Wer aber über diese Dinge auf die einzige ernsthafte Weise, die rein erfahrungswissenschaftlichem Erkennen hier zur Verfügung steht, auf dem Wege der vergleichenden Geschichtsforschung und einer begrifflich gemeisterten Geschichtslehre, zu einem Urteil vordringen will — wobei er dann freilich auf die Sensation und die, wie man sagt, literarische, eigentlich wohl belletristische Wirkung verzichten muß — der hat Hilfsmittel genug, um die Ungegründetheit dieser mit so wichtiger Miene vorgetragenen Voraussagung nachzuweisen. Und zwar auch schon heut, trotzdem auf der Weltenuhr für unsere Völker der Zeiger noch nicht auf die Stunde weist, in der innerer Verfall und von außen herbeigeführter Staatentod dem geschichtlichen Dasein der Alten ein Ende machten.

In beiden Geschichtsverläufen, wenigstens in den beiden ursprünglichen Kernreihen, der griechisch-mazedonischen, noch nicht dem römischen Reich einverleibten und in der weströmischen, noch nicht byzantinischen Entwicklung geht dem endgültigen Zusammenbruch ein Jahrhunderte dauernder Abstieg zuerst der staatlichen, demnächst auch der geistigen Kraft voraus, der erkennen läßt, daß es sich hier nicht allein um ein Erliegen vor äußerer Übermacht, sondern auch um einen Verfall des inneren Kraftkerns handelt. Das Bild ist nicht in beiden Fällen das gleiche: das vollkommene Ermatten der griechischen

Staatskraft ist lange erkennbar, bevor Rom endgültig das alte Hellas sich einverleibt, aber der griechische Geist lebt noch mit halber Kraft und bleibt fruchtbar genug, um die Völkerwelt der römischen Kultur mit den Resten seiner immer noch spendenden Fähigkeit zu speisen. In dem nachdiokletianischen Rom aber ist geistig ein bis zu kindhafter Greisenschwäche hinsinkender Verfall zu beobachten, während die Staatsmacht des Reiches dort bei aller Rückbildung der wirtschaftlichen und eigentlich gesellschaftlichen Entwicklung noch zusammenhält.

Jedes Mal versiegt zuerst die geringere Fähigkeit des Volkskörpers: in Griechenland die Macht, in Rom der Geist. Aber auch die stärkere folgt nach: Griechen- wie Römertum sind der Tat wie dem Geist nach im Seelensinn gestorben. Daß von beiden Volkstümern dem Leibe nach Reste bestehen blieben, darf im tiefsten Geschichtssinn als gleichgültig übersehen werden.

Von unseren, den neueuropäischen Völkern aber ist, wenigstens soweit ihre großen Führervölker in Betracht kommen, zu sagen, daß allen unberechtigten und allen berechtigten Vorurteilen zum Trotz — sie selbst sind ja Zeichen von innerer Kraft — nirgends auch nur das leiseste Zeichen eines Verfalls zu spüren ist. Manche Gründe lassen sich für die Annahme geltend machen, daß die Kraft dieser Führervölker heute noch durch kein inneres Versagen oder Erlahmen am freien, starken Fortschreiten gehemmt worden ist, und jeder Grund, der sich scheinbar gegen dieses Urteil anführen läßt, kann als irrig widerlegt werden. Vor diesen Pionieren der Menschheit liegt der Weg in alle Zukunft frei; und sie selbst wird ihnen, so steht zu vermuten, auf unabsehbare Zeit gehören.

Für das Bild, dessen Anblick am stärksten zur Bestätigung dieser hellen und freudigen Sicht in die Zukunft unseres Geschlechts beiträgt, für den Vergleich zwischen der zuletzt so unaufhaltsam sinkenden Kurve der alteuropäischen Völker und der immer noch vorwärts, ja aufwärts strebenden Linie der höchsten Völker unseres Weltalters sind hier nur die allerweitesten Umrisse gegeben. Zukünftige Aufgabe der vergleichenden Entwicklungsgeschichte der Menschheit und einer ihre Erträge verwertenden Geschichtslehre wird sein, in langer und mühevoller

Einzelarbeit an ihre Stelle die gegliederte und wohlbegründete Fülle von hundert Einzelzügen zu setzen. An dem Endergebnis, das die von Saft und Wachstum strotzende Lebenskraft unserer Führervölker, in Sonderheit unseres eigenen, des deutschen, erkennen und würdigen lehrt, und das heute und hier schon vorweggenommen wurde, wird sie schwerlich etwas ändern können.

Dritter Abschnitt

Die Verschiedenheit der Wegleistung aus inneren Gründen

Erstes Stück

Der Zeitpunkt des Anfangs der Wegleistung

Es gibt eine naive Rangordnung unter den Völkern, die durch die geschichtliche Anschauung von Geschichte Erforschenden wie von Geschichte Liebenden lediglich nach dem bis heut erreichten Endziel der Entwicklung jedes Volkes aufgebaut ist. So gilt uns vor allem als selbstverständlich, daß wir den neueuropäischen Völkern ohne weiteres den höchsten Platz in dieser Rangordnung anweisen, die mehr als eine der Gesittung und Geistesbildung, denn als eine der geschichtlichen Leistung gemeint ist. So gewiß aber auch diese, die Geschichtsmacht, die Werdenskraft eines Volkes, in dem erreichten Ziel ihres Entwicklungsweges einen Gradmesser findet, so ist es doch nicht der einzige. Einen ebenso großen Wert als Maßstab wird man dem Zeitpunkt beilegen müssen, in dem ein Volk die ersten großen Erfolge seines Werdegangs davonträgt, das Vordringen aus der an sich unbestimmten Urzeit in den Bahnabschnitt seines Altertums. Daß wir ihn berücksichtigen müssen, könnte uns das Seitenstück des Lebens der Einzelnen lehren: wir pflegen Begabung und Leistungsgrad eines Manneswerks, so lange es währt, eigens oft nach der Raschheit, mit der er zu seinen ersten Erfolgen gelangt ist, zu bemessen. Und hätten wir, was wir ganz gewiß noch nicht haben, eine Kunst

der Lebensbeschreibung im Sinne durchgearbeiteter Entwicklungsgeschichte, so würden wir gewohnt sein, es auch dann, wenn ein Lebenswerk vollendet vorliegt, also der es Betrachtende, Wertende es in seinem ganzen Verlauf übersehen kann, wie nach einer Elementareigenschaft danach zu beurteilen, wo in seinem Bau das Schwergewicht seiner Höchstleistung gelagert ist, ob zu Anfang, wie etwa im Fall Klopstocks, Bürgers, Hugo von Hofmannsthals, oder ganz gegen Ende, weit über Mittagshöhe hinaus wie in dem Böcklins. Und wir würden geneigt sein, solchen Frühreifen einen eigens hohen Platz zu gönnen, selbst dann, wenn sie wie Günther oder Grabbe in selbstzerstörerischem Genießer-Überschwang Kraft und Leben schnell verbraucht haben.

Und wie der Anfang, so muß auch der Zeitpunkt des Endes, das die Entwicklungsbahn eines Volkes nimmt, einen Maßstab für seine Wegleistung darbieten. Es muß für das Eintreten — oder im günstigen Fall das Nicht-Eintreten — dieses Endes als Ursache ein Sinken und Erlöschen der leiblich-seelischen Lebenskraft angenommen werden, das einen sehr sicheren Beweis für das Ausmaß auch der Geschichtskraft eines Volkes darbietet.

Und endlich muß die Länge des Weges, den ein Volk während seiner Lebenszeit zurücklegt, nicht nur, wie der Zeitpunkt seines Todes ergibt, nach Jahrzahlen, sondern auch nach Entwicklungsaltern, nach Bahnabschnitten gemessen werden.[1]

Die Urzeit entzieht sich wie den meisten Zeitberechnungen, so auch der ihrer Teilabschnitte. Hier läßt sich nur der gröbste Sachverhalt feststellen: daß die unterste Gruppe der Urzeitvölker,

1) Schon einmal ist auf diesen Blättern (vgl. oben S. 59 ff.) von diesen Dingen die Rede gewesen: bei Ausbildung der Lehre von der Entwicklungsgeschwindigkeit. Doch handelt es sich im obigen Wortlaut nicht etwa um eine Wiederholung jener Ergebnisse; denn damals sollten nur die geleisteten Weglängen in Hinsicht auf das zu ihrer Durchmessung aufgewandte Zeitmaß verglichen werden, jetzt aber gilt es, die Zeitpunkte festzulegen, in denen die einzelnen Völker ihr im großen Maßstab geschichtliches Leben begonnen haben. Damals wurde die entwicklungsgeschichtliche Zeitrechnung nach Bahnabschnitten, diesmal die mechanische nach Jahrhunderten zugrunde gelegt. (Vgl. auch die synchronistische Übersicht der Weltgeschichte im Stufenbau [²1927] 258 ff.). Es soll damit erstlich ein Maßstab für den ersten Ansprung zu geschichtlicher Leistung großen Stiles, sodann aber der Ausgangspunkt für die Bemessung der Lebenslänge der inzwischen verstorbenen, sowie der heut noch lebenden Völker gewonnen werden.

die wie Akka, Yagan, Kubu — Splitter über drei Erdteile verstreut — die Horde oder die roheste Form von Sonderfamilie und Siedlerschaft bis heute nicht überwunden haben, die geringfügigste Wegleistung vollbracht haben, daß höhere Siedlerschaftsvölker ein höheres, alle Geschlechterstaaten aber, in Sonderheit die höchsten — wie Herero oder Irokesen — ein Höchstmaß von geschichtlichem Vollbringen in den Grenzen des Urzeitalters aufzuweisen haben. Aber dies Bild ist umso unvollständiger, als über alle die Völker, die als die stärksten auch diese Wegstrecken von den frühesten zu den mittleren und letzten Bahnabschnitten durchmessen haben müssen, keine Kunde meldet, in welchen Abständen sie diese Teilstrecken des Urzeitweges zurückgelegt haben.

Umso günstiger ist die Überlieferung unserer Kenntnis in Sachen des Anbruchs des Altertums. Und gerade dieser Zeitpunkt ist recht eigentlich die Geburtsstunde alles durch die Tat stark um sich greifenden, alles im Geist kühn sich emporreckenden geschichtlichen Lebens. Denn so gewiß die Urzeit die Zeit erster Entfaltung des Völkerlebens und aufkeimender, doch gleichwohl sehr deutlicher Ausgliederung und Unterscheidung — Differenzierung — der einzelnen Stämme und Völkerschaften des Menschengeschlechts ist, so gewiß ist doch die Tat- und Staatsgeschichte, ganz wie die Glaubens- und Geistesgeschichte großen Maßes und von uns erregender Leidenschaftlichkeit und Kühnheit der Bewegung erst ein Werk des Altertums und aller späteren Entwicklungsalter. Auch dieser Umstand mag dazu beigetragen haben, die alte fehlgehende Meinung, den Irrtum Hegels und Rankes zu erzeugen, daß Urzeit noch nicht Geschichte sei: wir Angehörige der späten Zeiten sind zu sehr gewöhnt an die Ausmaße und die Zackigkeit des größeren und heftigeren Geschehens, das erst nach Ablauf der Urzeit einsetzt, um nicht dieses Geschehen allein als Geschichte zu empfinden und über das stille und leise Wachstum der pflanzenmäßigeren Urzeitgebilde hinwegzusehen. Es bedurfte erst eines weiten Eindringens in das Wesen und die Form geschichtlicher Bewegung, um zu erkennen, wie untrennbar die eine wie die andere Weise des geschichtlichen Werdens zusammengehören, und wie aller Geschichte seit An-

bruch des Altertums nur das Vorrecht größeren Stiles, leidenschaftlicherer Tat, bewußteren Schaffens zuerkannt werden darf.

Die Grenze zeichnet sich unverkennbar ab. Es sind die Ausmaße des menschlichen Dichtens und Trachtens, die sich steigern: die Einzelherrschaft wächst zu Königtum und Großkönigtum, die Gebiete zu Staaten und Großstaaten, die Bilder der Götter zu Himmelsherrschern. Einige ganz wenige Völker sind die Pioniere dieser Gebilde von größerer Tat und wagemutigerer Geistigkeit. So wie die heutige sehr vorsichtige Einzelforschung annimmt, werden die Anfänge der datierbaren ägyptischen Geschichte auf 3400—3200 zurückgeleitet, die der babylonischen auf 3500—3000. Hierbei aber gebührt den Ägyptern unzweifelhaft der Vorrang, denn die erste geschichtliche Tatsache, die man auf um 3315 ansetzt, die Vereinigung des oberägyptischen mit dem niederägyptischen Reich durch Menes, den die Überlieferung zum ersten König des ersten Herrschergeschlechts macht, hat das Bestehen von Gaukönigtümern zur Voraussetzung, von denen eines, das oberägyptische Phinis, Menes zum Herrscher hatte. Die babylonischen Staatenbildungen aber, von denen der Zeitraum zwischen 3500 und 3000, ja noch geraume Zeit in das dritte Jahrtausend hinein erfüllt war, sind Teilstaaten, die die Gaukönigtümer der Ägypter kaum an Bedeutung übertroffen haben mögen. Und deren Dasein oder doch wenigstens eine solcher Staatlichkeit entsprechende Geistigkeit mag, wie ein sternkundlich festzulegendes Kalenderdatum — 4241 — zu erhärten scheint, noch etwa ein Jahrtausend weiter zurückreichen. Aber die eigentliche Zwiegespaltenheit der Weltgeschichte besteht doch darin, daß neben ihrem erst vorderasiatischen, demnächst europäischen Westpol sicher vier Jahrtausende lang auch ein hinterasiatisch-mongolischer Ostpol bestanden hat: in China. Dessen Eintreten in die Geschichte wird nun zwar von der augenblicklich vorherrschenden Lehre erst sehr viel später, mit dem Regierungsantritt des Großkönigs Yü des Hia-Geschlechts auf 2205 angesetzt. Aber die chinesischen Geschichtsschreiber erstrecken die geschichtliche Zeit und feste Regierungsjahre der Herrscher rückwärts bis auf 2852. Und wenn, wofür vieles spricht, China zu dieser Zeit schon ein großes Reich war, so hat es an staatlicher Stärke damals

bereits die noch immer gaumäßige Staatsbildung von Babylonien übertroffen. Und wäre man geneigt, wofür es an guten Gründen nicht fehlt, die sagenhaften Herrscher, von denen die Legende zu erzählen weiß, nicht als schlechthin fabelhafte Gestalten, sondern als den gesteigerten und durch die heilige Sage umgebildeten Nachhall wirklicher Fürsten anzusehen, so würde diese Reihe von Herrschern noch um etwa ein Jahrtausend weiter zurückreichen als die der Ägypter. Denn von dem sicher geschichtlichen Großkönig Yü rückwärts gerechnet, zählt die chinesische Königssage noch zehn Herrschergeschlechter. Wird aber die Durchschnittsdauer eines chinesischen Königsgeschlechts vom letzten als dem 33. bis 2205 richtig auf nahezu 179 Jahre berechnet, so würde von 2205 die sagenhafte Überlieferung noch 1789 Jahre, also bis 3994, bis zum Beginn des vierten Jahrtausends rückwärts leiten: ein Zeitraum, der gemessen an Ägypten an sich nichts Unwahrscheinliches hat. Der Zeitpunkt selbst aber würde nur um wenig hinter jenem Jahr der Festsetzung des Sirius-Kalenders in Ägypten, hinter 4241 zurückbleiben. Wie immer aber es sich damit verhalten mag, ehe ein Großkönigtum wie das in China im Jahr 2205 bestehende zustande kommt, muß eine Reihe von Jahrhunderten staatsgründender Arbeit vorangegangen sein.

Gleichviel ob die Reihenfolge der ersten zu Altertumsrang gelangten Völker Ägypten, China, Babylonien oder Ägypten, Babylonien, China lauten muß, diese drei Völker eröffnen den Reigen der Altertumsreiche. Die Assyrer und die Inder mögen um 2000 zur Eroberung neuer Sitze und zur Ausbildung von Königtum und stärkerer Staatsgewalt, wenngleich nur in kleinen Reichen vorgeschritten sein. Nach freilich immer nur ungefähren Berechnungen sind um 1800 die Griechen zu geschichtlichem Leben und Altertum gelangt, haben um 1000 die Phönizier und Juden, um 753 Römer, um 700 Meder, um 660 nach ihren Sagen die Japaner, um 576 die Perser, nach 300 die hinterindischen Reiche von Kambodscha, Lao, Tschampa, um 200 Korea den gleichen Entwicklungsstand erreicht.

Es ist nicht nur der Beginn der christlichen Zeitrechnung, sondern auch eine in diesem Sinn ereignislose Zwischenzeit, die das Auftreten der letzten der weltgeschichtlichen Völker vor

Christus von dem der ersten nach Christus trennt, dem derWestgoten, des ersten Germanenvolkes, das in diesem Sinn in die Geschichte tritt. Damit ist zugleich der Eintritt der ganzen Völkergruppe gekennzeichnet, so daß die inneren Unterschiedenheiten, die zwischen den einzelnen Germanenvölkern statthaben, vorläufig noch beiseite bleiben können. Das Jahr 410 stellt vielleicht im Laufe dieser Reihe das wichtigste Datum dar, insofern von da ab sich entschieden hat, daß auch die stärkste, die in jedem Sinn geschichtsmächtigste Gruppe Völker, von der die Geschichte weiß, diesen schicksalvollen Eintritt in die Zahl der zu tatstärkerem und geisttieferem geschichtlichen Leben bestimmten Glieder des Menschengeschlechts vollziehen sollte. Das Eindringen der mongolischen Hunnen in den Bereich der neu- wie der alteuropäischen Völker von 375 ab tritt daneben an entwicklungsgeschichtlicher Bedeutung zurück, mag aber als der Zeitpunkt anzusehen sein, mit dem dieser Träger des zweiten Asiatenangriffs auf Europa sich den Eintritt in die Reihe wenigstens der rohen Altertumsvölker erzwang. Wichtiger ist, daß von 228 ab das alte Volk der Perser unter dem Herrschergeschlecht der Sassaniden ein Wiedererstarken in Staat und Glauben erfährt, ein sehr seltener Fall von Neubelebung der längst vergangenen und scheinbar erstorbenen Daseinskraft und Geschichtsmacht eines Volkes, wie er nur in der Geschichte des Mittleren und des Neuen Reichs von Ägypten einen Vorgänger haben mag.

Von dem Aufsprung der islamischen Glaubensbewegung in Seele und Leben von Muhammed, im Jahr seiner Flucht 622, wird auch das Vorschreiten der Araber in den Bahnabschnitt des Altertums anzusetzen sein. Ihm auf dem Fuße folgt in dem Ostkreise der asiatischen Völkerwelt 645 der Eintritt Japans in die Reihe der zu voller Kraft und äußerster Anspannung von Staats- und Königsmacht gediehenen Altertumsvölker, ein Geschehen von tieferer Wucht als jenes Auftreten des sagenhaften Großkönigs Jimmu-Tenno, den die japanische Überlieferung an die Spitze ihrer Herrscherreihe stellt, und von dessen Thronbesteigung im Jahre 660 vor Beginn unserer Zeitrechnung die soeben erwähnte Datierung herrührt. Ob die elf Jahrhunderte, um die solchergestalt die japanische Reichsgeschichte nach rückwärts verlängert

wird, wirklich dem Zeitraum eines noch vielfach durch Urzeitreste gebundenen Keimkönigtums, dessen Verfassung an sich gut beglaubigt und wohl bekannt ist, in vollem Umfang zuzurechnen ist, bleibt fraglich, ist aber für die Entwicklungsgeschichte nicht allzu bedeutungsvoll.

Von 679 setzt die Reihe der osteuropäischen, teils ural-altaischen, d. h. mongolischen, zumeist aber slavischen Völker ein, die in das Altertum eintreten. Doch bevor ihrer gedacht wird, muß die inzwischen fast vollendete Folge der zum gleichen Bahnabschnitt gelangten Germanenvölker übersehen werden. Wenn immer bestimmte, stark aus der Wirrsal des Geschehens herausragende Einzelereignisse, statt ungewisser, wenngleich vielleicht richtigerer, mehrere Jahrzehnte umfassender Zeitstreifen als Grenzmarken angenommen werden, dann ist das Anlangen der einzelnen Germanenvölker bei starker Staatsgewalt und Königsherrschaft so zu ordnen: 410 die Westgoten in Rom, 415 in Spanien, 429 die Vandalen in Afrika, 443 die Burgunder an der Rhone, 449 Sachsen, Angeln, Jüten in England, 476 das Germanenreich des Herulers Odovakar in Italien, 481 die salischen Franken unter Chlodovech in Gallien, 493 die Ostgoten unter Theoderich in Italien, 568 die Langobarden unter Alboin in Italien.

Die entsprechende Reihe der slavischen Völker aber lautet: die Russen 862, Polen 960, Tschechen 966, Serben 1043; die beiden ural-altaischen Völker, die Bulgaren mit dem Eintrittsjahr 679, die Madjaren mit 1001 sind ihnen unmittelbar zuzuordnen, da die ersten ohnehin allmählich halb slavisiert worden sind, die Madjaren aber mit Tschechen und Polen in nächster staatlicher Berührung, oft bis zur vorübergehenden Vereinigung lebten.

Diese Zusammenstellung nach Jahrzahlen würde eine tote Beschreibung und ohne allen Nutzen für die Geschichtslehre bleiben, würde sie nicht des weiteren ausgewertet. Dies aber ist nach mehr als einer Richtung möglich.

Zunächst hat diese Abfolge der Völker an sich die Bedeutung einer Rangordnung in Hinsicht auf die Stärke ihrer Werdenskraft. Erinnert man sich der Lehre von der Entwicklungsgeschwindigkeit und ihrer Bedeutung für die Bemessung der geschichtlichen Kraft der Völker, so leuchtet ohne weiteres ein,

daß der Eintritt eines Volkes in das Altertum schon der mechanischen Zeitrechnung nach einen Maßstab für seine Wegleistung ergibt. Denn er ist ohne jede Umrechnung wie ein Index, eine Gradziffer zu benutzen, an der sich die größere oder geringere Geschwindigkeit ablesen läßt, mit der es den Bahnabschnitt der Urzeit zurückgelegt hat. Dieser selbst wird, wie nach allen früheren Darlegungen selbstverständlich ist, als die ein für allemal gegebene Summe einer bestimmten Anzahl von geschichtlichen Aufgaben angesehen, die jedem Volke und jeder kleinen Geschichtseinheit zu erledigen auferlegt ist. Früher Eintritt in das Altertum bedeutet also schnelles Wachstum in den Anfängen der Geschichte, also Anlage zu frühem Reifen, Ausstattung mit starker Werdenskraft.

Kein Zweifel, daß diese Rangordnung, die nach dem Zeitpunkt des Eintritts der Völker in das Altertum aufgestellt würde, für die ersten, die ältesten im Dienste von Menschheit und Geschichte, die recht eigentlich Rangältesten vollauf durch ihre weiteren Fortschritte auf der Bahn der Entwicklung bestätigt werden würde. Die staatlichen und geistigen Erfolge der Ägypter, Babylonier, Chinesen und wenigstens die staatlichen der Assyrer sind auf der ersten Strecke des Bahnabschnittes der Altertumsgeschichte so unbedingt überragende unter allen Völkern des Erdkreises, daß jenes erste Urteil der Geschichte voll durch dies zweite bestärkt und erhärtet erscheint. Würde man für das Jahr Tausend die Erfolge vergleichen, die diese ältesten Wettläufer um Kranz und Preis der Geschichte bis dahin errungen haben, so würde sich finden, daß im Geist die ägyptische, die babylonische Entwicklung in den beiden ersten Jahrtausenden ihres Verlaufes alle anderen, außereuropäische wie europäische, altwie neueuropäische Entwicklungen übertroffen haben und daß in Tat und Staat wenigstens sehr Hohes von Babyloniern und Ägyptern, mehr noch von Assyrern und Chinesen errungen ist.

Von den späteren Gliedern der Reihe aber, von Indern und Griechen bis zu Japanern und Persern gilt in mannigfachster Schattierung und Graduierung, daß es allesamt Adelsvölker sind, deren spätere Leistungen ihren Vorrang, der aus ihrem Eintritt in den Bahnabschnitt des Altertums abzuleiten ist, bestätigen.

Wenn nun aber Araber, wie Kelten, Germanen und Slaven erst so spät sich dieser Reihe angeschlossen haben und angesichts des späteren Verlaufs ihrer Geschichte die Annahme unstatthaft ist, daß dies ihr Späterkommen eine Unterlegenheit an Geschichtsmacht und Werdenskraft beweise, so ist daraus nur der Schluß zu ziehen, daß ihr Vorschreiten auf der Bahn durch andere wirkende Ursachen verzögert worden ist, Ursachen, die der gleichen Art angehören mögen, wie diejenigen, die jene ersten Sieger im Wettlauf begünstigt haben können. Es wird noch zu erweisen sein, daß es Land und Himmel sind, die diese Verschiedenheit am ehesten bewirkt haben mögen.

Doch noch eine zweite Reihe von Auswertungen läßt die Abfolge der Zeitpunkte zu, in denen die großen, die im stärksten Sinn weltgeschichtlichen Völker in ihr Altertum eingetreten sind. Von ihnen ab ist für die Völker, die eines frühen Todes in Weges Mitte gestorben sind — und es sind ihrer nicht wenige — ihre Lebensdauer zu berechnen, und für die, die sich heute noch gesunden Lebens und starken Wirkens erfreuen, das ebenfalls wichtige Zeitmaß dieser glücklichen Beschaffenheit.

Zweites Stück

Zwischenziele, Tod und Lebensdauer der Völker

Doch bevor die Berechnungen der Lebensdauer angestellt werden, sei eines anderen Zeitmaßes gedacht, das ebenfalls als Gradmesser der Wegleistung angesehen werden kann, das aber die Geschichte in den Entwicklungsverläufen von höherer Werdenskraft früher erkennbar gemacht hat. Es ist die Anzahl der Jahrhunderte, die in der Geschichte jedes Volkes vergangen sind bis zu dem Zeitpunkt, in dem es den Bahnabschnitt des Altertums verlassen hat. Denn muß für die Völker, die in vollem Laufe ihrer Geschichte des Todes verblichen sind, der Zeitpunkt ihres Todes als Endziel gelten, für die heut noch in voller Gesundheit blühenden aber die Gegenwart, so ist der Austritt aus dem Altertum als das Zwischenziel ihrer Laufbahn anzusehen — das Wort in

dem gedankenschweren Sinn verstanden, den Schiller den von ihm so benannten intermediären Zielen beilegt. Und auch aus dem Zeitmaß, das vergehen muß, bis ein Volk bis zu diesem Wegeinschnitt gelangt, lassen sich Beobachtungen ablesen, aus denen sich, wie aus jenen späteren Berechnungen, Anhaltspunkte zur Prüfung und Bewertung der Unterschiede des Heranreifens der Völker zu ihrem Altertum, wie sie hier aufgestellt wurden, ergeben.

Die Zahl der Völker, die auf dem natürlichen Wege des fortgesetzten Wachstums — in ein Mittelalter hinein — das Altertum hinter sich gelassen haben, ist verhältnismäßig gering. Und von ihnen sind für den hier verfolgten Gedankengang die werdensstärksten und geschichtsmächtigsten, d. h. Inder, Japaner und Araber, Alt- und Neueuropäer — die letzten mit einer Ausnahme — nicht in Betracht zu ziehen, denn sie haben den Bahnabschnitt des Altertums mit dem geringen Zeitaufwand — von dreihundert bis zu tausend Jahren — durchmessen, der ihrer sonstigen Entwicklungsgeschwindigkeit entspricht. Er kann also für die vergleichende Geschichtswissenschaft nur durchschnittlich erscheinen und gibt zu keinerlei Bemerkungen Anlaß.

Sehr auffällig aber ist, daß von den drei ältesten Altertumsvölkern kein einziges auf diesem natürlichen Wege diesen Bahnabschnitt verlassen hat: Ägypter und Babylonier nicht, weil die Parzenschere der Überwältigung, Unterwerfung und also des staatlichen Todes ihrem Dasein ein frühes Ende gemacht hat, Chinesen nicht, weil, als sie erst unsäglich spät dazu kamen, es erstlich nicht durch autogenes, eigenes Wachstum in ein Mittelalter hinein geschah, sondern nach fremdem Muster und dann sprunghaft in überraschender Beschleunigung, durch einen Sprung über Mittelalter und Neuere Zeit fort in einen Zustand Neuester Zeit hinein. Und zu diesem Geschehen, das man um seiner Seltsamkeit willen, stünde es allein, für eine wunderliche Ausnahme halten würde, gibt es doch in der vorderasiatischen wie in der alt- und der neueuropäischen Geschichte ein Seitenstück: an der Geschichte der Türken, der Mazedonier und der Russen ist der gleiche Vorgang abzulesen.

Zunächst aber ist jenes Dreiblatt der frühesten Altertumsvölker

ins Auge zu fassen, weil an ihm ein Geschehen zu beobachten ist, durch das gerade ihre Ausnahmestellung als die der geschichtsältesten Völker in eine wesentlich andere Beleuchtung gerückt wird. Allen dreien nämlich ist eigentümlich, daß ihr Altertum von überlanger Zeitdauer ist: am längsten dasjenige unter ihnen, das in ununterbrochenem Wachstum bis zum Übergang in ein höheres Stufenalter gelangte, das chinesische mit seiner Dauer von über 41 Jahrhunderten; aber auch die beiden andern, die durch gewaltsamen Staatentod endeten, das ägyptische mit 33 Jahrhunderten, das babylonische mit 20, und selbst noch das assyrische mit 14 Jahrhunderten sind gekennzeichnet durch — nach alt- wie neueuropäischen Begriffen -- überlange Dauer. Hierbei ist zu beobachten, daß die Berechnung der Altertumsdauer bei den drei hier genannten durch Staatentod dahingerafften Völker im Grunde nur eine kürzere Zeitspanne vertritt: denn bei ungestörtem Fortbestand hätte dieses Entwicklungsalter sich noch wesentlich länger ausdehnen können. Kann aber die sehr frühe Beendigung ihrer Urzeit bei jenen drei geschichtsältesten Völkern nur als ein Zeichen eigens schnellen Wachstums, eigens regsamer Werdenskraft ausgewertet werden, so bedeutet die überlange Dauer ihrer Altertumszeiten ein eigens langsames Wachstum, also geradezu das Gegenteil.

Dieser Tatsachenbefund, der Antinomie schlechthin zu bedeuten scheint, kann, da die Auslegung beider Tatsachengruppen eindeutig und unerschütterlich ist, nur so erklärt werden, daß hier Einwirkungen durch Geschehensreihen stattgefunden haben müssen, die bisher noch nicht in Betracht gezogen worden sind.

Daß es Erd- und Geschichtszusammenhänge, geohistorische Verkettungen sind, wird sich später nachweisen lassen.

Durchaus ähnliche Schichtungsverhältnisse zeigen im osteuropäischen Völkerkreise die Russen mit ihrem von 862 bis 1906 reichenden, also über 10 Jahrhunderte umfassenden Altertum und im vorderen Orient die Türken mit dem ihrigen, das von 1225 bis 1908, also auf nahezu 7 Jahrhunderte zu berechnen ist. Beider Schicksal schließt sich nahe an das der Chinesen an, insofern es nach überlanger Dauer des Altertums zwar nicht aus eigener Werdenskraft, aber doch unter freiwilliger Nachahmung

fremden Vorbildes zu dem Übergang in eine Neueste Zeit führte, ganz wie in China unter Überspringung zweier Entwicklungsalter. Der an den drei, vier geschichtsältesten Völkern beobachtete Tatbestand wiederholt sich hier zwar nicht ganz, insofern jener Widerspruch zwischen zuerst überschnellem, dann überlangsamem Wachstum fortfällt, aber doch halb, insofern der Fortschritt zu einem neuen Bahnabschnitt sich weit länger hinauszögert, als es nach alt- wie neueuropäischem Durchschnitt von einem sei es europäischen, sei es europanahen Volk zu erwarten wäre. Erd- und Geschichtszusammenhänge werden im Fall der Türken, Blutbewirkungen im Fall der Russen als Ursachen der Abweichung nachgewiesen werden können.

Wenn nun von Tod und Lebensdauer der Völker die Rede sein soll, so muß fürs Erste erklärt werden, daß Völker im Sinn leiblichen Todes nur zur höchsten Seltenheit sterben. Die Zahl der Urzeitvölkerschaften, die völlig zugrunde gegangen sind, mag nicht ganz gering sein, aber dem Umfang nach sind dies ja nur Völkersplitter und unter geschichtlichen Völkern im engeren Sinn, d. h. Völkern wenigstens von Altertumsrang, mag die Zahl der Fälle von gänzlichem Untergang, wie der der Ostgoten unter Teja, ungemein gering sein. Wie viel ostgotisches Blut in Einzelmenschen dennoch innerhalb des italienischen Volkes weitergerollt sein mag, bleibt dabei noch außer Rechnung. Ganz unzweifelhaft aber handelt es sich in den meisten der Fälle, in denen wir — und zwar vom Standpunkt der Geschichte aus mit Recht — vom Sterben der Völker reden, nur um den Tod der Staaten, die die wehrhafte Stärke nach außen und das innerlich einigende Band für diese Völker darstellten. Es liegt nicht der mindeste Grund dafür vor, anzunehmen, daß nach der Besiegung und Unterwerfung der Ägypter durch die Perser, oder der späteren durch die Mazedonier oder endlich der letzten durch die Römer der Bestand des ägyptischen Volkes in irgendeinem Leibessinn herabgemindert, geschweige denn vernichtet wurde. Was geschah, mag in jedem dieser Fälle darauf beschränkt gewesen sein, daß dem ägyptischen Volke die staatliche Unabhängigkeit verloren ging, daß das Land Ägypten dem Reich der Eroberer einverleibt wurde und daß aus dem Volk der neuen Herren dann, wenn es

genug überschüssige Menschenkraft besaß, in den Volkskörper der Unterworfenen das Blut der herzuströmenden Einwanderer Eingang fand. Und diese letztere gelindeste Vergewaltigung mag im Fall der Perser ganz geringfügig, im Fall der Mazedonier nur eine mittelbare, insofern weit mehr Griechen als Mazedonier herzukamen, und selbst im Fall der Römer zahlenmäßig kaum allzu bedeutend gewesen sein.

Nun könnte es so scheinen, als sei es eine viel zu staatliche und mithin äußerliche Auffassung, die solchen Staatentod mit Völkertod gleichsetze: denn, so wird man einwenden, da erstlich der leibliche Bestand eines Volkes nicht angetastet wird, und da ferner der Verlust der staatlichen Unabhängigkeit den der geistigen an sich nicht einschließt, so bleibt der Volkspersönlichkeit noch zu viel, als daß von ihrem Tod die Rede sein könnte. Und doch ist es in der Regel wirklich zu einem Erlöschen der Volkspersönlichkeit gekommen, vor allem deshalb, weil dem Zugrundegehen der staatlichen Selbständigkeit das der geistigen früher oder später gefolgt ist — Ausnahmen und Übergangsfälle vorbehalten, da es sich ja hier um eine nicht nur sehr fälle-, sondern auch sehr grad- und gruppenreiche Formenlehre handelt. Eine im Geist so gewaltige, bis zum Höchstmaß von forscherlicher Sachleistung emporgediehene Volkspersönlichkeit wie die der Babylonier ist nicht allzu lange Zeit nach dem Verlust ihrer staatlichen Unabhängigkeit völlig erloschen, so als ob sie nie gelebt hätte. Dem Ägyptertum, das sich im Geist längere Zeit über seinen staatlichen Tod hinaus ein Leben bewahrt hat, ist zuletzt das Gleiche widerfahren. Wie sollte es da wundernehmen, daß Völker, die sich zwar mehr durch Tat als durch Geist ausgezeichnet haben, aber doch auch seelisch-geistige Volkspersönlichkeiten waren, wie Lydier, Phrygier, Hethiter ganz dahingeschwunden sind und so wenig Reste ihres Daseins hinterlassen haben, daß es erst dem spürkräftigen Mühen der Wissenschaft unserer Tage gelungen ist, ein Schattenbild ihrer Geschichte aus diesen spärlichen Überresten herauszuklauben und daß selbst von etwas geschichtsstärkeren Völkern wie Medern und Phöniziern nur eine ganz schwache Überlieferung zu uns gedrungen ist.

Nicht immer, auch das ist in Betracht zu ziehen, bedeutet der

Verlust der staatlichen Selbständigkeit das Gleiche: wenn sehr junge und sehr blutsnahe Völker einander bekriegen, besiegen und der Sieger dem Unterlegenen auch für immer seine Herrschaft aufnötigt, dann kann dies auch nur die Vereinigung zweier Volkskräfte bedeuten. So sind die Burgunder von den frühen, die Alemannen, Baiern, Thüringer, Sachsen von den späten Franken mehr dem neuen, größeren Staats- und Volkskörper eingegliedert worden, als daß man von einer Herabminderung oder gar Zerstörung ihres Eigenlebens sprechen dürfte. Doch schwankt das Bild in seiner Bedeutung, je nach dem Gesichtswinkel der Sicht, von der es getroffen wird. Aus der großen Strömung völkischer Gesinnung, die den Nationalismus des neunzehnten Jahrhunderts hervorgebracht hat, haben sich kleinere Bewegungen abgespalten, die dem Nationalismus geradezu entgegengewirkt haben und doch aus der gleichen seelischen Quelle abzuleiten sind: aus der Betonung des Blutzusammenhangs und seines Rechts auf staatliche Geltung. Es ist das Stammesgefühl, mit seiner Ausprägung in ein Stammes-Staatsbewußtsein: das was man in Deutschland Partikularismus, in Frankreich Territorialismus genannt hat. An seinem Schwinkel gemessen ist noch der Verlust der bairischen, der sächsischen Unabhängigkeit im merowingisch-karolingischen Zeitalter, wenn nicht Staatentod, so doch eine schwere Lebensminderung und zwar nicht nur der staatlichen, nein auch der geistig-seelischen Stammespersönlichkeit. Diese Gesinnung ist zum mindesten in Teilen des heutigen Spanien und selbst im heutigen Frankreich eine bemerkenswerte Regung. Portugal hat begrifflich genommen nicht mehr Recht auf Selbständigkeit als Katalonien und an der Besonderheit der Bretagne und der Provence ist selbst in dem übermäßig und allzu mechanisch vereinheitlichten Frankreich der Gegenwart kein Zweifel möglich.

Von diesen äußersten, gelindesten Grenzfällen und Mischformen eines Verlustes an Selbständigkeit, der kaum einer ist, oder wenigstens nur bei bestimmter Einstellung des geschichtlich-staatlichen Blickes als solcher gedeutet werden kann, führt eine staffelreiche Stufenleiter bis zu dem andern Pol des wirklichen Staatentodes hinüber. Die nordgermanische Entwicklung weist in der Verschmelzung der vielen angelsächsischen Klein-

reiche zu dem England Alfreds des Großen oder in der Vereinigung der Svear und Goetar, d. h. der Schweden im engeren Sinn und der Gotländer zum Einheitsreiche Schweden, in der Verschmelzung von Schonland, Seeland, Jütland zu Dänemark, in der Vereinigung der selbst noch kaum geschlossenen drei Landschaften Drontheim, Vestenfield und Hochland zu Norwegen weitere Fälle der mildesten Form des Unterganges staatlicher Selbständigkeit auf. Aber schon die Unterwerfung Norwegens unter fremde Herrschaft, zuerst mehr als vier Jahrhunderte lang unter die Dänemarks, dann ein Jahrhundert lang unter die Schwedens ist von wesentlich ernsterer Art gewesen: man wird nicht sagen dürfen, daß die geistig-seelische Unabhängigkeit des norwegischen Volkes durch sie nicht gemindert und gelähmt worden ist. Hätte aber, was die sieben Jahrzehnte nach der Kalmarischen Union von 1397 doch vorübergehend haben Wirklichkeit werden lassen, die Vereinigung aller drei Reiche zu einem skandinavischen Gesamtstaat endgültig geworden, so würde sich das Urteil wieder verschieben und diese größere Volkseinheit würde eher wie ein Gebilde von natürlichem Wachstum und wie eine Verbindung ebenbürtiger Glieder, ähnlich dem deutschen Gesamtstaat dastehen.

Und damit die ganze Fülle dieser Übergangsformen und ihrer schwankenden Ordnungen erfaßt werde, so sei daran erinnert, daß nicht der Umfang der staatlichen Gebilde, nicht die Größe ihrer Gebiete noch die Kopfzahl ihrer Bevölkerungen, ja nicht einmal ihre nach außen gewandte Staatsmacht den Ausschlag gibt für die Frage, ob eine gelinde oder eine schroffe Form des Untergangs der staatlichen Selbständigkeit vorliege. Hätte in dem großen griechischen Innenkrieg das bäuerisch-archaische Sparta das geiststarke und geistfreie Athen völlig unterdrücken können, so hätte dies für Griechenland, ja für die Menschheit eine Wirkung bedeutet, die jeden größeren und schärfer ausgeprägten Staatentod an schicksalsschweren, lebenmordenden Folgen übertroffen hätte.

Noch eine zweite Reihe von Unterschieden aber stellt sich ein, um das Gradnetz der Gruppierung dieser Geschehensformen bis zum Wirrsal zu vervielfältigen. Sie wird durch die weitere Frage

danach geschaffen, ob ein Überwältigtwerden von außen oder ein Versagen der inneren Kraft die letzte Ursache des Staatentodes sei. Auch hier ist eine Vereinfachung des Bildes insofern möglich, als die Grenzfälle nach der einen Seite der hier bezeichneten Pole hin gänzlich fortfallen: es gibt wohl keinen Fall der Weltgeschichte, in dem ein Volk wirklich nur an innerer Kraftlosigkeit, an Altersschwäche — wenn dies Gleichnis unter dem Vorbehalt einer sehr begrenzten Gültigkeit gebraucht werden darf — dahingeschwunden ist. Selbst der müdeste, der zermürbteste Tod, den je ein ehedem geschichtsmächtiges Volk erlitten hat, der, den das angeblich römische, in Wahrheit griechische Byzanz erduldet hat, trat doch nicht in eigenem Werdegang ein, sondern wurde von den Streichen des krummen Säbels der mongolischen Barbaren empfangen.

Und so wird sich als Regel der Satz aufstellen lassen: jeder Staaten- und jeder Völkertod — dies Wort in dem hier umgrenzten Sinn verstanden — wird herbeigeführt durch äußere Gewalt, durch Angriff und Sieg eines an Kraft überlegenen fremden Staatsvolkes, aber er wird zwar gewiß nicht immer, doch sehr oft vorbereitet durch einen Abstieg der inneren Stärke, einen Ablauf der tiefsten Spannungen.

Drittes Stück

Die Lebensdauer der Völker als Leistung

Die Formenlehre von Wegbeginn und Wegende der Völker kann hier nur in den allerweitesten Umrißlinien umschrieben, mehr angedeutet als sicher gezeichnet werden. Denn für sie mangelt es fast noch überall an den sicheren Grundlagen, wie sie nur völlig in sich gefaßte Einzelforschung, und auch sie nur, wenn sie ganz durchdrungen von allgemeinen Fragestellungen ist, schaffen kann. Verhältnismäßig einfach scheint innerhalb der Lehre die letzte und freilich elementarste Frage, die nach der Lebensdauer. Die Antwort läßt sich von den Jahrzehnten der mechanischen Zeitrechnung schnell ablesen. Gilt es aber, was der hier obschwebende Zielgedanke fordert, das Ergebnis für die Be-

messung der Wegleistung der Völker auszuwerten, so fehlt es nicht an Schwierigkeiten der Ausdeutung.

Der Begriff Lebensdauer, auf Völker angewandt, kann im Sinn der Geschichtslehre nicht, wie in dem der Physiologie, auf die Lebensdauer der Volkspersönlichkeiten eingeschränkt werden, die ihren Lauf schon beendet haben, sondern er muß ebenso die noch lebenden Völker, auch diejenigen, die sich der besten Gesundheit erfreuen und keinerlei Zeichen von Niedergang an sich tragen, umfassen.

Andererseits darf Lebensdauer nicht in buchstäblichem Sinn verstanden werden, d. h. im Sinn der Dauer des Daseins der Völker von Anbeginn. Denn so gedeutet haben alle Völker, von den Akka bis zu den höchsten Europäern, ein gleich langes Leben, ebenso wie es im Sinn des leibesmäßigen Daseins keine alten und keine neuen Familien gibt, sondern alle Familien der heut Lebenden gleich alt sind. Sondern es muß von der Dauer des im engeren Sinn geschichtlichen Lebens der Völker ausgegangen werden, mit andern Worten, von ihrem Eintritt in ihr Altertum, also dem Anfang ihrer bewegteren Geschichte, das Wort im Sinn eines leidenschaftlichen Tat-, eines tieferen Geistlebens verstanden.

Daraufhin sei der Vorrat an Erfahrungen, die die Geschichte des Menschengeschlechts bisher zu machen erlaubt hat, gemustert; die Beschaffenheit der einzelnen Lebensgeschichten der Völker wird eine mannigfach ausgegliederte Formenlehre ergeben.

Wenn von den ältesten geschichtlichen Völkern festgestellt wurde, daß ihr Altertum von eigens langer Dauer war, so bedeutete das für den damals verfolgten Gedankengang die Feststellung, daß dem schnellen Wachstum der Urzeit dieser Völker das Wachstum ihres Altertums nicht nur nicht entspricht, sondern in vollem Gegensatz zu ihm von äußerster Trägheit ist. Aber zugleich heißt es doch auch, daß ihre Lebensdauer sehr zähe war. Denn wenn das Altertum der Ägypter 30, vielleicht 39 Jahrhunderte dauerte, das der Babylonier 26, so heißt dies, mit dem Maßstab der Geschichte der germanischen Völker, die bis heute eine Lebensdauer von 15 Jahrhunderten erreicht haben, oder dem der Griechen mit 18 oder der Russen mit $10^1/_2$ ge-

messen, sehr viel. Und noch die Lebensdauer der Assyrer erscheint mit 14 Jahrhunderten hoch. Doch freilich, alle diese Zahlen, auch die der märchenhaft alten Ägypter, werden erreicht, wenn nicht übertroffen gerade von demjenigen der ältesten Völker, das allein nicht von dem Schicksal dieser Pioniere der Geschichte erreicht wurde, das allein noch heute lebt, und zwar mit allen Anzeichen starker Geschichtskraft: von den Chinesen. Denn schon dann, wenn man die chinesische Geschichte nach der unerschütterlichsten und vorsichtigsten Berechnung mit dem Jahr 2205 vor Beginn unserer Zeitrechnung beginnen läßt, so zählt sie heut 41 Jahrhunderte, also 2 Jahrhunderte mehr noch als selbst die Siriusberechnung mit dem Anfangspunkt 4241 den Ägyptern gibt, 12 Jahrhunderte mehr als die überlieferungsmäßig belegbare ägyptische Geschichte zählt; und folgt man, was nicht übertrieben scheint, den chinesischen Geschichtsschreibern mit ihrer Zeitrechnung vom Jahre 2852 ab, so sind es 47 Jahrhunderte, führt man die Herrscherliste der 33 Königsgeschlechter auf einen Durchschnitt ihrer Dauer, d. h. bis auf das Jahr 3994 zurück, wie es hier mit sehr bestimmten Vorbehalten geschah, und wie es an sich nicht unmöglich erscheint, so ergibt sich eine Geschichtsdauer von nahezu 6 Jahrtausenden. Gleichviel welcher von diesen Berechnungen man den Vorzug gibt, die Lebensdauer des chinesischen Volkes ist auf dem Erdenrund die bei weitem längste.

Vom Standpunkt einer begrifflich vorgehenden, d. h. überall zum Gesetz hinstrebenden Geschichtslehre ist es schwierig, an ein Geschehen, das nur in einem Fall vorliegt, Folgerungen zu knüpfen. Gleichwohl sind einige unumstößliche Feststellungen möglich. Da die chinesische Geschichte erst vor kürzester Frist, vor einem halben Menschenalter aus eigenem Vermögen, wenn auch nach fremdem, zuerst westeuropäischem, zuletzt auch russischem Vorbild die bis dahin endlos erscheinende Altertumsentwicklung abgebrochen und mit einem Sprung in einen Zustand Neuester Zeit überzugehen vermocht hat, so ist an ihrer noch immer blühenden Gesundheit nicht zu zweifeln. Wohl wäre aller Wahrscheinlichkeit nach die chinesische Entwicklung noch Jahrhunderte lang, wenn nicht für immer, in der alten Richtung

fortgegangen, wenn sie für sich geblieben wäre. Daß sie aber unter dem Druck äußerer Bedrängnis sich zu eigens starkem, ja glühendem Leben aufraffte, läßt erkennen, ein wie hoher Grad von Geschichtskraft diesem ohne jeden Vergleich ältesten Glied der Menschheit innewohnt.

Doch weist dieser an sich einzige Fall Besonderheiten auf, die erwogen — die Physiker würden sagen diskutiert — werden müssen. Dieses Volk der längsten Lebensdauer und zugleich vermutlich des frühesten Eintritts in sein Altertum, des raschesten Urzeitwachstums also, weist auch in seinem Altertum in Tat wie Geist Höchstleistungen auf: China ist von allen autogen gewachsenen — nicht kolonisierenden — Reichen der Erde das größte und, fast ein Fünftel der Menschheit umfassend, das bei weitem volkreichste, und seine Kunst ist von sehr hohem Rang. Dann aber ist über dieses starke Altertumsvolk in seltsamer Ähnlichkeit mit den auch sonst wahlverwandten Altersgenossen des vorderen Orients die gleiche Entwicklungslethargie[1] gekommen, die bewirkt hat, daß es in all diesen vier, wenn nicht sechs Jahrtausenden aus eigener Werdenskraft nicht in einen neuen Bahnabschnitt zu gelangen vermochte.

Die chinesische Geschichte, in mehr als einem Betracht eine Spitzenleistung des Menschengeschlechts, erscheint doch, an der Lebendigkeit europäischen Geschichtsfortschritts, d. h. europäischer Entwicklungsgeschwindigkeit gemessen, gelähmt und verfangen. Doch sei schon jetzt darauf verwiesen, daß auch für diese Erscheinung eine positive, eine dem Leben günstige Erklärung möglich ist.[2]

Die Lebensstärke des chinesischen Volkes wird dann in das hellste Licht gesetzt, rückt man sie neben die im Sinn vergleichender Entwicklungsgeschichte ihm so nahe verwandte Geschichte der Ägypter, der Babylonier und noch der Assyrer. Wohl sind die 30, die 26 Jahrhunderte, die das ägyptische und das babylonische Reich bestehen geblieben sind, außerordentlich große Zeiträume, an dem 1500-Jahr-Maßstab der germanischen

1) Wegen der Teilfortschritte in Staat und Kunst vergleicht man vielleicht Stufenbau (²1927) 177.

2) Vgl. unten Buch VI 2] 1. Stück: Bewegung und Stillstand S. 410 ff.

Völker gemessen; aber die um die Hälfte, wenn nicht um den gleichen Betrag längere Dauer der chinesischen Geschichte beweist, daß auf derselben Stufe und bei auch sonst vielfach ähnlichen Voraussetzungen eine unvergleichlich viel zähere Beständigkeit sehr wohl im Bereich geschichtlicher Möglichkeiten lag. Allerdings fehlt es weder der ägyptischen noch der babylonischen Geschichte nicht an einer zweiten Eigenschaft, die auch ihrerseits beweist, daß beide Völker die übergroße Robustheit vorwärtsstrebender und um sich greifender Staatskraft, die die Machtentfaltung des chinesischen Volkes kennzeichnet, nicht besaßen: beide Reiche sind nicht allzu groß, beide umfassen nur den natürlichen Landbesitz eines einheitlichen und nach Blut und Gesittung geschlossenen Volkstums, beide haben Halt gemacht bei dem erdkundlich umschriebenen Bezirk des Einstrom-Landes dort, des Zwei-Ströme-Gebietes hier, ja im Fall der Babylonier ihn keineswegs ganz erfüllt. Der Flächenraum beider Reiche erreicht mit den 400 000 Geviertkilometern, auf die Ägypten, mit den 130 000, auf die Babylonien veranschlagt worden ist, noch nicht einmal die Größe Deutschlands in dem unvergleichlich viel engräumigeren Europa. Neben den 12 Millionen Geviertkilometer, auf die man das chinesische Reich für das Jahr 1760 geschätzt hat, nehmen sich diese Staaten zwergenhaft genug aus. Beide Völker haben zeitweise größere Ländermassen erobert, aber sie hatten nicht Kraft genug, sie auf längere Zeit festzuhalten.

Die 14 Jahrhunderte assyrischer Geschichte kommen zwar der Gesamtlänge der Zeiten gleich, die unsere Völker vom Beginn ihrer lebendigeren Geschichte in allen ihren Entwicklungsaltern durchlaufen haben; aber mit dem weiten Maßstab asiatischer Geschichte gemessen, erscheinen sie nicht so lang. Und als Wegleistung eines einseitig für Staat und Krieg ausgebildeten Volkes erscheint sie auch im Verhältnis geringer als die der so viel geistigeren Ägypter oder gar als die der allseitig befähigten, in allen Formen geschichtlichen Lebens erfolgreichen Babylonier.

Geht der forschende Blick der Reihenfolge nach, in der die vorderasiatischen Völker in ihre stärker bewegte Geschichte getreten sind, so stößt er auf eine Gruppe von Völkern, denen ganz

im Gegensatz zu jenen überalt gewordenen Reichen nur ein sehr karges Maß von Lebensdauer beschieden gewesen ist. Die Juden, trotz des geringen Umfanges ihres Landes noch in zwei Reiche gespalten, haben einen ungemein frühen Staatentod erlitten: die Dauer ihres Daseins als ein Staatsvolk beträgt kaum mehr als ein Vierteljahrtausend, die der Phönizier ebenfalls weniger als ein halbes Jahrtausend, — die jüdische Reichsgeschichte reicht von etwa 1000 bis 738, die der Phönizier von 1000 bis 573. Den Juden hat ihre so außerordentliche geistige Leistung im Glauben, den Phöniziern ihre kühn wagende See- und Kauffahrerkraft nicht die Schwäche ihres Staatswesens ausgleichen können. Die Großmächte des damaligen vorderorientalischen Völkerkreises, Babylonier, Assyrer, Ägypter waren so viel stärker als diese kleinen Reiche, daß deren schnelles Überwältigtwerden nicht wundernehmen kann.

Weit auffälliger ist, daß den zwei arischen Völkern, die in diesen im übrigen semitischen oder hamitisch-semitisierten Staatenkreis eingetreten sind, daß Medern und Persern nur eine allerkürzeste Frist unabhängigen Daseins beschieden gewesen ist. Denn beide sind Völker von ungewöhnlicher Tat-, Staats- und Kriegskraft. Und gleichwohl haben die Meder, die doch die führende Großmacht des vorderen Orients, die Assyrer, niedergeworfen und in raschem Ansturm bis tief in Kleinasien hinein sich ein Reich geschaffen hatten, nur anderthalb Jahrhunderte, von 700 bis 550, Glück und Staat aufrecht erhalten. Die Perser, die mit frischer Kraft von Iran her den Medern so rasch nachstürmten und sie so schnell überwältigten, die dann das erste Weltreich im Westen, das an Umfang den Vergleich mit dem Ostreich der Chinesen von fern hätte aushalten können, gründeten, haben, das ist vielleicht noch verwunderlicher, die Macht und Unabhängigkeit ihres Reiches nur zweieinhalb Jahrhunderte aufrecht erhalten können — von um 575 bis 330.

Ja, noch das erste Europäervolk, das auf der Schaubühne des vorderen Orients als weit um sich greifende Macht auftrat und dessen Reich freilich zum größten Teil aus asiatischem und afrikanischem Besitz bestand, ist der gleichen Regel der Kurzlebigkeit verfallen: das Mazedonierreich Alexanders und seiner

Nachfolger, das 334 in Asien eindrang, ist in seinem letzten Rest erst 30, zum großen Teil schon früher von dem letzten der Weltreiche, dem der Römer, einverleibt worden, hat also in dieser seiner neuen, größeren Form nur drei Jahrhunderte bestanden — während seine Anfänge allerdings bis um 700 zurückreichen. Daß das neue, größere Mazedonien, insofern es Griechenland und die hellenistischen Tochtergesittungen umfaßt, einer Neuesten Zeit angehört, kann für diese sehr grobkörnig-staatlichen Geschehensverkettungen nicht entscheidend in Betracht kommen, da in dem Knochenbau der äußeren und inneren Staatsbeschaffenheit die Reiche Alexanders und seiner Folger durchaus das Gepräge von Königtümern der Altertumsstufe an sich tragen.

Und noch ein zweites Opfer der alles verschlingenden Staatskraft der Römer ist dieser Reihe anzuschließen, zugleich ein zweiter und letzter Vertreter Afrikas in diesem Weltalter: die Karthager. Da sie nie, wie dargelegt wurde,[1] zu einer Altertumsverfassung gelangt sind, vielmehr allenfalls nur den Altertumszustand ihres Mutterlandes zur geschichtlichen Grundlage genommen haben, so muß ihre Teilnahme an dem höheren geschichtlichen Leben von der Gründung dieser phönizischen Siedlung ab datiert werden, von 800. Nach einer kurzen Unterbrechung durch die Einverleibung in das Reich Alexanders hat dieser zwar in seiner Verfassung vermittelalterlichte, nach außen aber mit der Kraft von Altertumsreichen um sich greifende Stadtstaat bis zu seinem endgültigen Erliegen unter Roms Übermacht — 140 — sechseinhalb Jahrhunderte durchlebt, mehr also als die meisten vorderasiatischen Großkönigtümer.

In allen diesen Fällen handelt es sich um ein endgültiges Aufhören der staatlichen Unabhängigkeit, ein völliges Erlöschen der Staatskraft, einen wirklichen Staatentod. Nur einmal hat, eine als Einzigkeit für alle Geschichtslehre in Betracht kommende Ausnahme, die Geschichte selbst dieses von ihr ausgesprochene Urteil zurückgenommen, gleichsam in einer Wiederaufnahme des Verfahrens: die persische Geschichte hat, ohne daß die Überlieferung eine entscheidende Zufuhr neuen Blutes erkennen läßt,

1) Vgl. Stufenbau (²1927) 177 f. und oben S. 269.

noch einmal, mehr als ein halbes Jahrtausend nach ihrem ersten Zusammenbruch unter den Schlägen von Alexanders Schwert, eine Wiedergeburt erfahren. Doch allerdings hat die Königsherrschaft der Sassaniden nicht länger als etwa vier Jahrhunderte gedauert — von 228 bis 642; daß diese mittelpersische Geschichte aber auch im Geist, vornehmlich im Glauben, ebenso fruchtbar war wie in Tat und Staat, beweist, daß hier wirklich das Wiederaufleben einer vollen Volks- und Geschichtskraft stattgefunden hat. Grundsätzlich anders ist dagegen die etwa um 1092 anhebende neupersische Geschichte anzusehen. Sie kann, da sie erst nach einer starken Blutzufuhr und unter Königsgeschlechtern mongolischen Ursprungs eingesetzt hat, nicht als ein Wiederaufleben des alten persischen Volkstums und eine Fortsetzung der alt- und mittelpersischen Geschichtseinheit angesehen werden.

Noch einen Ausnahmefall von ganz besonderer Art stellt der Verlauf der jüdischen Geschichte nach dem Verlust der staatlichen Selbständigkeit dar. Das jüdische Volkstum blieb auch nach jenem ersten Untergang seiner Unabhängigkeit stark genug, um eine Reihe von Versuchen zu machen, die ihm den eigenen Staat durch Gewalt und Aufstand wieder erringen sollten. Aber nicht diese Versuche, die oft scheiterten, nie dauernde Wirkungen hervorbrachten, noch auch die halbe Selbständigkeit, die den Juden von milden Herrschern zeitenweise gewährt wurde, macht diese Besonderheit aus, sondern das zähe Festhalten an Gesittungs- und geistiger Einheit auch nach der letzten und endgültigen Zertrümmerung des jüdischen Gemeinwesens durch die Römer — im Jahr 70 unserer Zeitrechnung. Es tritt hier der in seiner Art fast einzige Fall ein — das Schicksal der Zigeuner weicht trotz mancher Ähnlichkeiten als das eines Urzeitvolkes wesentlich ab — daß ein Volk auf fast zwei Jahrtausende hin ohne jeden staatlichen Zusammenhang doch sein Volkstum erhält, vornehmlich in Gesittung und Glauben, und das bei starker, zuweilen fast äußerster Zerstreuung.

In einem ganz andern Sinn haben die Inder, als um 1000 ihre volle Unabhängigkeit verloren ging, sich ein staatlich zwar gemindertes, nach dem alten Blutbestand aber wenig verändertes,

in Geist und Gesittung ungebrochenes Eigendasein erhalten. Denn hat auch die Herrschaft der Mongolen, die sich von damals ab in Indien ausdehnte, das Land nicht nur zeit- und teilweise erfaßt, wie zuerst der mazedonische, später der arabische Eingriff, es war doch eine Unterwerfung mehr durch fremde Herrschergeschlechter als unter ein fremdes Volk. Ja, nicht einmal die Herrschaft der Engländer, an sich starr und stark genug, hat alle Halbselbständigkeiten indischer Teilstaaten und, was wichtiger ist, die Eigenwüchsigkeit indischer Gesittung und indischen Geistes aufgehoben: daß hier Volks- und Geschichtskraft im innersten Kern ungebrochen blieben, ist in unsern Tagen durch die Unabhängigkeitsbewegung offenbar geworden, die ein staatliches Eigendasein zum Ziel hat. Wird, woran kaum zu zweifeln ist, dieses erreicht werden, so wird die von dieser Zukunft aus rückschauende Geschichtsbetrachtung die Inder als ein bis auf kurze Unterbrechungen unabhängiges und damit als eines der langlebigsten Völker, ein Volk mit einer viertausendjährigen Geschichte ansehen.

Dieser Gruppe unterbrochener und doch nie ganz zugrunde gegangener Geschichtseinheiten wird auch die arabische Geschichte zugerechnet werden müssen. Denn wohl hat das Khalifat, das trotz seiner Verbindung weltlicher mit geistlicher Macht ein echtes Altertumskönigtum war, nur Jahrhunderte ausgedauert, wohl hat auch das stärkste und lebenszäheste seiner Tochtergebilde, das spanische Reich der Araber, nach einem gewaltigen äußeren und inneren Aufschwung dem Rückprall der zuerst so völlig besiegten germanisch-romanischen Vorbesitzer des Landes weichen müssen und hat nach stetem Niedergang nur bis 1492 in Granada ein kümmerliches Restreich halten können. Aber trotzdem auch die nordafrikanischen wie die asiatischen Teilstaaten der Araber von Altertumsstufe unter das Joch der türkischen Herrschaft gerieten, darf nicht von einem völligen Untergang des arabischen Volkstums gesprochen werden. Nicht einmal im staatlichen Sinn: da doch wenigstens das Mutterland dieses tatgewaltigsten und straffsten unter den semitischen Völkern und vielerlei nordafrikanische Wüstenstämme ihre Urzeitverfassung und ihre Unabhängigkeit bewahrten. Aber viel-

leicht war noch wichtiger, daß auch die weit höher gestiegenen Araber der Städte die geistigen Besitztümer der großen Zeit — bis etwa 1400 — selbst unter der türkischen Herrschaft zuerst noch fortentwickelten, späterhin wenigstens bewahrten.

Hier wird offenbar, daß auch das geistige Leben eines Volkes von staatlicher Wichtigkeit ist. Es ruht in ihm eine potentielle Staats- und Geschichtskraft, eine Kraft, die wenigstens Zukunftsmöglichkeiten stärkerer auch staatlicher Entwicklungen in sich trägt. Solche Fortdauer des geistigen Daseins und der es tragenden Gesittung ist an sich Kraftbeweis, aber es trägt auch Erinnerung an und Anspruch auf staatliche Geltung in sich. Es gibt heut mehr als ein Volk in solchem Zustand des Wartens und Hoffens auf der Erde: keines wertvoller für den Gesamtbesitz des Menschengeschlechts an Volkheit und Mannigfaltigkeit als die Araber. Von ihren Mittelpunkten, insbesondere von Syrien aus, mag ihnen doch noch, ähnlich wie den Indern, eine Wiedergeburt voller Unabhängigkeit zuteil werden. Dann wird ihre Geschichte den bedeutendsten Fall einer lange unterbrochenen und doch auch ebenso lange bewahrten, halb unterirdischen Fortdauer von eigenem Dasein darstellen.

Viertes Stück

Die Lebensdauer der alt- und der neueuropäischen Völker

Die volle Schicksalsschwere der Frage, wie lange Dauer einem Volke beschieden ist, geht unserm geschichtlichen Ermessen erst auf, wo sie sich in unserer geschichtlichen Nähe entscheidet. Für die Geschichte Europas ist es die eigentlich elementarste, die schlechthin gründende Tatsache, daß in Hinsicht auf ihre Lebensdauer die beiden geschichtsmächtigsten Gruppen der indogermanischen Völkerfamilie, die von dem südrussischen Ursitz her Europa besiedelt hat, die griechisch-italische und die germanische, ein so völlig verschiedenes Schicksal gehabt haben.

So notwendig die biologische Sicht über die europäische Geschichte ist, die die Entwicklungen der Griechen, der Römer und

des germanisch-romanischen Völkerkreises als drei gleichläufige — parallele — Reihen auffaßt, so läuft sie doch Gefahr, jene gründende Tatsache ein wenig in Vergessenheit zu bringen. Denn gerade dadurch, daß so reiche und fruchtbare Zeitalter, wie das hellenistische in der griechischen oder das spätrepublikanische und kaiserliche in der römischen Geschichte als der Neuesten Zeit unseres eigenen Völkerkreises zugeordnet erscheinen und daß ihre zeitliche Länge immer noch weit über den von unseren Völkern in der Neuesten Zeit zurückgelegten Wegabschnitt hinausreicht, wird das bittere Ende, der wirkliche Staatentod, den Griechen wie Römer erlitten haben, einigermaßen außerhalb des Blickfeldes der heut schon sicher zu beurteilenden Verläufe geschoben, d. h. außerhalb derjenigen Entwicklungsabschnitte, für die uns ein gleichläufiges neueuropäisches Seitenstück zu Gebote steht. Umso notwendiger ist, ihn zum Gegenstand sehr nachdrücklicher Betrachtung zu machen. Wenn auf diesen Blättern die beiden Geschichtengruppen der griechischen und der römischen hier, der germanisch-romanischen dort als alt- und als neueuropäisches Weltalter innerhalb der europäischen Gesamtgeschichte bezeichnet und damit auch zeitlich auseinandergehalten werden, so dient diese Ausdruckswahl schon jenem Zweck, kann ihn aber nicht ganz erfüllen. Es muß da an die elementar einfache, aber auch brutal deutliche Sprache erinnert werden, die die Jahreszahlen selbst sprechen. Denn erst die grob-mechanische — aus dem anorganischen Reich entlehnte — Zeitrechnung der Jahre läßt deutlich erkennen, was die zartere und feinere entwicklungsgeschichtliche Zeitrechnung, die nach Art der Biologie nach Wachstumsabschnitten rechnet, hier freundlich verbirgt: daß Griechen und Römer zu einer Lebenszeit ihren Staatentod erlitten haben, die gemessen an der Lebensdauer vorderorientalischer, geschweige denn hinterasiatischer Völker kurz ist.

Denn von Beginn ihres Altertums gerechnet, haben die Griechen bis zu ihrer endgültigen Unterwerfung unter die römische Herrschaft — von um 1800 bis 30 vor Beginn unserer Zeitrechnung — eine Lebensdauer von etwa 18 Jahrhunderten erreicht, die Römer von Beginn ihres frühen Mittelalters bis zum

Untergang des weströmischen Reiches — von 753 vor bis 476 nach Beginn unserer Zeitrechnung — gar nur eine von etwas über 12 Jahrhunderten. Nur dann, wenn der Lebenszeit der Römer noch das Jahrtausend zugerechnet wird, das der oströmische Restbestand ihres Reiches zuerst stark, später in beständigem Niedergang, zuletzt in Leichenstarre ausgehalten hat, verlängert sich der Zeitraum bis zu 2200 Jahren. Doch wird dadurch der so viel frühere Zusammenbruch Westroms als Beweis von Geschichtsschwäche nicht erschüttert, ja nicht einmal an Geltung verringert; denn hätte sich der Angriff der Germanen mit gleicher Wucht auf Byzanz gerichtet, so würde auch die Osthälfte des Reichs rasch ihr Ende gefunden haben. Wenn Rom selbst und Italien, die Ursitze römischer Geschichtsmacht, dahinsanken, so war an sich das Entscheidende geschehen, und Niemand dürfte annehmen, daß das griechisch sprechende und von Griechen beherrschte Ostrom die gleiche Belastungsprobe ausgehalten haben würde.

Gar nicht darf in Zweifel gezogen werden, daß das griechische, das römische Volk mit dem Ende ihrer Unabhängigkeit einen echten und endgültigen Staatentod erlitten haben. Das italienische Volk hat eine so starke Zufuhr von Germanen-Blut und Germanen-Sinn erfahren, daß es geschichtlich in keine Wege mit dem römischen Volk für ein und dasselbe erklärt werden darf, so gern das auch die Italiener älterer wie neuester Zeit aus sehr begreiflichen Gründen getan haben. Das Gleiche aber gilt von den heutigen Griechen, in deren Adern so viel albanisches und slavisches Blut fließt, daß ihre Geschichte ebensowenig mit der der Hellenen als eine Geschichtseinheit aufgefaßt werden darf.

Die Schicksal wendende Bedeutung gerade dieser zwei Staatentode liegt zunächst darin, daß von dem Verhängnis die beiden Völker betroffen wurden, die zum mindesten innerhalb der ersten drei Jahrtausende europäischer Geschichte das geistmächtigste und das tatstärkste gewesen waren, daß sie also mittwegs zusammenbrachen, während unter den asiatischen Kulturvölkern das älteste — das der Chinesen — in vollem, ja heftigem Leben dasteht, und das seelisch reichste — das der Inder — alle Aussicht hat, sein im Geist nicht allzu tief geschmälertes Eigendasein auch im

Staat wieder zu erlangen. Aber — und hier beginnt neben dem vernichtenden Nein dieses Geschehens auch sein Leben spendendes Ja sich geltend zu machen — dieser frühe Tod der beiden alteuropäischen Völker hat doch auch Grundlage und Voraussetzung für das zweite Unternehmen des europäischen Völkerkreises, für den Geschichtsbau der Germanen erst geschaffen. Daß ein Teil der neueuropäischen Staatsgebilde auf dem Boden und zu einem Bruchteil auch mit dem Menschenbaustoff des Römerreiches errichtet wurde, die romanischen Westeuropas alle und noch ein Teil der germanischen — in Südwest- und Südost-Deutschland — ist in diesem Zusammenhang noch nicht die gewichtigste Tatsache; in der östlichen Hälfte des römischen Reichs waren es ohnehin nicht die Germanen, sondern die asiatischen Eindringlinge, die Türken, die mit der Vollstreckung des Urteils der Geschichte betraut waren. Schwerer noch fällt die andere in die Wagschale, daß das freie Wachstum der Germanen bis in unsere Zeit hinein nur in der Voraussetzung zu denken ist, daß römischer Staatsgeist und griechische Kunst und Forschung nicht mehr von staatlich und kriegerisch voll bewehrten und ganz widerstandsfähigen, nicht auch von im Geist fortblühenden Völkern getragen wurden. Mit anderen Worten: für alles Gedeihen der neueuropäischen Völker ist die Voraussetzung, daß die alteuropäischen gar nicht mehr oder nur noch als Schatten ihrer selbst der neuen Völkerjugend Licht und Luft und Raum beschränken oder gar nehmen konnten.

Es wird mit solchem Vermuten an eine bis zur Grausamkeit gesteigerte Härte der Geschichte gerührt; aber daß es so ist, daß die Geschichte, zum mindesten solang sie noch nicht in die bewußte Lenkung reiferer und milderer Zeiten genommen ist, hierin der Natur ähnlich, durch das Verderben einer Art von Wesen erst die Bahn für Gedeihen und Wachstum einer andern schafft, dies wird nicht in Zweifel gezogen werden dürfen.

Wer ermißt, wieviel Lähmung von Wachstum, Minderung von Eigensein schon die posthume Nachwirkung der alten Volksgeister bewirkte, die nach ihrem Tod noch zwei Jahrtausende lang unter den Germanen, gerufen von deren eigener Romantik, wie Gespenster umgingen, fördernd wohl beständig durch das von ihnen

den nachwachsenden jüngeren Völkern eingeprägte Vorbild, aber zugleich sie zur Nachahmung verführend und ihnen die Besonderheit ihres Geschichtswerks gefährdend, ihre Kraft beständig schwächend, der wird sich leicht vorstellen können, wie ins Heillos-Unermessene diese geistige Frohn gesteigert worden wäre, wenn eine lebendige Antike neben den Germanen-Völkern weiter des Weges geschritten wäre.

Es bedeutet einen sehr augenfälligen Unterschied zwischen dem alt- und dem neueuropäischen Weltalter der Europäergeschichte, daß dieses letztere fast keinerlei Staatentod aufzuweisen hat. Nur die erst eben aus Urzeit-Morgen zu dem leuchtenden Leben des Altertums erwachenden Kelten haben ein solches Ende ihrer Unabhängigkeit erlitten, teils ganz, wie die Gallier, die Briten, teils halb, wie die keltischen Schotten.

Alle anderen Völkergeschichten aber, aus deren seltsam gleichmäßiger Bündelung die weitere Einheit des neueuropäischen Völkerkreises besteht, sind gekennzeichnet durch ihren gleich langen Verlauf. An Unterbrechungen fehlt es nicht, und sie sind oft so lang, daß sie einem staatlichen Scheintod gleichen. Aber immer wieder hat eigene oder entliehene Lebenskraft der um ihre Unabhängigkeit gebrachten Völker doch ausgereicht, um sie endlich, wenngleich zumeist erst nach Jahrhunderten, wieder zu erringen. Immer ist es erst die solchen Wiederherstellungen eigens günstige völkische Bewegung des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts gewesen, die die Wiedergeburt herbeiführte, sei es, indem sie sich der bedrückten Völker von innen her bemächtigte, sei es, daß unter dem Einfluß dieses Nationalismus die anderen mächtigeren Völker den Unterworfenen die Selbständigkeit wiedergaben.

Dies ist der Fall Polens, der zugleich das stärkste Beispiel der gewaltsamen Beraubung eines Gliedes der neueuropäischen Völkergesellschaft um dies sein höchstes Gut war. Wohl haben die Polen auch nach den Erschütterungen des großen Krieges ihre Unabhängigkeit nicht durch eigene Kraft, die dazu damals so wenig wie früher ausgereicht hätte, wiedererrungen, sondern durch die Gnade und die politischen Nebenabsichten der Westmächte, die Deutschland ebenso feindlich gesinnt waren wie Rußland.

Aber ihre eigene Lebenszähigkeit war doch groß genug, um in nicht allzu weiten Abständen — 1830, 1847, 1863 — immer neue Versuche gewaltsamer Wiedererlangung des staatlichen Eigendaseins zu machen und durch beständiges Festhalten an der eigenen Gesittung und Geistigkeit die schließliche Befreiung vorzubereiten. Dies ist auch der Fall Irlands.

Die gelinderen Fälle gewaltloser Einverleibung und somit sanften Staatentodes, die Tschechen und Madjaren und Kroaten innerhalb der Staatengesellschaft betroffen haben, sind ähnlich, nur in stillerer und längerer Entwicklung verlaufen. Auch ihnen, die von 1526 und von 1527 ab durch Österreich einverleibt, damit ohne Krieg und Gewalt zwar um ihre Unabhängigkeit gebracht, aber milde und zum Teil, wie im Fall Ungarns, unter Verleihung halber Selbständigkeit regiert wurden, hat die große Durchrüttelung Europas im Weltkrieg die Wiederbefreiung gebracht. Und auch sie hatten, noch bevor ihnen die Gnade der Sieger dieses Geschenk machte, von 1848 ab gewaltsame Versuche mit schlechtem und friedlich-langsame Bewegungen mit besserem Erfolg zur Wiedererlangung des längst verlorenen Gutes in die Wege geleitet. Wenn sie es auch nicht aus eigener Kraft vermocht haben, sondern nur getragen von der völkischen Welle, die die germanisch-romanischen Völker — freilich auch die Polen — in sich erzeugt hatten, wenn auch das Wunderliche geschah, daß mit Hilfe deutscher Wissenschaft die längst zur Mundart des niederen Volkes herabgesunkenen Sprachen zu höherem Leben und zur Ausbildung eines Schrifttums emporgehoben wurden, immerhin vermochten sie doch an der allgemeinen Flamme des germanisch-romanischen Nationalismus das Feuer ihres Volkstumsgedankens zu entzünden.

Vom Standpunkt der heut erlangten Freiheit her müssen also die Jahrhunderte, in denen die Madjaren ihre Unabhängigkeit verloren hatten, die, in denen den Tschechen, und die, in denen den Kroaten das Gleiche geschah, als Unterbrechungen ihres staatlichen Eigendaseins angesehen werden. Dasselbe gilt von den Serben, die von 1389, und den Bulgaren, die von 1393 ab, beide also ungefähr fünf Jahrhunderte unter türkischer Oberherrschaft zugebracht haben. Eine eigene Stellung nehmen die Rumänen und

die Neugriechen ein, die beide als neue Geschichtseinheiten angesehen werden müssen, weil sie zuviel Zufuhr, die einen an slavischem, die anderen an slavischem und albanischem Blut erfahren haben, als daß man die heutigen Rumänen als echte Römer, die heutigen Griechen als echte Hellenen ansehen könnte, so wenig wie man etwa die neueste Wiederaufrichtung alterstorbenen Eigendaseins, die Ägyptens, als eine Fortsetzung der altägyptischen Geschichte wird einschätzen dürfen.

Ist die hier aufgestellte Liste der Lebensdauer der Völker auch bei weitem nicht vollständig, so ermöglicht sie doch eine Übersicht über die verschiedenen Möglichkeiten der Schicksale — das Wort im gröbsten Sinn des Daseins an sich verstanden —, die Völkern beschieden sein können. Es wird nicht angehen, auf ihr eine Rangordnung für die geschichtliche Wertigkeit der einzelnen Völkerpersönlichkeiten nun in dem Sinn aufzubauen, daß etwa die am Leben gebliebenen Völker den zu sterben gekommenen übergeordnet oder die heute lebenden nach der Länge ihres geschichtlichen Daseins bewertet werden dürften. Denn wenn ein Genie unter den Geistvölkern, wie die Babylonier, ein so edles Volk wie das der Altperuaner, ein so tatstarkes wie das der Perser zu den verstorbenen gehört, so warnen schon solche Beobachtungen davor, so zu verfahren. Zu mächtig sind die Schicksalsgewalten, die durch äußere Bewirkung diese elementarste Frage der Geschichte eines Volkes, die nach Sein oder Nichtsein, beantworten oder wenigstens zur Hälfte entscheiden. Nur die andere Hälfte der Entscheidung bleibt dem Lebenskern des Volkes selbst überlassen; doch bedeutet auch sie nicht das Urteil der Geschichte über den Wert, sondern über die Zähigkeit seiner Lebenskraft.

Ebensowenig wird die Dauer des geschichtlichen Daseins der heut lebenden Völker zum Maßstab ihres Wertes oder auch nur ihrer Geschichtsmacht erhoben werden dürfen. Aus dem grobkörnigsten und einfachsten der Gründe: weil ihr Zeitmaß bei dem für alle gleichen völlig festen Endpunkt — dem der Gegenwart — lediglich von dem früheren oder späteren Eintritt der Völker in die erregte Zeit ihrer Geschichte abhängt. Und so gewiß auch frühe Reife als ein Zeichen hoher Erregbarkeit von Geist und

Tat und somit auch geschichtlicher Lebendigkeit gelten muß, so hat spätes Reifen noch nie den Glanz und Wert der weiteren Geschichtsleistungen eines Volkes verringert.

Wohl aber ist das Maß der Lebensdauer in mehr als einer Hinsicht zur Grundlage der Betrachtungen zu machen, denen sich diese Darlegung jetzt zuzuwenden hat: denen über äußere und innere Bewirkungen, Durchkreuzungen und Förderungen der einzelnen Volksentwicklungen untereinander, sowie über die von innen kommenden Bewirkungen, die sie durch Land und Blut erfahren.

Fünftes Stück

Äußere und innere Ursachen der Verschiedenheit von Lebensdauer und Wegleistung der Völker

Wegleistung und Lebensdauer der Völker bedeuten für eine aufmerksame Geschichtslehre keineswegs das gleiche. Denn wird durch die Lebensdauer die Länge des Wegs, den ein Volk zurückgelegt hat, nach dem Zeitmaß der Jahrhunderte bemessen, so begreift Wegleistung doch noch viel mehr die Anzahl der Bahnabschnitte, der Wegkehren in sich. Die Lebensdauer läßt die Beständigkeit, die Wegleistung in diesem engeren Sinn die Lebendigkeit eines geschichtlichen Wachstums erkennen; die Lebensdauer läßt die Zähigkeit, die Wegleistung — das Wort in so beschränkter Bedeutung verstanden — die Schaffenskraft eines Volkstums erkennen.

Eine Formenlehre der Ursachen, aus denen die Verschiedenheiten von Lebensdauer und Wegleistung herzuleiten sind, wird äußere und innere Ursachen zu untersuchen haben und unter jenen die Bewirkung einer Volksentwicklung von außen her, d. h. durch andere Volksentwicklungen, sei es in Gestalt von Durchkreuzung, sei es in Form von fördernder oder schädigender Beeinflussung, verstehen. Als innere Ursachen aber wird man zuerst Land und Blut nennen müssen.

Die äußeren Bewirkungen greifen ihrer Beschaffenheit nach so tief in die Gegebenheiten des einmal gewesenen Verlaufs der

Geschichte, wie sie die darstellende, vergleichende und entwickelnde Geschichte zu beschreiben und auszuwerten hat, daß sie hier nicht behandelt werden sollen, umso weniger, als der Schreiber dieser Zeilen von ihnen wenigstens die Durchkreuzungen zum Beschluß einer gedrängten Übersicht über das Insgesamt der Geschichte auch an sich besprochen hat.[1]

Nur einige kürzeste Nachträge zu den dort gemachten Aufstellungen seien hier gegeben. Als eigens auffällig macht sich die Tatsache geltend, daß von den großen Altertumsreichen des vorderen Orients einige, die ältesten — Ägypten, Babylonien, Assyrien — eine mehrere Jahrtausende umfassende Lebensdauer aufzuweisen haben, während den jüngeren Medern, Persern und Mazedoniern nur eine überkurze Frist ihres Blühens und Daseins beschieden ist. Das ist umso erstaunlicher, als diese jüngeren Völker den allertriftigsten Beweis dafür erbracht haben, daß sie von starker Tat- und Staatskraft und also auch von großer Geschichtsmacht waren, denn alle drei haben jene älteren Reiche überwältigt und sie sich, wenigstens soweit die Perser und Mazedonier die Handelnden waren, endgültig einverleibt. Eine begrifflich verfahrende Geschichtsmechanik wird hier finden, daß dieser an sich verwunderliche Tatbestand nicht, wie wohl beschreibender Geschichtsforschung anzunehmen naheliegen würde, auf einzelne als im bedingten Sinne zufällige Machtkonstellationen zurückzuführen sei, sondern daß hier eine allgemeine gesamtgeschichtliche Ursache zugrunde liegt. Eine universalgeschichtliche und doch auch eine entwicklungsgeschichtliche Ursache, nur daß unter diesem letzten Begriff nicht an die etwaigen Entwicklungsabschnitte der einzelnen Völker, sondern an Entwicklungsabschnitte des hier und damals allmählich sich bildenden Völkerkreises gedacht werden muß.

Jene drei älteren Reiche haben im vierten, dritten und zweiten Jahrtausend die Zeiten ihres ersten starken Wachstums gehabt: wo sie einander sehr nahe berührten, wie Babylon und Assur, ist es zwischen ihnen auch schon in jener älteren Zeit zu Zusammenstößen gekommen, von 1280 ab ist Babylonien sogar

1) Vgl. Stufenbau (²1927) 299—306.

öfter zeitweise unter die Herrschaft der assyrischen Könige geraten. Von etwa 1500 ab sind auch die entfernteren, Assyrien und Ägypten, miteinander in Berührung. Aber erst im ersten Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung werden schon zwischen den alten Reichen die Zusammenstöße schwerer, die Niederlagen folgenreicher. Von 729 bis 626, also für ein volles Jahrhundert, wird Babylonien, von 670 bis 645, also immerhin für einige Jahrzehnte, wird sogar Ägypten von den Assyrern unterworfen. Und vollends in dem an Ereignissen und großen Schicksalswendungen überreichen engen Zeitraum von 625 bis 330, also in kurzen drei Jahrhunderten, drängen sich, seit von Osten Meder und Perser, von Westen die Mazedonier in diese Völkerkreise eingetreten sind, die Staatentode und Reichszertrümmerungen: zuerst sinken die alten Großmächte Assyrien, Babylonien und Ägypten vor den jüngeren dahin, dann verschlingen sich die jüngeren unter sich: Meder werden von Persern, Perser von Mazedoniern bekriegt und dauernd unterworfen.

Nun mag man annehmen, daß die jungen Völker, daß Meder, Perser, Mazedonier mit leidenschaftlicherer Tatkraft und also überlegener Geschichtsmacht in diese Arena eingestürmt sind; aber ebenso gewiß ist auch, daß jenen älteren Reichen in den ruhigeren frühen Jahrhunderten mehr Spielraum und also mehr Ungestörtheit beschieden war, als ihnen und ihren jüngeren Nachfolgern jetzt, da sich die starken Altertumsvölker auf dem gleichen Raum zusammendrängen.

Mit andern Worten: der Sinn der Altertumsreiche, an sich auf gewaltsame Ausdehnung und Eroberung gestellt, entfaltet sich zwei bis drei Jahrtausende lang auf dieser in der betontesten Bedeutung des Worts geschichtlichen Schaubühne noch erst ruhevoller; er bricht aber zu katastrophenhafter Heftigkeit durch, als neue Bewerber um die Vormacht auf den gleichen Raum dringen. Und dies ist eine Wirkung von Ursachen des inneren Geschehens, nicht der äußeren und gleichsam zufälligen Zusammenstöße, insofern der immer gleiche und wahrlich innere Drang nach Ausdehnung, nach Machtvermehrung der ursprünglichste Grund für alles dieses an sich allerdings nach außen gerichtete Tun ist.

Es ist dieser Tatbestand freilich nur ein eigens nachdrücklicher Beweis dafür, daß solche Durchkreuzungen der einzelnen Volksentwicklungen, die ihr Schicksal untereinander so stark und oft verhängnisvoll genug geändert haben, nicht etwa das Gesamtbild des Menschheitsgeschehens als eines schlechthin biologischen, wachstumshaften in Frage stellen und an seine Stelle ein wirres Durcheinander von — im bedingten Sinne — zufällig sich kreuzenden und störenden Einzelgeschichten setzen. Dieses Durcheinander selbst muß vielmehr als ein biologisches Geschehen, als ein Wachstum angesehen werden: an einem Baum überqueren, verdrängen, verschatten, verkrüppeln sich die einzelnen Äste, nehmen sich Luft und Licht und können sich bis zum Verdorren schädigen. Die starken und die von den besonderen Bedingungen des Aufeinandertreffens begünstigten obsiegen, die schwachen, die von diesen Bedingungen geschädigten unterliegen.

Ganz tief eingebettet in die Besonderheiten der Einzelgeschichten ist die Verkettungsgruppe der Beeinflussungen, sei es im fördernden, sei es im schädigenden Sinn, beide zumeist das geistige Schicksal der Völker angehend. Es soll deshalb heut nicht die Bildung einer begrifflich geordneten Formenlehre versucht werden. Nur dies sei erklärt, daß hier so oft Förderung und Schädigung bis zur kaum auflösbaren Wirrsal sich durchflechten. Man mag das eine Mal den überragenden Einfluß, den der Geist — und in diesem Fall auch der Staat — der Chinesen auf die Entwicklung der Japaner ausgeübt hat, dem etwa gleichgeartet, den die Griechen auf die halb thrazischen und also halb barbarischen Mazedonier, auf die geistig so viel ärmeren Römer ausgestrahlt haben, ohne weiteres als Segen und Geschenk ansehen. Immerhin bleibt auch hier zweifelhaft, ob nicht manche römische, manche japanische Bildung von Eigenart durch diesen Vorgang nicht diesen Volkstümern nur, nein der Menschheit selbst verloren gegangen ist. Ganz überwiegend aber ist der Schaden, den die ganz ähnliche Beeinflussung verursachte, die das Germanentum von der voraufgehenden Staatsgesittung der Römer und, was unvergleichlich viel schicksalsschwerer in die Wagschale fällt, von der noch älteren, noch vorbildhafteren Geistigkeit der Griechen erlitten hat.

Wohl wurden durch diese Bewirkung, die schicksalsschwerste, die je stattgefunden hat, die köstlichsten Güter übermacht, deren Glanz und Reichtum nicht mit einem Worte herabgemindert werden dürfte, aber es geschah zur Nachahmung und sie wurden an Völker übergeben, die, die geiststärksten des Menschengeschlechts, solcher Gängelung nicht im Mindesten bedurften. Den Erzeugnissen des Geistes der Alten kann durch die meist blassen und bestenfalls getreuen Nachbildungen nicht der mindeste Wert zugefügt werden. Und es geschah das Tragische — das Wort in seinem schwersten Sinne genommen —, daß den Germanen insgesamt die Möglichkeit genommen wurde, ihren Glauben, ihre Forschung, ihre Kunst so auszubilden, wie es ihrem eigenen Wesen entsprach, und, was noch schwereres Unheil bedeutete, ihre Schaffenskraft selbst wurde gelähmt, insofern ihnen Nachahmung als ein an sich Verdienstvolles galt. Nur ein Grundzug des germanischen Wesens hat unsere Völker dahin bringen können, so zu denken: eine romantische Sehnsucht zu fernen und fremden Dingen, die sie nicht müde wurden sich zu Idolen, zu Götterbildern und Gegenständen schrankenloser Verehrung auszubilden.[1] —

Kein Zweifel, alle diese äußeren Bewirkungen entscheiden den Erfolg bei dem Zusammentreffen zweier Volksentwicklungen: welche von beiden als die bewirkende und welche als die bewirkte aus ihm hervorgeht. Nicht allein aus den besonderen Bedingtheiten dieses Zusammentreffens, sondern durch die Kraft der beiden Parteien, ihre Tat-, ihre Seelen-, ihre Geistes-, kurz ihre Geschichtsmacht wird ein — sei es größerer, sei es geringerer — Teil der Entscheidung herbeigeführt. Diese Tatbestände innerer Beschaffenheit aber müssen auf zwei Ursachenquellen zurückgeleitet werden: auf Blut und Land, Anlage und Erdbedingtheiten eines Volkes.

Auch über sie, die sehr tief eingebettet sind in die Zusammenhänge der darstellenden Geschichtsforschung und von ihr noch sehr wenig untersucht sind, soll hier keine Formenlehre gegeben werden, zumal von ihnen ein vorläufig-flüchtiges Bild in den

1) Nähere Darlegungen: Stufenbau (²1927) 327—332.

allerleisesten und weitesten Umrißlinien erst jüngst entworfen worden ist.[1] Nur eine allgemeinste Bemerkung sei hervorgehoben: den größeren Anteil an der Formung der Eigenschaften eines Volkes und also auch an der Gestaltung seines geschichtlichen Schicksals hat, so scheint es, das Land, den geringeren das Blut. Allerdings läßt sich die Einwirkung des Landes, wenngleich ganz gewiß heute noch nicht mit den Mitteln bündig und sicher schließender exakter Wissenschaft, wohl aber mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuten, während für die Wirkungen von Blut und Abstammung nur die körperliche Beschaffenheit, die für die Zwecke der seelischen Menschenkunde und der Geschichte der mannigfachsten Deutung fähig ist, und dann wieder der geschichtliche Verlauf selbst herangezogen werden können. Dieser aber ist schon in Anspruch genommen als einzige Unterlage für die geohistorischen, die Erd- und Geschichtszusammenhänge, so daß es am allerschwierigsten sein wird, hier die beiden miteinander in Wettbewerb tretenden Verkettungsformen bei Ausnutzung des gleichen Nachrichtenstoffes gegeneinander abzugrenzen.

Immerhin mag eine kleine Anzahl von Ergebnissen solcher Deutung auch einer späteren Prüfung standhalten, die mit Aufgebot von tiefer eindringenden Einzeluntersuchungen dem gleichen Ziel zustrebt.

So wird mit hoher Wahrscheinlichkeit der Vorrang der frühreifsten Altertumsreiche Ägypten, Babylonien, Assur, China, Indien auf das Zusammentreffen von heißem Süden mit der besonderen Begünstigung durch den Nil, durch die zwei Strompaare des Euphrat und Tigris und des Hoangho und Jangtsekiang, durch das Fünfströmeland und den Ganges zurückgeleitet werden; so der Ausnahmeanteil, den die Europäer an der Geschichte der Menschheit haben, auf die Ausnahmebeschaffenheit Europas, dieser kleinen, aber dermaßen vielgegliederten und küstenreichen Halbinsel Eurasiens, die noch überdies durch einen gemäßigten Witterungsdurchschnitt bevorrechtet ist. Daß der Süden dabei ebenso als Gunst angesehen wird wie der Norden,

1) Ebenda (²1927) S. 138 ff., 197 ff., 215—221.

darf nicht wundernehmen, denn das eine Mal handelt es sich um Frühreife, das andere Mal um zähe Dauerhaftigkeit des geschichtlichen Lebens.

So auch mag die Deutung der alteuropäischen Geschichte mit Recht erweisen, daß deren zeitlicher Vorsprung vor der germanisch-nordischen neueuropäischen Geschichte auf ihren südlichen und meerdurchdrungenen Schauplatz zurückgeführt wird, jedoch mit dem Beding, daß nur Nordvölker die höchste Aufgipfelung der Geschichte in Griechenland und in Italien herbeiführen konnten und daß auch ihnen die Sonne ihrer Südländer die Lebensdauer so hart verkürzte. Daß im neueuropäischen Weltalter das mittelalterliche und früh-neuzeitliche Italien dasselbe Schauspiel bietet, daß auch Spanien dies gleiche Zusammenkommen von germanischem Nordblut und südlicher Sonne, daß beide Länder nach kurzer Blüte die gleiche Senkung ihrer Lebenslinie aufweisen wie das nach-hellenistische Griechenland, kann diese Auffassung nur bestätigen. Ebenso daß das einzige nördliche Land, das den mit Germanen gemischten Romanen gehört, Frankreich, höchste Geschichtsleistung mit dauernder Lebenskraft vereint. Den Primat unter den neueuropäischen Völkern, den die Deutschen zum mindesten im Geist beanspruchen können, mögen sie im gleichen Sinn ebenso der kargen und deswegen erhaltenden Gunst ihres nordischen Himmels, wie ihrem germanischen Blut verdanken. Wo bei gleicher Abstammung die Nordlage zur Härte wird, wie bei den Skandinaviern, tritt äußerste Verlangsamung, ja Schwächung der geschichtlichen Zeugungskraft ein. Daß bei sehr ähnlichen Vorbedingungen des geschichtlichen Schauplatzes doch auch das Blut entscheidend einwirkt, erweist das weite Zurückbleiben der Slaven, mehr noch der Polen und Tschechen als der Russen.

Man darf hoffen, ja erwarten, daß gerade auf diesem von Geschichtsforschern wie Erdkundigen gleich selten aufgesuchten und bestellten Felde zukünftige Arbeit noch reiche Ernte einbringen wird.

Vierter Abschnitt

Sachleistung und Wegleistung

Erstes Stück

Freies und zielstrebiges Werden

Wie selbstverständlich sind alle diese Feststellungen von der Voraussetzung ausgegangen, als sei jede schöpferische Leistung zugleich Wegleistung, d. h. als verfolge alles dasjenige neue Werden, das überhaupt diesen Namen verdient, im Wesentlichen die gleiche Richtung wie die von der sie tragenden, sie umspannenden Geschichtseinheit eingeschlagene und dann eine Zeit lang eingehaltene — sei diese nun ein Volk überhaupt oder innerhalb seiner eine Partei, eine Klasse, eine Wirtschafts- oder Rechts- oder Sittengemeinschaft, eine Kirche, eine Sekte, eine Gelehrten- oder eine Künstlerschule, kurz eine geschichtliche, eine Wirkens- und Werkesgemeinschaft.

Allein bei näherer Durchprüfung gibt sich diese Voraussetzung als unhaltbar zu erkennen. Das sei an einem Beispiel geistiger Entwicklung dargetan, das vielleicht eigens zu solcher Beweisführung geeignet ist und das jedenfalls — wie hier nebenbei bemerkt sei — so sehr aus der Regel fällt, daß es sich einer Beobachtung, die doch lange Reihen von dergleichen Werdegängen zu durchmustern sonst gewohnt war, als erstes seiner Art und allerdings wie eine Ausnahme aufdrängte.

Von 1815 ab vollzog sich innerhalb der französischen Malerei ein Umschwung dergestalt, daß die führenden Meister sich von der im Kunstwillen edlen, doch im Können blassen und schwachen Formenkunst des Klassizismus, die bis dahin unbedingt vorgeherrscht hatte, abwandten und ihr so, noch ehe David gestorben war — im Jahre 1822 — ein Ende bereiteten. Aber die beiden Einflußreichsten der neuen Bewegung sind denkbar verschiedene Wege gegangen. Fast zur selben Zeit geboren, Delacroix 1799, Delaroche 1797, beide im Jahre 1822 mit für ihre Weise kenn-

zeichnenden Werken auftretend, beide auch die Schüler von Klassizisten, beide auch beseelt von dem Drang, von den allzu weiten und wesenlosen Umrissen der herrschenden Schule fort und näher an die Wirklichkeit heran zu kommen, beide nicht gewillt, das Erbe strenger Form, insonderheit zeichnerischer Form, das ihnen vom Klassizismus überkommen war, aufzugeben, beide geneigt, über der erdnäheren Stoffkunst doch in Stoffwahl und Farbe dem Willen des schaffenden Ichs des Künstlers ein hohes Maß von eigenwilliger Herrscherlichkeit vorzubehalten, beide realistische Romantiker, beide endlich auch von unzweifelhaft schöpferischer Leistungskraft, stellen sie nach ihrer Kunstübung doch über alle diese Gemeinsamkeit hinaus die denkbar schroffsten Gegensätze, und zwar nicht nur Gegensätze der Richtung, nein auch — worauf es in dem hier verfolgten Gedankengang vornehmlich ankommt — Gegensätze des Wertes dar.

Delacroix suchte als der erste Romantiker, der er war, die Ferne auf: die Ferne des Raumes, da flüchtete er in den Orient und malte — 1824 — das Gemetzel auf Chios; die Ferne der Zeit, da suchte er das Mittelalter auf und entwarf — 1822 — seine Dantebarke; oder er verband beides und schilderte den Tod Sardanapals. Aber da er zugleich einen heißen Drang nach Wirklichkeit hatte, so scheute er nicht davor zurück, sondern wählte wohl mit Vorliebe ein gegenwärtiges und mehr als das, ein greuelvolles Geschehen wie das Massaker, das die Türken unter den unseligen Inselgriechen anrichteten. Und auch seine geschichtlichen Gestalten, die des Dante und des Vergil, tragen in ihren Köpfen unvergleichlich viel mehr das Gepräge von wirklichkeitsnaher Schilderung als die Davids: man denke an die dünnen und wässerigen Typen auf dessen großem Bilde, dem Raub der Sabinerinnen. Seine Farbenwahl war ebenso erdgefüllt und zugleich herrisch-ichmäßig. Am bezeichnendsten für den Januskopf seines Künstlertums war das Gipfelwerk seines Lebens: die Freiheit, das Volk führend, 1831 gemalt, der Widerhall seiner leidenschaftlich empfänglichen und erregbaren, aber auch seiner ebenso leidenschaftlich traumstarken Einbildungs- und Schaffenskraft auf die erste Revolution, die nach dem Sieg der bourbonischen Reaktion das erste Zeichen von Leben und Kraft des französi-

schen Staatsgeistes war. Die Barrikade und ihre Kämpfer, die er verherrlicht, sind nicht wesentlich über das wirkliche Geschehen hinausgesteigert, die Freiheit aber, die als ein heldisches Weib ihren Anhängern voranstürmt, ist so herrlich weit über ein mögliches Geschehen hinausgehöht, daß von ihr umgekehrt ausgesagt werden muß, sie sei mit ihren Umrissen und der wunderwürdigen Hingerissenheit ihrer Haltung nur gerade so viel in Erdnähe eingewurzelt, um ihre Gestalt vor der Blässe eines reinen Gleichnisbildes, eines Symbols, zu bewahren.

Ganz gewiß nicht mit dieser Gipfelleistung, die Form- und Traumkunst in ganz großem Sinne mit Stoffkunst zu einer Einheit zwingt, auch vielleicht nicht mit den besten Einzelwirkungen seiner andern bedeutenden Werke, wohl aber mit der Grundrichtung seines Wirkens kommt Delacroix dem tonangebenden Meister in aller Kunst dieses Zeitalters — der bildenden wie der redenden — Walter Scott, nahe: es ist nicht von ungefähr, daß er in einem Gemälde Die Ermordung des Bischofs von Lüttich eine Szene aus Quentin Durward wiedergab. Er schlug in seinem Bezirk den gleichen Weg ein, der Walter Scott über Romantik und Geschichte zum Realismus geführt hatte. D. h. in ganz romantischer Gesinnung suchte er die Vergangenheit um ihrer Ferne und Ungewißheit willen auf; indem er sich aber, wie Scott im Sinne des kommenden Realismus, tief in die Wirklichkeit der vergangenen Menschen und Zustände einließ, wurde er, wie Scott, Realist, obwohl er wahrlich ein stärkerer Künstler war als dieser.

Delaroche aber hat wohl dem rohen Umrisse nach den gleichen Willen gehabt und den gleichen Weg eingeschlagen. Aber da seine Geistigkeit unvergleichlich viel subalterner als die Delacroix' war, so richtet sich alle seine Aufmerksamkeit auf Kostüm und Umwelt: die großen Menschen selbst aber, die er zu Helden seiner Gemälde macht, weisen eine theatralische Seelenleerheit auf, die alles andere als große Kunst ist; der romantische Urbestandteil vergeht ihm unter den Händen und sein eigenes Ich ist viel zu mittelmäßig, als daß er aus seinem Besitz, und sei es auch eigenwillig und willkürlich, Farbe und Leidenschaft, wie Delacroix, in sein Werk hineingeben könnte. Es ist leere Oberflächenschilderung mit dem Erbe süßer Glätte, das diese Gene-

ration allein von dem Klassizismus übernahm. Die tiefste Ebene, wie sie in dieser Entwicklungslinie viel später durch Anton von Werners und Carl Beckers Namen bezeichnet wird, ist noch nicht erreicht, aber die Richtung auf sie ist genommen.

Nun aber ist das Erstaunliche, und um dieses Endergebnisses willen sind diese beiden Künstler hier verglichen worden: der im Zuge der weiten Entwicklung Wirksamere und insofern im geschichtsmechanischen Sinn allein Erfolgreiche von den zwei Führern war nicht der dem andern in jedem Betracht an seelischer, geistiger, künstlerischer Macht um vieles Überlegene, war nicht Delacroix, sondern der um ebensoviel Geringere, war Delaroche. Zuerst wurden Gallait und Bièvfe, die belgischen Geschichtsmaler, die sehr weit über ihr Vaterland hinaus die europäische Kunstgesinnung für sich eingenommen haben, die Verkünder seiner üblen Botschaft und dieser, der folgende und noch der übernächste Entwicklungsabschnitt in der Geschichte der europäischen Malerei, die Zeiten also bis 1848, bis 1871 und noch nach 1871 haben unter seinem Einfluß gestanden; Delacroix aber ist lange verschollen gewesen und eigentlich erst von dem tieferen Kunsturteil der Zeit nach 1899 wieder ausgegraben und zu den ihm gebührenden Ehren gebracht worden.

Wie ist dieser auch in tieferem Sinne erstaunliche Sachverhalt zu erklären? Eine pessimistische Welt- und Kunstanschauung, die zu nicht sehr schmeichelhaften Urteilen über den Menschen oder wenigstens den Menschen der Neuesten Zeit geneigt ist, wird auf den ersten Augenschein versucht sein, diesen Zusammenhang so zu erklären, daß immer eine Art von Durchschnitts-, eine Normalgesinnung sich weit eher durchsetzt als die große Sehweise eines Starken. Doch wäre dies ein leicht erweisbarer Irrtum. Denn so gewiß die größere Zahl der Folger, der Künstler zweiter, dritter und vierter Reihe in einem Zeitalter nicht vermag, die Ebene innezuhalten, die ihre Führer mit ihrem eigenen Werk erreicht haben — das Rokoko etwa nicht Watteaus Ebene, geschweige denn das Barock die Michelangelos —, so gewiß ziehen sie doch, auch dafür sind Watteau wie Michelangelo überzeugende Beispiele, die Schar ihrer zeitgenössischen und ihrer späteren Folger in die Grundrichtung ihrer Kunstweise nach

sich. Gerade dieses aber ist nicht Delacroix, wohl aber Delaroche gelungen.

Der Grund wird vielmehr darin gesucht werden müssen, daß die Kunstform, die Delaroche übte, weit mehr der Zielrichtung entsprach, die das neunzehnte Jahrhundert, d. h. natürlich nicht irgend ein Zeitgeist dieses Alters, sondern die bei weitem größte Zahl seiner stärksten Führer im Geist eingeschlagen hat: der Weg ging von herrischer Ich- und Traumkunst fort zu immer wirklichkeitsnäherer Stoffkunst hin; schon 1822, aber auch noch 1848 und 1871. Dieser Grundrichtung aber entsprach Delaroches Weise unvergleichlich viel mehr als die Delacroix'. Delaroche war Realist mit einem leisen, aber nur mehr stoffmäßigen Einschlag von Romantik, Delacroix aber war im tiefsten und geistreichsten Sinn Romantiker, nur auch besessen von einem Urdrang zur Wirklichkeit, dies Wort wieder in einem nicht nur äußeren Sinn verstanden. Die Richtung nicht der wie immer geführten Menge, sondern der Starken, der Lenkenden der Zeit hatte, mindestens von 1830 ab, steigend den Realismus zum Ziel, nicht die Romantik.

Wenn nun aber ebenso unbestreitbar ist, daß Delacroix' Werk so viel reichere Werte in sich verkörpert als das Delaroches, so sind hier offenbar zwei ganz verschiedene Maßstäbe für Wert und Wirkung im geschichtlichen Geschehen selbst am Werke. So muß auch die Geschichtslehre diese beiden Wertungen auseinanderhalten und den funktionellen, den Entwicklungswert einer Leistung auf der einen und ihren effektiven, ihren Werkwert auf der anderen Seite unterscheiden.

Denn, kein Zweifel, Delaroche hat die Malerei dem Ziel, das ihr nun einmal im neunzehnten Jahrhundert zu erreichen gesetzt war, entschiedener und insofern erfolgreicher entgegengeführt als Delacroix, dessen höherer Wertigkeit zum Trotz.

Und doch ist für die Geschichtslehre mit diesem Vergleichspaar noch nicht das Beispiel der weitesten Spannung zwischen Entwicklungswert und Werkwert gewonnen. Ein wunderlicher Zufall will es, daß in der Geschichte der französischen Malerei im neunzehnten Jahrhundert, die allerdings auch sonst eine der ertragreichsten Entwicklungsreihen für die Forschungsabsichten all-

gemeiner Geschichtswissenschaft ist, diesem Paar von Gegenspielern im Wettbewerb um den höchsten Preis ein anderes fast auf dem Fuße folgt, das in einem ähnlichen Verhältnis zueinander steht, doch unter Steigerung der Zusammengesetztheit und Verwickeltheit des Gegensatzes.

Denn wenn man in der Dynastie der großen Führer dieser unter den Kunstgattungen und unter den Kunstvölkern selbst führenden Reihe die kurze Regierungszeit Coutures übergeht, der noch einen Klassizisten neben Delacroix zum Lehrer gehabt hatte, so sind — wieder in einem ähnlichen Verhältnis der Zweiherrschaft — Millet und Courbet auf Delacroix und Delaroche gefolgt. Und wieder gilt von beiden das Gleiche: der größere Künstler ist der minder erfolgreiche Bewirker der zeitgenössischen und der nächstspäteren Entwicklung.

Millet ist, insofern er das Volk und die Arbeit der schwieligen Hände aufsucht, ganz in demselben Sinn Naturalist wie Courbet; er ist wie dieser ein abgesagter Feind aller Überlieferung von Pose, Historie, großer Staatsaktion, ingleichen von gewollter Farbenwahl in irgend einem Sinn der von der Kunstgeschichte heiliggesprochenen Schulen, und er teilt mit Courbet das einzige Bestreben, die Welt der Farbe zugunsten der atmosphärischen Erscheinungen, von Luft, Nebel, Dunst zu berichtigen, zu erweitern, zu verfeinern. Ja Millet hat mit Courbet auch ein Noch-Nicht gemein: beider Sendung hat sie zu den Eroberungszügen, durch die ihr Nachfolger Manet so große und reiche Bezirke der Farbe neu zum Reiche brachte, noch nicht geführt.

Und doch ist die Kunstgesinnung, aus der heraus sie malten, denkbar verschieden, und so auch der letzte Wert der Werke, die sie schufen. Courbet ist nichts als Naturalist: er hat die Wirklichkeit im Sinn des Alltags aufgesucht und sein Empörertrotz gegen die Jahrtausende alten Tafeln war so schroff und so leidenschaftlich, daß er mit aller Absicht keine Absicht der Gruppierung, der Zusammenfügung — der Komposition — des Bildes anerkannte, keinerlei Stoffwahl im Sinn der Erlesenheit von Geist, Seele oder Leib mehr wünschte, sondern durchaus nur die Wirklichkeit, die ihm der Zufall des Lebens als nächste Umwelt darbot. Millet aber hat den Bauern, die er allerdings nur bei ihrer

Arbeit, aber nicht im Sinn des Alltags, sondern des Werktags aufsuchte, allen den Adel seiner großen Seele und die Festlichkeit seines hohen Kunstwillens verliehen. Er hat sie wie Denkmäler der heiligen Arbeit in den Tempel ihrer Fluren und der großen Himmelsglocke gestellt, hat sie in den Raum und den Raum um sie gestellt, Wunder der Bezogenheit und der Wechselwirkung zwischen Mensch und Natur geschaffen. Er war in allen Dingen Naturalist, aber der Adel von Haltung und Gebärde seiner Gestalten, die Monumentalität des Aufbaus seiner Gruppen war voll von Stil und Absicht.

Und man erkennt, wie hier das Verhältnis der je zwei Partner am Gegenspiel sich gleichbleibt und wie es sich ändert.

Wie Delaroche neben Delacroix, so ist auch Courbet neben Millet der viel Geringere an Eigenwert des Schaffens und der viel wirksamere Bestimmer der Entwicklung seiner Kunst. Der Naturalismus der sechziger, der siebziger und achtziger Jahre ist unvergleichlich viel mehr von Courbet als von Millet beeinflußt worden. Ja man möchte annehmen, daß seine Losungen auch auf die Nachbargebiete übergegriffen haben und etwa im Bezirk der Dichtung noch Zola und die ganze von ihm ausgehende Strömung beeinflußt haben. Im großen Zuge der französischen Malerei hat erst nach 1880 van Gogh — er allerdings mit aller Absicht: man denke an den Säemann — die große Gebärde Millets wieder aufgenommen. Aber auch er hat es nur in einem und nicht in dem bezeichnendsten Teil seiner Kunstübung getan: die seltsame Verbindung von Naturalismus und Monumentalität, von Stoffkunst und Höhenkunst, wie sie Millets Werk in sich verkörpert, hat im Grunde nicht Schule gemacht und ist — allenfalls mit der einen Ausnahme Meuniers und seiner durchaus wahlverwandten, wenn auch anders vorgehenden Bildnerei — nie wiedergekehrt.

Insoweit also ist das Verhältnis der beiden jüngeren Meister dem der beiden älteren ganz ähnlich. Aber es unterscheidet sich von ihm insofern, als Delacroix' unnachgeahmte Eigenwertigkeit doch zu einem großen Teil der Richtung entsprach, die die Kunst seines Zeitalters, der Zeit zwischen 1815 und 1848, d. h. des Zeitalters der Romantik und des Übergangs der Romantik

zum frühen Realismus im Wesentlichen entsprach, während Millets Weise in ihrem Streben nach Größe und Adel der Grundrichtung seines eigenen Zeitalters, der Zeit von 1848 bis 1871, d. h. dem Zeitalter des reifen Realismus und des aufsteigenden Naturalismus ganz und gar entgegenwirkte.

Und man wird leicht gewahr, wie diese Spannung zwischen Entwicklungswert und Werkeswert die noch weitere ist. Delacroix hat nicht die Entwicklung über sich und seine Zeit hinaus gefördert, aber seine Kunst war doch der Grundrichtung seiner eigenen Zeit verwandt. Millet aber hat weder über sich und seine Zeit hinaus die einmal im Gang befindliche Entwicklung bestärkt oder beschleunigt, noch auch mit dem eigenen Zeitalter übereingestimmt.

Stolz steht Delacroix, stolzer noch Millet da. Sie haben beide ihr Ich durch ihr Werk so unbeirrter, eigenwilliger zum Ausdruck gebracht, der eine in Gegensatz zwar nicht zu seiner Zeit, wohl aber zum Jahrhundert, der andere gar auch zu seinem Zeitalter selbst. Kein bewußter Widerspruch hat sie getrennt vom Lauf der Entwicklung, aber daß ihr Werk sich so schroff gegen ihn abhebt, führt man doch auf den Trotz ihrer Eigenkraft und ihres Eigenwillens zurück. Noch stärker bringt doch der Ätna, der in einsamer Größe dasteht, die Bergnatur zum Ausdruck als irgend ein Alpengipfel, der einer ganzen Bergkette eingefügt ist.

Zweites Stück

Die stärksten Einzelnen und die Wegleistung

Nicht soll hier eine fällereiche Formenlehre der Wirkungen und der Werke großer Einzelner entfaltet werden, deren Leistungen mehr Werkes- als Entwicklungswert, mehr effektiven als funktionellen Wert haben. Nur im Vorübergehen sei daran erinnert, daß auch ganze Völker gewesen sind, deren Wirken wenn nicht ganz, so doch zum großen Teil nur Eigenwert und Eigenwirkung, nicht Entwicklungswert und Entwicklungswirkung hervorgebracht hat. Man denke etwa an die Babylonier und den Wunderbau ihrer Götter und Menschen, Sterne und Reiche

Himmel und Erde umfassenden Gesamtwissenschaft, die keines der späteren Völker je anzunehmen, fortzusetzen, oder auch nur irgendwie ähnlich nachzubilden unternommen hat, obwohl ihr Besitz durch Erbgang vielfach in einen Überlieferungszusammenhang mit der alt- und der neueuropäischen Geistesbildung gestellt ist, der von der Abfolge der Schulen in dem Bezirk der Kunst nicht allzu weit entfernt ist.

Aber so gewiß es verlohnen würde, unter den Völkern von hohen Fähigkeiten diejenigen aus der Reihe herauszuheben, die in diesem Sinn der nicht vermochten Überlieferung keine Geschichtsmacht ausgeübt haben, grundsätzlich läßt sich doch gegen die Bedeutung dieses Unterschieds der Einwand erheben, daß die Völker im schroffsten Gegensatz zu den Einzelnen bewußt nicht die Absicht haben, über ihr eigenes Dasein hinaus auf andere, spätere Völker durch die Überlieferung eine seelische Macht auszuüben — eher auf andere, zeitgenössische, aber dies hat andere Zusammenhänge — und ferner, daß auch die reine Tatsächlichkeit dieses doppelten Geschehens — der Bewirkung oder der Nichtbewirkung — nicht zum Maßstabe einer Rangbewertung gemacht werden kann. Denn jedes Volk der mittleren und höheren Stufen muß wie im Nebeneinander des gleichzeitigen Verhaltens zu anderen Völkern, so auch im Nacheinander der geschichtlichen Abfolge als eine in sich geschlossene Geschichtseinheit angesehen werden, die ein Recht hat, als eine lediglich auf sich selbst bezogene Lebenseinheit angesehen und bewertet zu werden.

Für die Beziehung der starken, der geschichtlichen Einzelnen zur Wegleistung kommt viel mehr als der hier soeben behandelte Ausnahmefall die Beobachtung des weit überwiegenden, ja eigentlich regelhaften Verhältnisses in Betracht, daß die Schöpferischen, die Führer in allersichtbarstem Umfang die Wegleistung der Völker, denen sie angehören, bestimmen. Jener Sonderfall wurde hier nur um deswillen vorangestellt, weil er als ein Grenzfall angesehen werden muß, zu dem doch manche Übergangsform von der an sich weit überwiegenden Mehrzahl der regelhaften Einwirkungsverhältnisse hinleitet.

Zunächst könnte es scheinen, als sei es von dem Gedanken

aus gesehen, der als eine der Grundsäulen des Lehrgebäudes der hier vorgetragenen Geschichtslehre aufgerichtet worden ist, von dem Gedanken, daß die Kraft des Einzelnen der einzige, der ausnahmslos einzige Quell alles neuen Geschehens unter Menschen sei, ein denkbar überflüssiges Darlegen, daß die Entwicklung, die ja eben, in die andere Bildebene übertragen, Zurücklegung des Wegs und also auch seiner Wegkehren ist, dem Einfluß der Neuerer, der geschichtsstarken Einzelmenschen unterliege.

Doch soll gerade nicht solche Allgemeinheit hier erörtert werden, sondern die viel besondrere Frage, in welchem Verhältnis die geschichtsstärksten Führer zu der Wegleistung ihrer Völker stehen. Geht man ihr auf den Grund, so findet sich, daß zur Formenlehre dieses Verhältnisses sehr viel wichtiges Einzelne zu sagen ist, das sehr weit hinaus über jene allgemeinste Losung reicht.

Die Wegleistung der Völker wird zum überwiegenden Teil ausgemacht durch die Zahl der von ihnen zurückgelegten Wegkehren, d. h. der von ihnen durchmessenen Entwicklungsabschnitte, aber sie ist mit ihr nicht ein und dasselbe. Eine Anzahl sehr hoher Gestalten der Weltgeschichte steht nicht am Beginn eines neuen Wegteils, sondern hat ihr Werk aufgenommen, als die Entwicklungen, die sie an sich auf das stärkste zu fördern, ja die sie zu einer Gipfelleistung aufwärts zu führen berufen waren, schon die Mitte ihres Weges erreicht hatten. Größte, die auch eine Wegkehre herbeiführen, erheben sich wie ein Vulkan aus einer Ebene, andere von nicht geringerer Kraft und, was hier mehr in Betracht kommen soll, auch von nicht schwächerer Geschichtsmacht, d. h. also von bahnbestimmendem, bahnbiegendem Einfluß, sind durch eine Reihe auf sie hinleitender Gestalten vorbereitet. Einzelne Wegkehren können nur durch überstarke Einzelne eingeleitet werden, anderen fehlt wenigstens ein überragender Wegebahner und Richtungsweiser. Die Wirkung vieler Großer setzt sofort ein, ruft für die eigene Zeit die ausschlaggebende Losung aus; andere Größte werden erst für die dem eigenen folgenden Zeitalter zum Bahnbestimmer. Kurz, es ergibt sich eine Formenlehre, der es nicht an der Bildung von klar unterschiedenen Gruppen, noch weniger aber an der Fülle von Fällen fehlt.

Am unbedingtesten kann von dem ersten Zeitalter sehr starker Persönlichkeitsmacht, der Altertumsstufe und ihrem sehr starken Königtum ausgesagt werden, daß nur überstarke Einzelne sie heraufführen können. Denn so gewiß Mittlere, ja Schwache auch die selbstherrscherliche Gewalt eines Großkönigtums auszuüben vermögen, wenn sie ihnen durch Erbgang zufällt, so wenig ist denkbar, daß Königtum anders als durch Überstarke geschaffen werden kann. Und was in dem Erleben des einen Mannes und des einen Menschenalters eine das Schicksal zwingende Gewalt ist, wird Geschichtsmacht, wenn die Einwirkung dessen, der das neue Wesen heraufführt, zum Vorbild für Folger und Nachfolger wird, wenn ein einmaliges Königsein Königtum schafft, wenn eine Tatform zur Staatsform wird. Ein Reich kann nicht entstehen, es sei denn durch einen Reichsgründer. Man wird schwerlich in aller europäischen oder asiatischen Geschichte eine Königsreihe ohne eine Chlodwech-, eine Osman-Gestalt an ihrem Anfang nachweisen können. Nur ist daran zu erinnern, daß in den Vorstufen, die in der Regel in staffelreicher Reihe von dem völlig urzeitgemäßen Häuptlingtum mit schwacher oder mittlerer Machtvollkommenheit zu dem Großkönigtum eines starken Altertumsstaates hinaufführen und die den Ausgängen der Urzeit-, den Anfängen der Altertumsentwicklung angehören, es zum Auftreten von Gestalten zu kommen pflegt, die wohl über den Durchschnitt sich erheben, die aber noch nicht den Wuchs großer, herrschgewaltiger Könige erreichen. Insbesondere die Geschichte der nordostamerikanischen Indianer, vorzüglich der Stämmegruppe der Algonkin und der ihnen nah verwandten Irokesen, ist reich an solchen Übergangsgestalten. Sie ist durch die Überlieferung der Europäer schon vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts ab doch auf beträchtliche Strecken hin hell beleuchtet, und diese weiß von einer Anzahl von Männern zu erzählen, die stark genug waren, sich im Frieden und öfter noch im Kriege zu Führern ihrer Stämme oder noch umfassenderer Bünde aufzuwerfen, ohne doch für sich und ihre Völker die Einzelherrschaft zu erringen, die in der Gesamtgruppe aller Nordostamerikaner überhaupt nur als seltene Ausnahme emporgewachsen ist.

Von jenem über alles Maß verschlagenen Adario, Häuptling

der Huronen, ab, dem es 1687 gelang, nicht nur die Franzosen, nein auch — was vielleicht mehr sagen wollte — die Irokesen zu überlisten, um sie miteinander gerade in dem Augenblick, als sie sich einander nähern wollten, zum Nutzen seines eigenen Stammes ärger als je zu verfeinden, beginnt ihre Reihe. Sie führte zu Logan, dessen Namen schon Ruhm umwittert: er ist der Sohn des Onondaga-Häuptlings Shikeluno und hat als einer der Angesehensten in seinem Stamm mit seltener Menschenfreundlichkeit zwischen den Irokesen und den Weißen vermittelt; als er durch Heirat in die Völkerschaft der Shawnee übergegangen war, hat er nach einem ganz unverschuldeten Angriff der Weißen auf seine neuen Stammesgenossen seinen Namen noch berühmter gemacht durch die Führerkraft, mit der er, der Heerführer der Shawnee, in deren furchtbaren Rachekriegen gegen die Friedensstörer Feldherr war. Und zuletzt hat er noch seine frühe Mildherzigkeit von neuem dadurch bewiesen, daß er sich einem Friedensschluß zwischen den Shawnee und den Feinden nicht widersetzte, sondern nur westwärts zog, um seine Tage ohne den verhaßten Anblick der Weißen zu beschließen.

In einem ähnlichen Sinn der Verbundenheit von heldischer Stärke und gegen das eigene Selbst bewährter Zucht ragt in der gleichen Zeit Shenandoah aus der Reihe, der, wie Logan Irokese, zuerst ein großer Führer seiner Völkerschaft, der Oneida, in Krieg und Frieden war, nachher aber, als er bei der Verhandlung von 1755 von den Weißen sich hatte berauschen lassen, zur Stunde diesem schlimmsten Feinde, dem Feuerwasser, abschwor und den Irokesen damit das seltene Beispiel völliger Enthaltsamkeit gab. Er war gegen die Weißen gerecht und friedfertig, er hat 1777 im Unabhängigkeitskrieg der Kolonien gegen die Engländer seine Oneida bewogen, abweichend von der Mehrzahl der Irokesen zu den Aufständischen zu halten, und hat durch diese staatsmännische Weisheit seiner Völkerschaft nach dem Friedensschluß das hohe Vorrecht errungen, ihre alten Sitze behalten zu dürfen.

Von höherem Herrscherwuchs ist der Ottawa Pontiac. Er ist durch den großen englisch-französischen Krieg — den sieben-

jährigen — auf den sehr staatsmännischen Gedanken gekommen, den Zwist der beiden Bedränger der indianischen Freiheit für sie auszunutzen, um durch eine Erhebung gegen sie beide das doppelte Joch mit einem Schlage abzuschütteln. Er kam auf den einzigen Plan, mit dem man dies Ziel zum wenigsten zeitweilig hätte erreichen können: er brachte einen Bund von zehn Völkerschaften zustande, d. h. er überwand das Grundübel, das bis dahin alle Gegenbewegungen der nordostamerikanischen Indianer gegen den Einfall der Weißen von Anbeginn zur Erfolglosigkeit verdammte: ihre Uneinigkeit. Und auf den ersten Anlauf gelang es ihm, neun über das Land zerstreute englische Forts und die französische Festung Detroit zu überwältigen. Auf die Dauer hatte sein Unternehmen keinen Bestand, er selbst ist von den Weißen ermordet worden; aber auch nur soviel erreicht zu haben, bedeutete eine große Leistung. Und Pontiac verband mit schöpferischer Geisteskraft — er faßte den Gedanken, nach England zu gehen, um den Weißen ihre Einrichtungen und ihre Gewerbskünste abzusehen, er hat in Kriegszeiten eine Art Papiergeld aus Birkenrinde ausgeben lassen — doch auch die alten Gaben des echten Führers: eine seherische Weihe und große Rednerkraft. Um seine Volksgenossen zum Kampf anzuspornen, hat er ihnen den Traum eines Delawaren erzählt, der auf langen Wegen den Großen Geist aufsuchte, ihn schließlich auf einem hohen Berge thronend fand und von ihm als Botschaft an sein Volk die Worte erhielt, daß der Große Geist seine roten Kinder liebe, die Weißen aber hasse. Er trug ihm auf, seinen Willen dahin zu verkünden, daß die Roten ihr Land behalten und die weißen Eindringlinge vertreiben oder vertilgen sollten.

Kein Zweifel, Tatmenschen von solchem Ausmaß von Herrscherfähigkeiten beweisen, daß auch in dieser Völkergruppe das Königtum als inneres Wachstum sich vorbereitete. Dennoch ist es in ihr nur in den seltensten Ausnahmen zu seiner Ausbildung gekommen, vielleicht auch deshalb nicht, weil der gemischt demokratische und aristokratische Urbestandteil, der in den Urzeitverfassungen der Nordostamerikaner vorherrschte, sie bewog, dem Aufkommen der Einzelherrschaft eigens abgeneigt und ge-

radezu mit Abwehrvorkehrungen entgegenzutreten. Entscheidend bleibt dennoch, daß von jenen Überstarken, die sonst auch in trotzigen und freiheitlichen Urzeitvölkern die Königsherrschaft großen Maßstabes heraufgeführt haben, hier keiner erschienen ist.

Drittes Stück

Schöpferische Einzelne und revolutionäre Völker als Bahnbestimmer

Man ist im voraus geneigt, die zweite Schicht starken Königtums, die der Neueren Zeit, als durch die Geschichtsmacht eigens starker Herrschergestalten heraufgeführt zu vermuten. Und doch gewährt das bedeutendste Beispiel eines Übergangs zu diesem Entwicklungsalter, das des germanisch-romanischen Völkerkreises, einen Anblick, der recht wesentlich abweicht von dem Bild, das man sich allenfalls nach dem Seitenstück des Königtums des Altertums machen möchte. Die Herrscher, die etwas vor und bald nach 1494 an der Spitze der stärksten Staaten gestanden haben, Maximilian und Karl V., Ludwig XI., Karl VIII. und Ludwig XII., Heinrich VII. und Heinrich VIII., Ferdinand der Katholische und Gustav Wasa sind ganz gewiß nicht unbedeutend, einige von ihnen, wie Heinrich VII. und Ludwig XI. ragen durch ihre staatsmännische Klugheit, Maximilian durch die liebenswürdig-phantastische Romantik, Heinrich VIII. durch die brutale Kraft seiner Persönlichkeit aus der Reihe empor. Aber es ist unter ihnen wahrlich nicht Einer vom Rang der gewaltigen Tat- und List-Menschen, unter deren Händen die großen Altertumsreiche emporwuchsen.

Es stellt sich hier also — in aller Klarheit, da beleuchtet vom Lichte der allerhellsten Überlieferung — der augenfällig abweichende Tatbestand heraus, daß es nicht überstarke Herrsch- und Geschichtsgewaltige sind, die diese neue Zeit übermächtigen Königtums und straffer Staatskraft heraufführen, sondern eine Reihe halbwegs ebenbürtiger Staatslenker, die, gleichzeitig auftretend, die neue Entwicklungsform nicht mit einem Schlage

durchsetzen, aber durch ein höchst erfolgreiches Schaffen anbahnen: ein Adel von Königen.

Was auch in den Reihen der Altertumskönige zuweilen sich herausgestellt hat: daß die Gipfelgestalten erst inmitten des Weges aufgetreten sind – so der größte Herrscher im germanisch-romanischen Völkerkreise dieses Alters: Karl selbst, so Alfred der Große, so in der Reihe der türkischen Sultane Suleiman I., den schon sein Bildnis als den Großen erkennen läßt, als den ihn sein Volk in der Geschichte geehrt hat –, das wird jetzt zur Regel; die beiden wirklich großen Könige unter den Bourbonen, Franz I. und Heinrich IV., die einzige sehr starke Königsgestalt unter den englischen Erbherrschern, Elisabeth, und der große Emporkömmling Cromwell, Philipp II. von Spanien, Gustav Adolf und die beiden Hohenzollern, die die Geschichte zu Recht als Große ausgezeichnet hat, Friedrich Wilhelm von Brandenburg und Friedrich von Preußen, sie alle sind erst nach Vorgängern aufgetreten, sie alle sind Aufrechterhalter, Fortführer, Vollender, nicht aber Beginner und Begründer ihres Werkes. Ja, man wird bei schärferer Beobachtung die Tatsache gewahr, daß dieses Zeitalter starker und ausgebildeter Königsherrschaft und einer zu hoher Kunst getriebenen Staatslenkung eigentlich einer ganz gewaltigen Gipfelgestalt ermangelt. Auch Friedrich, den doch nicht allein seine Preußen und die Deutschen, nein auch Europa sehr hoch gestellt hat – er ist von allen Herrschern dieses ganzen Entwicklungsalters die populärste, beliebteste, ja selbst geliebteste, überhaupt aus freier Wahl der öffentlichen Meinung die europäischste Gestalt unter den Königen; aber er ist es mehr noch um seiner standhaft ertragenen Leiden, als um seiner Taten willen — deren stärkste und eigentlich für sein Schicksal bestimmende, die Eroberung Schlesiens, ein kühner Raubzug war — und es wird niemand beikommen dürfen, ihn dem Ausmaß seiner Herrscherkräfte nach neben Karl, geschweige denn neben Napoleon zu stellen.

So ist denn das Bild dieser Wegstrecke der Menschheit, die so viel Anlaß und so viel Forderung zum Einwirken höchster Führerkräfte in Tat und Staat wie kaum eine andere darbot, seltsamerweise dadurch gekennzeichnet, daß weder der Beginn noch der

Gipfel ihrer Kurve durch das Wirken eines Tatmenschen vom höchsten Range gekennzeichnet ist: was von den Anfängen des Zeitalters gilt, das läßt sich auch von seinem Insgesamt aussagen: es ist ein Adel von Herrschergestalten, der diesen Entwicklungsabschnitt der Bahn bestimmt hat, nicht ein alle überschattender Stärkster.

Dies ganz gleichläufige Vorwärtsarbeiten so vieler Starker auch der zweiten Ordnung war durchaus zureichend, um die Völker unseres Weltalters drei Jahrhunderte lang in der gleichen Richtung des Staatslebens zu führen. Selbst mittlere und schwache Inhaber des höchsten Amts sind durch ihre starken Vorgänger in der Vergangenheit, die ihre besten Helfer in ihrer Gegenwart waren, auf ihrer steilen Höhe erhalten worden: die Bourbonen haben seit Heinrich IV. keine starken Herrscher hervorgebracht: Ludwigs XIV. von den Franzosen so genannte Größe war mehr eine Größe der Herrschergebärde als der Herrschgewalt und nach ihm sank die Linie seines Geschlechts vollends talwärts; von den spanischen Habsburgern und Bourbonen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hat keiner das Mittelmaß überstiegen, von den deutschen Habsburgern man möchte sagen überhaupt nie einer; ebensowenig einer von den Stuarts, und die englischen Könige aus dem Hause Hannover waren vollends Jammergestalten. Dabei aber wird man zugeben müssen, daß das Werk dieser Jahrhunderte starker Königs- und Staatsmacht mit denkbar hohem Erfolg vollbracht worden ist. Und es handelte sich nicht etwa um Massengeschehen und Kollektiverscheinungen: immer waren es Führer und Schöpferische, von denen der Erfolg ausging, Ahnen von gestern und ehegestern, starke und weise Helfer zur Rechten und Linken.

Und es bedarf nur eines Blickes auf das gleiche Entwicklungsalter der beiden alteuropäischen Reihen, um zu erkennen, daß dieser Sachverhalt der Phalanxbeschaffenheit noch der Steigerung fähig war, ohne daß deshalb Gepräge und Wesen der eigentümlichen Form von Staat und Tat dieses Geschichtsabschnittes in Frage gestellt worden wäre. In beiden Geschichten weist die Verfassung kein erbliches Königtum auf und doch ist das entscheidende Merkmal dieses Entwicklungsalters: die straffste

Spannung des Staatsgedankens nach innen wie nach außen, gewahrt. Das Staatsleben Griechenlands ist in seiner führenden Teilentwicklung, in der athenischen, dadurch gekennzeichnet, daß über das ganze Jahrhundert, das die Neuere Zeit hier allein erfüllt, zwar eine Anzahl starker, zum Teil genialer Staatsführer verteilt ist, von Miltiades und Themistokles bis zu Perikles; zu einer alle überragenden Gipfelgestalt faßt sich aber auch diese Reihe von Lenkern, die ohnehin immer von Gunst und Wahl der öffentlichen Meinung abhängig blieben, nicht zusammen. Und vollends die Staatsführung Roms ist in den zwei Jahrhunderten, in denen es seine Neuere Zeit durchlebte, von einer langen Reihe tüchtiger und ausgezeichneter Kriegs- und Staatsführer gelenkt worden, die es im Innern in vollkommenem und starkem Gleichgewicht erhalten und nach außen von Erfolg zu Erfolg geleitet haben. Aber dieses Führertum ist geradezu gekennzeichnet durch das Ebenmaß der Führergestalten und Führergewalten: sie machen im betontesten Sinne des Wortes eine Schlachtordnung aus: keine einzige Gipfelgestalt ist unter ihnen, die alle anderen überragte oder gar in den Schatten stellte.

Die Frage nach einer bahnbestimmenden, in Sonderheit eine Wegkehre herbeiführenden Einwirkung stärkster Einzelner beantwortet sich also in allen drei europäischen Entwicklungsreihen in im ganzen übereinstimmendem, wenn auch gradweise verschiedenem verneinenden Sinn. Es könnte überflüssig erscheinen, sie so umständlich zu erörtern, und ist es doch ganz gewiß nicht, weil nicht nur der Vorgänger dieses Zeitabschnittes von an sich starkem Persönlichkeitsdrang auch im Staat, das Altertum, nein auch, was noch viel stärker ins Gewicht fällt, der zeitlich nächst benachbarte Nachfolger, der Imperialismus der Neuesten Zeit in allen drei europäischen Entwicklungsreihen in der auffälligsten Betontheit und einer schlechthin regelhaften Übereinstimmung genau die entgegengesetzte Erscheinung offenbart. Der Eine, Einzige, Napoleon, vereinigt in der Größe seiner Gestalt nicht allein die Wirkensgewalt, nein auch die Geschichtsmacht einer ganzen Generation von Königen auf der voraufgehenden Wegstrecke der Neueren Zeit. Er, der freilich in einem ganzen Jahrtausend der Menschheitsgeschichte der ohne

jeden Zweifel gewaltigste Tatmensch ist, ist der Bahnbestimmer für einen ganz neuen Wegabschnitt geworden. Und dadurch, daß er für diesen Bahnabschnitt nicht die erste Wegkehre gab, daß dicht vor ihm die Führer der großen Revolution die entschiedene Abbiegung von der Richtung der Neueren Zeit und ihres Staates vollzogen, wird diese Geschichtsmacht nicht gemindert, eher gemehrt: denn so viel Mittel und Werkzeuge er auch von dem unumschränkten Königsstaat des achtzehnten Jahrhunderts übernahm, indem er sie schöpferisch schärfte und ausgestaltete, so gewiß er auch in der Grundrichtung mit dem Machtwillen der Herrscher des voraufgehenden Zeitalters übereinstimmte, er war doch auch der Bundesgenosse der Revolution, die jene gestürzt hatte, er zog aus den demokratischen Forderungen von 1789 schroff individualistische Folgerungen, die zwar individualaristokratisch genannt werden müssen, aber Adel und allen Erbgang vom Blute her mindestens grundsätzlich befehdeten. Und sein Caesarismus war trotz allen Anspruches auf Selbstherrschertum dem Erbkönigtum fast ebenso verhaßt wie die Volksherrschaft Marats und Robespierres.

Die geschichtsmechanische Erscheinung aber, die sich hier geltend macht, wird dadurch deutlich, daß in allen drei Entwicklungsreihen, die überhaupt bis zu diesem — bis heute letzten — Bahnabschnitt der Neuesten Zeit vorgedrungen sind, der gleiche Eingriff eines übergroßen Bahnbestimmers eintritt, der jedesmal auch, ähnlich wie Napoleon, zwar nicht die Wegkehre selbst herbeiführt, aber eine kurze Strecke nach ihr auftritt und dann eine neue, und zwar die — nach aller bisheriger Erfahrung — stärkere Teilbewegung einleitet. Napoleon, Caesar, Alexander treten auf – diese Gleichläufigkeit wurde schon mehrfach flüchtig berührt — einige Zeit nach dem Eintritt der Neuesten Zeit. Napoleon ist nur ein Jahrzehnt nach diesem Beginn des neuen Bahnabschnittes aufgetreten, doch freilich nach einem Jahrzehnt, das so voll von Bewegung und Neuerung ist, wie manches frühere Jahrhundert nicht; Caesar trennte von dem Beginn der Neuesten Zeit etwa drei Viertel eines Jahrhunderts, Alexander, wenn man die griechische mit der mazedonischen Geschichte als zu einer höheren, der hellenistischen Einheit ver-

bunden denkt, fast der gleiche Zeitraum. Ist dieser Teilabschnitt auch nur in der griechisch-athenischen und in der französischen Reihe von unbedingter Volksherrschaft bestimmt, so fehlt es dem römischen Seitenstück von den gracchischen Unruhen an auch nicht an solchen Bestandteilen, und das Gepräge der römischen Verfassungsgeschichte zwischen Tiberius Gracchus und Caesar ist nicht minder revolutionär als das der französischen Entwicklung zwischen Mirabeau und Napoleon.

In allen drei Fällen wird durch einen Tatmenschen höchster Ordnung ein Höchstmaß von Macht in der Hand eines Herrschers vereinigt und in allen drei Fällen bewährt sich die Geschichtsmacht dieses Stärksten dadurch, daß nicht nur die Entwicklungsrichtung des eigenen Bahnabschnittes, nein auch die des voraufgehenden verlassen und eine abweichende, ganz eigentümliche der Zeit aufgezwungen wird. —

Bereits war im Vorübergehen die Rede davon, daß auch an dem geschichtlichen Werk der Völker Sachleistung und Wegleistung unterschieden werden könnte, daß nicht alle Werkwerte auch Entwicklungswerte sind. Aber es läßt sich auch in der entgegengesetzten Richtung die Beobachtung anstellen, daß, wie sehr große Einzelne einen bemerkbar starken Einfluß auf das Einschlagen neuer Entwicklungsrichtungen auszuüben vermögen, es auch geniale Völker oder, um es genauer zu sagen, geniale Generationen starker Völker gibt, die eigens leicht Wegkehren herbeizuführen imstande sind. Selbstverständlich nicht in dem Sinne, daß die Völker, die großen Gemeinschaften selbst es sind, die die neue Bewegung hervorbringen; auch für große Umwälzungen in Staat oder Glauben, ja für sie erst recht, müssen die schöpferischen Einzelnen den Völkern, deren Zustand geändert werden soll, die Ziele setzen und sie die Wege führen. Aber wenn schon, wie auf diesen Blättern mit eigens starkem Nachdruck dargetan wurde, für jedes neue Tun und Bilden die Gemeinschaft, der es vorgeschrieben werden soll, gewonnen werden muß, so gilt mehr als für jedes sonstige ändernde Geschehen diese Voraussetzung für Revolutionen, denn sie fordern von den Gemeinschaften, den Völkern oder Klassen, die sie durchsetzen sollen, ein tatkräftiges und oft ein opfervolles Fol-

gen und Vollbringen. Und eben diese Bereitheit zu Tat und Opfer möchte als eine auszeichnende, in Gipfelfällen als eine geniale Begabung der sie bezeugenden Gemeinschaften gelten.

So wird man revolutionäre Völker geniale Völker nennen dürfen. Die große französische Revolution trägt allen ihren Irrtümern und ihren Bluttaten zum Trotz diesen Stempel. Ja es läßt sich behaupten, daß die Überfülle von Temperament, die sie in diese Irrwege und zu diesem Verfolgungstaumel gebracht hat, dem Handeln des aufrührerischen Bürgertums recht eigentlich diesen Stempel aufdrückte. Es ist eine Grabbe-Genialität oder die des allerjüngsten Schiller, des Schiller der Räuber, die sich hier entfesselte, aber Genialität ist es. Auch daß die Faktionen sich zuletzt mit so unseligem Blutdurst bekämpften, daß die Revolution sich recht eigentlich selbst vernichtete, ändert daran nichts.

Und auch dies rückt das revolutionäre Tun der Völker in etwas bis in die Ebene des Schaffens der genialen Einzelnen empor: es hebt sie aus der Reihe der anderen Völker heraus, wie jene durch ihre Taten aus der Reihe der Einzelnen herausgehoben werden. Nicht im Sinne von Zweck und Absicht, wohl aber im Sinne des tatsächlichen Verlaufs hat das französische Volk für die andern neueuropäischen die schmerzhaftesten Opfer gebracht: denn sie alle sind nach dem Vorbild der Franzosen diesen Weg gegangen. Und selbstverständlich bleibt unerheblich, ob der Geschichtsforscher, der von diesem Geschichtsverhältnis Kenntnis nimmt, die Ziele dieser oder jeder anderen Revolution, von der er solches feststellt, im ganzen oder einzelnen billigt oder tadelt. Es handelt sich ja hier lediglich um die Feststellung eines geschichtlichen Fortschritts — auch dies Wort ganz sachlich, ohne den Beiklang der Verbesserung angewandt — oder, ganz unmißdeutbar, um die Bemessung der Geschichtsmacht, der Werdenskraft eines Geschehens. Die Geschichtsforschung wird ohnehin politisch kaum wirken mit staatlichen und wirtschaftlichen Bewertungen solcher Art: wie sollte sie denn verfahren der bolschewistischen Revolution Rußlands, der fascistischen Italiens gegenüber. Wollte sie sie politisch ausmünzen, so würde sie immer zu der Gefärbtheit von Parteiurteilen hinübergleiten,

die dem werktätigen Staatsmann oder Publizisten erlaubt sind, nicht aber ihr.

Und so wird man von der russischen Novemberrevolution des Jahres 1917 zwar heut noch nicht erklären können, ob sie in der russischen oder gar europäischen Staats- und Geschichtsentwicklung einen neuen Bahnabschnitt eingeleitet, eine wirkliche Wegkehre herbeigeführt hat. Das ist für jetzt nicht möglich, sondern wird sich erst nach einem halben oder ganzen Jahrhundert beurteilen lassen. Aber nach ihrer Intensität, ihrer Wucht und nach der Spannung ihrer Neuerungen wird ihr der Geschichtsrang der großen Revolution von 1789 nicht vorenthalten werden können. Gesetzt den Fall, die letzten Ziele dieser Revolution, die wie die große französische ebensowohl in Europa und auf dem Erdenrund eine Umwälzung aller gesellschaftlichen Ordnung herbeiführen will wie im eigenen Land, würden erreicht, und nach einer absehbaren Zahl von Jahren bräche ein Zeitalter des allgemeinen Kommunismus an, so wäre solche Wertung als geschichtliche Tatsache erwiesen. Und dasselbe müßte von der Bewegung, die den letzten Gegensatz zu dem russischen Bolschewismus darstellt, von dem italienischen Fascismus von 1922 gelten, denn auch sie erhebt den Anspruch einer allgemeinen Gültigkeit; ihr Schöpfer hat mit hohem Stolz von ihr verkündet, sie sei die erste Staatsanschauung, die vollkommen mit den »glorreichen« Gedanken von 1789 breche, und auch ihr hat sich in Spanien, Portugal, Griechenland halbe Nachahmung, zum mindesten auf Zeit, und in mehr als einem anderen Land eine erklärte Propaganda angeschlossen, die allerdings nur sehr viel geringere Aussichten auf allgemeinen Erfolg zu haben scheint als die des russischen Kommunismus. Gelingt die chinesische Revolution endgültig, die 1912 ausbrach, eine der blutigsten und umfassendsten, die je stattgefunden haben, so wird auch sie dieser Reihe angeschlossen. Denn was ihr an Ursprünglichkeit abgeht, das ersetzt sie durch die ungeheure Spannweite des Gesittungs- und Geschichtsabstandes, der ihre Ziele von dem altererbten Zustand des archaischen Despotismus trennt und der von ihr mit einem Sprung überwunden worden ist.

Ein reines Seitenstück zu diesen staatlichen und wirtschaft-

lichen Umwälzungen stellt im Reich des Geistes die Kirchenrevolution der Reformation dar. Der geniale Revolutionär unter den Völkern ist für dieses Geschehen das deutsche; die andern, die diesen Abfall von der alten Glaubensgemeinschaft mitmachten, haben zwar zu einem Teil die gleichen zerreißenden Kämpfe — geistige und weltliche, sehr weltliche — auf sich genommen, aber im Kern haben sie doch nur Nachahmer werden können.

Viertes Stück

Die Größten im Geist als Bahnbestimmer

Man könnte leicht zu dem Gedanken kommen, die Größten der Macht hätten öfter als die Größten im Geist die Entwicklungsbahn ihrer Völker in neue Richtung gebogen, etwa aus dem Grunde, daß ihre Willensspannungen noch stärker seien. Und doch ist dem nicht so: die Schöpferischen der höchsten Grade im Geist finden sich ähnlich wie die Männer der stärksten Tat über das Bahnengewinde ihrer Reihen verstreut: einige inmitten der Bahnabschnitte, andere an den Wegkehren, als offensichtliche Verursacher der neuen Richtung.

Nicht einmal die allerhöchsten Bildner des Geistes sind unbedingt Herbeiführer einer Bahnbiegung. Von den drei großen Glaubensverkündern, die als Stifter der drei Weltreligionen die seelenstärksten und geschichtswichtigsten Führer der Menschheit nicht allein im Geist, sondern überhaupt sind, ist nur Muhammed in seinem Volk der Heraufführer eines neuen Entwicklungsalters: denn wie er im Glauben die Gestalt eines höchsten Altertumsgottes schuf, so wurde er mittelbar der Anbahner einer Königsgewalt, die mit dem höchsten geistlichen Amt verbunden doppelte Macht ausübte. Buddhas Verkündung aber ist bei aller ihrer Steigerung des ererbten Glaubensgutes doch so tief eingebettet in die von den Brahminen geschaffene Mystik, daß er im Glauben so wenig wie in weltlichen Dingen ein Abbrechen der Mittelalterbahn seines Volkes herbeigeführt hat. Und ebensowenig ist der dritte, der höchste von den Drei, Jesus selbst, in dem Sinn Bahnbestimmer, daß er eine neue

Biegung des Weges herbeigeführt hätte. Für sein Volk nicht, das ihm ja die Folge versagte und seinen alten Weg unbeirrt fortsetzte; aber auch nicht für den weiteren Kulturkreis römischer Staats- und griechischer Geistesbildung, den er mit seiner Botschaft bezwang: denn die neue Strömung einer tiefen, wenn auch nicht schaffenskräftigen Glaubensaufwallung, die man am ehesten als dritte Mystik wird umschreiben können, war schon lange im Begriff, in Rom die Gemüter aufzuwühlen; und in diese Glaubensbewegung, die ohnehin fast völlig aus dem Orient stammte und in seltsam wirrer Erregung persische und andere asiatische Dienste der verschiedensten Herkunft mischte, mag sich für die Vorstellung der hellenistisch-römischen Welt das Christentum zuerst eingefügt haben.

In den andern Bezirken des Geistes stehen höchste Schaffende, stehen Shakespeare, Rembrandt, Cervantes, Velazquez inmitten einer Entwicklungsbahn. Als Träger einer Wirklichkeitskunst von innerster Durchglühung ihrer Gebilde und von leidenschaftlichster Hingabe an Stoff und Leben sind sie alle Gipfel, nicht Beginn der Kunstbewegung ihres Zeitalters, und zwar alle nicht in dessen stilstarker Hauptströmung, in Spätrenaissance und Barock, sondern in der freilich seelenmächtigeren Nebenströmung von Realismen aller Art, die neben jener äußerlich minder mächtig, innerlich ebenbürtig hergeht.

Andere unter den hohen Führern sind umso gewisser Bahnbestimmer und stehen wie weisende Zeichen an den Wegkehren der Entwicklung: Lionardo und Rafael, Michelangelo, Watteau, Chrestien von Troyes, Rousseau und Goethe. Und schon diese an sich alles andere als vollständige Auslese weist eine seltsam große Fülle von Verschiedenheiten in Hinsicht auf die Form der geschichtlichen Wirkung auf. Lionardo wie Rafael geben die für ihr Zeitalter zielsetzende Losung von Gleichklang und Ebenmaß, Lionardo als der an Zeit wie Kraft Vorangehende, Rafael doch den größeren Meister durch die breitere Anlage und den hohen Pomp seiner Werke überstrahlend. Aber, und dies unterscheidet sie auf das Auffälligste von Michelangelo: beide vermögen nicht dem Zeitalter, das dem ihrigen folgt, die Richtung zu geben; ihre Einwirkung verläuft sich in schwachem Nachhall bei den bolo-

gneser Epigonen; Michelangelo aber, der, fast ein Jahrzehnt älter als Rafael, doch zwei, drei Jahrzehnte neben ihm und Lionardo herging und beide um mehr als vier Jahrzehnte überlebte, hat die Kunst seines eigenen Zeitalters zwar wohl durch sein eigenes Werk überschattet, aber er ist nicht eigentlich schon Herr der zeitgenössischen Bewegung gewesen. Denn indem er gegen den Gleichklang und das Ebenmaß als ein Anwalt der heftigsten und leidenschaftlichsten Bewegtheit auftrat, hat er wohl auch die Starken seiner eigenen Zeit beeinflußt, bis zu dem Rafael der spätesten Werke und dem ältesten Tizian; und doch war auch dem Riesenmaß seiner Kraft nicht gegeben, die Gesamtrichtung seines Zeitalters umzustellen. Für die nun folgenden Zeitalter aber, für Spätrenaissance, Barock und noch Rokoko hat er die entscheidenden Signale ausgegeben.

An Ausmaß der geschichtlichen Wirkungsmacht steht ihm Rousseau am nächsten: er hat in scharfer Wendung gegen die Stil- und Formenkunst des Rokoko seine Stoffkunst dem eigenen Zeitalter aufgeprägt, und als Staats- und Gesellschaftslehrer hat er viel weiter noch allen vorwärtsdrängenden Bewegungen, Liberalismen und Demokratismen, Sozialismus und Anarchismus, kurz allen Angriffen auf den überlieferten Zustand die Richtung gegeben.

Goethe aber hat, war er auch in dem ersten Bahnabschnitt seines Lebens und Leistens nicht Führer, sondern Geführter — Rousseaus —, doch der deutschen Dichtung seines zweiten Zeitalters, des Klassizismus, umso bestimmender die Richtung gegeben. Und auch in dem dritten Zeitalter, an dessen Schaffen teilzunehmen ihm beschieden war, in der Romantik, sind seine Werke zwar gewiß nicht Ursprung, wohl aber Gipfel der Bewegung: der Westöstliche Divan als die reichste, der zweite Faust als die gewaltigste und tiefste Dichtung der deutschen Romantik.

Wenn hier auch wahrlich nur die leisesten und weitesten Umrißlinien für diese Formenlehre der Verhältnisse zwischen den Führern im Geist und der Wegleistung ihrer Völker gegeben werden sollen, einer Auswirkung ihrer Geschichtsmacht ist noch zu gedenken, die freilich streng genommen nicht in den Bereich

dieser Lehre gehört, insofern sie ihre Grenzen überschreitet. Soll hier aber zugleich von den Formen der geschichtlichen Bewirkung die Rede sein, mit denen die stärksten Einzelnen über das eigene Volkstum und seine Wegewahl fort die geschichtliche Bewegung anderer Völker bestimmt haben, so muß von der gewaltigsten Ausstrahlung die Rede sein, die von den drei höchsten Glaubensverkündern ausgegangen ist.

Es gibt viele Grenzmerkmale glaubensgeschichtlicher Macht, die Buddha, Jesus und Muhammed und ihnen allein als Glaubensverkündern gemeinsam sind. Eines aber hat sie recht eigentlich zu den Stiftern der drei Weltreligionen gemacht: daß ihre Wirkung über die Grenzen des eigenen Volkes weit hinausgedrungen ist. Daß sie Völker ihrer Glaubensüberzeugung unterworfen haben, deren Lebensgesinnung zum mindesten dem mit ihrer Glaubenslehre verbundenen Sittengebot ganz abgeneigt war, bedeutet eine Auswirkung von Geschichtsmacht, die noch weit über die Biegung einer Volksbahn zu einem neuen Entwicklungsabschnitt hinausreicht. Wie wenig hat eigentlich die dumpfstarke Tatgesinnung der Mongolen mit Buddhas Weltflucht, was die hohe und feine Geistigkeit der Griechen, die reife Staatskraft der Römer und gar die auf Gewalt und Kampf gestellte Tatenlust der frühen Altertumsgermanen mit der ungeistigen, auf Demut und Kampfverzicht gestellten Lehre von Jesus zu schaffen, die schon sein eigenes Volk um ihrer Überweltlichkeit willen und wegen des Verzichts auf das Kommen eines ganz irdischen Gotteskönigtums ablehnte.[1]

Kein Zweifel, auch der Bahnverlauf der Entwicklung der bekehrten Völker und Völkerkreise muß durch diese Bewirkung des seelischen Lebenskerns, den der Glaube erfaßt, wenn nicht bestimmt, so doch bedingt worden sein. Nicht China noch Japan haben sich durch den von ihnen aufgenommenen Buddhismus, noch weniger die Germanen durch das Christentum in ihren mittleren und späteren Entwicklungsabschnitten von Krieg und Ge-

1) Vgl. die eingehende Darlegung in dem Abschnitt: Die Größten der Geschichte als Umformer des Entwicklungsbildes der Völker (Stufenbau [²1927] 336 f.) und dazu Vom geschichtlichen Werden II (1926) 564—568.

walttat, von Erwerbslust und Erwerbslist abbringen lassen und schwerlich ist der Übergang zu Sozialismus und Pazifismus in der Neuesten Zeit, der sich am ehesten dem Pole christlicher Sittlichkeit zuneigt, von dieser her bewirkt worden. Das Bahnengefüge der neueuropäischen Entwicklung ist in seinem Grundriß gewiß nicht vom Christentum abhängig. Wer aber will sagen, wie sehr Festigkeit und Schrittmaß dieses Werdegangs durch die sittlichen Maße, die von diesem Pole ausgingen, beeinflußt worden sind. Und noch unzweifelhafter ist, daß diejenige Tatsache, die auch das Bahnengefüge des Gesamtbaues der Menschheitsgeschichte in der Neuesten Zeit am nachhaltigsten beeinflußt hat, der Zusammenschluß aller seiner Einzel-, d. h. seiner Völkerbahnen zu einem einheitlichen Bahnenbündel, zu einem zuerst europäischen, demnächst die Menschheit umfassenden Staaten- und Gesittungsbunde, durch kein gesellschaftliches oder geistiges Band so wirksam herbeigeführt worden ist, wie durch die den Erdball umspannende Verbreitung des Christentums.

SECHSTES BUCH

WANDEL UND STETIGKEIT DER GESAMTBEWEGUNG

Erster Abschnitt

Richtungswechsel

Erstes Hauptstück

Gegenwendlichkeit

Erstes Stück

Die Gegensätze der frühen Bahnabschnitte

Alle die Beobachtungen, die hier für eine Lehre von der Wegleistung der Völker zusammengestellt worden sind, haben die Eigentümlichkeit, daß sie auf die gewindeförmige, die spiralische Form des geschichtlichen Weges der Völker in keiner Weise Bezug nehmen. Sie könnten allesamt ausgesprochen werden, auch wenn von diesem Wege eine ganz andere Form, etwa die einer völlig oder annähernd geradlinigen Richtung angenommen würde. Allein jenes geometrische Bild des Bahnengewindes, das hier von Anbeginn als gültiges Gleichnis aufgestellt wurde, birgt so viele höchst kennzeichnende Sondereigenschaften der geschichtlichen Bewegung in sich und ist so grundlegend für die Auffassung des Insgesamts ihres Bahnenzuges, daß die Betrachtung noch einmal zu ihm zurückkehren und es in nochmaliger, vertiefter und erweiterter Erörterung auf die Folgerungen prüfen muß, die aus ihm gezogen und die aus ihm nicht gezogen werden dürfen.

Drei Eigenschaften sagt das Bild des Gewindes, wie es hier benutzt werden soll, von der geschichtlichen Bewegung aus: erstlich, daß nach einer gewissen Wegstrecke das Fortschreiten der Völker — das Wort immer in einem ganz gegenständlichen, nicht wertenden Sinne verstanden — in einer Wegkehre sich wendet und eine der bis dahin verfolgten entgegengesetzte Richtung einschlägt. Dem entspricht der eine Urbestandteil des geometrischen

Bildes: die Kyklizität, die Kreislaufform oder genauer gesagt nur die eine Eigenschaft eines Kreislaufs oder besser noch einer Ellipse, die ihre eine Halbbahn sich gegen die andere fortbewegen läßt — Gegenwendlichkeit sei sie hier genannt. Das andere geometrische Gleichnis, das des Pendelschlags, das sich hier herzudrängen möchte, verbietet sich nicht nur um deswillen, weil es der beiden weiteren Eigenschaften ermangelt, die das Bild des Gewindes darbietet, nein auch deswegen, weil es die Eigenschaft der Gegenwendlichkeit in einer Schroffheit heraustreibt, die als Seitenstück für das zu vergleichende Grundgeschehen der Geschichte, das so viel unausgesprochener und ungewisser ist, durchaus nicht wünschenswert ist. Auch die — zumeist wirklich gerundete, langsam sich biegende, nicht aber scharf rückwärts sich wendende — Beschaffenheit der Übergänge wird unvergleichlich viel richtiger durch die bogenartigen Wegkehren der Ellipse wiedergegeben.

Die zweite Teileigenschaft, die dem Bild des Gewindes abzugewinnen ist, ist die Gleichläufigkeit, d. h. die Wiederholung eines Verlaufs in der Grundrichtung, die beständig den zweiten Kreislauf an den ersten, den dritten an den zweiten bindet. Dies aber entspricht nicht dem Sinn der genauen Wiederholung, wie es das Gleichnis der reinen Kyklizität, des reinen Kreislaufs erfordern würde, sondern dem Sinn des Gewindes, weil dieses auch die dritte Teileigenschaft, den beständigen Ebenenwechsel in sich birgt: das schraubenartigeSich-Emporwinden des Weges, so daß es nie zu reiner, sondern immer nur zu einer etwas abweichenden Wiederholung des älteren Weges kommt.

Demgemäß muß auch der Gesamtbegriff des geschichtlichen Bahnengewindes in drei Urbestandteile zerlegt werden. Hier sei der der Gegenwendlichkeit als erster überprüft und zu diesem Behuf das Bahnengewinde des Wegs der germanisch-romanischen Völker, das ganz wohl als Urbild, als Archetypus für die geschichtliche Bewegung aller Völker dienen kann. Es soll aus der außer- oder alteuropäischen Entwicklung nur da ergänzt werden, wo dort sehr viel nachdrücklichere Züge für das Gesamtbild zu gewinnen sind.

Ein Vorbehalt muß, als ein allgemeiner, allen hier angestellten

Erörterungen voraufgeschickt werden. Gerade die Eigenschaft des Auf und Ab, des Her und Hin der geschichtlichen Entwicklung ist in der ersten, beschreibenden Entfaltung dieser Wegeform der Geschichte jener gesellschaftsseelischen Urbewegung abgewonnen worden, die als Trägerin aller Einzelbewegungen angenommen wurde. Wohl ist nun auch diese Urbewegung abgeleitet aus der Beobachtung und Deutung von einzelnen Teilentwicklungen des handelnden und des schauenden Lebens der Völker, vornehmlich der Verfassungs- und der Wirtschaftsgeschichte, der Glaubens- und der Kunstgeschichte. Nicht aber hatten alle Teilbewegungen des Geschehens gleichmäßig mit dieser Urbewegung in Beziehung gesetzt, als von ihr beeinflußt und richtungsbestimmt nachgewiesen werden können und sollen. Wohl, das ist die Grundannahme des hier umrissenen Geschichtsbaus, müssen auch die nicht in dies Gesamtbild mit einbezogenen Teilentwicklungen als von der Urbewegung abhängig und berührt gedacht werden. Aber, dies wird von einer späteren Untersuchung dieser Blätter in anderem Zusammenhang dargelegt werden, es gibt einzelne Teilgeschichten im Insgesamt jeder Volksentwicklung, die sich gegen diese Beeinflussung spröde und, daß ich so sage, abwehrend verhalten aus dem sehr begreiflichen Grunde, weil in ihnen die Masse des von Entwicklungsalter zu Entwicklungsalter vererbten, von Halbbahn zu Halbbahn fortgetragenen Besitzes so umfangreich und bis zu einem gewissen Grade so unbeweglich ist, daß sie nur zu bestimmten, oft nicht eben wesentlichen Teilen ihres Kernbestandes der von der Urbewegung ausgestrahlten Veränderung zugänglich sind, so insbesondere Rechts- und Sittengeschichte in der Halbkugel des handelnden, Sprach- und einzelne Teile der Wissenschaftsgeschichte in der des geistigen Lebens.

Es wird aber aus diesem Tatbestand kein Widerspruch gegen die Gültigkeit des Gesamtbildes abgeleitet werden können. Hier hat in der Tat die Losung: »der Teil für das Ganze« obzusiegen, vorzüglich weil nicht allein die Urmacht jener gesellschaftsseelischen Grundbewegung nicht anzufechten ist, nein auch weil die beweglicheren unter den Teilbewegungen die ausschlaggebenden sind.

Das Verhältnis der Gegenwendlichkeit hat sich vielleicht an keinem Paar aufeinanderfolgender Halbbahnen so klar und rein ausgedrückt wie an dem von Urzeit und Altertum. Es kann keinen schärferen Gegensatz geben als den zwischen der Urzeit-Volksherrschaft und der überstarken Staats-, der übermächtigen Königsgewalt der Altertumsreiche. Denn es schwand ja nicht allein der Gedanke einer Staatsordnung, die der Gemeinschaft das höchste Recht zusprach, zugunsten eines Übermaßes von Gewalt, das in der Hand des Herrschers versammelt wurde, sondern es wurde überhaupt recht eigentlich der Staatszwang erst in die Welt gebracht. Das Wesen der Urzeitverfassung war Freiheit: so gewiß sie der Gemeinschaft manches Recht gab, es bleibt bezeichnend für die Staatsgesinnung der Urzeitmenschen, daß selbst ein so starker und erfolgreicher Urzeitstaat wie der der Irokesen dem Selbstbestimmungsrecht der Einzelnen, jedes Einzelnen einen so weiten Spielraum gewährte, daß sogar die Teilnahme oder Nichtteilnahme am Krieg in sein Belieben gestellt war. Das überstarke Königtum der Altertumsreiche aber warf ein ganzes Netz schmiedeeiserner Fesseln über die Glieder des Volkes, die nun zu Untertanen wurden. Es stehen sich nicht nur Einzelherrschaft und Gemeinschaft gegenüber, sondern die Altertumsverfassung stellt insofern den schroffsten Gegensatz zur Urzeit dar, als sie Macht und Recht bei einzelnen Bevorzugten vereinigt, während die Urzeitverfassung als Volksherrschaft die Gesamtheit aller Glieder des Staats zur Körperschaft zusammenschließt und insofern an seiner Leitung und Regierung beteiligt. Und jene einzelnen Bevorzugten sind nicht die Herrscher allein, es sind auch ihre Beauftragten, ihre Beamten, die Führer von Staat und Heer. Es ist nicht allein der Königsgedanke, es ist auch der Führergedanke, der gefaßt und ausgeformt wird, in scharfem Widerspruch zu dem Genossenschaftsgeist der Urzeit.

So drückt sich in der vollen Gegenwendlichkeit der gesellschaftsseelischen Ur- und Wurzelbewegung von dem Gemeinschaftstrieb der Urzeit zum Persönlichkeitsdrang des Altertums nicht aller, aber der stärkste Gegensatz ihrer Staatsverfassung und Staatsgesinnung aus. Über sie hinaus reichen noch die besonderen Gegensätze dieser Entwicklungsreihe, der eine zwischen

Freiheit und Untertanenschaft, der andere zwischen Kleinstaat und Großstaat, auch sie freilich letzten Endes einmündend in jenen tieferen der Seelentriebe.

Das gleiche läßt sich von der Wirtschaftsgeschichte aussagen. Indem sich an die Stelle der Gemeinwirtschaft der Urzeit das Sondereigentum und der Großbesitz der Altertumsstrecke setzen, siegt auch hier der Persönlichkeitsdrang über den Gemeinschaftstrieb; dazu aber weitet sich ebenfalls der Maßstab des umfaßten Gegenstandes der Herrschaft und der Bewirkung aus: Großwirtschaft verdrängt Kleinwirtschaft. Es geschieht in der gleichen Haltung wie in der Verfassungsreihe: oft sind es nicht nur die Grundherren, die Großeigentümer von Boden, sondern auch die Monopolwirtschaft des Staates, die sich durchsetzt. Der Persönlichkeitsdrang trägt aber auch in diesen Nebenbewegungen den Sieg über den Gemeinschaftstrieb davon.

Und in allen diesen Reihen sind es nicht zwei Zustände, die sich übergangslos gegenüberstehen, sondern es sind Bewegungen, die freilich durchaus einander entgegengesetzt gerichtet sind, die aber auch in den diese Wendung vorbereitenden Übergangsstrecken ineinander übergehen — Übergangsstrecken, die in dem geometrischen Bild der kyklischen, ganz kreisförmigen Gewinde durch deren immerwährende Biegung, in dem an sich vorzuziehenden eines elliptischen, eiförmigen Gewindes doch auch noch durch die Endbogen der schmalen Seiten deutlich versinnlicht werden. Die Anbahnung des starken Königtums durch das Wachstum der Häuptlingsmacht, das ihm fast ausnahmslos vorangegangen sein muß, die Vorbereitung des Großgrundbesitzes der Altertumsstrecke durch das allmählich fortschreitende Heraufkommen des Sondereigentums am Boden, wie es die überlieferungsmäßig sichergestellte Wirtschaftsgeschichte der Irokesen in vollkommener Klarheit offenbart, lassen diesen Sachverhalt im Fall des ersten Kreislaufs in schulfallmäßiger Deutlichkeit erkennen. Daß solche bogenförmigen Wegkehren nicht die ausnahmelose Regel bilden, daß auch schroffere Übergänge möglich sind, davon war schon grundsätzlich die Rede.

Im geistigen Reich sind die Glaubens- und die Kunstentwicklung ebenso bereite Beweismittel für die Regel der Gegenwend-

lichkeit. Die sich so weit in die Welt zerstreuende Hingabe des Urzeitglaubens an Eigner und Geister hier, die Heraustreibung der überstarken Gottesgestalten dort stehen sich mit ausreichender Schroffheit gegenüber. Auch die die Wegkehre vorbereitende Biegung fehlt hier nicht: der Henotheismus, der Eingottesglauben im frei gewachsenen, im Urzeit-Sinn, der aus der Reihe der Geister den Einen heraushebt, die andern aber neben ihm bestehen läßt, stellt diese Anbahnung dar. In der Kunstentwicklung aber stehen der in den Mitteln ungefügig starre, in der Grundabsicht doch ganz an die Welt hingegebene Wirklichkeitssinn der Urzeit, der, ohne viel Fähigkeit zur Komposition, zur Zusammenzwingung auseinanderstrebender Teile zu einem starken Ganzen, ein Stück der Welt bei seinem Bestreben sie zu spiegeln neben das andere setzt, hier, der gewaltige Massen von Einzelheiten in Bau- und Bildwerk zur Gesamtwirkung vereinheitlichende, ganz absichtliche Kunstwille des Altertums dort einander bestimmt genug gegenüber.

Alle vier Einzelreihen aber, Verfassungs- und Wirtschafts-, Glaubens- und Kunstgeschichte lassen sich ohne allen Zwang auf die Urbewegung der gesellschaftsseelischen Grundtriebe des menschlichen Verhaltens zu Menschheit und Welt zurückleiten. In vollkommener Grenzschärfe und Richtungsbestimmtheit hebt sich hier der Gemeinschaftstrieb des Demokratismus und Kommunismus, der Volksherrschaft und Gemeinwirtschaft der Urzeit ab gegen den Persönlichkeitsdrang, der sich an der Königsherrschaft in der ersten Reihe, an dem Führertum der hohen Beamten und Befehlshaber und an der Grundherrschaft der Großbesitzer in der zweiten Reihe ebenso unverkennbar ausgeprägt hat. Und so auch stehen der Hingabetrieb, der sich im Urzeitglauben als Ahnung von überall vermuteten Gewalten und als ihre Verdichtung zu vielen Gestalten geltend macht, und der Persönlichkeitsdrang der Glaubensbildner, die im Altertum die großen und viel ausschließlicheren Gottesgestalten zu schaffen wagten, einander bestimmt und geschlossen gegenüber. So ist der Wirklichkeitsdrang der Urzeitkunst reine Hingabe, der steigernde, vereinfachende, kurzab gesagt stilisierende, absichtsvolle Kunstwille des Altertums sehr bestimmter Persönlichkeitsdrang.

Und so gewiß der Hingabetrieb, der im Geist, in Glauben und Kunst sich auswirkt, sich wesentlich unterscheidet von dem Gemeinschaftstrieb, der die Einzelnen zu Genossenschaften zusammenbindet, Hingabetrieb ist in seiner Wurzel auch der zweite. Und vollends ist der Persönlichkeitsdrang, der zu Einzelherrschaft im Staat und zu Führertum und Grundherrschaft in der Wirtschaft führt, der gleiche Antrieb wie der Persönlichkeitsdrang, der den Glaubensbildner sein Werk zu großen Göttergestalten, den Künstler das seine zu gewaltigen Tempeln und Königspalästen, zu eigenwillig starken Bildwerken steigern läßt. Beide quillen aus dem Ichtrieb hervor, beide haben an den von ihnen beherrschten Entwicklungsreihen des Bahnabschnittes einander völlig entsprechende Urbewegungen erzeugt.

Zweites Stück

Altertum und Mittelalter, Mittelalter und Neuere Zeit

Dieses erste Fällepaar gegenwendlicher Geschichtsbewegungen ist von wünschbar klarer Ausgeprägtheit und Eindeutigkeit. Schon von dem darauf folgenden der Altertums- und der Mittelalterbahn läßt sich dies durchaus nicht in demselben Maße behaupten. Wenn für deren Prüfung lediglich die germanisch-romanische und insbesondere die deutsche Entwicklung in Betracht gezogen werden soll, so erweist sich an der deutschen Verfassungsgeschichte ein augenfällig langes Andauern der vorherrschenden starken Form der Königsherrschaft bis weit über die Grenze zwischen frühem und spätem Mittelalter; andererseits kündigt sich als Vorläufer der nächsten Halbbahn, der Neueren Zeit und ihres überstarken Königtums die Rückkehr zur Einzelherrschaft zwar im Reich erst ganz spät, dicht vor Ausgang des Entwicklungsalters, in den Gliedstaaten lange vorher schon an. Immerhin bleibt das Mittelstück der Halbbahn das für deren Insgesamt ausschlaggebende und ist durch den Rückgang der Königsgewalt, Staatsmacht und Reichseinheit ganz ebenso gekennzeichnet wie durch das Überwiegen genossenschaftlicher

Ordnungen in dem Ständetum der Staaten, in den Körperschaften des Adels, in der Verfassung der Städte.

In der Wirtschaft hält sich in den Besitzverhältnissen des platten Landes der Grundeigentümer, d. h. der Grundherr von hohem und niederem Adel; ja bei dem letzteren mehrt sich unter Vorwegnehmen von neuzeitlichen Entwicklungen der Umfang des Grundbesitzes noch gegen Ausgang des Zeitalters. Gleichwohl erhält die Wirtschaft des Mittelalters in den Hervorbringungen und Formen, die seine Neuerungen sind und die es deshalb recht eigentlich seinem Wesen nach kennzeichnen, seinen Stempel durch den auch hier hervortretenden genossenschaftlichen Grundzug, der das Gilde- und Zunftwesen der Städte beherrscht und der selbst in den ersten Großbetrieben der Geldwirtschaft und der Industrie — in Italien — sich geltend macht.

Und seltsam, in den beiden Reihen geistiger Entwicklung, die auch hier weiter verfolgt werden sollen, in Glauben wie Kunst findet sich eine ähnliche Verteilung der Bewegungen: alte gehen fort und stellen die Besonderheit des Zeitalters bis zu einem gewissen Grade in Frage; die Kernbewegung ist doch neu, also gegenwendlich. Im Glauben ist im germanisch-romanischen wie im deutschen Mittelalter das Gefüge des überlieferten Gottesglaubens und insbesondere seiner Gottesgestalt viel zu stark, als daß die eigentümliche Glaubensform, die auch dieses Mittelalter hervorbringt, die Mystik, sie wirklich erschüttern und ihren festen Bau, ihre sicheren Umrisse hätte auflösen können. Aber die Werke der großen Mystiker tun beides innerhalb des Umfanges ihrer Verkündigung unumschränkt. Ist auch die Tragweite ihrer Wirkung selbst unter den Zeitgenossen begrenzt und tritt sie gegen Ende des Zeitraums wieder weit zurück hinter der Macht der überlieferten Glaubensgebilde, so ist sie doch ein kennzeichnendes Erzeugnis des Entwicklungsalters und bedeutet ein Höchstmaß von Auflösung der einst vom Herrscherwillen zwar nicht des germanischen, wohl aber früherer Altertümer und ihrer Glaubensformen geschaffenen Gebilde. Die Plastik an den Gestalten erweicht sich und löst sich in Weltgefühl und Allglauben auf.

Die Entwicklung der Kunst aber hat mit der des Glaubens

eine hohe Ähnlichkeit. Zuerst die romanische, dann die gotische Baukunst halten das Erbe der Altertumskunst, ihren Stilismus, ihre Neigung zu absichtsvollem, zwingendem Kunstwillen fest. Aber sucht man den innersten, den Kernunterschied der beiden Bauweisen, der romanischen und der gotischen, herauszulösen, so findet man, daß gerade in Hinsicht auf dieses für alle Kunstübung wesentlichste Verhältnis zwischen Formenzwang und Weltoffenheit bei dem Übergang von der romanischen zur gotischen Baukunst ein Umschlag der innersten Gesinnung stattgefunden hat. Die künstlerischen Mittel des romanischen Kirchenbaus sind von einer so planen und klaren Einfachheit, daß an seinen Werken das Überwiegen des absichtsvollen, d. h. also stilisierenden Kunstwillens gar nicht zu verkennen ist. Die Gotik aber, an seelischer Tiefe, an Innerlichkeit und, daß ich so sage, Untergründlichkeit ihres Wesens der romanischen Weise unendlich überlegen, läßt zwar diese Grundhaltung eines überlegenen, dem Beschauer sich aufzwingenden Kunstwillens nicht im mindesten fallen, aber ihr Ursprünglichstes, ihr Elementarstes, ihr Hindringen zu wild wucherndem Wachstum, zu unübersehlicher und fast betäubender Wirrsal der Einzelformen bedeutet im Grunde schlechthin das Gegenteil, den Durchbruch einer ungezügelten Naturhaftigkeit, die aus dem Innern ihrer hohen Dome einen Pfeilerhain macht und über ihre Außenseite einen Mantel von Schlinggewächsen und Dolomitenkegeln wirft. Görres, der aus innerster Wahlverwandtschaft den gotischen Meistern bis in die Tiefen ihres Fühlens und Wollens geblickt hat, hat in seiner wunderwürdigen Schrift von den beiden großen deutschen Domen nicht umsonst daran erinnert, daß das Straßburger Münster an der Stelle emporgewachsen sei, an der einst ein Druidenhain gestanden habe: in Wahrheit als sein Ersatz. Wer je auf den Raum unter der Vierung im Dom zu Amiens, dem klassischsten und den Maßen nach gewaltigsten Innenbau der Gotik, in dem fünf Längsschiffe von fünf Querschiffen durchschnitten werden, geblickt hat, kann sich der Empfindung »Wald« — Wald von Pfeilern — nicht enthalten. In der Helmhaube des Straßburger Münsters türmen sich Reihen von Stalaktiten, und die Stirnseite des Domes von Reims ist so pflanzenmäßig wie das Formengewirr, das die

Außenseite des hohen Chors am Kölner Dom schmückt. Das Wort Naturalismus ist durch die Kunst und die Kunstgesinnung des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts in Staub und Gosse gezogen worden; aber von der Naturhaftigkeit der Gotik in diesem Sinn darf man sprechen.

Allerdings wie mit umso stärkerer Gegenspannung hat die gotische Baukunst alle Strenge und alle Macht eines noch gewaltigeren Formwillens über diesen neuen Urdrang vorherrschen lassen, hat ihn so gebändigt, daß jener überwiegt. Aber als Unterströmung ist er da. Und der ganze Zusammenhang ist umso wichtiger, als der Übergang zur Gotik zugleich der Durch- und Ausbruch der germanischen Kunstgesinnung ist, gegenüber dem in der romanischen Weise noch überwiegenden Formenerbe von der Antike her.

Vollends die neuen oder doch jetzt erst mit hohem Erfolg gepflegten Kunstgattungen der Bildnerei und Malerei gehen vornehmlich in dem großen, dem letzten Jahrhundert des Mittelalters, im fünfzehnten, völlig zu wirklichkeitsnaher Stoffkunst über, freilich gewiß ohne sich der hohen Würde der Gotik und eines gewissen Bestandes von Formenzwang zu entkleiden.

Sonder Zweifel sind die Körperschafts- und Genossenschaftsformen in Staat und Wirtschaft auf Gemeinschaftsdrang, das Weltgefühl des Glaubens, die Wirklichkeitsnähe der Kunst auf Hingabetrieb zurückzuleiten, und beide schlagen also wirklich die Richtung ein, die der im Altertum verfolgten entgegengesetzt ist. Aber da, wie dargelegt, in allen vier Reihen so viel Nebenströmungen sich regen, mit der gegensinnigen, der alten Richtung, so ist auch für die Urbewegung der gesellschaftsseelischen Grundtriebe das Bild nicht von gleicher Klarheit und Einheitlichkeit wie in der Urzeit, nur daß an dem Vorwiegen von Gemeinschaftsdrang und Hingabetrieb nicht zu zweifeln ist.

Der Neueren Zeit mangelt es nicht an ganz ähnlich verwischenden Zusammengesetztheiten, an der Verflechtung alter und neuer und also gegensinniger Bewegungen. Und doch ist ihr Gesamtbild eher einheitlicher und in der Bewegung eindeutiger.

In der Verfassungsgeschichte überwiegt durchaus eine dem Mittelalter entgegengesetzte Entwicklungsrichtung. Wo, wie im

germanisch-romanischen Völkerkreise zwar nicht ausnahmslos, aber überwiegend, eine neue und eigens starke Form des Königtums sich herausbildet, ist dies völlig deutlich. Das germanisch-romanische Mittelalter hat seiner Grundgesinnung nach den Staat weit mehr geduldet, als daß es ihn zum Ausgangspunkt oder gar zum Endzweck seiner öffentlichen Ordnungen gemacht hätte. Der mittelalterliche Mensch nahm ihn als überkommenes Erbe, als eine gottgewollte Einrichtung hin, aber alle seine Grundtriebe waren ihm eigentlich entgegengesetzt. Gleichviel ob er in unübersehbarer Menge und Mannigfaltigkeit Gemeinschaften bildete, wie es der Edelmann im Ständetum, der Bürger und selbst noch der Bauer in seinen Verfassungs- und Wirtschaftskörperschaften tat, oder ob er als Kleinfürst, als Dynast, als Grundherr sich als Einzelner Selbständigkeit und Macht errang, er entzog sich, widersetzte sich der größeren Staatsgewalt.

Der Mensch der Neueren Zeit aber hat sich dem Staat pflichtig gemacht: die Herrscher zwangen, die Beamten, die Offiziere folgten; aus dem Genossen eines Standes, einer Gemeinschaft wurde der Untertan. Die überstarke Gewalt, die sich das Königtum erringt, ist der kennzeichnendste Bestandteil der öffentlichen Ordnung dieses Bahnabschnitts, aber nicht ihr grundsätzlichster, allgemeinster. Diesen stellt die Hochspannung der Staatsgewalt als solche dar. Daß diese nach innen in straffem Zusammenschluß aller Kräfte und Gewalten, nach außen in Angriffs- und Eroberungskriegen sich geltend macht, ist das Entscheidende. Und an dieser Grundeigenschaft haben die Ausnahmefälle der Glieder der neueuropäischen Staatengesellschaft, in denen ein unumschränktes Königtum sich nicht durchsetzte — Venedig, die Niederlande, England — ebenso Anteil wie Athen und Rom in ihren neuzeitlichen Freistaats-Verfassungen. Für das neueuropäische Weltalter ist eigens kennzeichnend, daß die bedeutendste Auflehnung gegen das Königtum, zu der es innerhalb dieses Zeitraums kommt, daß die englische Revolution gegen Karl I. sich zu einer Tyrannis zuspitzt und daß die parlamentarische Adelsherrschaft in dem England des achtzehnten Jahrhunderts nach außen die gleichen Ausdehnungs- und Machttriebe bewährt, wie die unumschränkten Königsstaaten des Fest-

landes. Von den beiden alteuropäischen Entwicklungen gilt, daß das geistige Athen fast ebenso wie das nüchtern-kriegerische Rom in seiner Neueren Zeit auf Ausdehnung und Eroberung ausgeht.

Die wirtschaftliche Entwicklung zeigt ganz gewiß nicht in ihrem Insgesamt, wohl aber in ihren lebendigsten und für die Zukunft entscheidendsten Regungen einen ähnlichen grundsätzlichen Richtungswechsel. Im germanisch-romanischen Weltalter stehen sich der mittelalterliche und der neuzeitliche Mensch zum mindesten in ihren äußersten Zuspitzungen auch in Hinsicht auf ihre Wirtschaftsgesinnung schroff gegenüber. Mit dem beginnenden und vollends mit dem von 1750 ab wachsenden Großbetrieb bemächtigt sich der überragende Einzelne der Wirtschaft, während die mittelalterliche Wirtschaftsregelung eine im Grundsatz und in allen wichtigsten Auswirkungen genossenschaftliche war. Der Wesenskern der Wirtschaftsgesinnung aber erfährt gleichzeitig die ebenso wichtige Wandlung, daß von den Handel und Gewerbe treibenden Bürgern wenigstens die Führer zu Unternehmern, d. h. zu berufsmäßigen Kaufleuten und Industriellen werden. Der mittelalterliche Kaufmann oder Handwerker lag seiner Tätigkeit als einer Form von Leben und Menschentum ob: er wollte von ihr wohl Unterhalt und Gewinn empfangen, aber er ordnete sie sich, nicht sich ihr unter. Sie war ihm Mittel, nicht Zweck des Lebens. In Hinsicht auf die fortschreitende Verstandesmäßigkeit, die technische Ausbildung der Mittel und Werkzeuge dieser neuen berufsmäßigen Wirtschaftsform entspricht die Entwicklung ganz der im Staatswesen, in der inneren Staatskunst, in Verwaltung und Finanzwesen.

Im geistigen Reich weist die auch jetzt noch wichtigste Entwicklungsreihe des Glaubens — in aller Deutlichkeit wenigstens im neueuropäischen Weltalter — zwischen Mittelalter und Neuerer Zeit eine scharfe und völlig unmißdeutbare Entschiedenheit des Richtungswechsels auf. Wohl ist es auch hier nur die eigentlich fortschreitende Bewegung, die des Protestantismus, die diese Wandlung offenbart; sie aber ist den Grundbedingungen des mittelalterlichen Glaubens umso schroffer entgegengesetzt. Ihre Wissenschaftlichkeit und Verstandesmäßigkeit ist diesem

und seinen ganz gefühlsmäßigen Wurzeln, seiner dumpfen, aber stärkeren Gläubigkeit schlechthin gegenübergetreten, gleichviel ob die höchste Form des alten Glaubens, die Mystik, oder seine erdnäheren Auswirkungen, seine Heiligenverehrung oder seine derbe, aber als Glaubensgut höchst unverächtliche Werkegerechtigkeit ins Auge gefaßt werden. Daß der Protestantismus, wie schon der Paulinismus, aus dem Christentum zum andern Mal eine Theologie, eine Gottesgelehrtheit macht, bedeutete gegen die mittelalterliche Gläubigkeit einen ebenso entschiedenen Rückstoß, wie sein zum mindesten verkündeter Demokratismus — die Sonderstellung jedes einzelnen Gläubigen — eine Auflehnung gegen die Einzelherrschaft des Papstes, die Adelsherrschaft der Priester.

Die stärkeren Vorstöße dieses Zeitalters gegen die Gläubigkeit seines Vorgängers, die trotz ihrer Verschärftheiten in der griechischen Neuzeit ihre Seitenstücke haben — die Ungläubigkeit der Renaissance in der sophistischen Bewegung, der halbe oder ganze Abfall der Aufklärung in des Aristophanes und seiner Gesinnungsgenossen kaum verhehlten Spöttereien — wiederholen das Schauspiel in völlig verweltlichter Form.

Und endlich die Wendung, die in der Kunst unserer Völker bei dem Übergang vom Mittelalter zur Neueren Zeit stattgefunden hat, trägt ein im tiefsten verwandtes Gepräge wie die Bewegung im Glauben. Renaissance und Reformation sind verwandt, insofern sie beide antikische Formen erneuern, aber auch insofern sie beide an die Stelle einer naturhaften und seelenstarken Inbrunst die Ergebnisse einer sehr viel klareren, helleren, bewußteren, aber auch in Kunst wie Glauben schwächeren Haltung und Gesinnung setzen. Rafael, in dessen Werk wie in einem Kurbelpunkt dieser Umschlag sich zusammenfaßt, ist der lebendige Beweis dafür, wie ganz die neue Kunstgesinnung der mittelalterlichen entgegengesetzt war, insofern in ihrem höchsten Bestreben, dem nach Einklang und Ebenmaß, Harmonie und Symmetrie, ein Antrieb von Überlegung und Berechnung übermächtig war, während die Quellen der mittelalterlichen, vornehmlich der gotischen Kunst in der viel tieferen Schicht von Gefühls- und Einbildungskraft lagen. Dies darf wenigstens von

jenem Kern der gotischen Kunst gesagt werden, der auf leidenschaftliche Bewegtheit und eine bis an das Wirrsal grenzende Überfülltheit des Kunstwerks mit Gestalten wie mit Formen hindringt. Wohl war über ihn die auch durchaus berechnete Gewalt eines starken Formenzwanges gestellt. Aber diese Berechnung überwog nicht, wie in aller der Kunst der Neueren Zeit, die weit mehr der Form als den Gehalten dienen wollte.

Und ist es erlaubt, von aller mittelalterlichen und aller neuzeitlichen Forschung in je einer Formel die Summe zu ziehen, so muß hier der gleiche Gegensatz zutage treten, nur verdeckt dadurch, daß Wissenschaft in allen Stufenaltern ihrer Entwicklung, also auch der unreifen, sich der rein verstandesmäßigen Mittel bedienen muß. Von der Scholastik gilt dies in eigens hohem Maße, und die kühnsten Nominalisten haben nicht nur das Wie, nein auch zögernd und zage das Was ihres Erkennens dem Richterspruch der Vernunft zu unterwerfen angefangen. In das Weite und Ganze gesehen aber stehen sich die mittelalterliche und die neuzeitliche Wissenschaft insofern schroff gegenüber, als jene sich dem Diktat eines an sich völlig irrationalen, unverstandesmäßigen Glaubens unterwarf, diese aber — in mühseligem und zuerst noch befangenem, schließlich aber fast völlig entschiedenem Ringen — sich von dieser Fesselung und damit von der lähmendsten Hemmung befreite.

Drittes Stück

Die Wegkehren der Neuesten Zeit

Diese Darstellung hat schon mehr als einmal Ursache gehabt, aufzuzeigen, daß die Neueste Zeit, insonderheit in der neueuropäischen Reihe — die hier allein ins Auge gefaßt werden soll — sich durchaus nicht mit der gleichen Sicherheit und Bestimmtheit in Hinsicht auf ihre Wegewahl kennzeichnen läßt wie alle früheren Abschnitte des Bahnengewindes. Die Ausnahmestellung eines Zeitalters, das nicht abgeschlossen hinter uns liegt, und von dem wir nicht wissen können, wie weit es seine Dauer noch über uns fort erstrecken wird, macht sich geltend. Zum

zweiten aber verwirrt sich das Bild um deswillen, weil für uns heute noch nicht ersichtlich ist, ob sich gegen den ersten großen Teilabschnitt dieses Bahnabschnittes, als welcher sich die Zeit von 1789 bis 1899 allenfalls erkennen läßt, von Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts ab ein neuer größerer Entwicklungsabschnitt absetzt, oder ob sich jene erste Halbbahn noch weiter fortsetzt und das Jahrhundertende nur eine Cäsur, einen Entwicklungseinschnitt minderer Bedeutung darstellt.[1]

Dies nämlich ist die Frage, ob die große demokratisch-sozialistische Strömung, als von der beherrscht die Zeit von 1789 bis 1899 angesehen werden darf, durch den mit 1899 stark einsetzenden, im Weltkrieg aufschäumenden Imperialismus als Woge einer neuen Strömung abgelöst wird, oder ob die imperialistische Welle der Jahre 1899 bis 1918 nur als eine vorüberrauschende Springflut angesehen werden soll. Wer den Gesichtswinkel von der russischen, der deutschen, der österreichischen Revolution oder vom Völkerbund her nimmt, wird zur letzten Meinung gelangen, wer vom Standpunkt des italienischen Fascismus und einer Anzahl verwandter ober- und unterirdischer Gegenbewegungen her urteilt, wird der ersten Annahme zuneigen.

Der Geschichtslehre, deren Auftrag sich immer nur auf die Erkenntnis von Vergangenheiten erstreckt, liegt außer dem geduldigen Abwarten und Auswerten von entscheidenden Teilerscheinungen und Vorankündigungen hier nur die Pflicht ob, daß sie das Auseinanderklaffen der verschiedenen Deutungsmöglichkeiten nicht verhüllt läßt oder es gar um irgendeiner vorgefaßten Baumeinung willen fortleugnet, sondern daß sie es vielmehr mit allem Nachdruck erkennen läßt.

Und noch eine dritte Unsicherheit darf nicht verborgen, sondern muß sehr betont eingestanden werden: der erste und der inneren Wucht nach viel stärkere Imperialismus der Neuesten Zeit, der von Napoleon, dem schöpferischen Urheber alles Caesarismus und Imperialismus auch der Folgezeit, ausgeht, ist ganz sicher eine Zwischenbewegung zwischen dem ersten, ebenso

1) Vgl. oben S. 88 ff., dazu Stufenbau (²1927) 121 ff.

schöpferischen Aufsprung aller Liberalismen und Demokratismen in der großen Revolution und der lang hingestreckten Kurve der demokratisch-sozialistischen Zeiten zwischen 1815 und 1899. Hier entsteht also die Frage, ob den Umschwüngen, die zu dieser Zwischenbewegung und wieder von ihr fort geführt haben, der gleiche Rang der Gegenwendlichkeit wie den großen Wegkehren zwischen zwei Bahnabschnitten beigemessen werden soll oder nicht. Wollte man nach der inneren Wucht des Geschehens urteilen, so würde man diese Frage bejahen; zieht man die Reichweite der Folgewirkungen in Betracht, so müßte sie verneint werden.

Die Geschichtslehre wird sich auch hier damit begnügen dürfen, den vorhandenen Tatbestand klar zu umschreiben und das Vorkommen eines Mittelgebildes festzustellen.

Gleichviel aber, ob hier nur die großen oder auch die Zwischeneinschnitte ins Auge gefaßt werden: Richtungswechsel, Gegensätze stellen sich allenthalben dar, oft von der schroffsten Form. In den starkbalkigsten Entwicklungsgefügen der Verfassungsgeschichte kommt alles Her und Hin des Geschehens zu klarster Deutlichkeit. Die schärfste Wegkehre trennt bei den führenden Völkern die Neuere und die Neueste Zeit. Daß nach der französischen Staatsumwälzung von 1789 alle Revolutionen der Geschichte, frühere wie spätere, den Namen führen, sagt alles. Unerheblich, ob man von dem hier aufbrechenden Gegensatz redet als von dem zwischen Königs- und Volksherrschaft, von Adel und Bürgertum, von Zwangsstaat und Freiheit, von Staat und Einzelnem, von Führertum und Masse, immer ist der innere Widerspruch zwischen Altem und Neuem von gleicher Schärfe.

Das erste Kaisertum ist in seinen letzten Zielen der schroffste Widerspruch gegen die Revolution und ihre Grundgedanken und dennoch in einem starken Unterbau so sehr Fortsetzer und Erhalter dieser Grundgedanken, daß es sich nicht im mindesten wie eine Rückkehr zu dem unumschränkten Königsstaat des alten Frankreich darstellt. In seiner Unterströmung leitet es die Gedanken von 1789 in einem Kernbestand heil und wohlerhalten über sich selbst fort. Und so kann man sagen, daß die weithin durch das Jahrhundert schwingende Kurve der aufeinander

folgenden, sich immer weiter steigernden Vorstöße der neuen Staatsbewegung, des Liberalismus, Demokratismus, Sozialismus, doch in einem innerlich nie unterbrochenen Zusammenhang an die Revolution von 1789 anknüpft. Denn die romantische Reaktion von 1815, die in Wahrheit mit dem Rückfall in den alten Königsstaat noch die Gedanken ständischer Adelsherrschaft verband, blieb zum wenigsten in Frankreich ein Zwischenspiel, ein Intermezzo von der Dauer eines halben Menschenalters.

Der Imperialismus, der, im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts angebahnt, von 1899 ab heftiger durchgesetzt, als Anspannung des Staatsgedankens im wesentlichen nach außen gerichtet und nicht selten von caesaristischen Folgeerscheinungen in der inneren Staatskunst begleitet war, ist nirgends durch eine deutliche Grenzscheide von der demokratischen Hauptstrecke des Zeitalters getrennt. An der Gegensätzlichkeit seiner Staatsgesinnung — nach außen wie nach innen — im Verhältnis zum Demokratismus oder gar Sozialismus ist dennoch nicht zu zweifeln. Für alle Liberalismen, Demokratismen und — ohne Zweifel — auch Sozialismen ist der Staat um der Einzelnen, aller Einzelnen willen da; Imperialismus und Caesarismus aber und so auch der schroffe Staatssozialismus, der sich heut auf der äußersten Rechten entwickelt, wollen den Einzelnen lediglich als Mittel und Baustein dem Insgesamt des Staates dienstbar machen.

In einem innersten Betracht vollzieht sich die wirtschaftliche Entwicklung wie in ihrem Bahnenzug, so auch in ihren Wegkehren und Gegensätzen gleichläufig mit der staatlichen. Der Grundsatz der wirtschaftlichen Befreiung des Einzelnen von den überlieferten Staats- und den noch älteren Gemeinschaftszwängen, der von 1789 ab das neunzehnte Jahrhundert durchaus entsprechend der liberal-demokratischen Bewegung im Staate zu zwei Dritteln beherrscht, und selbst der Sozialismus, insoweit er nicht eigentlich die Gemeinschaft über den Zwerg- und Massenindividualismus aller Einzelnen setzt, fügt sich hier folgerichtig ein.

Dem Imperialismus der äußeren und inneren Staatsgeschichte entspricht eine Bewegung im Wirtschaftsleben, die man versucht ist ebenfalls imperialistisch zu nennen. Denn wie der Imperialis-

mus nach außen auf beständige Ausdehnung seiner Machtgebiete vornehmlich über See und außer Europa ausging, so war das Endergebnis der neuen Wirtschaftsform die Herstellung und Beherrschung immer größerer Wirtschaftsgebiete. Ja, man kann sagen, daß zur Dehnung und Weitung der imperialistischen Machtpläne die Begierde der sie verfolgenden Völker nach immer größeren Wirtschaftsimperien Antriebe gegeben hat, kaum schwächer als die reinen Machtgelüste.

Dehnung, Weitung, Vergrößerung, Machtsteigerung der Wirtschaftseinheiten, der Betriebe und der lockereren Zusammenhänge ist auch die Losung des Wirtschaftsgeschehens im einzelnen: der Fortschritt vom Groß- zum Riesenbetriebe, vom Kapitalismus zum Großkapitalismus, der Zusammenschluß auch noch der Großindustrien zu Konzernen, Trusten, Syndikaten, die Vereinigung von Mammutunternehmen in einer Hand. Das Auftreten von imperatorischen Gestalten, von Carnegie, Rockefeller, Morgan, Stinnes macht die Ähnlichkeit voll.

Das Bedenken steigt auf, ob denn hier nicht eine ununterbrochene, nur sich über sich selbst hinaus fortsetzende Entwicklungsreihe vorliege, ob nicht die Ausbildung des Kapitalismus zum Großkapitalismus nur eine Fortführung bedeute und selbst das Aufkommen imperienhafter Riesenunternehmungen, das Auftreten imperatorischer Führergestalten nichts anderes bedeute als eine Steigerung des Individualismus der Vielen, Aller zu einem Individualismus von Wenigen, Höchsten. Eine Durchleuchtung des wirtschaftlichen Geschehens in seinem seelischen Kern ergibt doch ein Anderes und auch hier einen völligen Umbruch der Entwicklung, einen tiefen Gegensatz zwischen altem und neuem Tun.

Der alte Individualismus der liberalen, in grober Steigerung manchesterlichen Wirtschaftslehre und Wirtschaftsweise hatte den Menschen und sein Wohl zum Ziel und Zweck. Der neue Wirtschaftsimperialismus aber will die Sache, will wirklich nicht den Unternehmer, sondern das Unternehmen, nicht den Wirtschaftenden, sondern die Wirtschaft. Das eigentümlichste Kennzeichen der Seelenbildung, d. h. also des eigentlichen Kerns der Kultur unserer Gegenwart, die Verdinglichung, die Versach-

lichung alles menschlichen Strebens, die Hinaussteigerung des Wertes aller Sachgüter, Sachleistungen über den Wert des Ichs, des Menschentums und des Menschentuns, der Ausbildung seiner Kräfte, seines Seins hat sich vielleicht in keinem der Kreisausschnitte unseres Lebensinsgesamts so stark und unmißdeutbar ausgewirkt wie in der Wirtschaft. Der — von aller höheren Geistes- und Seelenbildung aus gesehen heillose — Gedanke, als entscheide über die Anwendung irgend eines Mittels der äußeren Lebensgestaltung nur erstens die Frage, ob seine Herstellung technisch möglich, zweitens die andere, ob sie geldlich lohnend sei, herrscht hier in wahrhaft dämonischem Grade und ist nur Ausdruck der gleichen übermäßigen Vorherrschaft der Sachhaftigkeit, der Dingkultur, unter der das geistige Leben, mehr noch in der Wissenschaft als in der Kunst, aber auch Staatsgesinnung und Staatseinrichtung — etwa in der Übermacht der Parteien, der Gestaltung des Wahlrechts und so fort — leiden.

Der Sozialismus aber ist nicht, wie man meinen sollte, von dieser Entwicklung ausgenommen, sondern nur als eine zweite Reihe in sie einzuordnen. In seiner älteren, im Buchstabensinn des Wortes sozial-demokratischen, d. h. sozialistischen und demokratischen Gestalt war er Massenindividualismus, in der neueren Form aber, wie ihn der Wagemut und die Tatkraft des bolschewistischen Rußlands durchgesetzt haben, ist er im staatlichen Sinn Staatssozialismus, im wirtschaftlichen Sinn Wirtschaftssozialismus geworden, d. h. er hat die Sache, das Ding, die Ganzheit und Sachhaftigkeit dort des Staats, hier der Volkswirtschaft hoch über den Verbrauch des Einzelnen, aller Einzelnen, will sagen die *societas*, ja mehr als das, das staatliche Heil und den wirtschaftlichen Vorteil über den Massenindividualismus, über das Wohl des Einzelnen gestellt.

Kein Zweifel, der Gegensatz zwischen individualistischer und sozialistischer Wirtschaftsentwicklung hat durch die überdekkende Macht dieses Strebens zur Sachhaftigkeit hüben wie drüben an Schärfe verloren. Die wahrhaft seherische Kraft, mit der Marx der Forscher, der Marx dem Völkerführer, Gesellschaftsformer an Stärke kaum nachstand, Wirtschaft und Gesellschaft, Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte sah und wertete, hat

sich vielleicht in keiner Einzelheit so übergroß bewährt wie darin, daß er sein großes Werk Das Kapital – nicht Der Kapitalist oder Der Bourgeois – nannte und in diesem Sachsinn formte. Denn der Politiker und Demagog, der Staatsmann, der Volksführer und -verführer in ihm konnten ihn nur gleichmäßig dazu bestimmen: den Kapitalisten anzuklagen als den macht- und geldgierigen Ursächer aller der von Marx angegriffenen Wirtschaftsentwicklungen. Aber der Forscher in ihm überwog: er erklärte ausdrücklich, nicht die persönlichen Antriebe der Kapitalisten, sondern die Sachgewalt der Kapitalbildung und Kapitalvermehrung ist der Schuldige.

Und in seltsamem Quiproquo mag nun heut, da die Versachlichung der Volkswirtschaft sich eigentlich erst recht durchgesetzt hat, der erbittertste Gegner der sozialistischen Bewegung, der Großkapitalismus, sich mit mehr Recht als je dieser von Marx geschmiedeten Waffe bedienen. Denn erst jetzt wird auch die parteiischste Voreingenommenheit davon zu überzeugen sein, daß der Inhaber oder Leiter eines Riesenunternehmens gar nicht mehr als im wesentlichen von seiner Erwerbsgier geleitet wird angesehen werden können. Denn diese würde mit viel geringerem Gewinnrisiko zu stillen sein. Selbst für ein Unternehmen von Stinnesmaßen, das wie ein Dämon mit der einen Hand Segen, mit der andern Fluch über ganze Klassen brachte, ist als bewegender Antrieb nur der ebenso dämonische Eifer für die Sache, für die möglichst rasche, möglichst durchgreifende Wiederherstellung der deutschen Volkswirtschaft anzunehmen. Daß der große Unterstrom des wirtschaftlichen Trachtens in den Niederungen der Massen und noch in der Mittelschicht des Führertums nach wie vor von dem im Einzelnen verwurzelten Erwerbstrieb, also einer Persönlichkeitsmacht vorwiegend beherrscht wird, ist selbstverständlich, aber ebenso selbstverständlich, daß das Gepräge wie in jedem Lebensbezirk, so auch in der Wirtschaft, einem Zeitalter durch die höchsten Führer aufgedrückt wird. Und naturgemäß sind auch sie Ichstarke trotz der Sachhaftigkeit ihrer Ziele.

Also auch hier Umbruch der Entwicklung, Widerspruch des Heute gegen das Gestern. Ganz andere Ebenen des seelischen Ge-

schehens hat die zusammenfassende Betrachtung aufzusuchen in den Entwicklungen des Geistes. Gegensätze und schroff sich biegende Wegkehren aber vermag sie auch dort nachzuweisen.

In erstaunlicher Gleichläufigkeit mit der Verfassungsgeschichte zerlegt sich die Entwicklung der Kunst wie der Forschung in ein dem Imperialismus und Caesarismus des ersten Kaiserreichs entsprechendes Zwischenspiel, eine lang hinschwingende Hauptkurve, die sich von 1815 bis zum Ende des Jahrhunderts hinzieht, und in den Gegenstoß, der sich gegen die Jahrhundertwende vorbereitet und von ihr ab stärker geltend macht. Und jedesmal wird der grenzsetzende Einschnitt durch einen vollkommenen Gegensatz zwischen der verdrängten und der neuaufkommenden Bewegung bezeichnet.

In der Geschichte der Kunst, der bildenden wie der redenden, setzt sich der Klassizismus, der dicht vor 1789 sich erhebt, gegen den Rousseau-Realismus ganz ebenso sicher und bestimmt ab, wie gegen die ebenfalls noch lebendigen Nachläufer des Rokoko. Formensprache und Seelenstimmung wandeln sich auf das Entschiedenste. Die lange Reihe der aufeinanderfolgenden Realismen von 1815 ab bis zu Naturalismus und Impressionismus am Jahrhundertende wird zwar eingeleitet durch ein Zwischenglied, die Romantik, das noch nicht mit Schroffheit die Richtung der neuen Reihe einschlägt, der Umschlag aber ist doch ausgesprochen, die Wegkehre zackig genug: denn die Romantik hat sich ihrer leidenschaftlichen Seelenhaltung nach, wie um ihrer schon mit starken Schritten auf die Wirklichkeitsnähe der Realismen losgehenden Kunstgesinnung willen, auf das Entschlossenste von der Ruhe und der Stilkunst des Klassizismus fortgewandt. Die von 1890 einsetzende Stilkunst, die von 1911 aufspringende Ausdruckskunst der Expressionisten haben sich eher noch schroffer von dem vorausgehenden Naturalismus und Impressionismus abgewandt.

In der Geschichte der Wissenschaft aber hebt sich wiederum in großer Übereinstimmung mit der Kunst wenigstens in einigen entscheidenden Entwicklungsreihen zu Anfang der Neuesten Zeit ein kurzer Teilabschnitt kühn bauender Forschung deutlich heraus, der dem Caesarismus des ersten Kaiserreichs ganz ebenso

wie dem Klassizismus der bildenden Kunst an Ichstärke verwandt ist. Herders krönendes Werk einer großen Menschheitsgeschichte, die bis zu weltgeschichtlichem Umfang ausgedehnte Forschung der Göttinger bezeichnen in den Erfahrungswissenschaften die gleiche Bewegung, Fichtes, Hegels und Schellings hoch über die Wirklichkeit hinausdringende Denkarbeit setzt in der Geschichte des reinen Gedankens die Grenzen dieser Bewegung.

Die ganze weite Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ist von einer Wissenschaftsgesinnung beherrscht, die sich von Anbeginn deutlich, im weiteren Verlauf immer entschiedener von aller bauenden Kühnheit fortwendet und das forschende Ich immer unbedingter an Erfahrung und Beobachtung bindet. Die Abkehr ist schroff genug: Niebuhr und Ranke setzen sich in den entschiedensten Gegensatz zu Hegel; die Paniererhebung Savignys gegen alle begriffliche Gesetzgebung von 1814 mag nicht nur für die Rechtswissenschaft und ihre historische Schule das ungefähre Grenzzeichen darstellen. Die immer weiter gehende Lähmung des freien Gedankens in der Philosophie, das Überhandnehmen einer nur noch geschichtlichen Arbeit in ihr kennzeichnen die geistige Richtung des Zeitalters in der obersten Ebene der Wissenschaft. Alle ihre sehr großen Erfolge liegen nach Seiten der genau und im einzelnen durchforschten Wirklichkeit, alle ihre Mängel nach der Seite bauender Kraft und ichstarker Beherrschung des Erfahrungsbildes.

Und wiederum vollzieht sich gegen das Jahrhundertende zum mindesten in einigen entscheidenden Einzelreihen der wissenschaftlichen Entwicklung eine neue Wendung, ganz entsprechend der künstlerischen zur Ichstärke des schauenden Ichs hin. Nietzsche, der, wie Böcklin, Puvis de Chavannes und Watts schon seit Jahrzehnten tätig, an seinem Teil die Wendung in der auf Leben und Menschenkunde angewandten Philosophie angebahnt hat, bricht von 1890 ab durch; im strengen Denken wird von 1900 ab der Neuplatonismus der Phänomenologie mächtig; in der Geschichtsforschung wagen seit Lamprecht wenigstens Einzelne große, weite Würfe, die Naturwissenschaften, vornehmlich Physik und Biologie, gelangen zu unerhörten Erfolgen, die sie unter dem Festhalten an der äußersten Sorgfalt und Genauigkeit ihrer

Einzelforschung doch im Wesentlichen einem Drang zu höchsten Vereinheitlichungen, ganz kühnen Begriffsbauten und allerweitesten Zusammenfassungen verdanken.

Von allen diesen Teilabschnitten gilt, was zu Anfang der hier angestellten Erörterung von dem ganzen Zeitalter erklärt wurde: das Bild ist minder einheitlich als das der meisten früheren Zeitalter. Fast immer gehen als Unter- und Nebenströmungen die eben in der Hauptsache verdrängten Bewegungen neben den neuen, siegreichen her. Daß auch in Frankreich, d. h. dem Lande der radikalsten Entscheidungen, alle Erfolge, die Liberalismus und Demokratismus errangen, eine bonapartistische Grundstimmung nicht völlig haben beseitigen können, hat bewirkt, daß Napoleon III. die Sache des Imperialismus hier ein halbes Menschenalter früher, als es irgendwo in Europa gelang, zum Siege führen konnte. Und Darwin steht im dritten Viertel des Jahrhunderts wie ein fleischgewordener Protest kühn wagender Baukraft und Baufähigkeit mitten in einer auf Einzelforschung und reine Erfahrung gerichteten Wissenschaftsströmung.

Im ganzen aber wird man sagen dürfen, und dies ist für die Lehre von den Wegkehren entscheidend: dies Zeitalter zeigt bei aller Verflochtenheit seiner Bewegungen und bei der Doppelsinnigkeit gerade unserer Gegenwart in den Teilstrecken seines Bahnabschnittes ein hohes Maß von Entschiedenheit der sie abschließenden und einleitenden Richtungswechsel. Um 1815 schließt in Tat wie Geist ein Eingang von Ichstärke, um 1890/1900 beginnt ein Ausgang von wiederum ichstarker Grundgesinnung, die sich beide sehr scharf und deutlich abheben gegen die lang hinschwingende Kurve der Jahrhundertmitte, die ganz von Ichhingabe an Gemeinschaft und Welt erfüllt ist.

Viertes Stück

Wesen und Grenzen der Gegenwendlichkeit

Man wird bemerkt haben, daß in all den Belegen, die hier für die Erscheinung der Gegenwendlichkeit im Bau des Bahnengewindes der Geschichte gesammelt wurden, nur die Entwick-

lungsreihen der einzelnen Lebens- und Tätigkeitsformen der Menschen und der Völker aus dem geschichtlichen Bild herausgehoben worden sind, nicht aber die Reihe wurzelhafter Wandlungen der gesellschaftsseelischen Triebe, die auf diesen Blättern als die allen gemeinsame, sie alle tragende Urentwicklung angesehen wird und von der aus denn auch das seltsam sich windende Hin und Her des Weges der Menschheit aufgefunden wurde, das hier in das geometrische Bild des Gewindes zusammengedrängt wurde. Es leuchtet ein, daß diese wie jede andere der hier festgestellten Baueigenschaften des Bahnengewindes der Gesamtgeschichte besser bestätigt wird, wenn durch jene tiefste und allgemeinste Reihe der gesellschaftsseelischen Antriebe hindurch auf die Einzelentwicklungen von Staat und Wirtschaft, Glauben, Kunst, Forschung und so fort zurückgegriffen wird, um an ihnen die Gültigkeit der Beobachtung zu erweisen.

Will man nun aber aus all diesen Einzelfeststellungen die Summe ziehen, Grund und Kern dieser Entwicklungserscheinung erkennen, so wird es von vornherein Pflicht sein, nicht ihr Wesen nur, nein auch ihre Grenzen und Bedingtheiten zu umschreiben.

Zuvörderst muß mit aller Unumwundenheit erklärt werden, daß es ja immer nur einige, nicht aber alle Einzelentwicklungen sind, die hier als Beweisstoff benutzt wurden. Das liegt nicht immer an der Unmöglichkeit ihrer Verwendung: große Teile des geschichtlichen Gesamtbildes, die sehr wohl, sei es voll, sei es teilweise hätten verwandt werden können, sind hier als nur minder wichtig und um der Raumersparnis willen beiseite gelassen worden. Bestimmte Lebens- und Geschichtszusammenhänge aber haben, wie in dem Abschnitt der Lehre von Fortschritt und Beharrung der geschichtlichen Gesamtbewegung des näheren wird dargestellt werden, die Eigentümlichkeit einer weit geringeren Beweglichkeit: so Rechts- und auf lange hin Sittengeschichte im Reich der Tat, so Sprachgeschichte in dem des Geistes. Wohl sind auch sie beständig vom Werden bewegt und zuweilen weist auch die Linie ihres Fortgangs auffällige Umbrüche und Wegkehren auf; aber offenbar fehlt es ihnen an dem Höchstmaß von, daß ich so sage, nervöser Wandelbarkeit, die etwa die Verfassungs-, etwa die Kunstgeschichte kennzeichnet.

Und eine allgemeine Geschichtswissenschaft, die dazu vordringen würde, eine voll ausgeführte Lehre vom Wesen der Gegenwendlichkeit, von den Stößen und Gegenstößen in der Geschichte aufzubauen, würde hier eine ganze Fülle von Formen und Formengruppen aufzustellen haben. Sie würde erstens zwischen den breiten Entwicklungsreihen der äußeren und inneren Staats-, der Wirtschafts-, der Klassen-, der Glaubens-, der Kunst-, der Forschungsgeschichte noch im selben Entwicklungsabschnitt die augenfälligsten Abweichungen neben den noch wichtigeren Übereinstimmungen aufzuzeigen haben. Aber sie würde Stoß und Gegenstoß, Prall und Rückprall aufweisen auch in den viel engeren Einzelentwicklungen der besonderen Lebens- und Sachzusammenhänge, bis zur Geschichte einzelner Städte, einzelner Stände, einzelner Parteien, einzelner Glaubensgemeinschaften, einzelner Wissenschafts- und Kunstschulen herab. Sie würde finden, daß nicht nur an den großen Wegkehren zwischen den Zeitaltern, sondern an sehr viel Einschnitten innerhalb ihrer diese Erscheinungen nachzuweisen sind, wie denn auch in dem hier vorgelegten Abriß wenigstens für das neunzehnte Jahrhundert derartige Teilabschnitte und also auch Zwischeneinschnitte unterschieden worden sind. Ja es würde sich noch in der Geschichte der Einzelnen, vornehmlich der starken Einzelnen, ein solches Hin und Her, Vorwärts und Rückwärts am auffälligsten zwischen den Lebensaltern, aber auch zwischen kürzeren Entwicklungsabschnitten aufzeigen lassen.

Die Lehre von der Gegenwendlichkeit des Bahnengewindes wird sich zuletzt als eine Sondergruppe der Lehre von der Neuerung erweisen und in sie überfließen. Es sind ja nur die tiefsten und breitesten Umwälzungen, die diejenige eingreifendste Form des Richtungswechsels herbeiführen, die hier als Ende eines durchlaufenen, Anfang eines neu begonnenen Bahnabschnitts bezeichnet wurde. Es ist, als ob zwischen den einzelnen Richtungswechseln — wie es die Geschichtslehre, Neuerungen, wie es die Gesellschaftsseelenkunde ausdrücken wird — ein Wettbewerb der Ausgesprochenheit, Jähheit, Schroffheit, Heftigkeit stattfindet, und nur die stärksten Sieger in ihnen vermögen ein neues Zeitalter heraufzuführen.

Das Wesen der geschichtlichen Gegenwendlichkeit, im weiteren Sinn der gesellschaftsseelischen Neuerung, d. h. vornehmlich das Zustandekommen des ihr zugrunde liegenden tiefen Sinneswandels, wird zur Vollkommenheit gewiß erst nach Vollendung ihrer Formenlehre erkannt werden. Der Kern dieser Geschehensform läßt sich indessen schon heut herausschälen.

Man könnte sagen, es gäbe zwei Wege, um zu diesem Ziel zu gelangen: einen begrifflich-erkenntnishaften und einen der Seelenkunde. Aber sehr schnell findet sich, daß es nicht geraten ist, diese beiden Wege zu trennen, sie durchkreuzen sich so oft, daß sie von vornherein in ihrer Verflochtenheit als Doppeleinheit aufgefaßt werden müssen.

So oft der Blick vorwärtsstrebender Geschichtslehre auch diese Gedankengänge, zu denen es sie als zu einem der wichtigsten, aber auch verschlossensten Fragenzusammenhänge immer wieder zurückziehen wird, durchlaufen mag, er wird zu keiner befriedigenderen Lösung kommen, als zu dem Grundbegriff der Sättigung, d. h. einem Zustand der Seele, den sie zuerst immerdar zu erstreben bemüht ist, der sie aber, einmal erreicht, dazu treibt, sich von den bisher geübten, eben zu diesem Zweck festgehaltenen Handlungsweisen abzuwenden und neue aufzusuchen.

Schon indem man diesen Grundbegriff aufstellt, wird erwiesen, daß hier zwei Sehensformen zugleich angewandt sind, oder auch, da sie sich gegenseitig fordern und ergänzen, zusammen angewandt werden müssen. Denn so gewiß die Antriebe, die den planenden Menschen dazu drängen, Sättigung zu erstreben, ebenso wie die Gefühle der erreichten Sättigung, die ihn in andere Richtung stoßen, gefühlsmäßiger Art sind, so gewiß werden jener Antrieb und dieser Abscheu von einem Tatbestand hervorgebracht, der nur auf dem Erkenntniswege zu ermitteln ist: durch die Erkenntnis nämlich im ersten Fall der Möglichkeiten, die als unerfüllte nach vorwärts locken, im zweiten der Gesamtsumme der Möglichkeiten, die als voll oder annähernd erfüllt nunmehr eine Gleichgültigkeit oder gar ein Mißgefühl: Sättigung oder Übermüdung, hervorbringen. Denn so ganz erfahrungswissenschaftlich auch eine Geschichtslehre, die hier weiterzudringen begehrt, eingestellt sein mag, so wird sie doch auf die Unterstellung nicht

verzichten mögen, daß es Grundvorgänge für einen jeden Geschichtszusammenhang gibt, die für den an ihn sich hingebenden Geist, wenn nicht erkennbar, so doch erahnbar sind. Nur sei dabei schon heut und hier ausdrücklich erklärt, daß diese Meinung nicht aus irgend einer als unumstößlich ausgegebenen Setzung im Voraus, aus irgend einem Apriorismus oder einer neuplatonischen Ideenlehre abgeleitet ist, sondern im Dienst einer Erkenntnislehre steht, die die Setzung im Voraus zwar nicht missen kann, sie auch beständig anwendet, aber immer nur als ein zum Zweck — ad hoc — geschaffenes und jederzeit verbesserbares Werkzeug, als Hilfsmittel der induktiven, aufbauenden, nicht der deduktiven, im absoluten Sinn schauenden Wissenschaft.

Zwei Beispiele von möglichst gewachsener — konkreter — Art mögen genügen. Wenn die erst stark um sich greifende, später unumschränkte Königsherrschaft der Neueren Zeit in unserem Völkerkreise eine ganze Fülle von Formen ausgebildet hat, so wird man annehmen dürfen, daß, als die Revolution von 1789 ihr ein Ende setzte, wenigstens dort, wo dies geschah, bei den Franzosen als einem eigens reizbaren und eigens tatenlustigen Volk, der Zustand der Sättigung in diesem Betracht eingetreten war. Und man wird mutmaßen dürfen, daß die Fülle der Möglichkeiten, die der unumschränkte Königsstaat bot — nicht an sich, wohl aber für diese Geschichtseinheit, dieses Volk, mit dieser Vergangenheit und mit diesen Anlagen — erschöpft war.

Dieser Fall ist der einer völlig abgeschlossen hinter uns liegenden Entwicklung. Minder einfach ist ein zweiter, der der Volksherrschaft der Neuesten Zeit, gelagert, und zwar deshalb, weil hier eine noch im Lauf begriffene Geschichtsreihe vorliegt. Von ihr nämlich ist gewiß nicht, weder für Frankreich, noch für ganz Europa zu sagen, daß in ihr schon alle die überhaupt denkbaren Möglichkeiten zur Verwirklichung gekommen seien, selbst dann nicht, wenn man nur an den reinen Demokratismus unter Ausschluß des Sozialismus denken wollte. Woraus dann — nebenher gesagt — auch der Schluß zu ziehen wäre, daß die rein begrifflichen Grundrisse, die man herstellen kann, selbst im Fall der schon völligen Erledigung einer Anzahl von Möglichkeiten durch die geschichtliche Verwirklichung — wie in dem des unum-

schränkten Königsstaates der Neueren Zeit — nur von bedingter Verläßlichkeit sind. Wollte man aber gar auf dem Wege deduktiver, von oben her dekretierender Setzung im Voraus einen Gedankenbau, ein Begriffssystem der reinen Demokratie und aller ihrer möglichen Formen aufstellen, so würde eine erfahrungswissenschaftlich gerichtete Geschichtslehre von vornherein die schwersten grundsätzlichen Bedenken gegen jeden Versuch tragen, die Zahl und Art der — von heut her gesehen — noch vorhandenen, aber bisher unverwirklichten Möglichkeiten zu begrenzen und zu bestimmen. Immer würde sie den Einwand erheben müssen, daß das blühende, wachsende Leben unvermutbar viel reicher zu sein pflegt als irgend ein — angeblich herrscherlich-unbedingter, nur durch Setzung im Voraus gewonnener — Begriffsbau.

An sich wird nicht rätlich sein zu behaupten, daß erst die völlige Verwirklichung und also Abnutzung aller denkbaren Möglichkeiten einer Entwicklung zu dem Zustand der seelischen Sättigung führt, der wieder den Umschlag und Richtungswechsel entstehen läßt. Sehr wohl kann dieser Zustand auch schon eintreten, wenn fast alle oder wenn auch nur die Mehrzahl der Möglichkeiten durchgeprüft worden ist.

Wie immer sich dies aber auch verhalten mag — zwar nicht vollkommene, aber immerhin besser begründete Einsichten wird hier erst eine viel tiefer ins einzelne gehende Bearbeitung dieses Teils der Geschichtslehre schaffen — so viel ist sicher, daß hier nur einem Zusammenwirken denkender Durchdringung der vorhandenen Möglichkeiten und nachfühlender Erforschung jener Seelengestimmtheiten, d. h. Gefühlsbewegungen, Gefühlszustände, die als Antriebe zur Sättigung, will sagen als Beweggründe zur freudigen Fortsetzung einer Handlungsweise, und als Gesättigtheit im Sinn der Gleichgültigkeit, ja der Abneigung gegen die Fortdauer einer Handlungsweise gekennzeichnet wurden, der Erfolg winken kann.

Im einzelnen wird man sich die Zusammenhänge, die ganz tief in das bewußte und unterbewußte Triebwerk geschichtlicher Seelenkunde führen, folgendergestalt zu denken haben. Wenn eine soeben zurückgelegte Wegkehre der Entwicklung eine neue Bahn eröffnet hat, so ist die eigentlich vorwärtstreibende Kraft,

die Kraft eines Volkes, richtiger gesagt der Schaffenden, Führenden in ihm, auf diese neue Richtung gewiesen. Schaffen heißt ja nichts anderes als neue Handlungsweisen finden und durchsetzen wollen. Die Kraft jener, die den Richtungswechsel der Wegkehren herbeigeführt und durchgesetzt haben, hat die neue Bahn eröffnet: sie selbst, wenn ihnen das Schicksal gönnt, noch die ersten Schritte in der nunmehr eingeschlagenen anderen Richtung zurückzulegen, oder ihre Folger haben für die Betätigung dieser ihrer Schaffens-, d. h. Neuerungslust den denkbar weitesten Spielraum. Und werden nun verschiedene Teilmöglichkeiten, mehrere Spielarten der neuen Handlungsweise nach- und nebeneinander durchgeprobt, so mag in den langsamer vorschreitenden Zeiten für Jahrhunderte genug Fülle von Möglichkeiten, man ist versucht zu sagen genug Stoff für Geschichte vorhanden sein, um bei immer noch dauernder, wenn auch langsam abnehmender Frische der zu planenden und zu verwirklichenden Möglichkeiten in der gleichen Hauptrichtung — bei mancherlei Abweichungen im einzelnen — vorwärtszuschreiten.

Die Antriebe zur Sättigung, d. h. zur Erschöpfung, zur Durchprüfung aller Teilmöglichkeiten bewirken, wenn auch vielleicht in allmählich sich vermindernder Stärke — auch Zeiten, auch Bewegungen altern! — ein Vorwärtsschreiten auf der eingeschlagenen Bahn. Das Gefühl der Sättigung im Sinn des Gesättigtseins bringt die entgegengesetzte Wirkung, die der Abkehr von der bisher innegehaltenen, die der Aufsuchung einer neuen Richtung hervor. Der seelische Sachverhalt aber, der beiden so völlig verschiedenen Wirkungen zugrunde liegt, ist, so seltsam dies auf den ersten Blick scheinen mag, doch der gleiche. Wer entscheidet denn über die Wahl des in die Zukunft hinein einzuschlagenden Weges? Die Starken, die Schöpferischen. Sie aber sind ihrer ganzen Anlage nach auf nichts so sehr gestellt wie auf Schaffen, d. h. auf neuerndes Tun. Solange nun aber dieser Drang des Schöpferischen die Bahn vor sich noch frei, d. h. in der jüngst oder vorlängst eingeschlagenen Grundrichtung noch viele oder doch noch einige Teilmöglichkeiten der Neuerung sieht, so lockt ihn sein Schaffensdrang in dieser Richtung vorwärts. Sind aber diese Teilmöglichkeiten erschöpft, so

muß ihn der gleiche Schaffensdrang bestimmen, die bisher verfolgte Hauptrichtung zu verlassen, die Grundsätze der bisher gültig gewesenen Handlungsweise nicht mehr mit Liebe — wenn auch unter Teilabänderung ihrer Einzelanwendungen — zu betrachten, sondern mit Gleichgültigkeit, Überdruß, Abkehr, ja Abscheu.

Wie sehr es, ja wie es im Grunde einzig und allein auf die Starken, die Neuerer, die Planenden, die Führenden ankommt, ergibt sich aus einem Blick auf die Seelenbeschaffenheit der Menge der beherrschten oder freiwillig Folge leistenden Gemeinschaft. Sie ist, wie auf den Blättern dieses Werkes in eingehenden Beweisführungen dargelegt wurde, grundsätzlich nur auf Nachahmung eingestellt; ihr ist Nachahmung nicht nur willkommen um der Geruhsamkeit und Mühelosigkeit willen, nein auch aus Überlieferungstreue, aus der Liebe zum einmal Hergebrachten als dem Erbe der Väter, zur Übereinkunft als zu dem stärksten Band ihres Lebenszusammenhalts.

Und das Zusammenwirken der ganz begriffs-, ganz verstandesmäßigen Einsicht in dies Maß der schon durchprobten und das andere Maß der noch zu erprobenden Möglichkeiten mit einer Seelengestimmtheit, also einem gefühlsmäßigen Verhalten des Ichs wird umso deutlicher, wenn es als in den Seelen der schöpferischen, der Führermenschen sich abspielend erkannt wird. Denn sie vereinigen der Erlesenheit ihres Wesens nach die Stärke des Erkennens von Gegenwart und Zukunft mit der Feinheit und Reizbarkeit des Gefühls.

Einzelwirkungen kommen hinzu: gesetzt den Fall, daß eine geschichtliche Entwicklung sich nicht so sehr in Teilstößen, die bald diesen, bald jenen Weg einschlagen, also im Nebeneinander, sondern in einer beständig fortschreitenden Vervollkommnung, also im Nacheinander auswirkt, so mag die Sättigung, Ersättigung und zuletzt Übersättigung, die sich schließlich in der Seele der Schaffenden, Planenden einstellt, ihre Nahrung nicht zum wenigsten aus dem Eindruck der Vollkommenheit des Geleisteten ziehen. Sie fordert von dem Schaffensstarken und also auch Schaffenslustigen das Aufsuchen und Einschlagen einer neuen Richtung auch dann, wenn er das bisher geleistete Werk

an sich nicht verwirft. Denn der im tiefsten Schaffensfreudige würde ja vermutlich, wenn ihm das Unglück zustieße, daß ein ihm Wahlverwandter denselben Plan, der ihm vorschwebt, gerade dann verwirklichte, wenn er erst eben die Vorbereitungen für dies Werk begänne, nicht etwa der ihm an sich völlig willkommenen Losung als Nachahmer Folge leisten, sondern er würde vermutlich viel eher alle Kraft daran setzen, ein Drittes, d. h. also ein zweites Neues zu schaffen.

Endlich trägt die an sich durchaus erklärliche Häufung der Übelstände, die jedes eine lange Zeitstrecke hindurch fortgesetzte Festhalten an einer Handlungsweise — gleichviel ob im Reiche der Tat oder in dem des Geistes — mit sich bringt, sonder Zweifel zu der Herbeiführung einer Richtungswende bei. Nur wird man geneigt sein, gerade diese Ursache für das Eintreten einer starken Umwälzung, die man nach einer schon bis in die Niederungen wissenschaftlicher Durchprüfung eingedrungenen Gewohnheit in den Vordergrund zu drängen pflegt, zu überschätzen: in jedem elementaren Leitfaden der neueren Geschichte pflegt in dem der großen französischen Revolution gewidmeten Abschnitt etwa unter der Aufschrift Ursachen eine ganze Anzahl von Übelständen aufgeführt zu werden, von deren Summe also der Leser bewogen werden soll anzunehmen, daß sie genügt habe, um das große Geschehen herbeizuführen. Man übersieht dabei völlig, daß die meisten dieser sogenannten Ursachen schon sehr lange Zeit bestanden, daß einige von ihnen sich schon seit Jahrhunderten ausgewirkt haben und endlich, daß die Verwaltung und, unter Turgot und Necker, die innere Staatskunst auch in weitem Sinn Verbesserungen der wertvollsten Art erfahren haben. Man wird sagen dürfen, ohne daß zu solchen Häufungen von Mißständen starke schöpferische Erregungen und positive, werktätige Neuerungen treten, können sie nie an sich die Umbiegung einer Entwicklung in eine vollkommen anders gerichtete Bahn herbeiführen. An sich möchten sie ebensogut eine neue Teilform des alten Mühens und Strebens hervorrufen. Selbst in jedem Rückprall der geschichtlichen Bewegung kann das Nein, das sich gegen das Alte wendet, nie der Umkehr die Richtung geben, sondern nur das Ja einer in sich schöpferischen Neuerung.

Zweites Hauptstück

Gleichläufigkeit und Ebenenwechsel

Schon eine ganz einfache Erwägung des Wesens der beiden anderen Baueigenschaften des Bahnengewindes, der Gleichläufigkeit und des Ebenenwechsels — des Ansteigens der Bahn, wenn man im geometrischen Bild bleiben will und wenn man jeden Bahnabschnitt mit dem zu vorletzt ihm voraufgehenden vergleicht — führt zu der Erkenntnis, daß diese beiden Richtungsformen des Gesamtweges der Völker nicht gesondert, sondern nur in engster Verbindung betrachtet werden können. Denn sie wollen nur von zwei verschiedenen Gesichtswinkeln her ein und denselben Tatbestand kennzeichnen, nämlich den, daß nach dem bisherigen Verlauf der Geschichte zu urteilen jeder Bahnabschnitt in etwas die gleiche Grundrichtung einschlägt, wie die von seinem vorletzten Vorgänger eingehaltene, daß sich die von ihm eingeschlagene Linie aber zugleich auch ganz merklich von der jenes entfernt, d. h. im Gleichnis gesprochen zwar die Richtung einhält, aber die Ebene wechselt. Ohne jedes Bild gesprochen, will dies besagen: zu einem Teil, und zwar zum charakteristischeren, zum kennzeichnenderen, wiederholt die Entwicklung jedes Bahnabschnittes die des vorletzt voraufgegangenen, zu einem anderen Teil fügt sie gänzlich neue Züge in sein Bild. Würde zu dem Merkmal der, daß ich so sage, grundsätzlichen Gleichläufigkeit nicht das des Ebenenwechsels, d. h. der zum Teil sich einstellenden Abweichung hinzutreten, so müßte ja ein reiner Kreislauf, ein völlig kyklisches Verhalten der geschichtlichen Bewegung angenommen werden, d. h. etwa eine zwar nicht buchstäbliche, aber überwiegende Wiederholung der zu vorletzt herrschend gewesenen Entwicklungsformen. Und man sieht leicht, daß diese zweite Bauform als Gleichnis für den bisherigen Geschichtsverlauf nicht im mindesten in Betracht kommen kann.

Die bei Erörterung eines anderen Sachverhalts[1] der geschichtlichen Entwicklungsmechanik nur im Vorübergehen und nur für die Frage der Gleichläufigkeit betrachteten Entwicklungsreihen

1) Vgl. oben S. 133 ff., 153—155. Vgl. auch Bd. I 207—219.

der Verfassungs- und der Wirtschaftsgeschichte in ihrer gröbsten Grundform seien doch auch für diese zweite, doppeltgerichtete Erwägung zur Unterlage erwählt. Inwiefern, so müßte gefragt werden, ist die mittelalterliche Genossenschaft als Trägerin staatlicher und gesellschaftlicher Tätigkeiten und Machtbefugnisse Wiederholung und inwiefern ist sie Abweichung von der Urzeitgenossenschaft. Die Genossenschaft des Mittelalters, gleichviel ob sie Staats- oder Wirtschaftsverband, etwa ständischer, etwa Rat, Gemeindeversammlung, Gilde, Zunft ist, beruht in dem Kern ihrer Gesinnung auf der gleichen Grundlage eines ähnlichen Gemeinschaftsgefühls wie die Siedlerschaft, das Geschlecht, die Bruderschaft der Urzeitvölker. Vergleichende Seelengeschichte wird in der Gradstärke und in der Einzelbeschaffenheit der beiden Formen des Gemeinschaftsgefühls genug feinere Unterschiede finden. Aber auch an einer großen und grundsätzlichen Abweichung fehlt es nicht, auf die man die Lehre von dem Ebenenwechsel in diesem Fall vornehmlich gründen würde: es ist die Ungegliedertheit — Undifferenziertheit — und also Einförmigkeit der Urzeitgenossenschaften, die, noch aus der vollkommenen Lebenseinheit der Gesittung dieses Entwicklungsalters herausgewachsen, den Menschen in seiner Ganzheit als Staatsbürger, als Gläubigen, als Wirtschaftenden wie als Geistigen umschließen hier, und im Gegensatz dazu dort die Spezialisiertheit und Differenziertheit, die Besonderheit und Ausgegliedertheit der mittelalterlichen Verbände. Denn für diese ist kennzeichnend, daß die großen Lebenszwecke, wie namentlich Staat und Glauben, zumeist aber auch schon die Wirtschaft, hier und da sogar Kunst und Forschung die Ordnungen der Gesellschaft in zwei, drei und mehr Arten der Schichtung und des Zusammenschlusses aufgespalten haben.

Und endlich der dritte Bahnabschnitt, das demokratische Zeitalter der Neuesten Zeit, hat zum wenigsten bei unseren, den neueuropäischen Völkern eine Form der staatlichen, der wirtschaftlichen Genossenschaft herausgetrieben, die mit der des Mittelalters zwar auch noch den Kernbestand von dem auf Gleichheit und Verbundenheit der Mitglieder abzielenden Gemeinschaftsgefühl teilt, aber von ihr durch ganz wesentliche Unter-

schiede der Auswirkung abweicht. Die mittelalterliche Genossenschaft hütet zwar auch eifersüchtig die Gleichheit der Glieder untereinander, aber sie erstrebt das Wohl der Gemeinschaft; die demokratische Genossenschaft der Neuesten Zeit ist weit mehr von der Sorge für den Einzelnen bestimmt als von der für die Gesamtheit. Selbst der Sozialismus ist seinen Endzwecken nach weniger Dienst an der *societas* als Massenindividualismus. Die ganz außerordentliche Ausweitung, die unvergleichlich viel größere Kopfzahl der Genossenschaften, um die es sich jetzt handelt: der Volksgemeinschaften selbst, der Klassen, der Parteien, auch der Wirtschaftsverbände trägt zu der Heraufführung dieses Unterschiedes sehr viel bei.

In der verfassungsgeschichtlichen Gegenreihe, der Reihe der Staatsformen starker und überstarker Königsherrschaft, läßt sich die gleiche Verbindung von Gleichläufigkeit und Ebenenwechsel, von Richtungsähnlichkeit und Richtungswechsel nachweisen. So wie die Gestalten von Karl, Ludwig XIV., Napoleon — sie sind alle drei durch den Beinamen der Große gekennzeichnet worden — sich durchaus in eine Reihe stellen lassen, wie an ihnen aber auch die sinnfälligsten Wesensunterschiede nachzuweisen sind, so läßt sich das Selbstherrschertum der Altertumsstufe, das unumschränkte Königtum der Neueren Zeit, der Caesarismus und Imperialismus der Neuesten Zeit ohne jeden Zwang in ihrer Gleichläufigkeit zusammenordnen, aber ebenso sicher auch in ihren Abweichungen bestimmen. Die allen dreien gemeinsame Gleichläufigkeit wird sichergestellt durch das Grundverhältnis zwischen dem einen Einzelmenschen hier, auf den alle Macht im Staat gehäuft ist, und allen anderen Volksgenossen dort, die seiner Gewalt unterworfen sind. Die Unterschiede aber, die sich zunächst zwischen dem Selbstherrschertum der Altertumsstufe und dem unumschränkten Königtum ergeben, lassen sich vor allem auf die Formeln erstens des Fortschritts von dumpfer Urgewalt zu bewußterer, aber auch feinerer und minder ungezügelter Gewalt und zum zweiten auf die außerordentlich weitgehende Verbesserung, Ausgliederung — Differenzierung — der Verwaltungsordnungen und der Verwaltungskunst zurückleiten.

Zwischen unumschränktem Königtum der Neueren Zeit hier,

Caesarismus und Imperialismus der Neuesten Zeit dort ergibt sich zunächst ein Unterschied im Wesen der Staatsform selbst, insofern als der Imperialismus, aber auch der an sich ausgeprägtere Caesarismus eine Mischung des auch jetzt noch immer vorhandenen selbstherrscherlichen Kerns mit demokratischen Hülsen aufweist, für die es in aller Geschichte der Einzelherrschaft überhaupt kein früheres Seitenstück gibt. Des weiteren aber findet im Imperialismus eine noch fortschreitende Verfeinerung, aber auch Mechanisierung der Verwaltungswerkzeuge statt, die ebenfalls auf keinem früheren Bahnabschnitt dieser Entwicklung erreicht worden war.

Aus den Entwicklungsreihen im Reiche des Geistes seien hier nur zwei herausgehoben, um als artvertretende Beispiele zu dienen; es sind allerdings auch die am sinnfälligsten und kennzeichnendsten ausgeprägten.

In der Entwicklungsgeschichte des Glaubens ist das dreimalige Auftauchen einer Mystik eine so auffällige Wiederholung, daß es im Reich des Geistes ebenso leicht wie die Abfolge der drei überstarken Ausformungen der Einzelherrschaft in dem der Tat bedeutend genug erscheint, um überhaupt zu dem Gleichnisgedanken der kreislaufartigen Bewegung und des Bahnengewindes hinzuleiten. Wohl handelt es sich hier mehr um eine Teil-, eine Gipfelerscheinung: nicht das ganze Glaubensleben der Völker wird in den meisten Fällen in diese besondere Seelen- und Geistesverfassung, die wir Mystik nennen, hineingerissen. Aber die ihr angehörigen Teilerscheinungen sind von so tiefer und starker Beschaffenheit, daß sie, sei es dem ganzen Bahnabschnitt ihren Stempel aufprägen, sei es doch seine stärkste Hervorbringung sind.

Werden unter Mystik alle die Glaubensformen verstanden, in denen die Seele des Gläubigen sich an unbestimmt schwebende, nicht völlig in umgrenzte Gestalten gebannte Gewalten als die eigentlichen Erreger und Gegenstände des Glaubens hingibt, so ist dem Allseelenglauben der Urzeit, der ein Allbeseeltheitsglaube war, Mystik — ein Wort, das sich schwer, am ehesten vielleicht durch Geheimglaube übersetzen läßt — zum mindesten als Urbestandteil und vielleicht als zu tiefst bewegende

Ursache nicht abzusprechen. Die eigentliche Form des Geheimglaubens, die mittelalterliche, von der die Mystiken aller anderen Stufenalter Begriff und Namen entliehen haben, ist jener Keim-Mystik der Urzeit überlegen und insofern von ihr unterschieden, als sie die stärksten Gestalten, die der Glauben aller Stufen überhaupt geschaffen hat, erstlich durch Rückauflösung in Gewalten überwunden hat, zum zweiten aber die viel stärkere und bewußtere Hingebung, die der gläubige Mensch erst im Gottesdienst ausgebildet hatte, nun für ihre gestaltlosen Gebilde in Anspruch nahm. Die Mystik der Neuesten Zeit aber ist dadurch von der mittelalterlichen geschieden, daß sie, an sich zumeist nur aus Historismus und Romantik, aus Sehnsucht nach Vergangenheit und Ferne geboren, kaum über die Stufe einer schwachen Nachahmung hinaus gedeiht. Am wenigsten in unserer, der neueuropäischen Neuesten Zeit, in der in zwei Vorstößen, in der Goerres-Mystik der Romantiker und in dem Neubuddhismus und einigen tieferen unter den Okkultismen der Gegenwart, sich trotz aller Verehrung für die älteren Urbilder eine starke Abschwächung an gläubiger Kraft geltend macht, vor allem in augenfälliger Verwissenschaftlichung sich bezeugend.

Die drei — in der neueuropäischen Reihe sogar vier — Realismen, die die Entwicklungsgeschichte der Kunst aufweist, haben ihre Grundeigenschaft, die Neigung, das Kunstwerk als Bild der Welt so weit als möglich der Wirklichkeit anzunähern, durchweg miteinander gemein. Aber die Stoffkunst der Urzeit sieht sich hierbei behindert durch die Ungefügheit ihrer Kunstmittel und erweckt so, anders als spätere Realismen, den Anschein von halber Stilisiertheit. Der Realismus der Kunst des Mittelalters — in der neueuropäischen Reihe etwa der des fünfzehnten Jahrhunderts — bewährt in seiner Widerspiegelung der Wirklichkeit eine Inbrunst der Hingabe an seinen Stoff und eine Kraft des künstlerischen Vermögens, die ihn in der Gesamtleistung allen späteren Wirklichkeitskünsten überlegen und von ihnen weit unterschieden erscheinen lassen, während ihn von der Urzeitkunst ein Höchstmaß von Steigerung der künstlerischen Mittel und der Ausdehnung des zu umfassenden Stoffes noch weiter abtrennt. Die Gebundenheit der Technik und die Erfülltheit von

dem hohen Lebenszweck — fast immer dem Glaubensdienst — der Kunst tragen des weiteren dazu bei, diese Unterschiedenheit zu steigern.

Die realistischen Teilbewegungen der Neueren Zeit, etwa die der holländischen und der spanischen Malerei im siebzehnten, des Rousseau-Realismus im achtzehnten Jahrhundert, sind von den voraufgegangenen Stil- und Formkünsten, dort dem Barock, hier dem Rokoko, doch so weit in Flüssigkeit und Glätte, in Technik-Gewinst und Kraftverlust hineingerissen, daß sie bei aller Gewalt der Gipfelleistungen — des Velazquez und des Rembrandt — doch als Zeit- und Gesamtleistung weit hinter dem fünfzehnten Jahrhundert zurückbleiben.

Die Realismen und Naturalismen der Neuesten Zeit heben sich von allen früheren, auch den letzten der Neueren Zeit ab durch ihre Bewußtheit: sie wollen zum erstenmal mit einer fast wissenschaftlichen Absichtlichkeit die Wirklichkeit widerspiegeln. Wie oft sie dabei an der Oberfläche haften blieben, hat das Gegenspiel der Ausdruckskunst, des Expressionismus gezeigt, der an ihre Stelle eine Wirklichkeitskunst der Tiefe, wenn man will, der Unterflächen gesetzt hat. —

Die gleiche Verflechtung von Gleichläufigkeit und Ebenenwechsel, von Wiederholung und Abweichung wie in den bisher herausgehobenen Beispielfällen läßt sich also auch an diesen geistigen Reihen nachweisen. Eine Einschränkung sei aber für alle Beobachtungen, auch diese, geltend gemacht, und zwar von ganz grundsätzlicher Art. Die Abweichungen, die hier sich mit der Wiederholung verbinden, können keineswegs als zu einer fortschreitenden Reihe zusammengeordnet gedacht werden. Die Unterschiede, die sich hier zwischen je zwei aufeinanderfolgenden Schaffens- und Lebensformen von an sich ähnlicher Art ergeben, weisen mit seltenen Ausnahmen keineswegs in die gleiche Richtung, wie es doch das hier angewandte geometrische Gleichnisbild des Bahnengewindes an sich fordern würde. Und so sei von neuem daran erinnert, wie sehr dieser Vergleich — wie wohl jeder in diesen Dingen erdenkliche andere — mit einem Korn Salz verstanden, in seiner Anwendung also nur immer bis zu einer sehr bestimmten Grenze ausgenutzt werden darf.

Zweiter Abschnitt

Fortschritt und Beharrung

Erstes Stück

Bewegung und Stillstand

Alle die Einzelbeobachtungen, die diese Geschichtslehre am Gesamtverlauf der Geschichte angestellt hat, beziehen sich auf das Werden, will sagen auf denjenigen Urbestandteil aller Geschichte, der aus ihr eine Bewegung, eine Abfolge von Veränderungen, von Abwandlungen macht. Hierbei wurden Wort und Begriff Bewegung in einem engeren Sinn verwandt; denn da bei Veränderung nur an die Veränderungen von Handlungsweisen gedacht ist, so ist dabei nicht das beständige Her und Hin, Auf und Nieder der Einzelhandlungen gemeint, die in einem weiteren Sinne allerdings ebenfalls Bewegung darstellen, aber insofern sie die gleiche Handlungsweise wiederholen, in jenem engeren Sinn nicht Bewegung sind. Wenn die Gesellschaftsseelenkunde zwischen Schaffen und Wirken unterscheidet, indem sie dem Schaffen diejenigen Einzelhandlungen zuweist, die sich als Änderungen der Handlungsweise darstellen, dem Wirken aber alle diejenigen, die an den herrschenden Handlungsweisen festhalten, so wird damit dieselbe Grenzlinie gezogen.

Da aber auch der Geschichtswissenschaft obliegt, nicht allein von dem sich vorwärts bewegenden, nein auch von dem beständigen, dem bei gleicher Lebensform sich beständig wiederholenden Tun der Menschen Bericht zu erstatten, so wird die Geschichtslehre sich nicht von der Pflicht entbinden dürfen, außer von der Bewegung auch vom Stillstand in der Geschichte Rechenschaft zu geben.

Soll hier vom Stillstand, d. h. von den Formen des nichtneuernden Geschehens in der Geschichte, eine Formenlehre in der kürzesten Zusammendrängung gegeben werden, so muß zuerst festgestellt werden, daß Völker, die nie anderes als Stillstand

kennengelernt haben, unter den Bewohnern der Erde nicht nachzuweisen sind. Auch die unentwickeltsten der Urzeitvölker, etwa die mittelafrikanischen Zwergneger, besitzen eine Anzahl von Gesittungsgütern, die sie nicht anders als durch ein Nacheinander von Neuerungen errungen haben können.

So setzt sich sogleich an die Stelle des Begriffs des Stillstandes als eines Absolutum, eines Unbedingten, d. h. der völligen Verneinung aller Bewegung, auch dort, wo man ihn als solchen am ehesten vermuten könnte, die Vorstellung einer äußerst langsamen Bewegung. Wie sich diese Bewegung über die Jahrtausende-Reihe, auf die das Menschengeschlecht zurückschaut, verteilt haben mag, muß ganz dahingestellt bleiben. Die stammbaumartige Entwicklung der Bauform des Geschlechterstaates bis zu ihrem heutigen Zustande hin, die man für Urzeitvölker mittlerer Reife wie die des australischen Festlandes mit guten Gründen vermuten kann und die eine beträchtliche Zahl von aufeinanderfolgenden Staffeln aufzuweisen hat, führt zu dem Gedanken, daß diese Staffelreihe als in weit über die Zeiten hin verteilte Entwicklungsvorstöße aufgelöst zu denken ist. Die Beobachtungen, die sich an den von geschichtlicher Überlieferung hell beleuchteten Werdegängen der Völker schon der mittleren Stufen machen lassen und von denen einige im Verlauf dieser Darstellung gebucht worden sind,[1] leiten auch für die früheste, die Urzeitgeschichte, zu der Annahme von verschiedenen Entwicklungsgeschwindigkeiten hin.

Wird als die Ursache dieser Verschiedenheit, so wie es bisher gelegentlich geschah,[2] eine Werdenskraft angenommen, die, sei es aus Anlage, sei es aus geohistorischen, aus Erd- und Geschichtszusammenhängen in sehr verschiedenen Graden und Maßen den einzelnen Völkern und kleineren Geschichtseinheiten zugeteilt gedacht werden muß, so würden die mindest entwickelten Urzeitvölker als von vornherein mit dem Mindestmaß dieser Werdenskraft ausgestattet anzusehen sein. Sie ist als so

1) Vgl. die allgemeinen Ergebnisse der Lehre von den Entwicklungsgeschwindigkeiten, oben S. 69 ff..

2) Stufenbau (²1927) 207, 240 ff. (Werdenskraft), 139 f., 150 f., 197 f. (Geohistorisches).

lethargisch, so lahm von Anbeginn des Lebens dieser Völker oder Stämme anzunehmen, daß man versucht ist, an ihrer Statt eher von Werdensschwäche zu reden. Die mittelafrikanischen Zwergneger etwa machen den Eindruck, als seien sie jenen kümmerlichen, auf der Entwicklungsstufe des ersten Lebensjahrfünfts stehengebliebenen Schwächlingen unter den Einzelmenschen gleichzustellen, die von Mutterleibe an mit dem Fluch der Wachstumslähmung geschlagen sind. Denn auf angeborene Anlage wird man die Werdensschwäche der Zwergneger, die aller Vermutung nach wie mehrere andere Zwergvölker einer Urrasse frühester Bewohner der Erdoberfläche angehören, schon um deswillen zurückführen müssen, weil die nächst benachbarten zahlreichen Stämmefamilien der großwüchsigen Neger ganz die gleichen Voraussetzungen von Boden und Himmel ohne ähnlich schwere Schädigung bestanden haben.

Andererseits läßt die Lehre von den Entwicklungsgeschwindigkeiten im Zusammenhang mit der von der Lebensdauer der Völker erkennen, daß es im Gesamtbereich geschichtlicher Möglichkeiten auch zu Volksentwicklungen gekommen ist, die bei ausnahmsweise frühem Aufsprung zur Altertumsstufe doch auf dieser ein Mindestmaß von Entwicklungsgeschwindigkeit aufweisen und denen schließlich ein zwar nicht der Zeitrechnung, wohl aber den Lebensaltern nach früher Staatentod ein Ende setzt. Das Zusammentreffen dieser beiden Entwicklungserscheinungen ist dabei umso bezeichnender, als der Staatentod bei diesen Völkern wie so oft zwar durch äußere Gewalt herbeigeführt ist, aber nicht ohne das Zutun eigener, innerer Lebens- und noch mehr Werdensschwäche eingetreten sein kann.

Gleichviel ob es in allen oder nur in einigen Fällen dieser Gruppe — zu der Ägypter, Assyrer und unter gewissen Vorbehalten auch Babylonier und Perser gehören — zuletzt zu einer Entwicklungsträgheit gekommen ist, die dem Stillstand der geschichtlichen Bewegung immerhin nahekommt, es gibt auch unter den Urzeitvölkern Stämmefamilien, von denen man nicht wie in Hinsicht auf die mittelafrikanischen Zwergneger von angeborener Lebensschwäche wird reden mögen: so die des nord-

asiatischen Völkerstammes der Urzeit-Mongolen. Denn deren Lebensfähigkeit und Werdenskraft wird ihrer Grundanlage nach zur Genüge durch das Beispiel der ihnen nächst verwandten Tibetaner, Koreaner, Chinesen und Japaner erwiesen, deren Geschichtskraft sich als teils hoher, teils sehr hoher Steigerung fähig gezeigt hat. Hier muß die Ungunst von Himmel und Land, die für den nordasiatischen Festlandblock offen zutage liegt, einen so lähmenden Einfluß ausgeübt haben, daß diese Stämmefamilien nur eben die ersten Schritte in den Wachstumsabschnitt des Siedlerschaftsstaates, also der geringeren Urzeitgesittung hinein haben tun können. Vielleicht sind sie im Laufe der letzten Jahrhundertreihe zu einer Bewegungsstarre gekommen, die man an sich nicht einmal halben Völkertod wird nennen können — sie leben ja ihr kümmerliches Dasein noch heute fort — wohl aber Geschichtslähmung.

Diese Fälle einer beträchtlichen Minderung der Entwicklungskraft, die zwar vielleicht nicht völligen Stillstand darstellen, aber ihm sich doch nähern, können als die artvertretenden Beispiele derjenigen Form von Bewegungslosigkeit oder doch äußerster Bewegungsarmut gelten, die als Erzeugnis naturgegebener Voraussetzungen, sei es von Blut und Anlage, sei es von Land und Himmel angesehen werden muß.

Aber es gibt Formen des geschichtlichen Stillstands oder zum wenigsten des langsamen Hinsinkens in den Stillstand, die nicht aus angeborener oder von Anfang an durch die Erd- und Geschichtszusammenhänge verhängter Schwäche stammen, sondern erst nach langem Leben erworben sind. Kann von einem Stillstand der Urzeitvölker immer nur vermutungsweise die Rede sein, so liegt diese Form geschichtlichen Geschehens im hellen Licht geschichtlicher Überlieferung zutage bei denjenigen Völkern höchster Stufe, die nicht nur den Staatentod durch von außen zudringende Gewalttat erlitten haben, sondern auf deren Gesittung sich auch zuvor schon ersichtlich Völkerdämmerung gesenkt hat. Das nachdiokletianische Rom hat solche Erscheinungen in ausgeprägter Form zu erleben gehabt: die verödeten Häfen, die einschlafende Volkswirtschaft, die ermattende Kunst, die kindlich, fast kindisch werdende Wissenschaft — dies alles

bedeutete einen Niedergang, der dem vollen Stillstand der geschichtlichen Bewegung entgegenführte. Das letzte Byzanz aber hat, lange bevor es dem Ansturm der Türken erlag, ähnlich, nur noch chronischer kränkelnd, Merkmale von Marasmus und fast von Leichenstarre an sich getragen.

Alle die bisher in Betracht gezogenen Arten des geschichtlichen Stillstandes bilden insofern eine einheitliche Gruppe, als sie allesamt aus Schwäche stammen und, wenn man will, kranke oder wenigstens Kümmerformen darstellen. Aber neben ihnen stehen andere, die nicht im mindesten aus Not oder Verfall herrühren, sondern bei voller Gesundheit der Völker, an denen sie nachzuweisen sind, zutage treten und eben deswegen für die Geschichtswissenschaft, insofern sie Lebenslehre, Biologie der Völker sein will, im Grunde merkwürdiger und wertvoller sind.

Von einer Teilgruppe geschichtlicher Geschehensformen, die in diese Reihe gehört, war schon die Rede, als der Unterschied zwischen Entwicklungs- und Werkwert, zwischen funktionellen und effektiven Errungenschaften nicht, wie hier, um ihrer Beziehungen zu Fortschritt und Stillstand der geschichtlichen Bewegungen, sondern um ihrer selbst willen beleuchtet wurde. Wenn damals dargetan wurde, daß etwa in der Geschichte der französischen Malerei große Meister — wie Millet und in einem andern Sinn Delacroix — auftreten,[1] deren Leistung, sei es nur ihr persönliches Werk, sei es das einer ganzen Richtung darstellt und insofern außerordentliche Werte in sich faßt, deren Schaffen aber entweder gar nicht oder nicht entschieden in der von ihren Nachfolgern und vom ganzen Jahrhundert eingehaltenen Grundrichtung vorwärts geleitet hat, so gehört diese Erscheinung offensichtlich auch in den hier verfolgten Gedankengang. Denn zweifelsohne wird durch ein so gerichtetes Tun, so gewiß es an sich Schaffen und Neuern bedeutet, doch die einmal im Rollen befindliche Bewegung nicht gefördert; im Gegenteil, die vielleicht eigens große Kraft der Starken, die sich so verhalten, wird ihr entzogen. Es werden, wie dies Geschehen hier bezeichnet wurde, nur Werkwerte, nicht aber Entwicklungswerte geschaffen; es

1) Vgl. oben Buch V, 2, Stück 1: Freies und zielstrebiges Werden S. 347 ff.

wird nicht eine Beschleunigung, sondern eine Verlangsamung in der Bewegung erzeugt, auf die es nach der Wegewahl des Zeitalters, d. h. seiner Führer einmal ankommt, annähernd also ein Stillstand herbeigeführt.

Man wird daher diesen Unterschied von Werk- und Entwicklungswerten auch auf die geschichtliche Leistung der Völker, der Stämmefamilien anwenden können. Um auf der Stufenleiter der geschichtlichen Gebilde von unten her zu beginnen, zugleich freilich auch ein besonders geeignetes Beispiel zu berufen: der australische Geschlechterstaat in seiner kennzeichnendsten Besonderheit, in der Vermischung der sonder Zweifel älteren Heiratsbünde mit den jüngeren Geschlechtern, so wie überhaupt in seinem wuchernden Reichtum von überaus zahlreichen und überaus zusammengesetzten Formen der Blutsverbände und Gebräuche des Geschlechtsverkehrs ist sicher ein eigens eindeutiger Fall der Schaffung von Werk-, nicht aber von Entwicklungswerten. Die Heiratsbünde,[1] die ihren Baueigenschaften nach in viel tiefere Urzeit zurückreichen, haben ihrem Wesenskern nach die gleiche Wirkung — und aller Vermutung nach auch schon den gleichen Zweck — wie die sicher sehr viel jüngeren Geschlechter: nämlich zur Regelung des ehedem ganz ungebundenen Geschlechtsverkehrs aus den Bruderschaften, deren Teile sie beide sind, kleinere durch Gebote und Verbote scharf umgrenzte Blutsund Geschlechtsverkehrsverbände herauszugliedern. Das Auffällige aber ist, daß bei zahlreichen Völkerschaften die ältere und elementhaftere, ursprungsnähere Form der Heiratsbünde auch dann aufrecht erhalten wurde, als die Geschlechter geschaffen wurden, die, weil sie nicht mehr die Zwecke jener Gebilde ganz früher Urzeit verfolgten — die Beseitigung der Geschwister- und der Eltern-Kinder-Begattung —, auch einfachere Bauformen und minder verwickelte Satzungen erhalten konnten. In diesem Nebeneinander zweier in ihrer Grundwirkung sich deckender Einrichtungen zeigt sich die gleiche Neigung, die noch allgemeiner in dem auch sonst diese Stämmefamilien kennzeichnenden Überfluß an zusammengesetzten und verwickelten Einrichtungen

1) Vgl. Vom geschichtlichen Werden II (1926) 454 ff.

zum Ausdruck kommt: es ist die gar nicht zu ersättigende Freude am Hervorbringen und am Benutzen von an sich sehr fest und scharf umrissenen Gesellschaftsgebilden, die nur alle sich auf denjenigen Kreisausschnitt des Lebens beziehen, der in dieser mittleren Urzeit den Menschen Mitte und Kern alles ihres gesellschaftlichen Handelns bedeutete: die Pflege und die Regelung des Geschlechtsverkehrs.

Jeder Überblick über die vergleichende Geschichte des Geschlechterstaats leitet nun zu der Erkenntnis, daß die Ausbildung dieser Doppelordnung nicht vorwärtsführte auf der Bahn, die die später zu höheren Stufen emporgediehenen Völker eingeschlagen haben, also alle Kulturvölker; ja es findet sich, daß schon die Urzeitvölker der roten Rasse, die eine sehr starke und staatlich zuweilen sehr erfolgreiche Ausgestaltung der Geschlechterordnungen aufzuweisen haben, diese australischen Heiratsbünde nirgend neben den Geschlechtern festgehalten, ja vielleicht sie nie ausgebildet haben. Daraus ergibt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit der Schluß, daß der stark vorwärtsführende Weg der amerikanische des reinen Geschlechterstaats, nicht aber der des australischen Heiratsbunds- und Geschlechterstaats war. Der erste entsprach dem Grundsatz der kleinsten Wirkung, wenn man dieses Gesetz des Geschehens der Körper, der physikalischen Erscheinungen auf die geschichtliche Welt übertragen darf — wofür sehr viel spricht.[1] Der zweite, eben der australische Weg war, wie man annehmen darf, nicht nur ein Umweg, sondern mag das Weiterschreiten in der allein stark vorwärtsführenden Richtung, d. h. zur festen Staatsbildung, zu etwa irokesischen Zielen, auf das schwerste gehemmt haben. Denn es mag nicht von ungefähr sein, daß diese selbe Stämmefamilie der festländischen Australier neben ihrem Überreichtum an Ordnungen des Geschlechtsverkehrs und der Blutsverbände nur eine völlig zwerghafte Ausbildung der eigentlichen Verfassung, der staatlichen Einrichtungen und fast nur Kümmerformen von Staatsmacht aufzuweisen hat. Und diese hemmende Wirkung mag jene Doppelbildung auch an den gar nicht ganz seltenen Völkerschaften be-

1) Vgl. Stufenbau (²1927) 189.

währt haben, die später Geschichtskraft genug gehabt haben, um die für sie nunmehr veralteten Heiratsbünde wieder abzustoßen.[1]

Der seltsame Zwiespalt, der sich hier am geschichtlichen Leben ergibt — und er geht sicher nicht allein diesen Sonderfall an, sondern hat artvertretende, also allgemeine Bedeutung — ist der: ein an sich starkes, ja schlechthin schöpferisches, neuerndes Tun wirkt sich in einer Fülle von Einzelbildungen aus; die Gesamtentwicklung aber wird durch dieses Geschehen nicht nur nicht gefördert, sondern schlechthin gehemmt.

Man sieht, es wird der gleiche Gegensatz von Werkwert und Entwicklungswert, von effektiver und funktioneller Geschichtsleistung hier an der Geschichte von ganzen Stämmefamilien sichtbar, der zuvor an der Geschichtsleistung großer Einzelner — an einigen Meistern der französischen Malerei im neunzehnten Jahrhundert — nachgewiesen wurde.

Ein auffallend ähnliches Seitenstück zu dieser Entwicklungshemmung am australischen Geschlechterstaat ist die Aufrechterhaltung der ebenfalls älteren Altersbünde neben der neueren Geschlechterordnung bei einzelnen Stämmen der nordamerikanischen Nordwestküste, so vornehmlich bei den Kwakiutl.[2] Und nicht nur bei Urzeitvölkern, sondern ebenso auch bei den Völkern der höheren Entwicklungsalter würde es möglich sein, Fälle ähnlicher Entwicklungsverlangsamung, ähnliche Annäherung an den Stillstand aufzufinden. Eine Formenlehre dieser Reihe geschichtlicher Geschehensweisen müßte vorzüglich alle die Gebilde des Geistes und der Tat umfassen, die eine an sich schöpferische, oft bis zum Bizarren seltsame Fülle von Einzelbildungen aufweisen, die es aber nicht vermocht haben, sich als Glied in weitere, d. h. über sie hinausführende Entwicklungsketten einzustellen.

---

1) Über sie vgl. die Abhandlung: Über einige Filiationen aus dem Stammbaum der Bauformen des Geschlechterstaats. Vortrag auf dem Internationalen Kongreß für historische Wissenschaften zu Berlin (Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung) XXXI (1908) S. 337 ff.

2) Vgl. Die Geschichte der Menschheit I (1907) S. 148 f..

Zweites Stück

Geschichtliches Sein und geschichtliches Werden

Fälle der hier besprochenen Gruppe sind, weit entfernt von Krankhaftigkeit, an sich gesunde, aber doch immerhin seltene Bildungen. Allein es gibt Geschehensformen, die noch viel stärker als sie die gleiche Hinwirkung auf Stillstand, die gleiche Gegenwirkung gegen Fortschritt und Vorwärtsbewegung ausstrahlen, und die doch noch unvergleichlich viel verbreiteter als jene und nicht nur ebenso völlig gesunde, sondern unentbehrliche und höchst wertvolle Erscheinungen am Körper der Geschichte sind.

Eine erste und entscheidende Reihe von gründenden Erkenntnissen der auf diesen Blättern vorgetragenen Geschichtslehre ist auf dem Gedanken aufgebaut, daß alle geschichtliche Bewegung ausgeht von den schöpferischen Einzelnen. Mit einem zwar vielfach einzugrenzenden, innerhalb dieser Grenzen aber unantastbaren Recht kann der Satz aufgestellt werden, daß alle Großen, in Sonderheit alle Größten der Geschichte, einen entwicklunghemmenden Einfluß auf die gleichzeitig oder später von ihnen Bewirkten ausüben. Nur darf dieser Satz lediglich mit der Maßgabe gelten, daß diese Hemmung die Förderung, die die gleichen Urheber in geschichtlicher Wirkung ausüben, zur Voraussetzung hat.

Mit andern Worten: jeder Starke, der geschichtliche Gewalt über Zeitgenossen oder Nachfahren gewonnen hat, will durch sein Werk zwar die ihm folgen aus einer bisher von ihnen eingehaltenen Handlungsweise herausreißen, will sie einer anderen zuführen und somit also Bewegung, Vorwärtsschreiten im engeren Sinn der Geschichtslehre bewirken. Aber in den allermeisten Fällen will er zugleich mit derselben Bestimmtheit, ja oft mit noch leidenschaftlicherer Spannung, daß die von ihm herbeigeführte Handlungsweise die allein gültige sei, daß also eine andere, dritte nicht angenommen werde.

Alles Tat-, alles Geistwerk drängt in Kampf und Wettbewerb zur Geltung empor, jeder Schöpferische, der als Führer die Ge-

meinschaft bewirken will, kämpft als Angreifer nicht eigentlich — das wurde auf diesen Blättern schon auseinandergelegt[1] — gegen die Menge derer, die eine andere als die von ihm gewollte Richtung einhalten, sondern gegen die Führer, denen sie in dieser anderen Richtung folgen, gleichviel ob sie noch zu den Lebenden gehören, oder ob sie über den eigenen Tod fort weiter und immer weiter Wirkung ausgehen lassen. Wie sollten, die solches erfahren, nicht auch auf Verteidigungswaffen bedacht sein für gegenwärtige oder zukünftige Kämpfe. Und es leuchtet ein, daß die Neuerer-Führer, die als Angreifer Bewegung schaffen wollen, als Verteidiger — für die eigene oder zukünftige Zeit — Bewegung hemmen wollen.

Und diese Verflochtenheit zweier ganz entgegengesetzter Wirkungen, die sich wie ein Paradoxon, ein Widersinn des geschichtlichen Geschehens ausnimmt, bewährt sich in der Wirklichkeit dieses Geschehens beständig und in den bedeutendsten Fällen am unwiderleglichsten: Michelangelo hat in seine Bewegtheit ein Viertel eines Jahrtausends hineingerissen, Goethe, der selbst so wendungsreiche, hat in allen drei Richtungen seiner künstlerischen Stellungnahme wie ein Komet einen langen Schweif von Nachahmung und Nachahmern hinter sich her gezogen. Ein so viel minderes Kunstvermögen wie das Geibels hat mit seiner leichten Flüssigkeit und allzu süßen Glätte Vers und Reim der deutschen Liedkunst — nicht zu deren Vorteil — auf Jahrzehnte hin nach seinem Vorbild abgestempelt.

Nachahmung, Abstempelung, Einfluß, was bedeuten sie anderes, als daß die Entwicklung für eine gewisse Zeit, sei es ganz, sei es zu einem überwiegenden, sei es zu einem bestimmenden Teil an einem Punkt festgehalten und daß Werden in bloßes Wirken und, wenn man will, Werden in Sein umgewandelt wird. Und dies wiederum besagt, daß Kräfte, die sonst neue Formen von Tat oder geistigem Gebild hervorgebracht haben würden, nunmehr gebunden und zur Wiederholung der von ihnen als Vorbild anerkannten Handlungsweisen umgelenkt werden.

Wohl ist dieses Maß von Sein, in das sich das von den Großen

1) Vgl. Vom geschichtlichen Werden I (1925) 227 f.

ausgehende Werden umsetzt — dies wurde bereits berührt[1] — für den Bau des Stammes der Geschichte unentbehrlich, insofern ihm dadurch Halt verliehen wird. Und ebenso gewiß ist dieses Maß von Stillstand und Stete selbst für den Fortgang der Entwicklung um deswillen nötig, weil das spätere Werden, das dieses Sein wiederum ablöst, einer festen Unterlage bedarf, um von ihr aus den Absprung zu neuen Zielen zu wagen. Aber der Gegensatz zwischen dem geschichtlichen Werden und dem geschichtlichen Sein bleibt im Grundsatz doch bestehen. Und es sind in Zeiten sinkender Kraft Fälle genug denkbar, in denen die andauernde Übermacht der zuletzt aufgetretenen Starken und der von ihnen aufgestellten Vorbilder, die sich immer weiter Geltung verschaffen, das wenige von erneuernder Kraft, das doch auch eine so schwache Zeit aufzubringen imstande wäre, nicht aufkommen läßt.

Verfolgt man diesen Gedanken weiter, so ergibt sich, daß jenes Grundverhältnis, das von der hier vorgetragenen Geschichtslehre als das recht eigentlich alle Geschichte beherrschende aufgestellt wurde, das zwischen dem neuernden Führer-Einzelnen und der ihm Gefolgschaft leistenden Gemeinschaft, auch als ein Verhältnis von Werden und Sein aufgefaßt werden kann, insofern alle die von der Gemeinschaft ausgehenden Geschehensformen, insbesondere die Ausbildung von Übereinkunft und Überlieferung sowie das Festhalten an ihnen auf die Wiederholung von Handlungsweisen, also auf ein Sein im geschichtlichen Sinn ausgehen, im Gegensatz zu dem aus dem Einzelnen quellenden Werden.

Aber gerade weil dieses Verhältnis ein so weit verbreitetes, ja völlig allgemeines, die Geschichte in ihrem Ganzen wie in allen ihren Teilen beherrschendes ist, tritt es in seinen einzelnen Äußerungen nicht allzu augenfällig hervor. Anders dann, wenn die Träger des geschichtlichen Werdens, das in einem Sein nachgeahmt wurde, nicht Einzelne, sondern ganze Völker, ganze Kunst- oder Glaubensformen sind.

Es ist nicht von Nöten, die Lehre vom Einzelnen und von der Gemeinschaft hier noch einmal aufzurollen und zu diesem neuen Gesichtspunkt in Beziehung zu setzen, nur eines ist rätlich,

1) Vom geschichtlichen Werden I (1925) 308.

darauf hinzuweisen, daß die einzelnen Gattungen des handelnden und des Geist-Tuns sehr bemerkenswerte Unterschiede aufweisen in bezug sowohl auf den Grad der dauernden Nachahmung, als auch auf das Maß der erstrebten Seinsdauer.

Im Reiche der Tat ist alles staatliche Schaffen eigens eng mit dem Bemühen verflochten, jede wesentliche Neuerung auf lange, auf sehr lange, im Zielbild für ewige Zeit gegen jede Störung sicherzustellen. An den stärksten Machtträgern wird dies Bestreben am allerdeutlichsten sichtbar. Kein Königtum ist je gewesen, das nicht einen Teil seiner besten Sorgfalt auf Vorkehrmaßregeln zu seiner unbedingten und nie nachlassenden Aufrechterhaltung verwandt hätte. Selbst wo gegenüber einer im beständigen Zunehmen begriffenen demokratischen Strömung solche Gedanken sehr wohl aufsteigen könnten, ist kein Herrscher zu bemerken, der für eine freiwillige Hinüberleitung seiner Einzel- in die Volksherrschaft Pläne oder gar Vorbereitungen aufzubringen vermöchte. Die Adelsherrschaft pflegt, wo sie zu ausgebildeter Staatsform gelangt, mit der gleichen, wenn nicht mit noch größerer Zähigkeit auf ihre Selbsterhaltung bedacht zu sein. Am ehesten sollte dem Lehrbegriff nach zum mindesten heutige Volksherrschaft auch ihr eigenes Aufhören, etwa bei geändertem Volkswillen, zuzulassen geneigt sein, und die Verfassung des deutschen Freistaats eröffnet in der Tat eine solche Möglichkeit. Aber eigens glaubenseifrig eingestellte Volksherrschaften machen solche Zugeständnisse gegen ihr eigenes Bestehen nicht. Die französische Republik von 1792 setzte die Todesstrafe schon auf die Einbringung eines Antrages auf Wiedereinführung des Königtums, und die heutige kommunistische Herrschaft über Rußland gibt kaum dem gestürzten Zarentum an Unbedingtheit des Selbsterhaltungstriebes etwas nach.

Aber schon die Wirtschaft zeigt hier wesentliche Abweichungen, vor allem abgestuft nach den Zeiten: die älteste Form, die Landwirtschaft, war im Großbetrieb von jeher fast mehr von Macht- als von Erwerbstrieb beseelt, war früher mehr Grundherrschaft als Grundbesitz und deshalb von ähnlichen Unbedingtheiten in Hinsicht auf Dauer und Selbsterhaltung bestimmt wie das Fürstentum und hat dann bis auf die Gegenwart in der Form

von Fideikommissen und Majoraten sich bewahrt. Großhandel und Großgewerbe dagegen, viel heutiger in ihren Lebensbedingungen, wissen nur selten noch und nicht auf lange Zeit von solcher Überlieferungszähigkeit.

Noch denkwürdiger sind die Unterschiede, die die Bezirke des geistigen Reiches aufweisen: der Glauben als die herrscherlichste Form der geistigen Tätigkeit ist seinem ganzen Wesen nach auf Unbedingtheit, also auf Unveränderlichkeit gerichtet. Kommt ihm ein heiliges Schrifttum zu Hilfe, so wachsen die Möglichkeiten einer Festlegung von Glaubenssatzung und Dienst noch weiter; tritt noch eine Kirchen- und Priestertumsordnung von fester Beständigkeit, insbesondere in der Form der Einzelherrschaft eines geistigen Oberhaupts hinzu, so ist, wie die Verfassungen des tibetanischen Buddhismus und der römisch-christlichen Kirche zeigen, ein Höchstmaß von Sorge um die Beständigkeit, und zwar von sehr erfolgreicher Sorge erreicht. Es ist aber vielleicht einer der höchsten Ruhmestitel des heutigen Protestantismus, daß er in einigen seiner vorgeschrittensten Vertreter bis zu dem Gedanken durchgedrungen ist, daß jede Generation der Gemeinschaft der Gläubigen ein Recht darauf in Anspruch nehmen könne, ihrem Glauben die ihrem Bedürfnisse, ihrem Seelenzustand gemäße Form zu geben.

Innerhalb der Wissenschaft gibt es ein wenn nicht gleiches, so doch immerhin ähnliches Maß von grundsätzlichem Festhalten, von einem leidenschaftlich betonten Aussprechen und Formen von Wahrheiten, denen ein fast unveränderlicher, ja ein Ewigkeitswert beigemessen wird. Alle Erkenntnis-, alle Daseinswissenschaft von eigens begriffsmäßiger Grundrichtung ist ganz von solchem Bestreben beherrscht, und es ist nicht von ungefähr geschehen, daß man diese Grundrichtung die dogmatische, die glaubensmäßige genannt hat, denn ohne irgendwelche Gehalte mit dem Glauben zu teilen, hat sie doch mit ihm gemein die nachdrückliche Ausprägung starker Satzungen und das eifervolle Festhalten an ihnen, wenn sie einmal zum Gesetz erhoben sind. Alles Philosophieren, insofern es durch Setzung im Voraus einzelne Denkbilder aufgestellt hat, insofern es deduktiv, von oben nach unten ableitend aus ihnen rein denkmäßige Folgerungen

zieht und ihnen den gleichen Anspruch auf Geltung verleiht, alle Ideenlehre also, aller Apriorismus, alle Deduktion gehören hierher. Aber auch die Mathematik, insofern sie erfahrungslos gefundene Grund-Sätze — Axiome — aufstellt oder aufzustellen vermeint, ist von derselben Gesinnung erfüllt; desgleichen alle Physik, wenn sie ihres Wesens als einer Erfahrungswissenschaft vergißt und unumstößliche Gesetze aufzustellen vermeint.

Den Gegenpol aber stellt hier alle Erfahrungswissenschaft dar, die, wenn nicht auch sie wahnvollen Anwandlungen unterliegt, grundsätzlich jedes ihrer Ergebnisse nur mit dem Vorbehalt vertritt, daß es der Verbesserung, also Änderung durch später zu gewinnende neue Erfahrungen zugänglich sei. Am verkehrtesten handelt wohl die Geschichtsforschung, als die von Beruf eigens erfahrungsmäßige Erfahrungswissenschaft, wenn sie diese Bedingtheit ihrer Erkenntnisse vergißt.

Kein Zweifel, in jeder Forschung ist wie im Glauben ein Zielgedanke mächtig, der jede ihrer Findungen für endgültig und unumstößlich ausgeben möchte, da jedes wissenschaftliche Tun Gewißheit zu schaffen trachtet. Aber ebenso gewiß hat jede Wissenschaft, auch die angeblich herrscherliche, absolute, wenn sie als Geschichte von sich selber in ihre Vergangenheit blickt, Ursache genug, sich von der Bedingtheit noch der scheinbar gewissesten ihrer Erkenntnisse zu überführen.

Ein ähnlicher innerer Widerspruch bestimmt in diesem Betracht das Verhalten der Kunst. Nicht jede Kunstrichtung nur, nein jeder einzelne Künstler, der sich das Gesetz seines Schaffens selbst geformt hat, will ein Ausschließend-Höchstes, ein Herrscherlich-Höchstes, ein Absolutum. Die Kunst jedes Künstlers schließt, wenn er Einer ist, die aller andern aus, nicht freilich auf den frühen Stufen der Kunstentwicklung, wohl aber heut. Dies ist eine Antinomie, ein Widerspruch von innen her, der alle kunstgeschichtliche Wertung und im lebendigen Leben allen Kunstgenuß auf das schmerzlichste bedroht[1] und der doch tief im Wesen alles künstlerischen Tuns verwurzelt ist, nicht von ihm getrennt gedacht werden kann.

1) Eine etwas eingehendere Begründung dieser Beobachtung findet man in dem Buch: Eindruckskunst und Ausdruckskunst (1927) S. 247—250.

Immerhin ist auch hier im Bezirk der Forschung eine Fülle von Gradunterschieden zu beobachten. Zuweilen greift die Macht der Gemeinschaft ein, die nicht nur Übereinkunft, nein auch Überlieferung zu schaffen und zu bewahren vermag: der Stil, insofern er im Längsschnitt der Zeiten sich als dauernde Vorschrift behauptet, bedeutet nichts anderes als die Festlegung bestimmter Kunstweisen. In dem uns zeitlich nächsten der Zeiträume, die dieses Geschehen in vorbildlicher Stärke ausgebildet haben, in unserem Mittelalter, gibt es eine lange Reihe von Schulfällen für diese Regel: man gedenke etwa der Schule von Siena, deren letzte Ausläufer noch als Zeitgenossen Rafaels über sich gewannen, die Kunstweise Duccios, mehr als zwei Jahrhunderte also nach ihrer Entstehung, festzuhalten.

Tieferen Ursprungs, aus dem Kern des Wesens der Kunst herstammend, sind die Unterschiede, die Formenkunst und Stoffkunst in diesem Betracht aufweisen. In aller Formenkunst, d. h. also in allen den Kunstweisen, die auf die Formengebung als solche gerichtet sind und sie durch Auslese und Steigerung — Stilisierung — weit mehr als den Inhalt, den Stoff zu betonen pflegen, überwiegt der Drang zur Herrscherlichkeit, zum Absolutismus. Der Grund hierfür ist nicht weit zu suchen: in einem ganz ähnlichen Sinn wie der Begriff in der Wissenschaft, so ist die Form in der Kunst ein Denkbild, das dem Anspruch seines innersten Wesens nach Endgültigkeit setzen und bedeuten will. Ein Beispiel von schlechthin unübertreffbarer Schlagkraft liefert im Bereich unseres Weltalters der Klassizismus, d. h. die Formen- und Stilkunst, die, vorbereitet von 1750 ab, die Jahrzehnte zwischen 1789 und 1815 beherrscht. Schon ihr Name will wie jede andere Anwendung des Wortes klassisch — außer aller Anspielung auf die Antike — doch auch die Unbedingtheit, die Unübertreffbarkeit und damit den Ewigkeitsanspruch der von ihr gefundenen und festgehaltenen Kunstweise ausdrücken. Und dies war denn in der Tat auch die Gesinnung, von der diese Künstlergeneration beseelt war. Selbst Goethe, der doch erst von dieser Bewegung ergriffen worden war, hielt ihre künstlerischen Entscheidungen für endgültige, und wenn er, der Dichter, sie wieder verließ und in einem tiefsten Sinn Romantiker wurde,

so hat er sie doch in seinem Verhältnis zur bildenden Kunst aufrecht erhalten.

Alle zur Stoffkunst neigenden Schulen und Meister aber werden umgekehrt dem andern Pol zustreben, d. h. einem Verhalten, das die eigene Weise nicht für die einzige und unabänderliche ansieht. Denn indem sie, alle Realismen und Naturalismen also, die Wirklichkeit selbst zur Dominante, zum Richtungsbestimmer ihres Schaffens machen, so liegt ihnen die Erkenntnis nahe, daß zu diesem Ziel von den einzelnen Zeitaltern, Völkern, Strömungen, ja noch von dem einzelnen Schaffenden selbst her sehr verschiedene Wege führen können. Wie alle Form notwendig zu Gesetz und Bindung führt, so muß die Stoffkunst das Ich des Künstlers in etwas befreien, indem sie zwar den immer gleichen Gegenstand, die Natur selbst als Modell zur Richtschnur ihres Tuns im Sinn völliger Unterordnung erhebt, aber der Sehkraft und der Sehrichtung des Auges doch grundsätzlich Spielraum gewährt.

Drittes Stück

Das Wachstum des Erbganges

Die bisher beobachteten Formen von Geschehen, das zu Stillstand und Sein neigt, haben im Grunde nicht eigentlich das Gepräge ausschließlicher oder auch nur überwiegender Geschichtlichkeit. Denn sie umfassen Vorgänge, die zwar gewiß als Ereignisverkettungen gewisse Zeitmengen beanspruchen, um sich in ihnen abzuspielen, und die als solche durchaus in den Bereich der Geschichte gehören, die aber sich mehr wie das Auf und Ab der sich hebenden, sich senkenden Wellen des Meeresspiegels, also wie ein Querschnittsgeschehen ausnehmen. In Sonderheit von der wesentlichsten dieser Geschehensformen, von der auf Werden beruhenden und doch ein Sein bezweckenden Auswirkung der schöpferischen Einzelnen erhält man den Eindruck, als hebe sich dieser beständige Wechsel des Aufzuckens von Werdenskraft und dann wieder des Erstarrens zu Unveränderlichkeit einigermaßen auf.

In Wahrheit verhält sich dies allerdings nicht so: denn es sind ja von den höchsten Einzelnen Wirkungen ausgegangen, die sich über alle Jahrhunderte erstrecken, die seit ihrem Auftreten vergangen sind. Diese haben mithin eine Unveränderlichkeit des Verhaltens bei allen von ihnen Berührten hervorgerufen, die schon um der Länge der von ihnen beeinflußten Zeitstrecken willen als eine wahrhaft geschichtliche, als eine Längsschnitterscheinung angesehen werden muß. Am eindeutigsten ist dies an Buddha, an Jesus, an Muhammed zu beobachten. Und Fälle von geringerem Ausmaß der überschatteten Zeiträume schließen sich an. Buchstäblich genommen muß hier also ein höchst formenreiches Wirrsal längerer und kürzerer Stillstellungen des Werdens durch das aus Nachahmung entstehende Sein angenommen werden.

Gleichwohl mag als Gesamtdurchschnitt jenes Gleichnis des Wellenspiels auf dem Meeresspiegel zutreffen. Das Entscheidende ist, daß sich, abgesehen von jenen drei höchsten Ausnahmen, immer ein Wechsel zwischen Werdens-Aufstieg und Seins-Senkung nachweisen läßt.

Allein das Bild der Geschichte weist Geschehensformen auf, die in augenfälligem Unterschied von diesem Auf und Nieder durchaus als Längsschnitterscheinungen, demnach als geschichtliche Arten von Geschehensverkettungen im betonten Sinn des Wortes angesehen werden muß. Es sind fortschreitende, progressive Reihen, durch ihre Beschaffenheit auch völlig geschieden von jenen Ausnahmefällen geschichtlicher Entfaltung, die mehr Werk- als Entwicklungswerte in sich darstellen und von denen hier zuerst die Rede war. Und eben in ihrem beständigen Fortschreiten nähern sie sich dem Bild geschichtlichen Geschehens, das man als das regelhafte, als die Norm wird ansehen können: dem Bild der Entwicklung oder der eigentümlich zusammengesetzten Erscheinung, als die sie angesehen werden muß, wenn auch dem Wort eine nicht biologisch, nicht teleologisch gefärbte, nicht also an Pflanzen- oder Tierwachstum angelehnte noch mit Zielgedanken vermischte Bedeutung beigemessen werden soll, sondern eine Beschaffenheit *sui generis*, von ganz eigener Art, die nur der Menschheitsgeschichte eigen-

tümlich ist und die aus Anderswerden und Dasselbebleiben, sei es zu gleichen, sei es zu anders abgewogenen Teilen besteht und die mit dem Wachstum des Pflanzen- und des Tierleibes nur die Autogenie, die Eigenwüchsigkeit, d. h. die Autarkie, die Selbstgenugsamkeit gemeinsam hat.[1]

Auf den einen der beiden Urbestandteile, in die hier Entwicklung zerlegt ist, auf die Dasselbigkeit, auf das Ebensobleiben, kommt es hier an. Jede, auch die flüchtigste, die am raschesten vorwärtseilende Entwicklung kann dieses Beisatzes von Nicht-Fortschritt, man ist versucht zu sagen von Nicht-Entwicklung, nicht entbehren. Er und er allein gibt jedem geschichtlichen Fortschreiten erst Beständigkeit und Stete, macht im Grunde den Völkern erst geschichtliches Leben möglich, das sonst in ununterbrochenen Wechsel und haltloses Wirrsal übergehen würde.

Alle die Unterschiede der Entwicklungsgeschwindigkeit zwischen Völkern, die hier festgestellt wurden, beruhen auf dem Mischungsverhältnis der beiden Urbestandteile, und wie es sich in ganzen Zeitaltern oder in den einzelnen sachlichen Entwicklungsreihen gestaltet, davon hängt die Formen- und Farbenfülle an der Oberfläche alles geschichtlichen Lebens zu einem guten Teil ab. Und wiederum hat die Gestaltung dieses Mischungsverhältnisses ihren Ursprung in der tiefsten Wurzelschicht der Seele eines Volkes und seiner Führer: denn wie heftig Neues begehrt und wie rasch es geschaffen, wie schnell oder wie langsam Altes aufgegeben wird, das hängt mit allen Kräften unseres Seelenvermögens zusammen: zumeist mit dem Gefühl und der Vorstellungskraft.

Und so tief also das Verhältnis zwischen den beiden Entwicklungsbestimmern, dem Überlieferungsdrang, der Dasselbigkeit, und dem Neuerungsdrang, der Anderssein sucht, mit dem Wesenskern eines Volkes, einer geschichtlichen Gemeinschaft zusammenhängt, es kann sich doch in den Zeiten wandeln. Dem Begriff nach sind hier zwei Formen des Fortschrittes möglich: ein Anwachsen des Neuerungs- und eines des Überlieferungsdranges. Aber es scheint doch, als sei im Wesen des menschheitsgeschicht-

1) Man vergleiche vielleicht die umständlichere Begründung in der Geschichte der Menschheit I (1907) 52 f.

lichen Geschehens nur das eine, das zweite Wachstum, das der Dasselbigkeit begründet. Das Erben an sich nimmt zu und damit die Masse der vererbten Handlungsweisen.

Und dieses Geschehen ist es, das sich als eine Zunahme des Seins gegenüber dem Werden darstellt, und zwar als eine regelhafte Erscheinung in noch stärkerem Maße als jene erste Gruppe von Fällen, von der hier zuerst in diesem Sinn die Rede war, und als eine beständige Erscheinung noch nachhaltiger als die Sein schaffende Auswirkung der schöpferischen Einzelnen, die sich zumeist nur auf gewisse Dauer geltend macht.

Für die Erörterung einer so allgemeinen Sicht muß zunächst ganz außer Acht bleiben, ob es sich hierbei um eine Summierung von Auswirkungen der Einzelnen, die durch die Stärke ihrer strahlenden Kraft Nachahmung erzwingen, handelt, oder um eine Steigerung des Dranges zur Nachahmung bei den dem Vorbild folgenden Gemeinschaften.

Vielleicht an keinem anderen Punkte der auf diesen Blättern aufgestellten Geschichtslehre macht sich die ihr notgedrungen anhaftende Beschaffenheit eines ersten Versuches so schmerzlich geltend wie an diesem. Denn eben nur Umrisse können hier gezeichnet werden, wo sehr nachdrücklich der Wunsch nach einem fest und farbenreich ausgeführten Bild aufsteigt.

Es sollen hier nicht zuerst die vollreifen Fälle steigender Zunahme von Dasselbigkeit des Geschehens in Betracht gezogen, sondern zuvor eine Gruppe von Vorformen überschaut werden, in denen ein Überwiegen des Seins über das Werden nur zum Teil und auf eine gewisse Zeit gelingt.

Man erinnert sich einer früheren Beobachtungsreihe, deren Ergebnisse hier zu anderem, neuem Zweck herangezogen werden können. Es sind die Geschichtserscheinungen, die unter dem Sammelnamen der Gegenwendlichkeit betrachtet wurden. Diese seltsame, für den Gesamtbau der Geschichte vielleicht kennzeichnendste Baueigenschaft, der schroffe Richtungswechsel an den Wegkehren der Bahnabschnitte, hält sich zwar durch alle Stufenalter der Geschichte hindurch bis zur Neuesten Zeit, aber immer von neuem mußte bei dem hier gegebenen Überblick

darauf verwiesen werden, wieviel Erbgänge von einem zum anderen Lebensalter der Völker dennoch stattgefunden haben. Und schon der flüchtigste Überblick über diese Wegkehren des Gesamtverlaufs und die Erbgänge, die über sie fortführen, läßt zu dem Ergebnis gelangen, daß die Masse des Erbes und die Wucht der an sie gehefteten Dasselbigkeit des Handelns beständig im Zunehmen begriffen gewesen ist.

Kein späteres Paar aufeinander folgender Zeitalter steht sich mit der gleichen schroffen Schärfe im Gegensatz gegenüber, wie das von Urzeit und Altertum. Zwar ist — ein starker Beweis für die Kraft des Erbgeschehens schon bei seiner ersten Bewährung — auch die Fülle des damals schon unverletzt Überlieferten nicht gering; aber die großen, die den Bahnabschnitt kennzeichnenden Bewegungen — Volksherrschaft, Gemeinwirtschaft, Allseelenglaube, Wirklichkeitskunst der Urzeit hier, Großkönigtum, Grundherrschaft, geprägter Götterglaube und geprägte Stilkunst dort — stehen einander in vollem Richtungsgegensatz gegenüber. So klar auch noch die nächsten Wegkehren in ihrer Bahnbiegung und die Paare der aufeinander folgenden Bahnabschnitte in ihrer Gegenwendlichkeit vor Augen treten, immer sichtbarer werden die Vermischungen, mit denen bestehenbleibende Handlungsweisen am Gelenk der Zeitenscheiden die beiden sich berührenden Bahnabschnitte verbinden und den Gegensatz zwischen alter und neuer Zeit abschwächen. An vielen Stellen greift das Selbstherrschertum des Altertums in das Mittelalter über, starke Bestände von Körperschaftsbildung werden in Staat wie Wirtschaft aus dem Mittelalter bis in die Mitte, ja hier und da bis an das Ende der Neueren Zeit hinübergenommen: in der Behördenordnung wird die mittelalterlich-genossenschaftliche Kollegienverfassung erst sehr spät durch das Einzelbeamtentum verdrängt, in der Verfassung hält sich das ebenso genossenschaftlich-mittelalterliche Ständetum, in der Wirtschaft das Zunft- und Gildenwesen ebenfalls lange gegen die neuen Mächte des unumschränkten König- und Beamtentums, des vordringenden Kapitalismus. Die tiefste Überschattung eines späteren Entwicklungsalters durch das voraufgehende in diesen mittleren Zeiten ist wohl die starke Beimischung von herrscherlich-ich-

mäßiger Stilkunst, die die sonst an Stoff und Wirklichkeit hingegebene Gotik in der Baukunst und doch auch in Malerei und Dichtung durch die vom Altertum vererbte Neigung zu Formenzwang und stilisierender Steigerung erfährt.

Vollends stark erweist sich der Erbgang, der von der Neueren zur Neuesten Zeit hinüberleitet: daß gegen den in der großen Revolution aufrauschenden Demokratismus es so schnell durch das Kaisertum zu einem Rückschlag von übermächtigem Herrschertum kommt, ist nicht zu denken ohne die Einwirkung des erst soeben gestürzten unumschränkten Königtums der Neueren Zeit. Ingleichen nehmen sich die ichstarken Bewegungen des Klassizismus und der gleichzeitigen großen bauenden Wissenschaft, vornehmlich in der Philosophie, wie die unmittelbaren Fortsetzungen der letzten Nachklänge der ebenso ichstarken Kunst des Rokoko und der großen Gedankenbauten im Zeitalter Herders und Kants aus. Alle Verflechtungen sehr entgegengesetzter Bewegungen in Geist und Gesellschaft des ausgehenden neunzehnten und des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts sind letztlich in etwas auf ähnlich unüberwindliche Überlieferungen zurückzuführen.

Immerhin gilt von allen diesen Erbgängen, daß sie sich nur zum Teil und auf Zeit durchsetzen. Man wird sagen dürfen, in diesen Fällen ringt zwar das Sein um den Sieg über das Werden, aber es erringt ihn nicht voll. Kennzeichnend für sie alle ist, daß sie sich um die Gelenke der Übergänge von einem Bahnabschnitt in den anderen lagern. Es sind *enjambements* — um in der Sprache der französischen Verskunst zu reden — Verschenkelungen, die vom Schnittpunkt zweier Bahnabschnitte diese wie die Schenkel eines Winkels zur Einheit umklammern. Wollte man hier zu einer ausgeführten Formenlehre vordringen, so würde sich ergeben, daß vielleicht kein einziger dieser Fälle ein völliges Erlöschen der in ihnen begonnenen Erbgänge und Dasselbigkeitsreihen aufweist, daß keiner von ihnen aber auch das auf Erbantritt, auf Überlieferung beruhende Sein einer Handlungsweise voll und beständig durchgesetzt hätte.

Viertes Stück

Endgültigkeiten

Eine zweite Gruppe, eine Anzahl von, daß ich so sage, vollreifen Erbgängen zeigt dieses sieghafte Durchdringen durchaus. Gewiß nicht im buchstäblichen Sinn, im Sinn des völligen Aussetzens der Fortentwicklung, wohl aber in dem der Aufrechterhaltung eines Grundstocks der überkommenen Erbmasse. Mustert man die einzelnen Sachentwicklungen, in die sich das Geschehen aller Bezirke des Lebens aufspalten läßt, so finden sich derlei eiserne Bestände überall.

Die stärkste Tat der Urzeit in demjenigen Kerngebiet des gesellschaftlichen Lebens, das damals recht eigentlich und mehr als der Staat der Brennpunkt alles handelnden Geschehens war, ist die Gründung der Sonderfamilie, und gerade sie ist die dauerhafteste aller ihrer Ordnungen geworden. Sie, d. h. die geschlossene Geschlechtsverkehrsgemeinschaft zwischen einem Mann und einer oder mehreren Frauen, bei weitem am öftesten einer Frau, sowie die Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft zwischen ihnen und ihren Kindern hat sich mit einer einzigartigen Festigkeit durch alle späteren Entwicklungsalter hindurch gehalten. Hier schien es bisher, als sei wirklich ein vollkommen in sich gesättigtes Sein an die Stelle alles weiteren Werdens getreten. Wohl haben die seelischen Bande, die diesen Bund zusammenhalten, sich zweimal, im späten Mittelalter und zu Ausgang der Neueren Zeit, wesentlich geändert, verstärkt; aber der feste Rahmen dieser wichtigsten und grundlegendsten von allen gesellschaftlichen Ordnungen ist durch Jahrtausende unberührt geblieben. Und erst unsere Zeit hat in Plan- und Wunschgedanken, aber auch nur in ihnen, an ihren Bestand gerührt. Selbst für die Zukunft scheint keine gesellschaftliche Einrichtung so stark bewehrt gegen die Möglichkeit einer tatsächlichen Erschütterung. Der Gedanke kann aufsteigen, es sei hier ein unabänderliches, ein im Erdensinn ewiges Sein gefunden.

Im Sinn der Geschichtslehre als einer Längsschnitt-Mechanik

des Lebens der Menschen und der Völker ist an dieser Geschehensreihe dies vorzüglich denkwürdig, daß in ihr ein starker Gegensatz auffällt zwischen den Anfängen und allen späteren Bahnabschnitten dieser Entwicklung. Denn so fest und beständig der Bau der Sonderfamilie für die Geschlechterstaaten von der mittleren und späteren Urzeit ab — für die minder wichtigen, doch in diesem Stück schneller reifenden Siedlerschaftsstaaten[1] schon vom Ausgang der frühen Urzeit an — gegründet erscheint, so lebendig und voll von Veränderungen, man möchte sagen von Versuchen, ist die Urzeit in diesem Stück in ihren Anfängen. Doch nicht nur der an wucherndem Wachstum so überreiche Geschlechterstaat des festländischen Australiens, von dessen Ausnahmeschöpfungen schon die Rede war[2], nein auch die straffer zusammengefaßte und zielgerechter vorwärtsschreitende Bildungsgeschichte des nordost- und nordwestamerikanischen Geschlechterstaats zeigt in diesen frühen Teilabschnitten der Urzeit eine reiche Formenfülle und ein wendungsreiches Wachstum. Und dann durch alle Jahrhunderte hin doch dieses eisernfeste Fortbestehen, bis zu einer Gegenwart, die zwar einige Erschütterungen des Erb-Bestandes in Gedanken und Zielen, noch nicht aber in der Tat aufweist.

Die Geschichte des handelnden Lebens der Menschheit zeigt eine nicht ganz geringe Anzahl von Seitenstücken zu diesem Schulfall einer vom Werden fort, zum Sein hinneigenden Entwicklung. Nur daß im Bezirk der Wirtschaft die Einrichtung des Eigentums, in dem des Rechts die der Strafe, in dem des Staats die Gesellschaftsform des Staates selbst zwar kaum weniger lange, zum Teil noch längere Zeiträume solcher Seinsbeständigkeit aufweisen, daß sie auch darin der Geschichte der Sonderfamilie gleichen, daß sie bis auf unsere Gegenwart diese Dauerhaftigkeit bewährt haben, daß sie aber für die Zukunft nicht so viel Gewähr des Fortbestehens bieten, wie sie denn auch in der Gegenwart noch mehr Anfechtungen zu erleiden haben.

Man wird aus guten Gründen geneigt sein anzunehmen, daß das geistige Leben, das schauende und bildende Leben des

1) Vgl. oben S. 241—245.
2) Vgl. Bd. II (1926) 450—456.

Geistes nicht so dauerhafte Beständigkeiten aufweist wie das handelnde der Gesellschaft, vornehmlich darum, weil es nicht so derbe und standfeste, sondern flüchtigere und wandelbarere Gebilde hervorbringt. Und doch ist dem nicht so. Eine Entwicklungsreihe gibt es zum mindesten, die einen sehr viel weiteren und gliederreicheren Wirkungszusammenhang umfaßt als die Sonderfamilie und doch im gleichen Maße sich zur Seinsbeständigkeit hingeneigt hat: es ist die Geschichte der Sprache.

Übersieht man die Geschichte der Sprachen — und zwar der Sprachen aller Stufen — in ihrem Längsschnitt, so ergibt sich als offenbar allgemeingültige Regel für den Bau ihrer Entwicklung, daß sie in allem Wesentlichen Erzeugnisse der Urzeit, ja der frühen Urzeit sind. Gleichviel, ob man die Sprache eines lebenden Urzeitvolkes mustert, wie die der Eskimo, oder die derjenigen Völker höchster Stufen, deren Sprachgeschichte sich bis in ihre Kindheit oder wenigstens doch in ihre Jugend, also bis an die Schwelle der Urzeit rückwärts verfolgen läßt, wie die der Germanen, immer ergibt sich, daß die Urzeit schon dies höchste und wichtigste Werkzeug des Geistes in seiner unsäglich feinen Ausgliederung, seiner tausendfachen Mannigfaltigkeit geformt und ausgeschliffen hat.

An sich ist dies eine der erstaunlichsten Tatsachen in der Geschichte der Menschheit — das wird am schnellsten dann offenbar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Ausbildung des Wortvorrats und des Formenbaus der Sprache doch nicht nur ein Vorgang der Sprachbildung, sondern ebensosehr auch einer der Begriffsbildung, d. h. der Ausformung unseres wesentlichsten Verstandeswerkzeugs gewesen ist. Dazu ziehe man die geistige Zugespitztheit und Feinnervigkeit aller der Hunderte von sich übereinanderschichtenden Begriffen, die Zusammengesetztheit und Verflochtenheit der hierbei beständig notwendig werdenden Schöpfungen von höheren, also abgezogeneren Denkbildern in Betracht, erwäge man auch, eine wie starke Flügelkraft suchender, erprobender, findender Einbildungs- und Vorstellungsmacht des Geistes sich unter dem nur als nächste Aushilfe benutzten Ausdruck Abziehung – Abstraktion – verbirgt, der an sich viel zu arm und unzureichend für das hier gemeinte Geschehen ist.

In diesen Morgenzeiten des menschlichen Geistes muß er ein Höchstmaß von Anspannung und Schöpferkraft auf die Errichtung dieser wundergleichen Form- und Begriffsgebäude verwandt haben — und man entsinnt sich aus früheren Vergleichen, die auf diesen Blättern angestellt wurden, daß nicht das Irokesische nur, nein auch das Eskimo, also die Sprache einer Stämmefamilie, die in Staat und Wirtschaft und, was mehr sagen will, selbst in der Ordnung der Bluts- und Geschlechtsverkehrsverbände nicht über die Teilstufe mittlerer Urzeitgesittung hinaus gediehen ist, an Viel- und Feingliedrigkeit, Zusammengesetztheit und Folgerichtigkeit den Sprachen der höchsten Geschichtsvölker, der Griechen, Römer, Germanen nicht nachsteht. Denn die Entwicklungshemmung, die allerdings in dem anlagernden — agglutinierenden — Formenbau, in der Schwerfälligkeit ihrer sehr scharfsinnig zusammengestellten, aber auch sehr unbeweglichen Satzwörter diesen Sprachen als eine schicksalschwere Mitgift von ihrer Entstehung ab in die Wiege gelegt worden ist, kommt für die Bewertung dieser Sprachgebilde als geistiger Schöpfungen kaum in Betracht, da sie ihre lähmenden Einwirkungen erst auf den — von diesen Völkern nie erreichten — mittleren und höchsten Stufen ihrer Entwicklung hätte geltend machen können.

Als eine schlechthin regelhafte Erscheinung ergibt sich mithin für das Wachstum der Sprache ein Höchstmaß von Übergewicht der Urzeit in Hinsicht auf Werdens- und Schöpferkraft, seltsam ähnlich dem Geschehen in der Geschichte der Familie, in etwas auch des Eigentums und eines bestimmten Grundstocks von Staatseinrichtungen, Rechtsanschauungen und Sittengebilden. Nur daß diese eigentümliche Bevorzugtheit eines und gerade des kind- und keimhaftesten Lebensalters der Menschheit sich insofern an der Geschichte der Sprache noch viel nachdrücklicher ausprägt, als hier ein ganzes großes weitverzweigtes Insgesamt von Lebensbetätigungen diese Eigenschaft aufweist, während jene Seitenstücke doch nur sehr viel begrenztere, teilhaftere Lebenszusammenhänge angehen.

Was aber für die Urzeit sich wie ein über alles Begreifen starker Aufschwung der Schaffensmacht darstellt, hat für alle späteren

Bahnabschnitte des Weges der Menschheit den Schluß zur Folge, daß in ihnen ein fast ebenso unbegreifliches Mindermaß von Entwicklungsfreudigkeit, Entwicklungsstärke in diesem Lebensbezirk Platz gegriffen hat. Und das ist denn in der Tat das Endergebnis jeder Überschau über den weiteren Werdegang solcher Sprachen, die die ganze Folge der Entwicklungsalter durchlaufen haben, die sich bis zur Gegenwart als möglich darstellen. Kein Zweifel, so viel Wandlungen im Einzelnen sich noch vollzogen haben, in der Gesamtmasse bleibt alles, was die späteren Bahnabschnitte etwa der deutschen Sprachgeschichte dem Formenbau der ältesten Sprache an neuen Errungenschaften zugefügt haben, um ein Vielfaches zurück hinter dem in ihren Anfängen geschaffenen Grundstock. Ja, es stellt sich der erstaunliche Tatbestand heraus, daß die Änderungen, die sich im Laufe dieses langen Weges vollzogen haben, zu einem großen Teil Formverluste, Abschleifungen, Ermattungen an Klang- und Formenfülle sind, ein Sachverhalt, der sich innerhalb des germanischen Sprachbezirks im Fall des Englischen bis zu Verwitterung und einem Endzustand von Verarmtheit und Verschlissenheit gesteigert zeigt.

Zieht man nun die Summe aus diesem Grundverhältnis im Insgesamt des sprachgeschichtlichen Entwicklungsbaus, so findet sich das für den hier verfolgten Gedankengang höchst denkwürdige Endergebnis, daß nach einer Anfangszeit höchst gesteigerter Werdensfülle, die nach der Zahl der Jahrhunderte gemessen sehr lang sein mag, im Sinne der entwicklungsgeschichtlichen Zeitrechnung aber kurz ist, sich in dieser Geschichtsreihe eine augenfällig starke Neigung zum Sein durchsetzt. Denn mag auch das Gewicht der schöpferischen Zutaten, die etwa in der deutschen Sprachgeschichte für Mittelalter und Neuere Zeit zu verzeichnen sind, in Hinsicht auf die Bereicherung des Wort- und Begriffsschatzes durchaus nicht gering sein — die Blüte der deutschen Dichtung hat durch Wieland, Goethe, Jean Paul in diesem Betracht große Errungenschaften aufzuweisen — für den Formenbau, der für die Sprache als Gebild doch den ersten Rang einnimmt, ist die Zahl ihrer Neu- und noch ihrer schöpferischen Umbildungen sehr gering.

Und man wird nicht umhin können, in diesem Sachverhalt die Bezeugung einer überwiegenden Neigung von der Unruhe des Werdens fort, zur Ruhe der Beständigkeit hin zu erkennen. Je gewaltiger die Werdenskraft war, die sich in den Anfangsaltern der Sprachgeschichte ausgewirkt hat, desto stärker scheint sich das Gefühl der Sättigung und die Vorstellung, ein endgültiger und zulänglicher Zustand, eine befriedigende Form des Seins sei erreicht, in diesem an sich jedem Reiz und jeder Lockung zum Schaffen eigens ausgesetzten Bezirk des geistigen Lebens geltend gemacht zu haben.

An Seitenstücken von begrenzterer Bedeutung fehlt es nicht: die frühere, die Urzeitschicht des Glaubens, die Allkraft- und Zaubervorstellungen, die Gestaltenwelt der Geister führt im Bauerntum des platten Landes als Aberglauben, trotz tausendjähriger Verfolgung durch das Priestertum des herrschend gewordenen Christentums, noch immer ein Überlebsel-, ein *survival*-Dasein fort; der Versbau im Gedicht und viele Urbestandteile in der Formenfügung der bildenden Kunst, gar nicht wenige Grundvorstellungen noch unserer Wissenschaft — man denke an die Trennung von Leib und Seele — sind uralt, d. h. von Urzeit-Herkunft. Die Gottesgestalten der Altertumsstufe, die Mystik des Mittelalters schließen sich an — sie alle zum mindesten in der Forderung Unabänderlichkeit, Unveränderlichkeit, ewiges Sein beanspruchend.

Fünftes Stück

Das Streben zum Sein als einem Endziel

Wohl war vom Sein bisher die Rede, aber immer doch nur in dem Sinne, daß die Neigung zu ihm sich in die an sich unrastigen Werdegänge unseres Geschlechtes einschleicht, wie ungewollt, fast unbewußt und jedenfalls nicht eigentlich laut und als Losung verkündet. Aber gerade solch ganz bewußte, ja ausgesprochene Neigung zu Sein und Nicht-Werden, Nicht-mehr-weiter-Werden ist in einer ganzen Fülle von einzelnen Formen nachzuweisen.

Bevor sie wenigstens in einer Anzahl von eigens kennzeichnenden Fällen aufgesucht werden, sei auf eine Volkspersönlichkeit verwiesen, die zwar auch in völliger Unbewußtheit, aber in solcher Grundsätzlichkeit und Folgerichtigkeit sich in ihrem Wesen dem Werden abgeneigt und bis zu ihrem Mittelalter in dieser Abneigung beharrend gezeigt hat, daß dies Verhalten in Hinsicht auf Nachdruck und Wirkung fast bewußter und bekannter Werdenslosigkeit gleichkommt.

Es sind die Inder der alten, und zwar nicht nur der vorbuddhistischen Zeiten, sondern auch noch langer Jahrhundertereihen nach Buddha, an denen diese eigentümliche Eigenschaft beobachtet worden ist. Keine noch so angestrengte Bemühung heutiger Europäerforschung vermag sichere Ordnung in den Nachrichten über die ältere Geschichte Indiens herzustellen, nur deswegen, weil den Indern in allen diesen Zeiten jeder Sinn für Zeitrechnung und geschichtliche Festlegung der Vergangenheit abgegangen ist. Für die ältesten Zeiten ist dies keine Ausnahme oder doch keine Auffälligkeit: Urzeitvölker haben die Erinnerung an die Vergangenheit nur sehr selten bis zu geschichtlichen Aufzeichnungen ausgebildet, und noch die Anfänge aller Altertumsreiche pflegen sich im Dämmer völliger Geschichtslosigkeit zu verlieren. Aber die großen Königsstaaten von Vorderasien, ebenso wie auch die des mongolischen Hinterasiens haben von ganz frühen Zeiten ihres Altertums ab mit sehr viel geschichtlichem Sinn für die Aufbewahrung des Gedächtnisses ihrer eigenen Taten Sorge getragen. In Indien aber taucht der erste kümmerliche Versuch von Geschichtsschreibung erst ein halbes Jahrtausend nach Buddha, und also anderthalb Jahrtausende nach Beginn des altindischen Mittelalters auf, und noch um das Jahr 1030 nach Christus klagt der kluge Al-Birun, der als erster Vorderorientale und, wenn man will, Westländer Indien gründlich kennengelernt und beschrieben hat, über den Mangel der Inder an Sinn für Zeitfolge und Zeitrechnung der geschichtlichen Ereignisse. Und er versichert, daß, wenn er in seine indischen Gewährsmänner gedrungen sei, um nähere Auskunft von ihnen zu erlangen, sie stets bereit gewesen seien, ihm Märchen zu erzählen.

So gewinnt man den Eindruck, daß das unbewußte, pflanzen-

artig-wachstumshafte Dasein, das den Urzeitvölkern aller Rassen und Breiten eigentümlich ist und war, hier sich bei einem sonst hoch gestiegenen Volke bis in sehr viel reifere Lebensalter beständig erhalten hat. Wobei sich dann der seltsam gemischte Sachverhalt ergibt, daß auch dieses große Volk, das zu den Genies unter den Gliedern der Menschheit gehört, zwar in seiner gelebten Geschichte genug Werke und Taten des Werdens aufzuweisen hat, daß es aber in seinem Bewußtsein und demgemäß auch in dem dunklen Drängen seines Wollens weit mehr auf Sein als auf Werden eingestellt war. Es lebte Geschichte, aber es liebte sie nicht, wollte weder Geschichte schreiben noch machen. Daß alle seine stärksten Fähigkeiten sich in Glauben, Bildwerk, in Gedanken und Gedicht ausgaben, stimmt damit überein: der Geist, insofern er schafft, ist zwar auch an Vergangenheit und Geschichte gebunden, aber sofern er zukünftiges Neues will, ist er sozusagen grundsätzlich geschichtslos, geschichtsloser als Tat und Staat, die an tausend Fesseln der Überlieferung gekettet sind. Und auch die andere Eigentümlichkeit der Inder aller dieser Zeitalter, daß sie bei weitem nicht so starke und dauernde Staaten hervorgebracht haben, wie alle andern in der Geschichte großen Völker Asiens oder gar Europas, mag mit diesem Zug zur Geschichtslosigkeit die gleiche Wurzel teilen: der Einzelne lebt zu nachdrücklich und zu ausschließlich ein eigenes Dasein, als daß ihm wie hier an der Bindung im Querschnitt des gegenwärtigen Lebens, so dort an der Bindung im Längsschnitt von Geschichte und Überlieferung allzuviel gelegen wäre. Es scheint zwischen Staatssinn und Geschichtssinn eine Nähe der Verwandtschaft zu bestehen, die durch diesen Seelenzusammenhang aufs beste erklärt wird.

Der Fall Indiens mag eine Form der Neigung zum Sein, der Abgewandtheit vom Werden vertreten, die in unbewußten Eigenschaften der Volksseele wurzelt, vielleicht ihr unmittelbar von Land und Himmel, von der aufreizenden, doch auf die Dauer erschlaffenden Sonne des Südens eingegeben worden ist. Aber die Geschichte weiß auch von einer Gruppe von Völkern zu erzählen, deren Wesen ganz entgegengesetzt auf Bewußtheit gestellt ist, die diese Bewußtheit auch der Vergangenheit gegenüber

als eigens geschichtlichen Sinn bewähren und doch Sein und Endgültigkeit anstreben, Werden und Neuerung ablehnen.

Seltsam genug tritt diese Gruppe zum mindesten in einem Vorläufer schon unter den Urzeitvölkern auf. Die Irokesen, ein Stamm, der am Maßstab sonstiger Urzeitgesittungen gemessen einen ganz ungewöhnlich starken geschichtlichen Sinn ausgebildet hat, haben zum mindesten durch die Tat, durch das wirkliche Geschehen ihrer Geschichte, vornehmlich ihrer Verfassungsentwicklung, auch einen Konservativismus, eine Überlieferungsfestigkeit und Überlieferungszähigkeit bewiesen, die sich als weit mehr dem Sein denn dem Werden verschrieben erkennen läßt. Welch ein Gegensatz: die Irokesen, dieses Genie unter den Staatsvölkern der Urzeit, haben bei ihren großen Staatsfesten zwar in mündlicher, aber darum kaum weniger sicherer Überlieferung regelmäßig der Geschichte ihres Stammes gedacht, haben jährlich die Erinnerung an die Gründung ihres Bundesstaates erneuert, so wie sie sie sich vorstellten, haben ebenso regelmäßig auch die Taten des letztverflossenen Jahres diesem kostbaren Erbgut zugefügt, und trotzdem macht ihre Verfassung den Eindruck, als hätten sie gar nicht genug Vorbeugungsmittel gegen das Aufkommen von Einzelherrschaft und Königtum ersinnen können. Und dies will doch nichts anderes sagen, als daß sie dem großen Werden ihres Gemeinwesens gerade den Weg verlegten, der es allein zu noch höheren, noch standfesteren Staats- und Kriegserfolgen hätte führen können, als die von ihnen erreichten, wahrlich schon hohen Ruhmes werten gewesen waren. Sicher wäre hier falsch, von einer Richtungswahl im Sinn bewußter oder gar klug und begrifflich erwogener Entscheidung zu reden; aber ebenso gewiß ist, daß der innere Sinn dieses hohen Urzeitvolkes den einmal erreichten Zustand für so unübertrefflich hielt, daß er ihm jede Umwälzung oder auch nur Durchbrechung fernzuhalten bestrebt war.

Ein Beispiel sehr viel höherer Stufe, aber auch sehr viel geprägterer Form, das geschichtlich wertvollste, für die Menschheit bedeutendste, bietet die chinesische Geschichte dar. In der Tatsächlichkeit ihres Verlaufes stellt sie auf Jahrtausende hin einen Fall von äußerster Entwicklungslosigkeit, oder, um vor-

sichtiger zu sprechen, von äußerster Entwicklungsarmut dar. Nicht in dem Sinn — darauf wurde schon zu mehreren Malen hingewiesen — als ermangle sie selbst auf begrenzte Zeitstrecken hin jeder Bewegung; es läßt sich ja von ihr nachweisen, daß in den Teilabschnitten ihrer Verfassungsentwicklung ein zwar sehr langsames und lang hinschwingendes Auf und Nieder der Hauptkurve statthat, insofern zwischen Stärke und Schwäche der Königsgewalt, zwischen Stärke und Schwäche der örtlichen und Bezirksmachthaber ein steter Wechsel zu beobachten ist. Aber gerade dieser Wechsel weist in seinem Grundgeschehen eine so regelhafte Wiederholung auf, daß der Sinn der geschichtlichen Bewegung, der doch nur in wahrhaftem Anderswerden sich auswirken kann, zu einem großen Teil durch sie aufgehoben erscheint.

Und auch sonst sind die Mächte des Beharrens, des bewußten Beharrenwollens bei dem einmal Gefundenen und als bewährt Erprobten in der chinesischen Seele sehr stark, fast übermächtig. Der Fortschritt, den die chinesische Malerei hat machen müssen, um zu ihrem Gipfel zu gelangen, war gewiß sehr bedeutend; aber wie seltsam, daß man dann durch ganze Jahrhundertreihen hindurch nicht nur bei der gleichen Kunstweise verharrt hat, nein, daß man es sogar liebte, immer wieder die gleichen Werke in Nachbildungen zu verbreiten und zu besitzen. Klassik an sich, Endgültigkeit, ist hier offenbar die Losung geworden. Noch schwerer von Gewicht und zugleich noch weitergehend ist die Tatsache, daß die Geschichte des chinesischen Glaubens, soweit er eigen Werk war, doch eigentlich nie über die Anfangsschöpfung des Altertums hinaus gediehen ist. Denn des Lao-tse mittelalterliche Mystik ist, wie alle die Verfassungsentwicklungen des chinesischen Staatslebens zu Adels- und Lehnsstaat hin, nicht zu beständiger Macht und Herrschaft gediehen: der heutige Vulgär-Taoismus hat mit ihr nichts zu schaffen; nur der bluts- und landfremde Buddhismus ist an ihre Stelle getreten.

Kung-fu-tse, in dessen Sittenlehre der Geist des Chinesentums doch wohl seinen kennzeichnendsten Ausdruck gewonnen hat, war — das mag als Bild und Zeichen dieser seiner dem Sein und Beharren zugeneigten Seelenbeschaffenheit gelten — in jedem

Sinn auf Erhaltung des Bestehenden und ganz und gar nicht auf Neuerung bedacht. Er war es so sehr, daß er den zu seiner Zeit gerade herrschenden Lehnsstaat zwar zur Reichseinheit aufgipfelt, aber nicht etwa durch das ehemals und dann wieder später übermächtige Großkönigtum ersetzt zu sehen wünschte. Das Zielbild des vollkommenen Menschen, des »Fürstensohns«, das ihm vorschwebte und zu dessen Durchsetzung er Hunderte von den Regeln seiner Lebenskunst ersonnen hatte, ist vollends eine im inneren Sinn klassische, auf Sein und Endgültigkeit abgestellte Gedankenschöpfung. Schon die Grundtugenden, die er dem Fürstensohn predigt, Gehaltenheit und Wohlanständigkeit, tragen diesen Stempel, und die Achtung vor dem Staat und aller Harmonie des Lebens, von der er ausgeht, ebenfalls.

Den Mongolen des vorderen Orients, in Sonderheit den Türken, ist dieser Grundzug zum in sich ruhenden Sein, zu einer alle Unrast und Neuerung ablehnenden Gehaltenheit in Wesen und Geschichte nicht so stark, doch noch deutlich genug aufgeprägt.

Sechstes Stück

Der Drang zum Werden und der Drang zum Sein als Gegenmächte

Wollte man nun aber Orient und Sein, Europa und Werden ohne weiteres gleichsetzen, so würde man doch nicht ganz und ausnahmslos recht behalten. Kein Zweifel, das Europäertum als solches ist Erreger und Träger aller lebendigsten Geschichte, allen andauerndsten Werdens auf unserem Stern. Aber auch innerhalb seiner ist es zum mindesten an einer Stelle und zu einer Zeit zu einer Offenbarung der entgegengesetzten, auf Sein und Endgültigkeit abzielenden Lebensgesinnung gekommen. Und zwar, und dies ist eine an das Wunder grenzende Seltsamkeit, gerade bei dem Glied des eurasischen Indogermanentums, das in Hinsicht auf seine geschichtliche Regsamkeit und auf seine Entwicklungsgeschwindigkeit an der Spitze steht: bei den Griechen. Die Geschichte ihrer bildenden Kunst und mehr noch die ihrer Forschung, in Sonderheit ihrer Daseins- und Erkenntnislehre

offenbart in der entscheidenden und wenn man will gipfelhaften Mitte ihres Verlaufs einen Zug zu Klassizität, Seinsvollendung und Endgültigkeit, der sie bei allem sonstigen Gegensatz in einige Nähe zu Asien und Orient rückt und ihr zugleich eine sehr grundsätzliche Unterschiedenheit von allem neueuropäischen, in Sonderheit germanischen und deutschen Wesen aufprägt.

Schon in den Anfängen weist die Entwicklung des griechischen Geistes eine Besonderheit auf, die sich freilich nur der sehr gespannten Aufmerksamkeit der vergleichenden Forschung enthüllt. Jene eigentümliche Abneigung gegen geschichtliches Leben, die sich als kennzeichnendes Merkmal des indischen Geistes herausgestellt hat, findet in mehr als einem Betracht Seitenstücke im frühen Griechentum. Es bleibt doch denkwürdig, daß in Griechenland wie in Indien die Entwicklung des forscherlichen Geistes ganze Jahrhundertereihen noch seiner Mittelalterbahn hat zurücklegen müssen, um nur bis zu den Anfängen einer Aufzeichnung geschichtlicher Dinge zu gelangen, und daß bei den Griechen wie bei den Indern die eigentümlich spielerische und wenn man will kindhafte Vorform der eigentlichen Geschichtsschreibung sich vorlagert: die nicht nur im Form-, nein auch im Sachsinn dichterische Behandlung der Taten der Vorzeit. Wenn uns von dem ersten ganz bedeutenden Werk über indische Geschichte, der Radschatarangini des Kalhana, versichert wird, daß sie ganz den Stempel freier erzählender Dichtung trägt und daß man sie doch nicht mit Unrecht die Chronik von Kaschmir genannt hat, so stellt sie sich eben in dieser Zwitterhaftigkeit neben die homerischen Gedichte, von denen man zuletzt ebenfalls mit Recht wird aussagen dürfen, daß sie der Form und der künstlerischen Absicht nach Gedichte sind, dem Gehalt nach aber, zum mindesten soweit die Ilias in Betracht kommt, auch Geschichte überliefern. Woraus dann hervorgeht, daß man einmal die Ungeschichtlichkeit der Inder, dann aber auch den Geschichtssinn der Griechen nicht allzu hoch wird veranschlagen dürfen.

Für den hier verfolgten Gedankengang aber stellt sich das Ergebnis heraus, daß das Griechentum doch nicht, was von ihm anzunehmen auch eine ihm gegenüber durchaus prüfend, durch-

aus kritisch gestimmte Geschichtsauffassung geneigt sein wird, ohne weiteres Regel und Maßstab für europäisches Völkergeschehen als solches darbieten kann. Denn die vorderorientalischen Altertumsreiche, die in so hohem Maß geschichtlichen Sinn bewährten und die an ihrem Orte mit Indien verglichen wurden, dürfen mit viel besserem Rechte als Durchschnitt angesehen werden. Und man gerät auf den Gedanken, wie in der indischen Seele, so möchten auch in der griechischen die frei spielenden Mächte der Dichtung, des Glaubens so sehr überwogen haben, daß die nüchternere und wirklichkeitsnähere Betrachtung von Welt und Menschheit, die zur Wissenschaft und so auch zur Geschichtsschreibung führt, erst lange nach ihnen in ihr Platz greifen konnte.

Denn alle diese Beobachtungen bilden nur das Vorspiel dieser Betrachtung, deren Grundstock der Tatsache gewidmet sein soll, daß ein sehr starker Grundtrieb des griechischen Geistes vom Werden fort, dem Sein, d. h. einem Zielzustand von Endgültigkeit, Unübertrefflichkeit und Unveränderlichkeit zugewandt war. Es ist vornehmlich — kaum nötig es mit dürren Worten zu sagen — die Ausbildung der Denkbilderlehre durch Platon, die den Ausgangspunkt für diese Sicht auf das Griechentum bildet. Man kann zu ihr die verschiedenste Stellung einnehmen, und man weiß, wie mannigfaltige und schlechthin entgegengesetzte Beurteilung sie durch das reine Denken der alt- wie der neueuropäischen Völker erfahren hat. Das Eine aber wird gültig über sie ausgesagt werden dürfen: die Ideen Platons sind uns ganz geschichtlich, ganz unvoreingenommen auf sie Sehenden der griechischste Ausdruck griechischen Wesens, den wir uns vorzustellen vermögen.

Ihr tiefster Sinn aber ist, das ist ebenso gewiß, ein innerstes Trachten zum Sein hin: nicht die Unrast der mannigfaltigen, noch die der sich wandelnden Erscheinungen gilt ihm als Kern und eigentliche Wahrheit der Welt, nein, ein Zielbild des Geistes, das nicht mehr als ein Erzeugnis des suchenden Denkens der Menschen, sondern als eine von Ewigkeit her bestehende Überwelt dargestellt wird, nicht ein Erschlossenes, Erfolgertes, sondern die Offenbarung eines Seienden.

Kein Zweifel, dieser ehrgeizigste Wurf des griechischen Gedankens ging aus einer Höchstspannung des Geistes hervor: eine Geistwelt, reiner, höher, stärker, folgerichtiger als alle Wirklichkeiten wurde erbaut. Aber diesem Ja der Leistung steht doch auch ein Nein zur Seite: die Abwendung wie von aller Wirklichkeit, so insbesondere vom Werden in der Welt, die beide als klein und unwert beiseite geschoben, als geringe Schattenbilder jenes höheren Seins verachtet werden. Und von der Welt der Erkenntnis her hat Platon doch auch nicht gezögert, sein Bestreben auf das Handeln, das Leben der Menschen auszudehnen. Wenn er ein Denk- und Zielbild des Staates und fast des ganzen gesellschaftlichen Zustandes entwarf, so bedeutete dies doch eine Erstreckung des Seins auch auf Tat und Staat der Menschheit: die Vollkommenheit, die Endgültigkeit sollte nun auch für sie erreicht und allem weiteren Werden ein Ende gemacht sein.

Nun haben sich weder das Denken noch das Handeln im Leben des späteren Griechentums an diese Befehle des herrscherlichen Denkens gekehrt: das Werden ist weitergegangen. Aber es sollte von Schicksal schaffendem Einfluß auf die Geschichte alles neueuropäischen Denkens bleiben, daß einmal eine so starke Stimme im Chor der Geister für die Sache des Seins und gegen die des Werdens laut geworden war. Und fast ebenso folgenreich wurde der starke Zug zu Endgültigkeit, Klassik, d. h. doch Unübertrefflichkeit und Unveränderbarkeit, der sich der Kunst der Griechen, der bildenden und hier und da, jedoch seltener, auch der redenden aufgeprägt hat.

Nur an der Allgewalt des handelnden Lebens selbst, das sich seine Ziele ja nicht im mindesten nur von dem nach Wahrheit suchenden Verstand, noch auch nur von der Schönheit erstrebenden Einbildungskraft stecken läßt, sondern ebensosehr, ja noch mehr von den Trieben Leibes und der Seele und ihren leidenschaftlichen Entflammungen, ist der Wille zum Sein, der die Denkbilder Platons beherrschte, wie es scheint, machtlos abgeprallt. Von einer Einwirkung seines großen Gedankenplans für Staat und Lebensform auf den wirklichen Werdegang beider in Griechenland ist nichts zu verspüren. Nur für die Lehre vom Staat und später auch von der Gesellschaft wurde dieser früheste

und geistesmächtigste Versuch eines großen Zielbildes für beide, weit über Zeit und Grenzen des Griechentums fort, Schicksal und Wege bestimmend.

Und was im Zeitalter und im Gesittungskreise seines Ursprungs Zielbild war, das wurde für die neueuropäischen Völker auf ganze Jahrhundertreihen hin Vorbild und eben um des Glanzes von Vollkommenheit und Unübertrefflichkeit willen, mit dem es die Verehrung der jüngeren Völker umgab, ein neuer Träger von Bestrebungen, die vom Werden fort, zum Sein hin zielten.

Ja, der Bereich dieses Kreises nachgeborener Vorbilder wurde noch weit über den vom Griechentum selbst erreichten Umfang hinaus erweitert: über die Denkbilder Platons, über die mittagsreife Kunst des Phidias und aller seiner Nachfolger und Nachahmer fort wurde griechisches Schaffen für endgültig und vollkommen angesehen, die Antike wurde ein Summenbegriff solcher Endgültigkeit und mit Klassizität für gleichbedeutend gehalten. Auch dies in allen seinen Folgen ein neuer Sieg des Strebens zum Sein, eine neue Niederlage des freien Werdens im Menschengeschlecht.

Daß in diesem Betracht, d. h. in dem elementarsten Lebens- und Geschichtssinn, den es überhaupt geben mag, das alteuropäische Weltalter mit so starker Gewalt in das neueuropäische übergegriffen hat, ist um deswillen von so übergroßer Bedeutung, weil einer der tiefsten Unterschiede zwischen antiker und germanischer, insbesondere zwischen griechischer und deutscher Geistigkeit und in Sonderheit Forscherlichkeit ganz unzweifelhaft der stärkere Wille der Griechen zum Sein, der stärkere Wille der Germanen, der Deutschen zum Werden ist. Den unwiderleglichsten Beweis für diese Verschiedenheit erbringt die ganz augenfällige Überlegenheit, mit der die germanische Geistes- wie Naturwissenschaft die Einsicht in das Werden von Natur und Menschheit unvergleichlich viel tiefer getrieben, viel weiter ausgedehnt haben, als die der Griechen. Doch bleibt hier freilich auch auf der germanischen Seite ein Empfangenwollen, ein Empfangenkönnen, das nicht anders ausgelegt werden kann, denn als die Bezeugung eines Drangs zum Sein auch seiner tiefsten, innersten Seele. Und dem entspricht allerdings, daß es

auch in der Geschichte des freien Gedankens bei den Germanen, ja bei den Deutschen durch die Hand erst von Leibniz, dann von Kant zum Aufbau großer neuer Geistwelten oder doch Geistsichten hoch über Wirklichkeit und Zeitenwandel gekommen ist, in Gestalt des Substanz-Apriorismus des Einen, des Form-Apriorismus des Andern, d. h. einer Setzung im Voraus, die bei Leibniz die ganze Fülle der Einzeldinge, des Weltgehalts selbst also angeht, bei Kant aber zum mindesten und zuletzt doch nicht weniger herrscherlich die Werkzeuge des Erkennens angreift. Und diese beiden Vorstöße zum Sein hin, vom Werden fort sind ganz eigentümlich, ganz germanisch-deutschen Ursprungs, während alle Neuplatonismen bis zum jüngsten und stärksten von ihnen, Husserls Phänomenologie, bei gleicher Wesensrichtung von dem griechischen Urbild um vieles abhängiger sind.

Und selbst in Hinsicht auf das handelnde Leben, auf Gesellschaft, Staat und Wirtschaft ist es zum wenigsten in Plan, Forderung, Lehre, aber neuestens doch auch in werktätiger Ausführung zu Bewegungen gekommen, die ein Sein zum Ziel haben. Alle die — ebenfalls erst neueuropäischen, von romanischen oder germanischen Köpfen ersonnenen — Gedankenpläne für eine bestimmte Entwicklungsrichtung, die ersten Losungen, die dem Menschengeschlecht überhaupt für eine bewußte Wegewahl in die Zukunft hinein gegeben worden sind, Rousseaus Entwürfe vor allem, sind nicht auf ein Ziel nur, nein auf Endgültigkeit gerichtet. Als Kant in seiner Idee einer Universalgeschichte in weltbürgerlicher Absicht diesen Fortschritt mehr buchte als weiterführte, hat er die Herrscherlichkeit, die Unveränderlichkeit eines solchen Zielzustandes, die seiner späteren, auf Begriff und Sein gerichteten Geistigkeit eigens genehm war, mit klaren Worten ausgesprochen.

Der viel gewaltiger in die Weite des gesellschaftlichen Geschehens, in die Tiefe der Umwälzung greifende Sozialismus trägt dies Gepräge von Endgültigkeit in noch schärferen Zügen. Und zum wenigsten in der dritten russischen Revolution hat diese Liebe zum Sein, zu einem nie wieder abzuändernden Endzustand im handelnden Leben selbst ihren ersten dauerhaften Ausdruck gefunden: so daß nun auch der dritte, der slavische

Urbestandteil des neueuropäischen Völkerkreises bestimmend in dies Geschehen der tiefsten Geschichts- und Lebensschichten eingegriffen hat.

Kein Zweifel, diese ganz bestimmten, geschichtlich sehr genau zu umgrenzenden Vorstöße endgültigen Beharrens sind die greifbarsten und sichersten Äußerungen des Willens zum Sein. Doch ist einiger Erscheinungen zu gedenken, in denen dieser selbe Wille eine allerdings minder ausgeprägte, eine verhülltere Form angenommen hat, die aber noch allgemeiner und noch weiter verbreitet, fast von allmenschlicher Gültigkeit sind. Alle Vorstellungskreise, in denen der Glauben die über dem Menschentum als mächtig geahnten Gewalten in Gestalt gebracht hat, sind mit der Nebenforderung vollkommener, endgültiger, ewiger Beschaffenheit geahnt und gedacht, also gegenüber der Mannigfaltigkeit und Wandelbarkeit menschlicher Dinge mit dem Anspruch auf Sein ausgestattet. Und wenn der Glauben den Menschen der größeren, den Göttern zugeschriebenen Gewalt unterwarf, so bereitete er sich doch in ihren übermenschlich-starken und dennoch menschlich gearteten Gestalten eine Ergänzung des als unzulänglich erkannten Menschentums durch eine über Mannigfaltigkeit und Wechsel zu Einheit und Sein erhobene Überwelt. War dem Menschen auch Vollkommenheit und Ewigkeit, also Sein versagt, so verschaffte er sie nunmehr diesen seinen gehöhten Abbildern wie zur Genugtuung und zum Ausgleich für die Mängel der eigenen Wesenheit.

Und was diesen über Menschenmaß und Menschenmacht gesteigerten und doch ihnen noch wesensgleichen Gestalten in traumhafter Fülle zugesprochen wurde, wurde in den zu höchst ausgebildeten Vorstellungen von einem verlängerten Leben des Einzelmenschen über den Tod hinaus diesem in immerhin angenäherter Vollkommenheit der Lebensbedingungen und jedenfalls als ein in sich beständiges Sein zuerkannt. Von den heiteren Vorstellungen, die sich schon nordostamerikanische Urzeitvölker von den ewigen Jagdgründen ihrer Vorfahren machten, bis zu der sinnlichen Seligkeit des muhammedanischen, der seelischen des christlichen Paradieses breitet sich da eine Fülle von Totenreichen aus. Aber allen ist gemeinsam die Eigenschaft des Seins,

der Endgültigkeit und Vollkommenheit, der Enthobenheit von aller Unrast und allem Wandel irdischer Dinge: sie alle bedeuten in bejahendem, Erlösung vom Übel verheißendem, wie in verneinendem, quietistischem, Tat und Schaffen mutlos fliehendem Sinn einen Sieg des Seins, und also eine Niederlage des Werdens.

Zur letzten Folgerichtigkeit hat jenen Sieg, diese Niederlage die Lehre Buddhas und der ihr verwandten Mystiker von Lao-tse bis zu Meister Eckhart getrieben, insofern sie aus Ruheseligkeit und Taten-, Schaffens-, Leidensscheu allem Werden, dem menschlichen wie dem außermenschlichen, Gegnerschaft ansagte, das Ende weissagte und die wahrlich unfrohe Botschaft vom Nirwana, vom nicht-seienden Sein verkündete. —

Daß sie unter allen Erdensöhnen uns Europäern, den Kindern des allem Tun, allem Schaffen, allem Werk günstigsten Teils unseres Sterns, die fremdeste und unmöglichste ist, wird allen Neubuddhisten und Wahlorientalen einer heutigen, vermutlich nur kurzen Zeitströmung zum Trotz erklärt werden können. Und aus dem gleichen Grunde wird, was die Geschichtslehre freilich allein angeht, die tatsächlichere Behauptung zu verfechten sein, daß es höchst unwahrscheinlich ist, daß unsere Völker und damit die von ihnen geführte Menschheit sich je zu dieser letzten oder einer auch nur gemäßigteren Absage an das Schaffen, d. h. die menschliche Form des Werdens bekehren werden.

Eine andere, freilich viel begrenztere und unvergleichlich viel enger bedingte Möglichkeit kann auch bei großer Vorsicht und rein erfahrungsmäßiger Denkart für die Zukunft der Menschheit ins Auge gefaßt werden. Das ist die einer Abnahme des bisher so völlig überwiegenden Wechsels von Stößen und Rückstößen, einer Beschwichtigung und Hemmung des Auf und Ab des bisherigen kreislaufmäßigen Richtungswechsels und seiner beständigen Gegenwendlichkeit, mit anderen Worten also, um bei dem auf diesen Blättern festgehaltenen geometrischen Gleichnisbild zu bleiben, die Möglichkeit eines Übergangs des bisherigen Bahnengewindes zu einem minder wechselvollen, minder heftig bewegten Linienlaufe.

Denn gewiß fehlt es in unserem jetzigen Entwicklungsalter

nicht an einigen Anzeichen, die ohne Wagnis so gedeutet werden können und müssen. Entgegen allen Bewegungsformen, die die frühen Bahnabschnitte des Gesamtverlaufs der Geschichte kennzeichnen, ist zum erstenmal in der Neuesten Zeit des neueuropäischen Weltalters die Entwicklungsrichtung nicht ganz einheitlich: Caesarismus und Imperialismus, Kapitalismus und Großunternehmertum, bauende Kunst und Forschung hier, Demokratismus, Sozialismus, Realismus und Deskriptivismus dort haben sich in einzelnen Teilstrecken unseres Bahnabschnittes wohl untereinander abgelöst, aber in Sonderheit in unserer jüngsten Vergangenheit, in unserer Gegenwart, in dem Zeitraum, der 1918 anbrach, zeigen sie sich in einem Nebeneinander, einer so unlösbaren Verflechtung, daß zum mindesten für das heutige Urteil eine Entscheidung darüber, welcher dieser beiden Gegenströmungen das Übergewicht in der Gegenwart oder doch die Aussicht auf den Sieg in der Zukunft zuzuerkennen sei, kaum möglich ist. Kompromisse, Vereinigungen, dritte Formen sind denkbar; denkbar vor allem aber ist auch die Auslegung, die in diesem Nebeneinander, diesen Durchkreuzungen und Verflechtungen Zeichen einer nahenden Aufhebung der schwersten Gegensätze, der schroffsten Richtungswechsel sieht.

Und dies würde das Nahen eines Seins oder zum mindesten eines ebenmäßigeren, langsameren Werdens bedeuten.

Nur wird eine Begrenzung dieser Voraussage möglicher Zukunftsentwicklung erforderlich sein. Es ist nicht nur zu wünschen, nein es ist auch als wahrscheinlich anzunehmen, daß jetzt und jetzt zum erstenmal die Wege von Geist und Tat, von schauendem und handelndem Leben sich scheiden.

Es ist wiederum nicht allein zu wünschen, nein auch als möglich zu setzen, daß die bösen Geister der ungezügelten Macht- und der noch fesselloseren Besitzgier, die bisher das Geschlecht der Menschen, und zwar in seinen edelsten und stärksten Gliedern, am uneingeschränktesten beherrscht und am heftigsten auf ihrem Weg vorwärtsgetrieben haben, von uns überwunden und unserer besseren Einsicht, unserer strafferen Selbstzucht untertan gemacht werden. Und dann ist zu denken, daß einmal die Menschheit wirklich zu einer gültigen und beständigen Ordnung

ihres gesellschaftlichen, ihres handelnden Lebens kommt und insofern also zu einem Sein gelangt.

Aber es ist nicht zu wünschen, noch — den Gewalten sei Dank — auch nur anzunehmen, daß der Geist, der forschende und bildende Geist je sich zu Einförmigkeit, Endgültigkeit und Unabänderlichkeit bekehre. Denn damit würde er sich selbst verneinen. Und da Neuerung und Wandel im Geist nie Unheil, stets Segen bedeuten, so muß und wird, wie der Tat Sicherheit, Stete, Beständigkeit dem Geist immer von neuem Wandel und Werden errungen werden.

Die Ordnungen des Lebens, die ja das Handeln allein zum Gegenstand hat, sind Hülle und äußerlich, das Schaffen des Geistes aber ist Kern, ist Innerlichkeit und also das Leben selbst. So darf, so wird jenem ein Sein zugeteilt, diesem das Werden nie genommen werden.

Verbesserungen

S. 12 ist nach Zeile 14 folgender Absatz einzuschieben:

Und nun prüfe man, um auch den hier zuerst verfolgten Gedankengang wieder aufzunehmen und zu Ende zu führen, den Hergang von 1804 auf seine Auswertungsmöglichkeiten durch die kürzesten und die längsten Entwicklungsketten, in die man ihn als Glied einreihen kann. Die kürzesten, d. h. die unmittelbar vorhergehenden, unmittelbar folgenden Ereignisse ermöglichen durch die Intensität, die ungeheure Gesteigertheit und Leidenschaftlichkeit ihres äußeren und inneren Geschehens wohl das Maß der Wucht und dadurch die Aussicht auf Wirkung und Nachwirkung zu erraten. Aber nur die rückwärts und — da dieser Fall es erlaubt — auch vorwärts gewandte Sicht über das Insgesamt französisch-fränkischer Geschichte ermöglicht die vollkommene Neuheit und Einzigartigkeit, der Vergleich mit dem ganzen Bahnengewinde der ungefähr gleichläufigen römischen Entwicklung aber die Wachstumsnotwendigkeit, die natürliche Zwangsläufigkeit und insofern erst den wahren Rang des Gipfel- und Wegkehrengeschehens von 1804 zu erkennen.

Das Ziel muß, das läßt auch dieses Einzelbeispiel erkennen, die Ausnützung beider Sehweisen sein; die starken Werte aber sind bei den weitesten Sichten zu suchen.

Seite 27 Zeile 12 von unten lies *der Archetypus* statt *den.*

Seite 118 Zeile 3 von unten lies *biogenetisches* Grundgesetz statt *phylogenetisches.*

Seite 133 Zeile 5 von unten lies *wird* statt *ist;* Zeile 6 von unten lies *werden* statt *worden.* Hierzu als Anmerkung: Vgl. u. S. 153—155, 156—160.

Seite 185 Zeile 8 von unten lies *Klokwan* statt *Klokwam.*

Seite 189 Zeile 12 von oben lies *bei* allen Völkern statt *zu.*

Seite 195 Zeile 7 von unten lies *kulminierende* Bahn statt *kumulierende.*

Seite 208 letzte Zeile lies mit *dem* Einzelwachstum statt mit Einzelwachstum.

J.G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart u. Berlin

KURT BREYSIG

Vom geschichtlichen Werden

Umrisse einer zukünftigen Geschichtslehre

Erster Band:

Persönlichkeit und Entwicklung

Geheftet Rm. 8.—, Ganzleinen Rm. 10.50

Der Mensch als Persönlichkeit wird durch Breysig wieder in lang entbehrte Rechte eingesetzt und in jedem ein Gefühl der Verantwortung geschärft . . . Vossische Zeitung

Zweiter Band:

Die Macht des Gedankens in der Geschichte

In Auseinandersetzung mit Marx und mit Hegel

Geheftet Rm. 15.—, Ganzleinen Rm. 18.—

. . . Es sind wahrhaft „Pfade in ein unbetretenes Land", Leitlinien für künftigen Aufbau, mit reichstem Wissen, tiefster Überzeugungskraft und höchst persönlicher Sprachkunst entworfen . . . Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte

Dritter Band:

Der Weg der Menschheit

Geheftet Rm. 14.—, Ganzleinen Rm. 17.—

Eine erste, biologisch erkennende Universalgeschichte. Mit diesem dritten Bande erhält Kurt Breysigs große Geschichtslehre „Vom geschichtlichen Werden" ihren krönenden Abschluß.

Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte

Zweite, stark vermehrte Auflage

Geheftet Rm. 9.—, Ganzleinen Rm. 12.—

Neben das größere Werk „Vom geschichtlichen Werden" tritt in zweiter, mehrfach veränderter Auflage diese Studie über die Entwicklungsalter der Menschheit . . . Aus einer Auseinandersetzung mit Oswald Spengler sei die Warnung vor allzu weitgehendem Vergleich von Völkern und Einzelmenschen hervorgehoben . . . Als Gesamtwurf ist das Buch das unentbehrliche Rüstzeug und eine unerschöpfliche Quelle tiefer Anregungen für jeden Geschichtsphilosophen von Fach und Neigung geblieben.

Deutsche Rundschau, Berlin

Georg Bondi, Verlagsbuchhandlung, Berlin

KURT BREYSIG

Kulturgeschichte der Neuzeit

I. Band: Aufgaben und Maßstäbe einer allgemeinen Geschichtsschreibung. XXXV u. 291 Seit. 1900. Geh. Rm. 4.—
II. Band: Altertum und Mittelalter als Vorstufe der Neuzeit. Erste Hälfte: Griechen. Römer. XXII u. 518 Seit. 1901. Geh. Rm. 6.—. Zweite Hälfte: Die Entstehung des Christentums. Jugend der Germanen. XXXIX u. 995 Seit. 1901. Geh. Rm. 10.—

Die Entstehung des Gottesgedankens und der Heilbringer

XI und 202 Seiten. 1905. Gebunden Rm. 3.50

Die Geschichte der Menschheit

I. Band: Die Völker ewiger Urzeit. XXVII u. 563 Seiten 1907. Gebunden Rm. 5.—

Von Gegenwart und von Zukunft des deutschen Menschen

VII und 240 Seiten. 1912. Geheftet Rm. 1.50

Eindruckskunst und Ausdruckskunst

Ein Blick auf die Entwicklung des zeitgenössischen Kunstgeistes von Millet bis zu Marc

250 Seiten. 1927. Geheftet Rm. 5.50, Ganzleinen Rm. 7.50

Bei M. & H. Marcus, Breslau erschienen:

Geist und Gesellschaft

Eine Festgabe in drei Bänden für Professor Kurt Breysig zum 60. Geburtstag

I. Band: Geschichtsphilosophie und Soziologie. Geheftet Rm. 6.—
II. Band: Geschichte und Gesellschaft. Geh. Rm. 8.—
III. Band: Vom Denken über Geschichte. Geh. Rm. 10.—

55
Germanenjahrhundert.

Mr. Joseph E. Stewart
1906 Chet Atkins Blvd.
Nashville TN 37212-2123